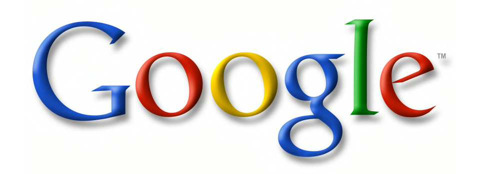




Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

R. Haym.



Dreizehnter Band.

Berlin, 1864.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Ein Blick auf die auswärtige Politik George Canning's.

George Canning and his times by Augustus Granville Stapleton, London 1859.
Vgl. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts 4. Bandes zweite Hälfte.

Es wäre schon an und für sich eine verdienstliche Aufgabe, wenn Jemand einmal übersichtlich, aber in scharfen Umrissen den Unterschied der englischen Staatskunst vor und nach der Reformbill, dieser letzten großen Epoche in der politischen Geschichte Großbritanniens, zu zeichnen unternähme. Die Arbeit würde aber erst Leben, das Bild helle Farbe gewinnen, wenn darin die Staatsmänner gleichsam zweier Menschenalter einander gegenübergestellt und die Gegensätze hervorgehoben würden, die zwischen ihnen bestehen, um schließlich das Verdienst derjenigen maaßvoll zu würdigen, welche das schwierige Werk unternommen, die Brücke von dem einen zum anderen Ufer zu schlagen. Vielleicht fällt dabei schon der Umstand in die Augen, daß die großen Politiker der Vergangenheit, Pitt, Fox, Canning in der Fülle ihrer Thätigkeit, in frühen Jahren aus dem Leben abgerufen sind, während alle Welt gegenwärtig das lange Leben und die zähe Gesundheit derer anstaunt, die weit über die gewöhnlichen Grenzen hinaus den Staat lenken, als gäbe es keine jüngeren Kräfte. Und welcher Abstand erst müßte zur Anschauung kommen, wenn die Charakterstärke und Consequenz jener, so wie die Größe der Objecte, mit denen sie sich zu befassen gehabt, verglichen würde mit der Haltung eines Palmerston, Russell, auch Gladstone, Disraeli, die sich unter unseren Augen von Zeit und Umständen so oft schieben lassen, die sich hüten, eine große, gewaltige Frage energisch anzufassen und, während sie eine Faust in der Tasche machen, so gern bei kleinen Streitigkeiten Sand aufwerfen. Doch wir wollen nicht gleich fortfahren in der Skizze einer solchen Arbeit; wir wissen außerdem recht wohl, und die Geschichte alter und neuer Tage predigt es überall, daß auch der vollkommenste Staatsmann, und wenn er wegen der gewissenhaftesten Treue zu den eigenen Grundsätzen noch so sehr gepriesen wird, über die Zeit und ihre Strömungen so wenig Herr wird, als er, wenn er überhaupt wirken will, durchweg die persönlichen Princi-

pien mit denen des politischen Standpunkts in Einklang zu setzen vermag. Sicherlich ist heute gerade unter denen, die sich übermäßig mit der eigenen Consequenz brüsten, in der Regel mehr Grundsatzlosigkeit anzutreffen als bei Männern, wie etwa Canning und Peel, die in Folge gründlicher Selbsterkenntniß ihre Ueberzeugung geändert haben und, weil sie das offen bekannten und dafür einstanden, so oft Ueberläufer und Verräther gescholten worden sind.

Den Ersten dieser beiden und zwar vorzüglich nur die größte That seines Lebens, seine laute Absage gegen die Principien der heiligen Allianz, uns zu vergegenwärtigen, das bezwecken diese Zeilen, indem sie sich auf die letzte Arbeit von Canning's noch lebendem Privatsecretär berufen, ein Buch, das wegen der merkwürdigen, zum Theil höchst picanten Originaldocumente, die darin mitgetheilt worden, unter uns in Deutschland, selbst nachdem Gervinus darauf aufmerksam gemacht und daraus geschöpft hat, noch keineswegs so bekannt geworden, als es verdient.

Es ist bekannt, daß Canning nach Lord Castlereagh's Selbstmord im September 1822 Minister des Auswärtigen wurde. Eine lange Irrfahrt lag hinter ihm, in der es mehr Sturm als heiteres Wetter gegeben, seitdem er als Jüngling, ohne vornehme Connexionen und deshalb Zeit Lebens von der Aristokratie über die Achsel angesehn, zunächst doch auf Grund akademischer Beziehungen sich der Tory-Partei angeschlossen hatte. Er blieb, so lange er lebte, stolz darauf, der Satellit des großen Planeten Pitt gewesen zu sein, so daß aus Vers und Prosa, wie er sie zu schreiben und zu reden verstand, so oft er seines bewunderten Meisters gedachte, gleichsam ein Ton sphärischer Harmonie hindurchklang. Vielleicht, daß eben deshalb selbst er, der doch in der Folge im Gegensatz zu der steifen Tory-Coterie so viel selbständiger dachte und handelte, sich nie aus den mächtigen Eindrücken persönlicher Traditionen ganz hat loswinden können. Die aufrichtige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Katholiken politisch zu emancipiren, und gegen Irland in socialer und kirchlicher Beziehung gerecht zu werden, die Energie, dem Auslande, wenn es mißhandelt, beizuspringen und gegen den Anfall des Uebermächtigen zu vertheidigen, wird ihm Niemand absprechen. In beiden Stücken hatte er an Pitt's Beispiel gelernt. Dasselbe Beispiel war aber auch maaßgebend für ihn, wenn immer wieder der Ruf nach Aenderung der britischen Verfassung, der Ruf nach parlamentarischer Reform erscholl, und er, obwohl durchaus selber ein Geist der Bewegung, wie ihn Guizot im Gegensatz zu Peel genannt hat, unter den unverlöschlichen Eindrücken der Revolutionsepoche in diesem Bedürfnisse der Zeit nur die Aeußerungen des Jacobinerthums wahrnahm. Das Beispiel Pitt's endlich ist unverkennbar in der

ehrgeizigen Meinung, unentbehrlich, die einzige berechtigte Kraft zu sein, um bei mißlicher Witterung das Ruder des Staats in die Hand zu nehmen. Die Tugenden der Selbstlosigkeit und Bescheidenheit werden freilich von jeher bei englischen Staatsmännern am seltensten gefunden; das liegt gewiß vorwiegend in den politischen Institutionen des Landes, aber kaum minder in der Weise, wie hier ein Jeder, der eine Rolle spielen will, im Gedränge der Parteien, in den Beziehungen zwischen Hof, Cabinet und Gesellschaft sich herauf und hindurch arbeiten muß. Mehr aber als Canning hat sich schwerlich Jemand vergeben, wenn es darauf ankam, wieder in das Amt zu gelangen, das er verloren; auch ein Russell, ein Disraeli nicht. Selbst dahin, wo seine scharfe Zunge am schwersten verletzt, vermochte er demüthig zurückzukehren. Von dem kalten Rivalen Castlereagh, dem er mit Pistolen gegenüber gestanden, ließ er sich doch wieder als Gesandten oder als Collegen in einem Nebenfache verwenden. Er ist beschuldigt worden, nur um Minister zu werden, die Sache, für welche er die lebhaftesten Sympathien hegte, die Sache der Katholiken verleugnet zu haben. Im Unmuth über den Mann selbst, seine feine klassische Bildung verachtend, hat ihn Niebuhr daher einmal einen politischen Kosacken genannt. Kein Wunder, daß ihn nicht nur die Eldon und Sidmouth für unzuverlässig und treulos hielten, sondern daß die wenigen Tory-Freunde, die gleich ihm dem Geist der Zeit näher standen, ihn verloren gaben, daß die Whigs sich höhnisch an ihm rieben, Fürst und Volk nicht mehr mit ihm zu thun haben wollten. Und doch war er der Mann, im gegebenen Moment zum Heile des Vaterlands in die Bresche zu treten. Das Bewußtsein vom eigenen Werthe hatte ihn nicht völlig irre geführt.

Nachdem er zuerst durch seine Haltung bei'm Proceß der Königin die Achtung der öffentlichen Meinung wieder erworben, brachten ihn die Umstände an Castlereagh's Platz. Dieser war doch eigentlich an dem Conflict zwischen der südeuropäischen Revolution und der Congreßpolitik der absoluten Mächte, denen er sich von Wien her weit über die britischen Interessen hinaus verschrieben hatte, zu Grunde gegangen. Die Achtung vor dem in den eigenen Angelegenheiten verfahrenen Inselstaate schien bei der Welt, den Regierungen wie den Völkern, seit 1815 völlig verscherzt zu sein, als selbst die Tories die Nothwendigkeit erkannten, aus der Klemme, in die sie gerathen, wieder heraus zu kommen, damit nicht radicale Umwälzung auch in Großbritannien obsiege, oder im Gegentheil die Sprüche von Troppau, Laibach und Verona auch über das Princip der englischen Verfassung Geltung erhielten.

Da war es nun ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in dem Augenblick, als Lord Liverpool, der alte Studiengenosse, den Widerwillen

Georg's IV. überwand, sich über die Einsprache seiner Collegen hinweggesetzte und Canning wieder in das Cabinet zog, — daß in diesem Augenblick die spanische Frage im Vordergrunde stand. Wieder drohten die Franzosen, jetzt freilich als Executoren der heiligen Allianz, die Halbinsel zu erobern, wieder stemmten sich liberale Cortes gegen ein in Europa allmächtiges System. War es doch Canning gewesen, der einst im Jahre 1809 es durchgesetzt, daß den gegen Napoleon die nationale Fahne aufpflanzenden Spaniern die Hülfe Englands gewährt wurde. Mit freudigem Stolze hatte ihn immerdar dieser Erfolg erfüllt. Aber konnte er jetzt, nachdem doch kaum mehr als ein Jahrzehnt dazwischen lag, nur irgendwie noch anknüpfen an die Verhältnisse der Vergangenheit? Wohl war es Frankreich, das wieder den Krieg erhob; allein statt Bonaparte schalteten Alexander und Metternich als Meister in Europa, und nicht gegen den Imperator, sondern gegen den eigenen legitimen Fürsten vertheidigten die Spanier die Verfassung vom Jahre 1812. Den Tories insonderheit hatten die aus dem französischen Muster vom Jahre 1792 und aus der nordamericanischen Volkssouveränetät geschöpften Grundsätze jener Constitution niemals zugesagt, in kalter Zurückhaltung hatten sie den Hader beobachtet, der darüber zwischen dem tollen Absolutismus Ferdinand's und der nicht weniger tollen Conspiration der Exaltados ausgebrochen war. Sie schienen sich den spanischen Angelegenheiten völlig entfremdet zu haben, nachdem aller wohlgemeinte Rath, Treue zu halten und die Verfassung dahin abzuändern, daß sich nach ihr regieren lasse, bei beiden Theilen in den Wind gesprochen war. Da sie überhaupt alle volksthümlichen Sympathien hatten fahren lassen, war selbst die Erinnerung an die glorreiche Wirkung spanischer Nationalkraft verblaßt; thatenlos, aber keineswegs ohne Interesse sah England außerdem dem fortschreitenden Befreiungskampfe der südamericanischen Colonien gegen das Mutterland zu, das, mochte es nun absolut oder liberal regiert werden, die Aufständischen nicht wieder zu unterwerfen vermochte. So waren denn in allen Stücken die Zeiten und die bewegenden Kräfte, die sich gegenüber standen, wesentlich andere geworden.

Aber durfte und konnte England unbeschadet seiner Machtstellung und Ehre auch den Schiedsspruch von Verona theilnahmlos vollstrecken lassen? Es hatte gegen die areopagitische Dictatur des Congresses protestirt und dachte folglich nicht daran, seine Schiffe dem Könige Ferdinand zur Verfügung zu stellen, wie jüngst noch seinem Vetter von Neapel. Es hatte stets die liberale Verfassung ohne gründlich conservative Reform als ein Unding bezeichnet und von jeher das Zerwürfniß auch zwischen den Cortes und den Colonien weiter reißen lassen; davon, etwa einen Wellington

zum zweiten Mal nach Spanien zu schicken, und zwar gegen die Politik der alten Alliirten, konnte nimmermehr die Rede sein. Hatte es damals den Volkskrieg unterstützt um ihn in aller Welt gegen den Bedränger Aller zu entfachen, so mußte es jetzt den Waffengang zwischen Revolution und Reaction zu verhüten suchen, damit nicht ein Weltkrieg wieder alle Mächte in seinen Strudel reiße. Die Stellung, die sich ihm darbot, war lediglich die der Vermittelung, und Canning, der Mann der Mitte, der principiell ein jedes Extrem haßte, der in dem Compromiß der heimathlichen Verfassung mit ächt englischem Entzücken die Garantie für den inneren Frieden erblickte, Canning war in der That der Aufgabe gewachsen, die Verwickelung auf ihre localen Schranken zurückzuweisen. Nachdem er überhaupt jede Intervention verdammt hatte, blieb ihm nur übrig, mit diplomatischen Waffen größeres Unheil abzuwehren; nachdem er dann trotz angestrengter Verhandlungen in Paris und Madrid den Einmarsch des Herzogs von Angoulême nicht hatte aufhalten können, war sein ganzes Trachten dahin gerichtet, die Franzosen möglichst bald wieder über die Pyrenäen zurück und eine Abkunft zwischen König und Volk zu schaffen, durch welche die nationale Unabhängigkeit der Halbinsel gegen die Uebergriffe des absolutistischen Gewaltbundes sicher gestellt würde.

Die größte Schwierigkeit war jedenfalls durch die französische Thronrede vom 28. Januar 1823 hervorgerufen worden, in welcher sich die Bourbonen der Doctrin der heiligen Allianz angeschlossen hatten, wonach nur von den Thronen her ertheilte Verfassungen zu Recht bestünden, und der Streit, auf den es ankam, den England nur als eine Affaire zwischen Spanien und Frankreich betrachtet haben wollte, zu einem europäischen proclamirt worden war. Sogar der Plan, nach Restitution des absoluten Königs in Madrid den alten bourbonischen Familienpact wieder aufzurichten, schien dahinter zu stecken; dieser Pact, dessen Spitze stets gegen die britische Seemacht gerichtet gewesen war, der jetzt durch Bezwingung Mexicos und Südamericas England, das daheim in endlose finanzielle und sociale Nöthe verstrickt, das durch seine Haltung im europäischen Concert völlig isolirt schien, nun auch auf der See, die es als seine eigentliche Domäne betrachtete, beschädigt haben würde. War durch dieses brüske Verfahren nicht die Ehre Englands, die Ehre des Staatsmanns bedroht, dem es zögernd seine Sicherheit nach Außen anvertraut? Canning nahm einstweilen getrost die Schlappe auf sich, entschlossen, während des Verlaufs des pyrenäischen Krieges, so sehr ihn Whigs und Tories um die Wette verspotteten, die neutrale Stellung zu behaupten. „Es fehlt," schreibt er, „weder an dem Vorsatz noch an den Mitteln, sobald sich die Gelegenheit bietet, unsere Ehre und unser Interesse zu wahren." Sobald

sich die Gelegenheit bietet! — Canning fand sie in der Anerkennung jener Colonien als selbständiger Staaten, die großentheils ihre Lostrennung vom Mutterlande bereits durchgesetzt, die weder Ferdinand noch die Cortes hatten zurückerobern können, deren endliche Beruhigung nach zwanzigjährigen Kämpfen der Welthandel dringend verlangte. Vor einigen Jahren hatte der Czar dem Könige von Spanien russische Schiffe leihen wollen, um seine rebellischen Unterthanen jenseits des Oceans bezwingen zu helfen, der Ausbruch der Militärrevolution auf der Isla de Leon bei Cadix hatte die letzte große Unternehmung zerstört. Stand es nicht zu befürchten, daß Frankreich jetzt ähnliche Hülfe bot, daß die Ostmächte eben dies verlangten? Darum war es ein Meisterzug des kühnen, scharfblickenden Ministers, daß er allen Eroberungsgedanken durch ein einziges Drohwort Schranken setzte, das, nur ausgesprochen, nicht nur der britischen Großmachtspolitik wieder ihre Stelle anwies, sondern auch ihm selber, da er endlich einmal wieder die nationalen Interessen und zugleich das Mitgefühl für andere Nationen in den Vordergrund stellte, Millionen zu Freunden erwarb. Mit solchen Bundesgenossen getraute er sich den Gegensätzen in Cabinet und Parlament so wie dem herausfordernden Gebahren der Continentalmächte gewachsen zu sein. Wir übergehen die Schilderung des Federkriegs, durch welchen es ihm gelungen ist, Europa den Frieden zu erhalten, wir verweilen auch nicht bei den parlamentarischen Erfolgen, welche sein klar ausgesprochenes Programm, das scharfe Paroli gegen die französische Thronrede — Gewährenlassen der Südamericaner und keine Invasion in Portugal — zu Wege brachte. Sehen wir jedoch, wie die Allianzmächte sich trotzdem erdreisteten, die Sätze in Frage zu stellen, sehen wir, wie sie von Canning zur Ruhe gewiesen wurden.

Es war ihr größter Kummer, daß die Rebellen am La Plata, in Venezuela und in Chile an keine andere Staatsform dachten als an die Republik. Als die Wiedereroberung mit fremder Hülfe schon außer Frage war, falls nicht England mitwirkte, hoffte man in den europäischen Cabinetten doch wenigstens zur Erhaltung der Monarchie beizutragen. So lange die Tories noch nicht völlig mit der Congreßpolitik gebrochen, wünschten auch sie spanische Infanten auf südamericanische Throne zu befördern. Diese Absichten verstummten, als man es bei der Lage der Dinge in Spanien eher mit der constitutionellen Freiheit als mit dem absoluten Bourbon hielt. Die Handelsinteressen in jenen Gewässern, die unter spanischer Flagge einst völlig verschlossen gewesen, nun aber zu einem Tummelplatz der eifrigsten commerciellen Kräfte geworden waren, waren um solche Rücksichten wenig bekümmert. Sie forderten nur Sicherheit gegen die elenden Kreuzer, die von Cuba oder Cadix aus eine Blockade reprä-

sentiren sollten, und möglichst baldige Einsetzung von Consularagenten in den vornehmsten Seeplätzen, an denen längst eine Menge britischer Handelshäuser aufgeblüht war. Es erschien dies um so nöthiger, als der große nordamericanische Bundesstaat nicht nur in commercieller Beziehung allen anderen Nationen den Rang abzulaufen drohte. Eine ähnliche Entwickelungsgeschichte, dieselbe Staatsform, eine Gruppe freier Staaten arbeitete sich empor auf demselben Continent. Schon im Jahre 1818 hatte sich eine Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten deutlich die unmittelbare Einmischung Europas in die Angelegenheiten des americanischen Festlands verbeten. Vergebens aber hatte dieselbe Regierung bisher England eingeladen, mit ihr gemeinsam darüber zu wachen, daß Handel und Schiffahrt nicht von einer solchen Gefahr bedroht würden. Erst Canning dachte anders über die Lostrennung Nordamericas von Großbritannien als gemeinhin alle Tories; auch hatte er wahrhaftig keine Ursache, auf die monarchischen Antipathien in Petersburg oder Wien zarte Rücksicht zu nehmen. Obwohl er wiederholt erklärt hat, lieber Fürsten als Präsidenten in Mexico so gut wie in Brasilien zu sehen, weil er eine Schärfung der principiellen Gegensätze zwischen Europa und America, wie sie eben jetzt die Monroe-Doctrin hervorrief, als ein Unheil für die Welt betrachtete, so trug er doch kein Bedenken, durch Einvernehmen mit nordamericanischen Staatsmännern die Basis zu einer gemeinsamen Politik zu gewinnen. Sobald die Franzosen Miene machten, sich in Spanien festzusetzen, säumte er nicht ihrer Regierung zu bedeuten, daß die Restauration sich unter keiner Bedingung auch über den atlantischen Ocean erstrecken werde; jeder Versuch dazu werde die sofortige Anerkennung der ehemaligen Colonien als selbständiger Staaten von Seiten Englands zur Folge haben. Es ist bekannt, daß zuerst das französische Cabinet das beliebte Mittel, sobald alle anderen Wege verfahren, — einen europäischen Congreß in Vorschlag gebracht hat, um diese Frage damals natürlich im Sinne der Legitimität austragen zu lassen. Ferdinand VII. hat es alsdann gewagt, die Mächte zu Conferenzen nach Paris einzuladen; aber es ist einfach bei der Einladung geblieben, da England solche Zumuthung nach den Erfahrungen, die es auf den letzten Congressen gemacht, weit von sich wies und Nordamerica gegen die Ausdehnung des politischen Systems derselben auf die Gestade des westlichen Continents höchst vernehmlich Einsprache erhob.

Schon zu Anfang 1824 erfolgte die Einsetzung englischer Consuln. Eine förmliche Anerkennung rückte immer näher, schon wurde ein diplomatischer Agent nach Buenos-Ayres abgeordnet, als die Bedenken Georg's IV., eifrig genährt von den Hochtories des Cabinets, Eldon und Wellington,

sich noch einmal an der republicanischen Verfassung stießen, welche sich die Südamericaner gegeben, — Scrupel, über welche sich Canning nicht nur hinweggesetzt, sondern die sich ihm geradezu in Vorzüge verwandelt hatten, seitdem sich das Bündniß mit den alten Monarchien nur als verderblich für die selbständige Größe Englands erwiesen hatte. Es war zu Ende des Jahres, als er den geheimen Fäden auf die Spur kam, durch welche plötzlich die abgestumpften Sinne des indolenten Königs zu hartnäckigem Widerstande angezogen worden. Die im höchsten Grade aufgebrachte festländische Diplomatie, Agenten Metternich's und Chateaubriand's, steckten hinter den eigenen Collegen, dem Helden von Waterloo und dem Kanzler, um durch ein Intriguenspiel einen Ministerwechsel herbeizuführen, „de faire sauter M. Canning.“ Das Spiel hatte Jahr und Tag gedauert und wesentlich zur Verzögerung der im Grunde doch so einfachen Angelegenheit beigetragen. Schrittweise, den Drohungen Frankreichs zum Trotz, dessen Blätter sich erdreisteten, von der Nothwendigkeit einer Intervention in Irland nach dem Muster von Neapel, Piemont und Spanien zu reden, mußte zu Ende des Jahres dem Könige seine Zustimmung abgerungen werden, Columbien und Mexico gleich Buenos-Ayres anzuerkennen. Und schon frohlockt Canning: „Der Nagel ist eingeschlagen. Spanisch America ist frei, und, wir müßten unsere Angelegenheiten denn elend zu Schanden machen, so ist es englisch und novus saeclorum nascitur ordo!“ Da kam im Januar, eine Folge erneuter Wühlereien, der König nochmals mit seinen Einwürfen, indem er in einem merkwürdigen Schriftstück erklärte, sich nicht einer Politik unterwerfen zu wollen, die ein Ausfluß des Jacobinerthums sei. An dem Lobgesange auf die heilige Allianz war nur zu klar zu erkennen, durch welche Vermittelung die Zeilen in die königliche Feder dictirt worden. Als jedoch Lord Liverpool im Namen seines Cabinets für den Standpunkt Canning's auftrat, ordnete Georg IV. mit dem Anstande, der ihm eigen war, seine Meinung wieder bereitwillig unter, entlarvte dadurch aber diejenigen, die ihn in derselben bestärkt, nur um den fatalen auswärtigen Minister zu beseitigen und einen fügsamen, correct conservativen Geist, wie Castlereagh gewesen, wieder an die Stelle zu bringen.

Es waren vor Allem Fremde, welche ihre Windeier auch auf englischem Boden zu legen versucht hatten. Fürst Metternich insonderheit, der sich obenein feig hinter den Gesandten Fürst Esterhazy und die Gräfin Lieven gesteckt hatte. Eben jetzt, im März und April, wo der österreichische Staatskanzler in Paris weilte und auch mit einem Besuche in London drohte, macht Canning in vertrauten Briefen an seinen Freund Lord Granville, den Botschafter am französischen Hofe, kein Hehl mehr aus den er-

bärmlichen Listen, denen er auf die Spur gekommen. Und das lautet wahrhaftig erbaulich. „Sie fragen mich, was Sie an M. sagen sollen. Zunächst sollen Sie hören, was ich von ihm denke — daß er der größte Schuft und Lügner auf dem Festlande, vielleicht in der civilisirten Welt ist." Und nachdem er nun die Beweise der zwölfmonatlangen Intrigue mitgetheilt, kommt er auf die Frage seines Freundes zurück. „Ich meine, sagen Sie ihm über Politik Nichts, bis er beginnt und dann so wenig wie möglich, bis Sie mir berichtet haben, was er sagte. Ich habe nicht die geringste Hoffnung, daß durch Versöhnlichkeit von ihm etwas erreicht werden könne. Aber ich freue mich, daß er erfahren soll, daß ich ihn kenne ..... Ich hoffe, er hat seinen Plan aufgegeben nach Windsor zu kommen. Er wünschte dort zu triumphiren, ich rathe ihm nicht zu intriguiren." Noch einige Wochen später kommt er auf den Gegenstand zurück, der nicht ohne constitutionelle Bedeutung ist. „Auch ich wünsche sehr, in derselben Annahme (er habe Lust seine Intriguen wieder aufzunehmen), daß er wissen möge, wie sehr ich von all' dem Guten unterrichtet bin, das er mir zugedacht. Er soll wissen, daß eine Erneuerung ähnlicher Versuche zu irgend einer öffentlichen Kundgebung meiner Kenntniß von Allem, was geschehen, führen werde, die dem Hause der Gemeinen und dem Publicum das Geheimniß mittheilt. Ich zweifle, ob er weiß, daß der Privatverkehr fremder Minister mit dem Könige von England in vollständigem Gegensatz steht zu dem Geist und der Wirksamkeit der britischen Verfassung; daß während einer Regierung von einem halben Jahrhundert Georg III. (den alle Parteien jetzt übereinstimmend als das Muster eines englischen Königs fassen) sich niemals solchen Verkehr gestattete, und daß der Brauch, den meine Vorgänger eingeführt, nur geduldet wird, aber die Prüfung parlamentarischer Discussion nicht ertragen würde. Ich würde sehr ungern irgend etwas thun, was den König verletzt, aber es ist meine Pflicht, bei jeder Zusammenkunft zwischen Sr. Majestät und einem fremden Minister gegenwärtig zu sein." Es ist der Grundsatz, der bei jeder Staatsregierung lebendig sein muß, die Achtung vor sich selber hat und der es um die Achtung des Auslands zu thun ist. An Höfen, wo ein fremder Fürst oder fremde Cabinette den Monarchen beeinflussen, kann weder von Verfassungstreue noch von nationaler Politik die Rede sein.

Mittlerweile war die Anerkennung der jungen Freistaaten erfolgt, den auswärtigen Höfen notificirt, dem Parlament vorgelegt worden. Anfangs März überreichten der russische, österreichische und preußische Gesandte gleichzeitig scharfe Noten ihrer Regierungen. „Während der letzten drei Morgen," schreibt Canning an Granville, „bin ich zum Theil beschäftigt ge-

wesen, nach einander die drei Mittheilungen des Grafen Lieven, des Fürsten Esterhazy und des Baron Maltzahn über den hohen Unwillen ihrer Höfe in Bezug auf Spanisch America entgegenzunehmen. Lieven war der erste am Mittwoch. Er begann eine lange Depesche zu entfalten, offenbar in der Absicht sie vorzulesen. Ich fiel sofort ein mit der Frage, ob er autorisirt sei mir eine Abschrift zu hinterlassen. Er sagte nein, worauf ich verweigerte sie anzuhören, es sei denn, daß er mir sein Wort geben könnte, daß keinem anderen Hofe eine Copie gesendet werde. Er sagte, er könne nicht versichern, daß eine Abschrift nicht anderen russischen Missionen mitgetheilt würde, doch glaube er nicht, daß dies der Fall sei in Bezug auf die Höfe, bei denen sie accreditirt. Ich erwiderte, ich sei entschlossen, entweder eine Abschrift der Depesche zu haben, welche, wie das bei anderen Depeschen geschehe, fremden Höfen mitgetheilt werden könnte mit dem Hinzufügen, sie sei mir mitgetheilt worden und unbeantwortet geblieben, oder im Stande zu sein zu sagen, es sei mir gar keine Depesche mitgetheilt worden. Es sei völlig unmöglich für mich, mein Gedächtniß mit dem Wortlaut einer langen Depesche zu beladen, die mir einmal vorgelesen worden, oder nach einmaligem Anhören zu entscheiden, ob sie nicht Ausdrücke enthalte, die ich nicht ohne Bemerkung durchgehen lassen dürfe. Nur durch das vorgeschlagene Verhalten sei ich dem Könige und meinen Collegen, und vielleicht dem Parlament verantwortlich für den Inhalt eines Schriftstückes, das die allergrößte Bedeutung haben, und dessen Wortlaut später an einem dritten Ort citirt werden könnte als einen Gedanken ausdrückend, den ich ihm im Augenblick nicht beigelegt, und den ich doch nach bloßer Erinnerung nicht widerlegen könnte. Lieven war erstaunt und fragte mich, was er thun solle. Ich sagte, was er wolle. Aber ich müsse mich jetzt erklären, ehe ich ein Wort seiner Depesche gehört, damit Niemand auf die Vermuthung komme, als ob der Inhalt derselben etwas mit meiner Erklärung zu schaffen habe. Ich müsse außerdem so handeln, weil ich von St. Petersburg erfahren, daß er, Graf Lieven, beauftragt sei, mir keine Copie einer Depesche über die Türkei und Griechenland zu geben, eine Instruction, die er den guten Tact gehabt nicht zu befolgen; daß es in dem Falle durchaus widersinnig gewesen sein würde, eine Abschrift zu verweigern; daß die Depesche dem Anscheine nach eine Erzählung sei, die aus Daten und Facten bestehe; und daß eine solche Darlegung mir vorlesen und dann durch Europa circuliren zu lassen als mir mitgetheilt und durch mein Stillschweigen gebilligt, eine Unredlichkeit gewesen sein würde, der, das möge er ein für alle Mal wissen, ich zu widerstehen entschlossen sei.

Dürfe er mir mündlich sagen, was ihm aufgetragen ohne Rücksicht

auf die Depesche? Gewiß, ich sei bereit Alles anzuhören, was er mir zu sagen habe. Ich würde späterhin dafür zu sorgen haben, die Genauigkeit meiner Erinnerung zu verificiren.

Dann begann er einen Vortrag — einerlei was der Inhalt — worauf er mich verließ.

Ich schrieb sogleich den Inhalt von dem, was ich verstanden zu haben glaubte, nieder und sandte ihm mein Memorandum mit einem Briefe, in welchem ich bat die Ungenauigkeiten zu corrigiren. Das Resultat ist, daß ich trotz aller ihrer Anschläge ein Document besitze.

Gestern dieselbe Scene mit Esterhazy, der Lieven in der Zwischenzeit nicht gesehn und also unvorbereitet kam.

Auch er hielt eine Rede und ich sandte ihm sofort ein Memorandum von dem, was ich davon verstanden. Ich habe seine Antwort noch nicht erhalten.

Heute kam Maltzahn, offenbar vorbereitet, denn er zog kein Papier hervor, sondern begann auswendig. Das reizte mich (denn er ist der schlimmste von Allen), aber ich war ihm gewachsen. Denn während ich den Anderen nur zugehört und kein Wort eingefügt hatte, hielt ich es für eine gute Gelegenheit, meine Reserve Maltzahn zurückzugeben und ihm füglich einige so unangenehme Sachen, wie ich nur konnte, zu sagen über das Legitimitätsprincip, wie es die Alliirten im Jahre 1814 befolgt in ihrer Bereitschaft, mit Bonaparte Frieden zu machen, und wenn ihn nicht, so doch einen Anderen als Ludwig XVIII. auf den Thron zu setzen, und ebenso über die Anerkennung Bernadotte's, während der legitime König von Schweden verbannt und als Bettler durch Europa wandert. Ich fragte ihn, wie er diese Dinge mit den hohen Principien in Einklang bringe, die er den Auftrag habe, über die Rechte Spaniens an Südamerica auszusprechen. Er hatte Nichts zu antworten. Ich habe auch ihm ein Memorandum geschickt, in welchem mein Antheil an dem Dialog verzeichnet steht.*)

Natürlich habe ich noch keine Antwort. Er ging erst vor zwei Stunden.

Ich denke, ich werde die heilige Allianz lehren, den Kniff mit solchen identischen Sermonen nicht zu wiederholen."

---

*) In der die griechische Angelegenheit betreffenden Correspondenz aus dem Sommer 1825 S. 465 nennt Canning den preußischen Hof „den unweisesten in Europa" und stellt die Frage, die Gott sei's geklagt! auch später noch oft aufgeworfen ist: „Woher kommt es, daß Preußen als die unverständigste der verbündeten Mächte stets die ungemessenste und unpassendste Sprache führt? Gerettet, wenn je ein Land, durch die freiwillige Bewegung des Volkes, woher kommt es, daß die preußische unter allen Regierungen in ihrer Politik die absichtlich unpopulärste ist?"

Als Nachschrift findet sich noch die Bemerkung: „Ich muß sagen, daß unter den drei Sermonen der russische der gemäßigtste ist, der österreichische der tiefste und strengste, ich sollte sagen, der principiellste, der preußische der impertinenteste, stets vorausgesetzt, daß sie mir correct mitgetheilt worden sind. Aber keiner geht über Bedauern und Mißbilligung hinaus, keiner spricht von Folgen. Rußland wünscht offenbar nichts mehr von der Sache zu hören." Indem nun die Gesandten Canning's Aufzeichnungen verbessert oder umgearbeitet zurückschickten, erschienen sie, die überlisten sollten, als die Ueberlisteten. Der heiligen Allianz wurde damit die Ruthe der Schulmeisterin, die sie so gern schwang, in fast komischer Weise entwunden.

Ohne den Frieden zu gefährden, ohne einen Kanonenschuß gegen Rußland oder Frankreich abzufeuern, wurde also durch Canning jenes Princip in die auswärtige Politik eingeführt, wonach ein neutraler Staat, der nirgends Krieg will, für sich am besten in der Lage ist zu entscheiden, ob und wann ein Land, das sich zur Unabhängigkeit erhoben, dieselbe zu behaupten im Stande sei. Es war die That eines genialen Staatsmannes, der die Wendepunkte im Leben der Völker sowie die neuen Krafttriebe der Staaten im Dienste vaterländischer Machtentwickelung zu erkennen und auszubeuten weiß. „Wohlan!" schreibt Canning im vollen Bewußtsein von dem Errungenen, „die neue Welt ist aufgerichtet und sie ist unser, wenn wir sie nicht von uns stoßen."

Dies war unmöglich, so lange George Canning die Wacht hielt. Das erfuhr die Welt bei jenem kurzen, denkwürdigen Nachspiel, mit dem sich noch einmal der Groll des Absolutismus an ihm zu rächen versuchte. Wer weiß nicht, daß durch seine Festigkeit im Jahre 1823 Portugal vor einer französisch-spanischen Occupation gesichert wurde, die unfehlbar zum Kriege hätte führen müssen, daß unter Englands Garantie das Haus Bragança Brasilien zu einem selbständigen Reiche, zum constitutionellen Kaiserthum erhob und für das Mutterland eine Erbfolgeordnung traf, die zugleich zur Annahme einer Verfassung verpflichten sollte. Ein unnatürlicher Familienhader und der Gegensatz zwischen Colonie und Mutterland führten noch einmal zu seltsamen Auftritten, bis die Königinmutter und ihr Zweitgeborener, Dom Miguel, um jene Ordnungen zu stürzen, das conservative Ausland und zunächst Spanien anriefen. Portugiesische Royalisten, ganze Regimenter mit fliegenden Fahnen rotteten sich jenseits der Grenze auf castilischem Boden unter Ferdinand's VII: schirmender Hut zusammen; Dom Miguel und Fürst Metternich standen hinter der Unternehmung. Da rief am 3. December 1826 die Regierung von Lissabon den Schutz Englands an, der Fall war eingetreten, der im Anschluß an

alte Tractate noch bei Gelegenheit der französischen Invasion in Spanien bestimmt bezeichnet worden. Canning's Entschluß jetzt mit den Waffen in der Hand aufzutreten stand fest; vom Krankenlager aus leitete er mit völliger Uebereinstimmung seiner Regierung die diplomatische und militärische Action ein. Es war eine Maaßregel, welche, wie er schreibt, „Spanien zur Vernunft bringen und auch Frankreich an der Stange halten wird."

Am 12. erhob er sich von seinem Sitz im Parlament, um unter freudigem Staunen des Hauses folgende kurze Mittheilung zu machen: „Sonntag den 3. des Monats erhielten wir von dem portugiesischen Gesandten ein directes und formelles Hülfsgesuch gegen einen feindlichen Anfall Spaniens. Unsere Antwort war, daß, obwohl uns über Frankreich Gerüchte erreicht, Sr. Majestät Regierung nicht die genaue Information, die officielle und sichere Mittheilung von Thatsachen erhalten hätte, auf welche hin sie sich an das Parlament wenden könnte. Erst Freitag Abend ist diese sichere Information eingetroffen. Am Sonnabend kamen Sr. Maj. vertraute Diener zu einem Beschluß. Am Sonntag erhielt dieser die Sanction Sr. Majestät. Am Montag ist er beiden Häusern des Parlaments mitgetheilt, und heute, Sir, während ich die Ehre habe Sie anzureden, sind die Truppen auf dem Marsch sich einzuschiffen." Als er etwas später bei der Debatte noch einmal das Wort ergriff, galt es ihm zunächst, die nationale Treue und die nationale Ehre zu betonen, die durch einen casus foederis verpfändet seien. Die Aufgabe sei die Vertheidigung Portugals, nicht einmal Krieg gegen Spanien. „Wir eilen die Flagge Englands auf die wohlbekannten Höhen von Lissabon aufzupflanzen. Wo diese Flagge wallt, soll kein fremdes Machtgebot sich nahen. Laßt uns Portugal zu Hülfe fliegen, von wem es auch bedroht werden mag, weil es unsere Pflicht erheischt; und laßt uns mit dieser Intervention einhalten, sobald diese Pflicht ein Ende hat." Wohl ist er sich bewußt, daß darüber ein „Krieg der Meinungen, nicht nur zwischen streitenden Nationen, sondern zwischen streitenden Principien" entbrennen könne. Er schaudert in innerster Seele vor dem Gedanken, die ruhelos wilden Elemente aller Völker als Bundesgenossen aufzurufen, den Kampf politischer Leidenschaften anzuschüren. Diese Macht, entsetzlicher als sie jemals in den Streit gezogen, müsse einen Weltbrand entzünden. Aber zum Schrecken seiner Gegner, der Wortführer der Reaction an den europäischen Höfen, kann er den Wink nicht unterdrücken, daß Großbritannien es ist, welches den fürchterlichen Schlauch des Aeolus in der Hand hält; ihm graut vor den Folgen, falls die Bekenner gewaltsamer Doctrinen auf den beiden äußersten Seiten den Unparteiischen zwingen würden die Bande zu lösen.

Es war ein Ereigniß in einem Menschenleben, versichert ein Anwesender, diese wundervolle Rede vernommen zu haben, wie die Brust des Redners sich hob, ein edler Stolz seine Lippen kräuselte, eine erhabene Heiterkeit auf seiner Stirne ruhte. Alter und Krankheit schienen in der Gluth des jugendfrohen Genius vergessen zu sein, selbst die Statur des Mannes sich länger zu strecken. Als ihm, nachdem nur drei oder vier mäkelnde Stimmen Einwurf erhoben, noch einmal das Wort zufiel, da zeichnete er in kurzen Strichen die Lage von Sonst und Jetzt, die Stellung zu Spanien und Frankreich in den Tagen Wilhelm's III. und Anna's und die gegenwärtige, und schwang sich schließlich auf zu den berühmten, oder wie Gervinus scharf sagt, den berüchtigten Worten, welche seine ganze Politik, den „kühnen Griff," den er gethan, leuchtend zusammenfaßten, die wie ein Heroldsruf durch die Welt erklangen und heute noch nicht vergessen sind. „Als Frankreich Spanien besetzte, war es da, um den Folgen dieser Occupation auszuweichen, für uns erforderlich etwa Cadix zu blockiren? Nein. Ich blickte nach einer anderen Richtung und suchte die Entschädigungsmittel in einer anderen Hemisphäre. Indem ich Spanien betrachtete, wie unsere Vorfahren es gekannt, beschloß ich, daß, wenn Frankreich Spanien nahm, es nicht Spanien zugleich mit beiden Indien sein sollte. Ich rief die neue Welt in's Leben um das Gleichgewicht herzustellen." Das waren keine Worte eitler Prahlerei, sondern, wie er selbst an Granville schreibt, Worte, welche englischen Ohren zehntausendmal willkommner klangen als etwa die Forderung, Frankreich solle auf der Stelle seine Truppen aus der Halbinsel zurückziehen. Sie thaten ihre Wirkung wie die Maaßregel, die sie begründen sollten. In wenigen Wochen war der Zweck erreicht, und der Friede blieb der Welt erhalten. Charakteristisch lautete ein Wort des österreichischen Staatskanzlers, der vergeblich den französischen Premier Villèle zu einer Gegenintervention in Portugal anzustacheln gesucht hatte. Als dieser, dessen sich Canning indeß versichert hatte, seine gerechten Bedenken äußerte, daß dies ohne die Charte in seinen Bannern nicht möglich sein werde, erwiderte Metternich: Censez, que je n'en ai rien dit. Abermals ward der hohe Rath des gleichmachenden Absolutismus überwunden und einem Staate des europäischen Festlandes das Recht der Selbstbestimmung gesichert. Das System hatte auch den Ocean in seinen Bereich zu ziehen getrachtet. Als ihm an den Gestaden desselben Halt geboten wurde, begann es umzukehren und zusammenzusinken. Von jenen Tagen an haben sich die tiefer wurzelnden Sonderinteressen der Völker wie der Fürsten von ihm losgelöst, das System selbst, sein Mangel an sittlicher Kraft ist Schuld, wenn die Tendenzen, die es bis in die europäischen Verträge gebracht, hinfort Schiffbruch litten.

Wohl kann man fragen, ob Südamerica, ob Portugal und Belgien, Frankreich und Italien, ob Deutschland dabei glücklich gefahren sind. Die hierauf mit Nein antworten, mögen sich an der Gegenfrage versuchen. Wohin hätte es führen müssen, falls Großbritannien, sich selbst untreu, auf der Bahn fortgewandelt wäre, die es bis 1822 verfolgte? Von welcher Seite hätte alsdann bei den Ideen, welche heutigen Tages die politische Welt bewegen, eher Revolution und allgemeiner Krieg gedroht? Stets wird man den Vergleich in der Mitte finden. Der Compromiß, das Princip moderner Staatsverfassungen, erscheint gewissermaaßen auf die Staatengesellschaft übertragen, denn, sobald ein einziges System, in einer einzelnen Macht oder einem Bunde verkörpert, nach absoluter Haltung strebt, so kann von einem Gleichgewicht, von einem dauernden Frieden nicht mehr die Rede sein.

War dies nicht auch der Grundgedanke, mit dem Canning die griechische Frage in die Hand nahm? Es ist hier nicht die Absicht, Englands einseitiges Streben zu erörtern, um jeden Preis das osmanische Reich zu erhalten, die unabwendbare Krisis von einem Tage zum anderen hinaus zu schieben. Jedermann weiß, daß dort im Osten von keiner gemeinsamen Action der heiligen Allianz die Rede sein konnte. Dort ist der Czar in einer Person der Friedensbrecher, der Apostel des Nationalitätsprincips, der Förderer einer Befreiung, die ohne verfassungsmäßige Gestaltung freilich einem christlichen Volke nur zur Hälfte vollständig erscheinen kann. Dort hat Oesterreich selbst unter Metternich nicht seine natürlichen Interessen verleugnen können, und verfolgt Frankreich von jeher mit diplomatischer Sicherheit eigene feste Pläne. So lange England mit hartem Herzen die Griechen sich selber überließ, war in dem grauenvollen Vernichtungskampfe weder ein Ende abzusehen, noch vermochten die Mächte den Punkt zu entdecken, auf dem sie zusammenstehen konnten. Nachdem jedoch die Briten sich der philhellenistischen Bewegung angeschlossen und Canning's Administration ihr nicht mehr in den Weg trat wie sein Vorgänger gethan, nachdem vor Allem die tiefe Unredlichkeit des Wiener Cabinets den Kaiser Alexander in die größte Entrüstung versetzt hatte, wurde durch die völlig verfahrene Lage der Angelegenheit selbst ihre Lenkung nach London verlegt. Unsere Quelle bietet auch hierüber bemerkenswerthe Aeußerungen des großen Staatsmannes. „Ich bin fest überzeugt," schreibt er im Herbst an Liverpool, „daß in Metternich keine Redlichkeit ist und daß wir mit ihm gemeinsam nicht gehen können ohne die Gewißheit, verrathen zu werden. Es ist nicht nur seine Gewohnheit, in unserem Falle würde es auch sein Stolz und seine Lust sein." Und wenige Tage später an Granville. „Es ist eine Genugthuung, daß die Mitglieder der erlauchten heiligen Allianz

eines nach dem anderen kommen, um zu gestehen, daß ihnen England aus ihren Schwierigkeiten heraushelfen könne. So sagte Graf Lieven, so Fürst Esterhazy und so heute Fürst Polignac in unzweideutigeren Ausdrücken als die beiden anderen. Den Preußen sehe ich gar nicht."

Erst als Rußland und England eine gemeinschaftliche Basis gefunden hatten, wurde der Grund gelegt zu dem späteren Königreich Griechenland. Daß dies ohne Krieg unter den Mächten selber möglich war, entsprang doch wieder aus demselben Princip, das im Westen zur Geltung gekommen und jetzt im Osten von Rußland selber acceptirt wurde. Eine Staatsschrift Canning's drückt sich darüber klar und bestimmt aus: „Das Wesen eigener Kriegführung ist nicht sowohl ein principielles als ein thatsächliches. Ein gewisser Grad von Kraft und Bestand, den eine Bevölkerung, die sich im Kriege befindet, erreicht hat, giebt ihr ein Recht als eine kriegführende behandelt zu werden, und selbst wenn ihr Anspruch ein zweifelhafter wäre, wird es das wohl verstandene Interesse aller gebildeten Nationen sein, sie als solche zu behandeln. Denn was ist die Alternative? Eine Macht oder ein Gemeinwesen, wie wir es auch nennen mögen, das sich mit einem anderen in Krieg befindet und welches die See mit ihren Kreuzern bedeckt, muß entweder als kriegführend anerkannt oder als Kaperei behandelt werden."

Man hat schon damals und seither immer wieder diesen Satz als einen revolutionären gescholten, der die Bande aller Staaten mit Auflösung bedrohe, den Verträgen Hohn spreche und den Nachbarn der Betreffenen insonderheit ein ähnliches Loos verkünde. Ganz abgesehen von der Wandelbarkeit aller menschlichen Uebereinkunft, vergesse man doch die Geschichte nicht, vorzüglich desjenigen Staats, der sich so gern als der conservative Hort der Welt aufwirft. Handelt Rußland etwa nicht zerstörend, spricht es nicht der sittlichen Weltordnung Hohn, wenn es nach fremdem Eigenthum seine Hand ausstreckt und allen Tractaten zum Trotz aus Polen nichts anderes als eine Galgenstätte machen kann? Kläglich und traurig zugleich ist der Standpunkt, den mit großer Leidenschaftlichkeit einst ein Niebuhr auf dieser Seite genommen, die persönliche Erbitterung, zu deren Zielscheibe er Canning gemacht hat. In einem höchst sanguinisch gehaltenen Aufsatze aus dem Jahre 1823 („Ueber Englands Zukunft." Nachgelassene Schriften nicht philologischen Inhalts S. 426) leugnet er, daß Rußland der gefährliche Gegner Englands sei. Der lauere nur im Westen, jenseits des Wassers. Vom tiefsten Hasse erfüllt gegen die nordamericanische Republik, erklärt er es fast für ein Verbrechen Großbritanniens, während des letzten Seekrieges, als schon der Bruch zwischen den Nord- und Südstaaten drohte, nicht zur Zertrümmerung der Union

mitgewirkt zu haben. Zwar nennt er den neuen englischen Minister des Auswärtigen einen Mann „von Napoleonischer Verwegenheit, vielleicht von gleicher Gewissenlosigkeit und noch größerer Petulanz als Napoleon," aber er traut ihm zu, daß die Rührigkeit, mit der er jetzt zu Werke gehe, keinen anderen Zweck habe als die Vertilgung der americanischen Seemacht. Wie hat Niebuhr sich da verrechnet, wie bitter ist er in seinen Speculationen enttäuscht worden! Aus dieser Enttäuschung nur lassen sich die maaßlosen Ausfälle einigermaaßen entschuldigen, die er sich in seinen letzten in Bonn gehaltenen Vorlesungen gegen den bereits verstorbenen Canning gestattete, und die nach dem Zeugnisse von Zuhörern noch ganz anders als in dem dürftigen Abdruck des Hefts, die geradezu cynisch-unanständig gelautet haben sollen.

Wehe, wenn solche von Verrechnung und Haß eingegebenen Worte heute in Deutschland etwa noch als Richtschnur für einen vermeintlich gesunden Conservatismus in den großen völkerrechtlichen Fragen betrachtet werden sollten. Dadurch würde unsere Politik zum eigenen Verderben der rohen despotischen Gewalt des Ostens, die legitim zu sein behauptet, den Vorzug geben vor dem System des Vergleichs, das Canning in's Leben gerufen. Gewissenlos haben ihn selbst die eingefleischten Tories, selbst ein Eldon, nicht schelten, Grundsätze haben sie ihm nicht absprechen mögen; das mag passen auf die Epigonen, die sich heute in England so gern seine Jünger nennen lassen. Wir sahen im Gegentheil, wie stark ihm in entscheidenden Momenten das Gewissen schlug, wie sehr er sich der ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt war, die er auf sich lud. Aber den rechten Augenblick zu ergreifen, um seinen Satz zu verkünden und ihn im Falle der Noth mit dem Schwerte zu decken, nicht der Bruch, sondern die Erhaltung des Weltfriedens, das war seine Losung. Si vis pacem, para bellum, sagte er mit Cromwell und handelte darnach, und zwar keineswegs unberechenbar, wie heute Lord Palmerston.

R. Pauli.

Rafael's Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte.

Anmerkungen zu Passavant's Leben Rafael's.

I.

Das Leben Rafael's von Passavant ist ein allgemein bekanntes Buch, das seinem Verfasser einen europäischen Ruf eingetragen hat. Was es Vortreffliches enthält und warum es so brauchbar und unentbehrlich sei, ist oft ausgesprochen worden. Allein die Arbeit hat auch ihre schwachen Seiten. Je verbreiteter sie ist, um so wünschenswerther muß erscheinen, daß das Verfehlte und Bedenkliche, das sie enthält, dargelegt werde. Passavant bespricht in der Vorrede die Leistungen seiner Vorgänger und nimmt keinen Anstand, offen zu sagen, daß er sie theils voller Irrthümer, theils aus anderen Gründen für unzulänglich halte. Er hatte das Recht, ja die Pflicht, darüber frei heraus seine Meinung zu sagen, nun aber, da auch sein Werk eine historische Thatsache geworden ist, dürfen die, denen Rafael am Herzen liegt, sich über Passavant äußern.

Das Buch zerfällt in zwei Partien: die Lebensbeschreibung und den raisonnirenden Katalog sämmtlicher Werke. Diese zweite Abtheilung, zugleich der zweite Theil des Werkes, zu dem vor einigen Jahren ein dritter, Nachträge enthaltender hinzukam, macht das Buch unentbehrlich. In der neuerdings erschienenen französischen Uebersetzung findet er sich bereichert und umgearbeitet. Zu seinem Lobe braucht weiter nichts gesagt zu werden; es ist ein Genuß, geleitet von ihm die Werke Rafael's der Reihe nach durchzudenken. Alles nur irgend Erreichbare ist hier zusammengestellt und auf's Beste verwerthet worden. Der erste Theil dagegen, die Lebensbeschreibung, auch diese in der französischen Ausgabe durch geschickte Redaction zu conciserer Form gebracht, erweckt Bedenken, von denen ich einige hier folgen lasse.

Passavant geht aus von Rafael's Heimath. Er stellt die Kunst von Urbino, die umbrische Schule, die Thätigkeit des Vaters Giovanni Santi mit großer Ausführlichkeit dar und als die Grundlage hin, auf der Rafael's Entwickelung beruhte. Seine Kindheit, seine frühste Jugend die ihn immer wieder in die Vaterstadt zurückkehren läßt, das Leben am Hofe von Urbino, das Verhältniß zu Freunden und Verwandten dort, endlich die Thätigkeit unter und neben Perugino: dies Alles nimmt ein Drittel der Lebensbeschreibung in Anspruch. Rafael wird, man möchte so

sagen, von urbinatischem Gesichtspunkte aus geschildert, etwa wie man Schiller vom schwäbischen aus darstellen könnte, so daß, was nach dem Verlassen der Heimath geschaffen wurde, gleichsam nur die spätere, glänzende Fortsetzung nothwendiger Anfänge bildete. Hierin läge ein Mißgriff. Sehr begreiflich, daß Passavant, der eine Vorliebe für das Zarte, Fromme, Tiefgefühlte hat, diese ersten Stadien der Thätigkeit mit ihren zartesten Blüthen und Früchten besonders liebte: dem unbefangenen Blicke muß dies insgesammt als unbedeutend verschwinden gegen das, was unter Giulio dem Zweiten in Rom geschah. Giulio der Zweite muß neben Rafael dastehen, neben ihm als der zweite Gründer eines neuen Roms; als dritter dazu Michelangelo. Alle Jugendeindrücke, alle Bezüge zu Perugino und Francia und dergleichen, so interessant ihre Verfolgung ist, haben nur zufälligen Werth. Goethe hat Beaumarchais, Rousseau, ja sogar die alexandrinische französische Komödie nachgeahmt, wie falsch aber, ihn aus diesen Anfängen genetisch sich entwickeln lassen zu wollen. Das Formelle tritt bei solchen Geistern ganz in den Hintergrund. Goethe's ächte Anfänge liegen im Erwachen Deutschlands zu freierer nationaler Cultur. Hier trat er zuerst mitarbeitend ein, bis er bald Mittelpunkt wurde. Zu ihm strömte hin, von ihm strömte aus. Diese Stellung nahm Rafael ein für Rom. Als er Rom betritt, beginnt er sich zu recken, die Brust athmet zum ersten Male die Luft die ihr behagt, er wird ein anderer, er fühlt wozu er berufen ist. Er trat mit großen Kräften eine ungeheure Erbschaft an und wußte sich ihrer würdig zu zeigen. Er identificirte sich mit Allem allmählich, was in Rom geschah, um den Glanz dieses Wiederaufblühens zu erhöhen, und starb auf dem Schlachtfelde gleichsam: an einem Fieber ging er zu Grunde, das er sich bei seinen Vermessungen der antiken Stadt geholt. Das war die letzte große Mühe seines Lebens. Mit einer einzigen Wand im Vaticanischen Palaste beginnend, nahm er diesen bald ganz ein, schlug dazu die Peterskirche, breitete sich weiter aus in Häusern, Kirchen und Palästen und endete mit der ganzen Stadt, die er im Geiste in ihrer alten Herrlichkeit wieder aufstellen wollte. Wie Michelangelo die Macht und den Untergang von Florenz personificirt, so Rafael den kurzen Traum der neuen Weltherrschaft unter Giulio und Leo. Das allein kann den Hintergrund bilden seiner Gestalt, und Alles, womit er sonst noch zusammenhängt, sinkt in Schatten. Er machte sich los davon. Während Michelangelo immer wieder nach Florenz geht, scheut sich Rafael vor Urbino. Rom war sein Element, wo er wie ein Fürst lebte, wo alle Maler ihm das Gefolge bildeten, wo er Reichthum erwarb, wo er das Leben genoß, wo er umkam.

Passavant macht zuweilen einen Ansatz, das darzustellen, allein er ist

nicht im Stande, Giulio oder Leo, Bembo oder Bibiena und die Anderen ihrer wahren Natur nach zu schildern. Ich glaube kaum, daß er auch nur Guicciardini gelesen hat. Er sucht die Menschen so edel, milde, wohlgesinnt und bieder als möglich, die Verhältnisse glänzend und angenehm erscheinen zu lassen. Bei Rafael möchte er ein fast mädchenhaft zartes Wesen als den eigentlichen Grundzug durchführen, und verneint oder übergeht, was damit nicht stimmen will. Giulio den Zweiten führt er ein als Friedensbringer und Sittenverbessener, Leo lobt er auf das Wärmste: er ist ihm ein wohlwollender Fürst, der nur zuweilen, leider zu seinem eigenen Kummer und gezwungen durch seine Feinde, zu macchiavellistischen Mitteln genöthigt wird. Ueber die Rovere und Medici scheint Passavant Näheres kaum zu wissen. Geschildert aber mußte werden der unbändige Ehrgeiz dieser Familien, der durch den Gegensatz gegen andere heroisch genug erscheint. Das Rom mußte dargestellt werden, wie es war als Rafael erschien, und wie als er starb. Wie die verkommene und unter den Borgias wüste Stadt, ein Conglomerat verbarrikadirter Räuberhöhlen, zu freierer Schönheit sich erhob durch die Rovere, wie Giulio der Zweite Paläste, Häuser, Kirchen, Straßen baute, wie er alle Hebel ansetzte, Rom zu etwas zu machen, und ihm Leo der Zehnte darin nachzustreben suchte. Gezeigt mußte werden, wie das später verlief und die schönsten Jahre dieser Wiedererhebung die sind, welche Rafael in Rom verlebte, und wie seine Thätigkeit mit allen jenen Bestrebungen zu thun hatte. Nicht daß ich meinte, die politischen und religiösen Händel dürften dabei in den Vordergrund treten wie bei Michelangelo. Rafael lag das Alles ferne. Ich glaube nicht, daß er sich je darum gekümmert hat. Fehlen aber darf die Darstellung dieser Verhältnisse deshalb nicht, weil dadurch eben sein frohes, ganz den künstlerischen Interessen gewidmetes Leben im vollen Glanze heraustritt. —

Die literarischen Quellen für Rafael's Lebensgeschichte sind beschränkt. Um so genauer in sprachlicher Beziehung sowohl als in Betreff ihres materiellen Inhaltes müssen die erhaltenen Documente betrachtet werden. Passavant ist hier nicht immer zuverlässig. Sein Hauptinteresse ist der Untersuchung der Werke zugewandt. Aber auch das andere durfte nicht fehlen. An einem anderen Orte bereits ist von mir nachgewiesen worden, daß die Beschuldigungen falsch sind, welche er gegen Michelangelo erhebt, den er im Gegensatze zu Rafael gelegentlich abthut und dabei eine Reihe Vorwürfe zusammenbringt, die sich einer nach dem andern mit Sicherheit als unbegründet nachweisen lassen. Der Irrthum entstand meistens aus mangelhafter Kenntniß oder falscher Benutzung der italiänischen Quellen. Ich habe ebendaselbst gezeigt, daß Passavant in Betreff der soge-

nannten Galatea Rafael's eine auf diesen Gegenstand bezügliche, berichtigende und von Rumohr anerkannte Schrift verurtheilt, die er gar nicht gelesen hat. Ferner, es geht aus seinen Angaben nicht mit der nöthigen Sicherheit hervor, ob er sie selbst fand oder nur aus zweiter Hand empfing. Pungileoni's Elogio storico führt er in seiner Vorrede allerdings mit dem gebührenden Lobe an. Man verdanke, sagt er, dem Padre Pungileoni die wichtigsten Entdeckungen über Rafael's Voreltern und dessen Jugendgeschichte. „Auch sonst trifft man in seinen Heften manche bis dahin unbeachtet gebliebene Notizen aus älteren und neueren Schriftstellern. Wenn das Büchlein auch in vielen Theilen mangelhaft ist, so müssen wir doch für das neue Gebotene uns zu großem Dank verpflichtet fühlen." Mir scheint, diese Dankbarkeit hätte so weit gehen können, daß nicht nur hier und da Pungileoni's (nicht Büchlein, vielmehr beinahe 300 Seiten starkes) Buch citirt, sondern überall angeführt worden wäre, wo diese Arbeit alleinige Quelle gewesen ist. Hätte Passavant dies Verfahren inne gehalten, so würde unter die Mehrzahl seiner gelehrten Citate, wenn nicht Fea's Namen darauf Anspruch hatte, der Pungileoni's gehört haben, von dem mit ungemeinem Fleiße eine Fülle von Material zusammengebracht worden ist, und dessen Buch künftig bei jeder neu erscheinenden Arbeit über Rafael billig mit den größten Ehren obenan genannt werden muß. Rumohr, dessen Buch von 1831 datirt ist, lernte Pungileoni's Elogio storico (1829 in Urbino gedruckt) zu spät kennen und konnte nur während des Druckes Einiges daraus nachtragen. Passavant stellt Rumohr's Leben Rafael's gleichfalls zu niedrig. Denn mag es den Erwartungen nicht entsprochen haben, welche, wie er sagt, der erste und zweite Theil der italiänischen Forschungen, als deren dritter es erschien, erregten, und viel Willkürliches enthalten, immer bleibt es das Beste, was von einem deutschen Schriftsteller über Rafael geschrieben worden ist, und wurde auf Grund einer Kenntniß der literarischen Originalquellen abgefaßt, die keinem anderen Autor in dieser Weise zu Gebote stand. Rumohr beschränkt sich darauf, das zu sagen, was er selbst gedacht, und nur von den Werken zu reden, welche er selbst gesehen hat. Er schreibt einen Stil, der ihm einen Ehrenplatz unter den besten deutschen Prosaisten einräumt. Winckelmann in seinem kostbaren Fragmente über den Stil stellt auf, man müsse so schreiben, als wisse der Leser von den Dingen schon. Rumohr fehlt insofern gegen diese Regel, als er in der That nur für die schreibt, welche wirklich mit dem Thema völlig bekannt sind: sein Buch ist nicht geeignet, denen, die das Material noch nicht inne haben, genügende Kenntniß zu verleihen, für solche ist Passavant's Arbeit eine viel zuträglichere erste Lectüre. Seine Darstellung entbehrt einer gewissen Anschaulichkeit, sie ist

mehr eine höhere Kritik als umfassende Beschreibung, allein sie giebt für das äußerlich Historische sowohl als für die innere Entwickelung des Künstlers einen hohen und sicheren Standpunkt, und wird, so viel auch in der Folge geschrieben und entdeckt werden mag, niemals antiquirt und überflüssig erscheinen.

Erste Bedingung für den, welcher ein Leben Rafael's schreiben wollte, ist die genaue Bekanntschaft mit den gesammten Werken Vasari's. Diese verläßt Passavant zuweilen. Vasari erzählt im Leben Perugino's, wie dieser oft auf Bestellung gemalt habe, worauf mit den so entstandenen Werken dann nach auswärts Geschäfte gemacht worden seien. Er nennt einen Florentiner, Bernardo dei Rossi, welcher auf diese Weise an einem heiligen Sebastian 300 Ducaten verdiente. Nun findet sich in dem Briefe Rafael's an seinen Oheim vom April 1508 die Stelle, wo er von einem Bilderbesitzer spricht, der ihm Aufträge bis zu 300 Scudi geben wolle „per qui e in francia." Passavant bemerkt: „Wahrscheinlich ist hier die Rede von Giovan Batista della Palla, welcher zu jener Zeit viele Kunstwerke in Florenz aufkaufte, um sie an Franz I. zu verhandeln. Siehe Vasari im Leben Fra Bartolomeo's und des Andrea del Sorto." Daß Franz I. damals noch nicht König war und keine Bilder aufkaufen ließ, nebenbei. Jene Aufkaufereien della Palla's aber fallen viele Jahre später, sind gebrandmarkt, weil sie durch die üble Lage der Florentiner um 1529 ermöglicht wurden, und so auch von Vasari dargestellt worden. Beide von Passavant angeführte Lebensbeschreibungen hätten ihm, wenn er sie genau angesehen, hiervon überzeugen müssen, während ihm Perugino's Leben, wenn es ihm gegenwärtig gewesen, das Richtige geboten hätte, denn Vasari kommt darin zweimal auf diesen Handel zu sprechen und die Stellen sind um so wichtiger, als sie für Perugino's Art zu arbeiten sehr charakteristisch sind. Ueberhaupt, was doch nahe gelegen hätte, Passavant versäumt es, auf Perugino näher einzugehen, er zählt dessen Werke auf, sagt aber wenig über seine Entwickelung. Er behauptet, Michelangelo habe bei Perugino „hart gerügt," daß er „in's Schmachtende und Süßliche" verfallen sei. Michelangelo hat ihn goffo nell' arte genannt, was sich viel eher mit „roh und fabrikmäßig arbeitend" übersetzen ließe und so auch für die letzten Zeiten Perugino's der Wahrheit entspricht. Passavant führt übrigens an einer anderen Stelle das goffo selbst an und übersetzt es mit „tölpelhaft und unwissend in der Kunst," sagt auch, daß es darüber zur Klage vor Gericht gekommen, läßt aber aus, daß die Richter Michelangelo frei ausgehen ließen, während alle Schande auf Perugino zurückfiel.

Bedenklich erscheint mir der Empfehlungsbrief der Präfektin von Rom,

mit dem Rafael 1504 von Urbino nach Florenz gekommen sein soll. Passavant und Rumohr nehmen ihn für ächt an. Sein Herkommen aber schon ist Verdacht erweckend. Weder weiß man, woher er kam, noch was aus ihm geworden ist. Er steht gedruckt zu lesen, das ist Alles, und Rafael's Vater, der im Jahre 1504 bereits zehn Jahre todt war, wird darin als lebender, vortrefflicher Mann angeführt, um dessen guter Eigenschaften willen der Sohn dem Gonfalonier von Florenz auf's beste empfohlen sein solle. Die Stelle lautet: „E perchè il padre so che è molto virtuoso, ed è mio affezionato, e così il figlinolo discreto e gentile giovane, per ogni rispetto io lo amo sommamente.“*) Rumohr meint, warum ein solcher Brief erdichtet sein sollte, man müsse lesen: „E perchè il padre suo stato è molto virtuoso è mio affezionato, e così il figliuolo (sendo) discreto“ etc., dies um so mehr, als die Construction des so che dem damaligen Brief- und Conversationsstile widerspreche. Passavant erklärt auf Rumohr's Autorität hin das so che für „gezwungen und unrichtig" und schließt sich ihm in Betreff der Veränderung an. Die Florentiner Herausgeber des Vasari schlagen vor: „E perchè il padre suto è molto virtuoso“ etc., auf das so che lassen sie sich nicht ein. Was dies anlangt, so lese ich in einem Schreiben der Marchesana von Mantua an Tizian: „Ho ricevuto il quadro della Santa Maddalena che ci avete fatto, quale pensavo bene che dovesse essere cosa bella come che de altra sorte non ve ne possa uscire dalla mani per l'excellentia vostra nella pittura, e tanto più facendola per me, al quale so che vi é caro far piacere —“ Gaye II. 224.**) Oder bei Vasari (V, 41) „E chi ha pratica de' cervelli fiorentini, so che di questa non si farà alcuna maraviglia.“ suto dagegen ist, Blanc zufolge, nur bei den Trecentisten zu finden und zu Rafael's Zeiten ein seltener poetischer Ausdruck.

Erschien die Construction des so che Rumohr jedoch als eine moderne, so wundert mich, daß er darin nicht eine Bestätigung für den neueren Ursprung des Briefes fand. Ein derartiges Schriftstück zu fabriciren, entspricht ganz der menschlichen Natur. Mystificationen in gelehrten Dingen sind in Italien nicht selten eine verlockende Beschäftigung gewesen.

---

*) Und weil ich weiß, daß sein Vater ein vortrefflicher, mir anhänglicher Künstler ist, und so auch der Sohn ein bescheidener, wohlerzogener Mann, so schätze ich ihn in jeder Beziehung im höchsten Grade.

**) Die heilige Magdalena, die Ihr für Uns gemalt habt, habe ich empfangen. Ich dachte mir wohl, daß es ein so schönes Werk werden würde. Bei Eurer Vortrefflichkeit in der Malerei konnte etwas anderes nicht aus Euren Händen hervorgehen, zumal da Ihr es für mich gearbeitet habt und ich weiß, wie gern Ihr mir eine Freude bereitet.

Ist doch das von Comolli herausgegebene Leben Rafael's (das wunderbarer Weise immer noch hier und da als ächte, citirbare Quelle benutzt wird) nichts als eine moderne Compilation, die sich wie der Brief der Präfektin von Rom, durch chronologische Unmöglichkeiten in ihrer Falschheit herausstellt. Ich glaube nachweisen zu können, wie der Irrthum in Betreff des Todesjahres des Giovanni Santi in den Brief hineinkam. Man wußte das richtige Datum bis vor kurzem gar nicht, sondern glaubte, Vasari zufolge, daß Rafael's Vater erst nach 1504 gestorben sei. Vasari nämlich läßt Rafael 1504 zuerst nach Florenz kommen, indem er dies Jahr ausdrücklich als dasjenige nennt, in welchem Michelangelo's großer Carton fertig ward, durch den Rafael dahin gelockt wurde. Die durch den Tod des Vaters entstandenen Erbschaftsstreitigkeiten rufen ihn dann nach Urbino zurück. Der Vater also mußte gegen Ende 1504 gestorben sein. Auf diese Angabe verließ man sich bei Abfassung des Briefes, in dem so der Vater als ein noch lebender behandelt ward.*)

Rafael's eigene Briefe sind in so geringer Anzahl vorhanden, daß man es mit ihnen nicht genau genug nehmen kann. Der Brief an Francesco Francia (vom Sept. 1508) enthält die verschiedenfach aufgefaßten Worte: „Pregovi a compatirmi e perdonarmi la dilatione e lunghezza del mio (ritratto scil. das Rafael zu senden versprochen hatte) che per le gravi e incessanti occupationi non ho potuto sin hora fare di mia mano, conformo il nostro accordo; che ve l'avrai mandato fatto da qualche mio giovane e da me ritocco, che non si conviene. Anzi converriasi per conoscere non potere aguagliare il vostro." Passavant übersetzt: „Ich bitte Euch, Geduld mit mir zu haben und mir zu verzeihen, daß ich so lange säume, Euch das meinige zu senden, allein die bedeutenden und unablässigen Beschäftigungen haben es mir bis jetzt noch nicht gestattet, dasselbe eigenhändig auszuführen, wie wir übereingekommen sind. Ich hätte es zwar von einem meiner Gehül-

*) Daß Rafael übrigens, auch wenn dieser Brief nicht ächt ist und Vasari weiteres nicht enthält, den herzoglichen Damen von Urbino viel zu verdanken hatte, beweist vielleicht eine Bemerkung, die ich auf dem in der Bibliotheca Barberina zu Rom befindlichen berühmten Plane Roms fand. Der Zeichner und Verfasser desselben sucht nach hoher Protection für sein Project, den Ueberschwemmungen der Tiber vorzubeugen, und sagt zum Beweis, daß ohne hohe Protection für einen Künstler wenig zu thun sei: „Onde io mi rendo certissimo, che poco saria stato conosciuto al mondo il raro ingegno di Rafaello d'Urbino, se fosse stato privo del favoro e ajuto della virtuosissima Signora Isabella d'Urbino." (Weshalb ich der festen Ueberzeugung bin, das seltene Talent Rafael's von Urbino würde der Welt wenig bekannt geworden sein, hätte er sich nicht der Gunst und Unterstützung der tugendhaftesten Frau Isabella von Urbino zu erfreuen gehabt.) Mit Isabella sollte wohl Elisabetta von Urbino, Guidobaldo's Gemahlin gemeint sein. Der Plan ist von 1560.

fen malen lassen und dann die letzte Hand daran legen können, aber das geht nicht an. Im Gegentheil soll man wissen, daß ich das Eurige nicht zu erreichen im Stande bin." Passavant's französischer Uebersetzer: „Car il faut qu'on sache que je suis incapable d'atteindre à la perfection du vôtre." Guhl (Künstlerbriefe) „Sondern vielmehr würde sich das Gegentheil schicken, um zu erkennen, daß ich nicht das Eurige zu erreichen vermag." (?) Duppa (Life of Rafael): It was proper that I should execute it with my own hand, to convince myself that I could not equal yours." Dagegen geben die neueren Herausgeber des Vasari in einer Note folgende Erklärung: „Ma poi trovo del converette che io non lo facessi da me proprio, perchè verrei a confessare di non aver saputo agguagliare il vostro fatto da voi stesso." Das Gegentheil also von dem, was Duppa sagt. Die Phrase ist allerdings so gedreht, daß man sowohl wie Duppa übersetzen als wie die Herausgeber des Vasari interpretiren kann. Es steht in unserem Belieben, ob wir hinter converriasi ergänzen wollen, daß Rafael das Portrait selbst arbeiten, oder daß er es durch die Gehülfen malen lassen wolle, und ebenso ist das per conoscere je nach Gefühl mit „um zu erkennen" oder „weil ich erkenne" beide Male richtig übersetzt; per conoscere aber für per far conoscere zu nehmen, wie Passavant will, ist kaum zulässig.

Der Brief Rafael's vom 1. Juli 1514 handelt über Heirathspläne und bespricht die Vortheile, die Rom biete, im Gegensatz zu Urbino, wohin ihn die Verwandten gern zurückhaben möchten, um ihn dort zu verheirathen. „Sono uscito da proposito della moglie, ma per ritornare vi rispondo, che voi sapete che Santa Maria in Portico me vol dare una sua parente, e con licenza del Zio Prete (Rafael's Onkel, der Priester war) e vostra li promesi di fare quanto Sua Signoria voleva, non posso mancar di fede, simo più che mai alle strette, e presto vi avvisarò del tutto; habbiate pazienza, che questa cosa si risolva così bona, e poi farò non si facendo questa, quello voi vorite."*) Passavant übersetzt die unterstrichene Stelle: „Wir sind in größerer Verlegenheit als jemals," im dritten Bande giebt er eine neue Uebersetzung des ganzen Briefes und die Stelle lautet nun wie die Guhl's in den Künstlerbriefen: „Wir sind mehr als je dem Abschluß der

*) Um jedoch auf das Heirathen zurückzukommen: Ihr wißt, daß Santa Maria in Portico mir eine Verwandte geben will. Mit Erlaubniß des Onkels und der Eurigen habe ich das Versprechen gegeben, den Wünschen Sr. Herrlichkeit zu Willen zu sein. Ich kann mein Wort nicht brechen; wir sind im Begriff die Sache aufzulösen, Ihr sollt bald Nachricht haben. Geduldet Euch, bis wir in Gutem auseinander sind, hinterher, wenn nichts daraus wird, will ich thun, was Ihr wünscht.

Sache nahe," und dem entsprechend in der französischen Uebersetzung: „nous sommes plus près que jamais de la conclusion." Die Crusca erklärt essere o mettersi alle strette mit esser ridotto in gran pericolo, o all' estremo, essere oppresso. Diese Bedeutung hat der Ausdruck jedoch nur in Bezug auf irgend etwas, wovon sonst die Rede ist, nicht an sich, z. B. „Per questo venuti alle strette, non mostrandi gli avversarii pagamenti" (Condivi, Vita di Michelagnolo c. 48), wo das Geldzahlen das Object ist, über das es zum Bruche kam. Rafael scheint mir, wollte sagen: „Wir sind zum Aeußersten gekommen," d. h. „wir sind im Begriff die Sache aufzulösen," dem auch das Folgende entspricht, da er den Onkel tröstet, er solle nur den Moment abwarten, wann der Bruch mit Bibiena geschehen sei. Passavant's frühere Auffassung kam dem Richtigen also viel näher.

Und weiter in demselben Briefe: „e sapia che se Francesco Buffa ha delli partiti, che ancor io ne ho, ch'io trovo in Roma una Mamola bella secondo ho inteso di bonissima fama lei e di loro, che mi vol dare tre mila scudi d'oro in docta, e sono in casa in Roma che vale più cento ducati qui, che ducento là, siatene certo."*) Passavant „und ich wohne in Rom in einem Haus, welches hier 100 Ducaten mehr gilt als 200 dorten, dessen seid versichert." Guhl „und ich wohne in einem Hause hier, welches hier hundert Ducaten mehr als zweihundert dort gilt, davon könnt ihr überzeugt sein." Der französische Uebersetzer läßt das e sono in casa in Roma ganz aus. Warum? star in casa heißt wohnen. Rafael führt als letzten Grund für seine römische Heirath an „und ich wohne in Rom! Denn 100 Ducaten hier sind mir lieber als 200 bei euch." che steht für chè = perchè.

Ich gehe jedoch zu etwas Bedeutenderem über, und dies ist der Inhalt der beiden Gemälde Disputa und Schule von Athen, die ersten, welche Rafael in Rom malte, und die Passavant mit großer Vorliebe bis in ihre geringsten Einzelheiten zerlegt und erklärt hat. Seine Darstellung, basirt auf Bellori's Auslegung, ist nicht nur allgemein recipirt, sondern von Anderen sogar noch weiter ausgeführt worden, und es steht heute so fest, daß Vasari's Explication dieser beiden Hauptwerke Rafael's eine unbrauchbare sei, daß der Versuch seiner Rehabilitirung kaum erlaubt scheinen dürfte. Ich habe diesen Versuch bereits vor einigen Jahren gemacht, da derselbe jedoch unbemerkt vorübergegangen zu sein scheint, so erlaube ich mir auf die Sache zurückzukommen.

---

*) Und wißt, daß, wenn Francesco Buffa Partien hat, ich deren auch habe, und daß ich hier in Rom ein hübsches Mädchen finde vom besten Rufe, wie ich höre, und guter Familie, die mir 3000 Scudi mitbringt, u. s. w.

Vasari sagt: „Rafael malte einen Himmel mit Christus und der heiligen Jungfrau, Johannes dem Täufer, den Aposteln, den Evangelisten und Märthyrern auf dem Gewölke, mit Gottvater, der auf alle den heiligen Geist herabsendet, besonders aber auf eine unendliche Zahl von Heiligen, welche unten die Messe schreiben*) und über die auf dem Altar stehende Hostie verschiedene Meinungen aussprechen." So übersetze ich disputano, denn „zanken" liegt nicht nothwendigerweise in dem Worte. „Unter ihnen befinden sich die vier Doctoren der Kirche, um sie her unendliche Heilige, darunter Dominicus, Franciscus, Thomas von Aquino, Bonaventura, Scotus, Niccolo de Lira, Dante, Fra Girolamo (Savonarola) von Ferrara und alle christlichen Theologen und viele Portraits, und in der Luft sind vier Kinder, welche die Evangelien geöffnet halten; kein Maler wäre im Stande etwas Reizenderes, Vollendeteres als diese Gestalten zu schaffen."

„In der Luft sind in einem Kreise sitzend jene Heiligen dargestellt; eine Lebendigkeit der Farbe als lebten sie, Verkürzungen als träten sie rund hervor oder zurück, geschmackvoller Wechsel der Kleidung, schöner Faltenwurf der Gewänder und dabei ein Ausdruck der Köpfe, welcher eher himmlische als irdische Wesen in ihnen erblicken läßt. So das Antlitz Christi, dessen Milde und Frömmigkeit den sterblichen Menschen die der Malerei innewohnende göttliche Kraft beweist. Denn Rafael war es von der Natur gegeben, die Köpfe, die er malte, so zart und lieblich zu bilden, wie auch die Mutter Gottes zeigt, die mit auf die Brust gelegten Händen ihren Sohn betrachtend, Niemandem ihre Gnade versagen zu können scheint. Dann aber wieder läßt er in erhabener Würde die Patriarchen in ihrer Alterthümlichkeit, die Apostel in ihrer Einfachheit, die Märthyrer in ihrer Festigkeit thronen. Noch größere Kunst aber zeigte er in den heiligen Doctoren des Christenthums, die zu sechsen, zu dreien oder zu zweien einer gegen den anderen ihre Meinungen vorbringen. Man sieht, wie eine gewisse Neugier und zugleich Mühe die Wahrheit zu finden in ihnen waltet, sie zweifeln, sie machen Bewegungen mit den Händen, merken auf, runzeln die Stirn, oder brechen in Erstaunen aus. Nur die vier Doctoren der Kirche nicht, diese, erleuchtet vom heiligen Geiste, enträthseln mit den heiligen Schriften den Inhalt der Evangelien, welche die beflügelten Kinder in der Luft tragen." So weit Vasari. Einen Namen giebt er dem Gemälde nicht. Dennoch scheint die Benennung „Disputa" zu seinen Zeiten für solche Darstellungen gebräuchlich gewesen zu sein, denn er berichtet an anderer Stelle (XII. 16. ed. Lemonnier) von lebenden Bildern, welche eine Künstlergesellschaft in Florenz arrangirte und unter denen auch

*) che sotto scrivano hat die erste Ausgabe statt sottoscrivano.

eine Disputa der Philosophen über die Dreieinigkeit mit geöffnetem Himmel und Engelchören vorkommt. Vasari ließ bei Rafael's Gemälde wohl die ausdrückliche Bezeichnung fort, weil sie sich von selbst verstand.

Was die Composition Rafael's vor anderen ähnlicher Art auszeichnet, ist die ungemeine, auf's sprechendste ausgedrückte Aufgeregtheit der versammelten Menge. Man hat jedoch einen Streit über geistliche Dinge für einen, im höheren Sinne des Wortes, zu gemeinen Moment gehalten, als daß um seinetwillen eine so tiefgreifende Bewegung sich solcher Männer hätte bemächtigen dürfen. Es sei unmöglich, daß es sich hier um einen Zank handeln könne. Viel Höheres sei hier dargestellt: die ganze Theologie der katholischen Kirche finde sich symbolisch in den Personen ihrer höchsten Geister aufgebaut, und in diesem Sinne hat man die Bewegungen der Einzelnen nicht als von einem Allen gemeinsamen, momentanen Gefühl erweckt gelten lassen wollen, sondern ihren Gesten, jedem für seine Person allein, die höchste Bedeutung untergelegt. Jeder dieser Männer drücke durch seine Bewegung seine Stellung aus zur Wahrheit der katholischen Kirche, argumentirte man. Und indem von dieser Idee dann wieder rückwärts geschlossen wurde, hat man auf die Körperbewegungen hin allen den hier sichtbaren Personen historische Namen beigelegt. Und so ist aus dem Bilde ein theologisches System geworden, gleichsam die verkörperte Idee des Katholicismus. Passavant in seinem Leben Rafael's und J. W. J. Braun in einer besonderen Schrift über Rafael's Disputa (Düsseldorf 1859.) sind darin am weitesten gegangen. Zwar weichen diese beiden, wie auch die anderen, die sich in dieser Materie versucht haben, von einander ab in einigen Punkten der Erklärung, allein sie stimmen darin überein, daß Vasari den eigentlichen Sinn des Gemäldes verkannt und sogar unter den namentlich angeführten Männern einige genannt habe, die gar nicht auf dem Bilde befindlich wären.

In hohem Grade befestigt erschien diese Ansicht ihren Vertretern durch einen außerhalb des Gemäldes liegenden Grund. Die auf den anderen drei Wänden in nachfolgender Zeit ausgeführten Gemälde nämlich stellten ihrer Idee nach die Philosophie, die Poesie und Jurisprudenz dar. Somit fiel der Disputa, wie von selber, die Bedeutung der Theologie zu. Man nahm an, der Papst habe das höhere geistige Dasein der menschlichen Natur in jene vier Strömungen zerlegt und als ein Ganzes in diesem Gemache ausdrücken wollen, und da es natürlich erschien, daß ein solcher auf Befehl des Oberhauptes der Christenheit aufgenommener Gedanke bei seiner Ausführung nicht dem einsamen Gutdünken eines unstudirten jungen Malers überlassen bleiben durfte, so glaubte man, weitergehend, den Einfluß der ersten in Rom befindlichen geistigen Autoritäten bei Schaffung

der Gemälde voraussetzen zu müssen. Und so erscheint Rafael's erstes Auftreten in der Stadt im Glanze freundschaftlich höheren Verkehrs mit der Blüthe der damaligen Gelehrsamkeit: ein bei der Beschreibung seines Lebens gern und reichlich ausgebeuteter Umstand.

Was den specielleren Inhalt jener modernen Deutungen der Disputa anlangt, so ist er hier von keiner Wichtigkeit. Es genüge, daß man Heiden, Juden, Judenchristen, Ketzer, Repräsentanten der christlichen Nationen Europas und dergleichen darauf entdeckt und mit einiger Bestimmtheit bezeichnet hat. Gesagt aber muß werden, daß man zu diesen Annahmen nicht nur durch keine Silbe Vasari's, sondern auch durch keine Mittheilung anderer Schriftsteller des 16. oder 17. Jahrhunderts berechtigt war, daß man vielmehr lediglich einer rein theoretischen, die Composition an sich ergreifenden Anschauung Folge gab. Ausgenommen natürlich die Personen, welche aus ähnlichen Darstellungen, oder aus den, auf das Gemälde selbst aufgeschriebenen Namen zu erkennen sind, wie die Kirchenväter und einige Päpste, oder wie Dante und Savonarola, die sich aus der Portraitähnlichkeit als mit Vasari's Angaben identisch weisen.

Rafael ging nach Vollendung der Disputa an das ihr gegenüberliegende Wandgemälde, welches, wenn auch von geringerer Erhabenheit dem Gegenstande nach, sie dennoch durch Freiheit der Bewegung in den Gestalten und durch den Reichthum der Composition weit übertrifft. Dieser Unterschied ist es, der uns die Berechtigung giebt, Vasari's Worten entgegen, die Disputa als die frühere und die Schule von Athen, unter welchem Namen die zweite Arbeit berühmt ist, als die nachfolgende Schöpfung anzunehmen. Vasari läßt Rafael mit der Schule von Athen beginnen: auch ich glaube, daß er darin irrt, jedoch bei diesem Werke soll Vasari noch mehr verbrochen haben. Denn während man bei der Disputa seine Erklärung nur ausgedehnt hat und ihm nichts als Unwissenheit zum Vorwurf machte, findet man in der Schule von Athen absolut andere Dinge dargestellt als Vasari will, und giebt ihm die Frucht seiner, an vielen Stellen seines Buches allerdings gar nicht zu leugnenden Ungenauigkeit nirgends saurer zu kosten, als bei dieser Gelegenheit.

Die Schule von Athen bildet schon durch ihre kräftigen Schatten einen Gegensatz zu der lichten Freundlichkeit der Disputa. Wir blicken in das Innere eines tempelartigen Gebäudes hinein, mit in den Hintergrund sich verlierenden hohen und dunklen Bogengängen. Es erhebt sich auf einem breiten, das ganze Gemälde quer durchziehenden Unterbau, zu dem Stufen hinanführen. Ganz im Vordergrund des Bildes zu Füßen dieser Treppe sehen wir zur Rechten und zur Linken zwei in sich abgeschlossene Gruppen von Gestalten, dann oben in der Mitte zwei neben-

einanderstehende Männer, in ruhigem Streite, wie ihre Handbewegungen anzudeuten scheinen, umgeben von anderen, an die sich abermals andere anschließen, und so, indem sich diese Menge nach beiden Seiten in den Rahmen verliert, erscheint der ganze Raum von Figuren erfüllt. Auch auf den Stufen der Treppe erblicken wir einige Gestalten, fast alle aber in Bewegung zu den beiden mittelsten hingewandt, indem sie entweder wirklich auf sie zueilen, oder auf sie deuten, oder andere auf sie hinlenken deren Aufmerksamkeit abgezogen ist. Nur die Nächsten stehen ruhig um sie her und haben die Blicke auf sie gerichtet.

Von diesen beiden in der Mitte Stehenden, sie nehmen zugleich gerade unter dem Bogen des Gebäudes die Mitte ein, ist der eine ein Greis mit herabwallendem Bart und Haupthaar. Der Scheitel ist kahl. Mit aufgehobenem rechten Arme und Zeigefinger deutet er zur Höhe; unter dem linken Arme trägt er ein Buch. Der neben ihm, um ein Geringes mehr vortretend, scheint dagegen im besten Mannesalter, mit kurzem dichten dunkeln Haupt- und Barthaar. Ein Buch, auf dessen oberen Rand er die linke ausgestreckte Hand gelegt hat, stützt er auf den Schenkel des linken Beines, während die uns entgegengestreckte Rechte mit ausgebreiteten Fingern, deren Inneres dem Boden zugekehrt ist, einen Gegensatz zur himmelzeigenden Bewegung des Anderen anzudeuten scheint. Rechts und links in den Nischen der breiten Pfeiler, welche die Wölbung des Baues tragen, stehen die Statuen des Apollo und der Minerva und unter denselben sind Basreliefs mit mythologischen Begebenheiten angebracht.

Von den beiden Gruppen im Vordergrunde zeigt die zur Rechten einen mit dem Zirkel in der Hand zu einer auf dem Boden liegenden Tafel gebeugten Mann mit kahlem Scheitel, dessen Demonstration mehrere Jünglinge umher mit dem höchsten Erstaunen verfolgen, während zwei ehrwürdige Gestalten in langen Gewändern, die eine mit einer Krone auf dem Haupte, Kugeln in den Händen tragen. Die Gruppe auf der linken Seite des Gemäldes dagegen zeigt als Mittelpunkt einen zu Boden hockenden Alten, eifrig bemüht, in ein auf seinem Knie ruhendes Buch zu schreiben, und zwar von einer Tafel ab, welche ein schöner, engelartiger Knabe vor ihn hin auf die Erde gestellt hat, der ihm zugleich etwas zuzuflüstern scheint.

Hinter ihnen ein Gedränge von Volk, alle in Aufregung, zu erhaschen, was der Alte in sein Buch schreibt, Männer, Kinder, eine Frau, ein Greis der nachschreibt, ein Mann der, sich weit überbeugend, darin zu lesen sucht, und nah am Rande des Gemäldes eine Säulenbasis, die einem mit Laub bekränzten Manne als Lesepult dient, während ein Alter, der wie ein Großvater ein Kind auf dem Arm trägt, ihm zuhört.

Auf der anderen Seite des schreibenden Alten mit dem Engel aber die Gestalt eines Mannes, der seinem ganzen Habitus nach gleich jenem, vornhin genannten in der Mitte oben, etwas jugendlich Kräftiges an sich trägt. Er stützt, wie er, ein Buch auf den Schenkel des einen, auf einen Steinblock tretenden Beines und deutet mit der Rechten hinein, während er auf den schreibenden Greis unter sich mit gesenktem Kopf hinblickt. Zwischen beiden, ein wenig zurück, ein schöner, in seinen Mantel gehüllter Jüngling, mit gescheiteltem, lang herabhängendem Haare, auf die Brust deutend mit der Linken und von der Seite blickend, als wäre er im Spiegel gemalt. Die äußerste Gestalt dieser Gruppe aber, nach der Mitte hin, ist ein auf der Erde sitzender in sich versunkener Mann. Er hat den linken Arm auf einen Steinwürfel neben sich mit dem Ellenbogen aufgesetzt und lehnt das Haupt auf die umgeknickte Hand, während die andere mit einem Griffel auf einem Blatte Pergament ruht. Zwischen diesem und der Gruppe drüben hindurch sieht man auf die Stufen, die zu dem Gebäude hinanführen, einen in einem Buche lesenden Greis lang hingestreckt, auf den ein Jüngerer, der die Treppe hinansteigt einen Anderen hinzuweisen sucht, welcher sich jedoch den Beiden in der Mitte zugewandt hat. —

Vasari sagt, dargestellt sei, wie die Theologen die Philosophie und Astrologie mit der Theologie vereinigten, una storia quando i teologi accordano la filosofia e l'astrologia con la teologia. Alle Weisen, savi, der Welt seien da zu sehen, wie sie in verschiedener Weise disputirten, disputano, dasselbe Wort, wie bei der Disputa; von den Beiden in der Mitte sei der eine Aristoteles mit der Ethika in der Hand, der andere Plato mit dem Timäus; der auf den Stufen liegende Diogenes. Unten rechts bezeichnet er die Portraits des jungen Herzogs von Mantua, Rafael's selber und Bramante's. Die eine der beiden Gestalten mit den Kugeln nennt er Zoroaster. Von der anderen Gruppe wird gesagt, daß es die Evangelisten seien, auf deren Antlitz sich Aufmerksamkeit und scharfsinnige Genauigkeit (accuratezza) höchst natürlich ausgedrückt finde, der schreibende Alte sei der Evangelist Matthäus, der die auf der von einem Engel gehaltenen Tafel befindlichen astrologischen Figuren, welche ihm von der Gruppe drüben zugesandt wären, auslege.

Diese Behauptung, daß wir die Evangelisten vor uns hätten, hat Vasari hier wohl zumeist um seine Autorität gebracht. Es sei eine völlige Verwirrung bei seinen Erklärungen eingetreten, sagt man, er bringe Dinge aus dem einen in's andere Gemälde. Was denn hier die Evangelisten sollten? Und indem man ihn nicht einmal des Irrthums, sondern der Verirrung anklagt, strich man ohne Weiteres aus, was er über den Inhalt des Gemäldes sagt, und ist mit der Geschichte der griechischen

Philosophie in der Hand so gründlich zu Werke gegangen, daß man ihre Entwickelung in systematischer Folge, sogar der Chronologie nach stimmend, wie Passavant nachweist, hier dargestellt gefunden und fast keine der etwa funfzig Personen ohne vollwichtigen griechischen Namen gelassen hat. Gelehrte Männer versuchten daran ihren Scharfsinn. Natürlich wiederum mit erheblichen Abweichungen untereinander, der Hauptsache nach indeß derselben Meinung. Diogenes auf der Treppe, so wie Plato und Aristoteles in der Mitte, auch Zoroaster bleiben als ausgemacht bestehen. Sokrates läßt sich in der That an der Aehnlichkeit erkennen. Der ihm gegenüberstehende Jüngling mit Helm und Panzer trägt bereits den doppelten Namen Alexander und Alcibiades. Der von Vasari Matthäus genannte schreibende Alte wird zu Pythagoras, der Engel mit der Tafel vor ihm zu seinem Sohne, einer der anderen Evangelisten zu Herakleitos dem Dunkeln, der lesende Mann an der Säule des Weinlaubes wegen, mit dem er bekränzt ist, zu Epikur u. s. w. Und ausgehend wieder von der tiefen Kenntniß der griechischen Philosophie, ohne welche dergleichen doch unmöglich durchzuführen war, haben gelehrte hochstehende Freunde dem Künstler all' die gelehrten Angaben zutragen müssen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Erklärungen, deren wir eine frühere und eine spätere von Passavant, eine von Trendelenburg, eine von Braun besitzen, oft sehr geistreich erfunden und plausibel dargestellt worden sind. Warum auch soll Vasari nicht geirrt haben, da er es so oft gethan? Entspräche das Gemälde nicht in der ihm von den Neueren untergelegten Bedeutung der Höhe der klassischen Studien, die zur Zeit seiner Entstehung in Italien blühten? Wir wissen, wie geläufig dem damaligen Publicum die Geschichte der griechischen Philosophie war. Sagt nicht Vasari wiederum selbst, alle Weisen der Welt seien hier dargestellt und ergiebt sich aus dem gegenüberliegenden, die Theologie bedeutenden Gemälde nicht als der einfachste Gedanke, hier sei die Entwickelung der heidnischen Philosophie zu malen aufgegeben worden? Es könnte so scheinen. Aber was mich zuerst zweifeln ließ an den Auslegungen der Modernen, war dieser supponirte Gegensatz zwischen christlicher Theologie und heidnischer Philosophie, der, soviel ich die Zeiten Giulio des Zweiten kenne, in solcher Schärfe für sie fast eine Unmöglichkeit war.

Stand man damals schon so hoch über den Dingen, um die griechische Philosophie als ein abgeschlossenes Moment der geistigen Entwickelung der Menschheit aufzufassen? Wie tief waren doch die Werke der griechischen Philosophen hineingeflossen in die Quellen christlicher Gelehrsamkeit! Noch ahnte man nicht die über dreißig Jahre später in Italien einbrechende deutsche Reformation, und all' ihre Folgen für den Katholicismus lagen

noch in der Zukunft. Platoniker und Aristoteliker bekämpften sich damals, wie sie es Jahrhunderte vorher gethan und noch thun, aber Alles, was während dieser Jahrhunderte über den großen Widerspruch gedacht und geschrieben worden war, bildete, zu einem Ganzen mit den Lehren der beiden großen Griechen verflochten, keinen durch klare Grenzen von der christlichen Theologie geschiedenen Gegensatz, sondern gehörte ihr an, ohne daß das Eine des Anderen hätte entrathen können. Wir wissen, in welch persönlicher Abhängigkeit Giulio der Zweite von der damaligen praktischen Astrologie stand. Persönlich glaubte er nicht daran, so versichert Paris du Grassi wenigstens, denn als er nach der Uebergabe von Bologna am 8. November 1506 seinen Einzug halten wollte und die Astrologen widersprachen, begab er sich am Abend vor der von ihnen festgestellten Zeit heimlich in die Stadt. Als später dann aber der Grundstein der Citadelle von Bologna gelegt wurde, ließ er bei der Ceremonie eine Pause von einer halben Stunde eintreten, nur damit ja der Stein genau in dem von den Astrologen angegebenen Momente an Ort und Stelle gelegt wurde. Gerade zu Giulio's Zeiten, wo statt der scharfen Behandlung der Philosophie in früheren Jahrhunderten ein nach allen Seiten greifender Dilettantismus eingerissen war, verdichtete sich die Verwirrung des geistigen Lebens bis zu jenem völligen Chaos, in das Luther dann hineinbrach. Es wäre ein fast hypermoderner Gedanke für den Papst gewesen, hier die christliche Theologie, dort die antike Philosophie als zwei vollendete Gegensätze in Gemälden verewigen zu lassen.

Und nun, wer sagt zuerst, frage ich, daß dies von ihm gewollt sei? Passavant nennt Niemanden, der vor Bellori im Jahre 1695 eine solche Behauptung aufgestellt hätte. Sicher ist: 1648 war man noch anderer Ansicht in Rom. Zweihundert Jahre beinahe also nach Entstehung der Gemälde beginnt die heute allgemein acceptirte Meinung zuerst ausgesprochen zu werden, während bis dahin Vasari's Deutung (einen einzigen, sogleich zu erwähnenden Umstand abgerechnet) Geltung behielt: es sei die Vereinigung der Philosophie, Astrologie und Theologie hier dargestellt, eine Erklärung, die durchaus den Charakter der julianisch-rafaelischen Zeit zum Ausdruck bringt.

Ein zweites ernstes Bedenken, und dies auch in Vasari's Auslegung. Der von ihm und von den neueren Erklärern als Aristoteles bezeichnete Mann erscheint in auffallender Weise jugendlicher als der neben ihm stehende sogenannte Plato. Man würde ihn in anderer Umgebung anstandslos für die Figur eines Apostels halten, wie Rafael sie oft gemalt hat. Ein Bild Benozzo Gozzoli's ist öfter citirt worden, auf dem wir Thomas von Aquino in der Mitte zwischen Plato und Aristoteles erblicken, die wie

Engel in den Lüften ihm zur Rechten und Linken schweben, aber weder hier noch sonst wo ist Aristoteles in jüngerer Gestalt als Plato dargestellt: beide sind ehrwürdige Greise, und es erschiene als ein mit der symbolischen Malerei kaum zu vereinigender Naturalismus, die Jahre, welche zwischen der Geburt des Einen und des Anderen liegen, an ihrer äußeren Gestalt merklich werden zu lassen. Wie sollte es denn mit denen gehalten werden, deren Geburt nicht einmal in dasselbe Jahrhundert fällt? Denn auch Pythagoras erblicken wir auf der Schule von Athen nach dem Willen der modernen Erklärer, der in Zeiten lebte, in denen Plato noch nicht geboren war? Wie könnte Plato diesem gegenüber als ein Greis erscheinen dürfen?

Doch nun ein dritter Grund des Zweifels, eine Frage, neben der die Beantwortung der beiden ersteren ziemlich gleichgültig ist: ob es dem Wesen der Kunst nach überhaupt möglich sei; daß Rafael hier nichts weiter als eine Versammlung von Repräsentanten irgend einer Richtung menschlicher Geistesthätigkeit zu einer Composition habe vereinigen wollen.

Die vollendete Kunst, diejenige also, welche weder Vorstufe noch Verfall ist, will den Menschen etwas vor die Augen bringen, das ihnen im höchsten Grade bedeutungsvoll ist. Um dies zu erreichen, genügt es ihr nicht, einen beliebigen Moment darzustellen, der an sich als historisch ergreifend erscheint, sondern der Künstler will ihn so erscheinen lassen, daß er, wenn alle Erklärung dessen was er bedeutet, fortfiele, durch die bloße Macht der Form dennoch seinen Zweck erreicht.

Wir sind keine Griechen, und die Mythen, in deren Kreise sich die Tragödien des Sophocles oder Aeschylus bewegen, haben für uns nichts, was ihnen den nationalen erschütternden Inhalt verliehe, den sie für die Griechen besaßen, dennoch ergreifen uns die Tragödien, wenn wir die darin handelnden Personen nur als bloße Charaktere mit beliebigen Namen nehmen. Oder, um eine einzelne einfache Figur zu nennen: die Venus von Melos; wir beten nicht mehr zu ihr, es ist uns gleichgültig, wer sie sei, eine Göttin oder ein Mädchen von der Straße, aber als die Gestalt einer Frau an sich bezaubert sie uns. Ein großer Künstler giebt seinem Werke neben dem seiner Zeit allein verständlichen Inhalte einen zweiten höheren Inhalt, den wir den allgemein menschlichen nennen, und der unabhängig von dem, was Zeitgenossen in dem Werke erblicken oder von ihm verlangten, unvertilgbar, so lange es selbst dauert, an ihm haften bleibt.

Was bliebe als dieser ideale Inhalt zurück, wenn wir bei ganzen Reihen der Darstellung des heiligen Abendmahles z. B. Unwissenheit über seine Bedeutung voraussetzten? Man sähe auf den meisten Gemälden nichts als eine Anzahl Männer, welche zusammen an einer Tafel speisen. Leonardo da Vinci malte diese Darstellung zuerst so, daß man fühlt, die

Handlung Christi in der Mitte unter den Anderen, wie er das Brot bricht und die erklärenden Worte redet, sei wie ein elektrischer Funke, der die Uebrigen durchzuckt und ihre Bewegungen und Mienen bedingt. Ohne Kenntniß dessen, was geschehen sei, würde Jeder dennoch fühlen, eine Anzahl vereinter Männer sei durch eine bedeutende That in Erregung versetzt. Denn in Allen drückt sich eine, die ganze Seele ergreifende Erschütterung aus, bei Jedem anders, seinem eigenthümlichen Charakter nach; lauter Schicksale glauben wir vor uns zu sehen, und mitten unter ihnen Christus, so schön, so einsam; einsam wie eine Seele in einem Körper, der ihr nichts mehr nützen kann in ihrer Todesstunde.

Was die Composition eines Malers haben muß, wenn sie ohne die historische Bedeutung der Figuren, durch deren bloße Vereinigung zu einem Ganzen auf den Zuschauer wirken soll, ist Einheit, oder besser gesagt, dramatisches Interesse der Handlung. Eine Kraft, die Alles in Bewegung bringt und die Mitte des Gemäldes bildet, muß vorhanden sein. In Rafael's florentinischer Zeit fehlt sie nicht selten, auf seinen römischen Arbeiten aber fast nie. Der Umschwung der Dinge, die bewegende That ist da immer die Seele des Bildes. Gehen wir die Zimmer des Vaticans durch. Der Moment, wo der Priester die Hostie sich in Blut verwandeln sieht, auf der Messe von Bolsena; oder, wo der Papst durch sein Wort die Feuersbrunst zum Stehen bringt, auf dem Burgbrand; oder, wo Petrus aus dem Gefängnisse entführt wird und die Wächter auf der anderen Seite eben im Erwachen sind; oder, wo Attila und Heliodor durch plötzlich einbrechende Mächte vertrieben und bestraft werden; oder endlich, der Moment, wo das Kreuz erscheint und die Schlacht sich für den kämpfenden Constantin entscheidet: überall weiß Rafael durch die richtige Wahl des dargestellten Augenblicks seinen Zweck zu erreichen, und oft, wenn der seltsam zugeschnittene Raum es fast unmöglich macht, hat er dennoch mit dem größten Geschick die Grundbedingung einer guten Composition innegehalten. Immer ist es ein das Ganze formender Gedanke, der sie gleichsam zum Krystallisiren bringt, und je länger Rafael's Künstlerlaufbahn sich ausdehnt, um so prägnanter wird diese Eigenschaft seiner Werke. Ein Zeichen aber, wie bewußt er verfuhr, sind oft die ersten Skizzen seiner Compositionen. So die Vertreibung Attila's, wo die anfangs abgetrennt im Hintergrunde heranziehende Gruppe des Papstes bei der Ausführung auf das Genauste dem leitenden Gedanken des Ganzen einverleibt wurde, oder bei den Teppichen der Fischzug Petri, wo er eine ähnliche Trennung verschiedenartiger Gruppen später aufhob. Rafael arbeitete damals noch langsam, änderte oft, selbst wenn er schon weit vorgeschritten war, wie seine Entwürfe zur Schule von Athen und Disputa beweisen,

und erreichte so die Macht, seinen Werken den Anschein von Leichtigkeit und ursprünglichem Lebensglanz zu verleihen, als wären sie in einem Momente der Begeisterung fertig von ihm auf ihre Stelle gezaubert worden.

Von den Wandgemälden der vaticanischen Zimmer fehlt nur einer Composition diese Einheit: dem Parnaß, der auf einer sehr ungünstigen Fläche freilich, über und um eins der in die Wandfläche hineingreifenden Fenster gemalt worden ist. Ich möchte das Werk aus diesem Grunde, wie auch deshalb, weil es die deutlichsten Spuren von Rafael's florentinisch mehr graziöser und etwas magerer Manier an sich trägt, für seine frühste römische Arbeit halten. Denn die darunterstehende Jahreszahl wird sich, da sie bei den anderen Gemälden mangelt, auf die Vollendung des ganzen Zimmers beziehen. Auf dem Parnaß sehen wir in der That nur einzelne, durch das bloße Arrangement vereinigte Gruppen. Jedoch, wenn wir den neueren Erklärern trauen, wäre dies auch bei der Schule von Athen und der Disputa der Fall, und ohne genaue Kenntniß der Kirchengeschichte wie der der Philosophie blieben es unverständliche Gruppen, die ohne inneren Zusammenhang auseinanderfielen. Quatremère de Quincy sagt schlichthin, es sei keine Handlung in der Disputa. Die Anderen scheinen diesen Punkt überhaupt nicht in Betracht gezogen zu haben. Nur in der Schrift von Springer ist darauf hingewiesen; der eine, sämmtliche Personen vereinigende große Zug der Begeisterung wird dringend hervorgehoben und dies Moment für wichtiger erklärt, als die Deutung der einzelnen Figuren aus der Kirchengeschichte.

Allein auch Springer bleibt auf einem gewissen Punkte stehen und findet nur die Hälfte von dem in dem Gemälde, das sich mir darauf mit sprechender Deutlichkeit vor die Augen stellt.

Wie war es möglich, zu verkennen, daß hier etwas Plötzliches auf die Versammlung einwirkt? Einen Moment der Ueberraschung erblicken wir. Die bisherigen Erklärer scheinen als etwas, das weiter keiner Erwähnung bedürfe, auch wohl kaum in Frage kommen könne, angenommen zu haben, der aufgethane Himmel mit seiner Herrlichkeit stehe über der Versammlung fest da, wie ein dauernder Regenbogen etwa über einer Landschaft. Vielmehr die Minute hat Rafael zur Anschauung bringen wollen, wo die Gewölke eben reißen und die überirdische Herrlichkeit durchbricht, die alles weitere Disputiren unnütz macht. Und dieser Uebergang vom Suchen zum Schauen der Wahrheit finden wir ausgeprägt in den Bewegungen der Versammlung.

Einige sind noch versunken in das Gespräch oder einsam in ihre Bücher, Andere aber, entzückt vom plötzlichen Glanze, blicken auf, die Bücher liegen vor ihnen auf dem Boden, die ihren Händen entfallen sind, deren

sie nicht mehr bedürfen, und entweder völlig erfüllt von Staunen und Anbetung, blicken sie empor, oder Einer sich des Anderen erinnernd theilt ihm mit, was geschehen ist, und fordert ihn auf, hinanzusehen. So die Gruppe links im Vordergrunde, wo der Jüngling dem älteren Manne, der in sein Buch vertieft ist und nichts von der neuen Offenbarung ahnt, einen Anstoß giebt. Dieser denkt, er wolle eine der seinigen entgegenstehende Meinung äußern, und deutet, sich nur halb nach ihm umwendend, auf die Seite des Buches, wo die für ihn sprechenden Gründe geschrieben seien, der Jüngling aber hebt die Hand auf zu der Erscheinung, die allem Streiten ein Ziel setzt. Und so, als die natürlichsten Zwischenstufen von der Versenkung in die eigenen Gedanken bis zum Erkennen des erscheinenden Glanzes, sind alle Gestalten in ihrer Bewegung zu deuten, und deshalb erschöpft auch die Unterschrift eines alten Stiches der Disputa aus dem Jahre 1552 den Inhalt des Bildes mit den Worten: „Die vornehmsten Männer (proceres) der heiligen Kirche loben und beten an die heilige Dreieinigkeit und die von den Bewohnern des Himmels umgebene Majestät Gottes. Wen sollte ihr Beispiel nicht zur Frömmigkeit anregen?" Diese Worte widersprechen denen Vasari's nicht. Vasari theilt den Inhalt des Gemäldes nur zur Hälfte mit: er sagt, was geschieht, die Unterschrift des Stiches fügt hinzu, wie es geschieht; was bei Vasari ein Zustand war, wird nun zu einer Handlung. Es sind die Männer der Kirche, welche über die Dreieinigkeit verschiedene Meinungen hegen, die dann aber durch die Erscheinung der Dreieinigkeit selbst ihrem Streite entrückt und durch eine höhere Gewalt, als die menschlicher Logik, zu dem sie Alle vereinigenden Resultate gelangen.

Kann es danach noch als verlockend erscheinen, für die einzelnen, in ihrer Bewegung so deutlichen Personen historische Namen herauszufinden? Es bedarf dessen nicht. Und wenn es uns gelänge, das Verständniß des Gemäldes würde dadurch wenig gefördert werden.

Eine historische Anspielung anderer Art jedoch bietet sich dar, welche es enthalten könnte. Wir gedenken, daß in jenen Jahren, in denen Rafael im Vatican zu malen begann, der Bau der Peterskirche vom Papste neu aufgenommen worden war. Darauf könnten die mächtigen Anfänge eines Gebäudes Bezug haben, die sich auf dem Bilde, etwas gewaltsam sogar, im Vordergrunde rechts, bemerklich machen. Auch der Bau der Kirche links in der Ferne könnte mit Beziehung darauf in das Bild gekommen sein. Das Gemälde sollte erinnern an diese erste ungeheure Unternehmung des Papstes, und träte als ein historisch-symbolisches in eine Reihe mit den übrigen Darstellungen in den Zimmern des Vatican, in denen die Thaten Giulio des Zweiten oder Leo's verherrlicht

sind. Giulio betrachtete die Wiederaufnahme dieses Baues als eins der vorzüglichsten Ereignisse seiner Regierung. „Quis merito non admiraretur coeptam a nobis ad omnipotentis Dei, ejusque intactae genetricis Mariae ac principis Apostolorum St. Petri honorem et laudem necessariam basilicam ejusdem Sancti jam vetustate collabentis reparationem et ampliationem?“ (Raynaldus sub anno 1508.) So beginnt sein im April 1508 an die christlichen Fürsten erlassener Brief, der zu einem Kreuzzuge auffordert, um die Zeit also verfaßt, wo Rafael nach Rom gekommen sein könnte. Ein Grund aber, diese Unternehmung zu verherrlichen und als im besonderen Schutz des Himmels begonnen darzustellen, lag in der Opposition, mit der ein großer Theil der Cardinäle (und hinter ihnen ohne Zweifel ein Theil des Volkes) den Einbruch der alten urehrwürdigen Basilica nicht hatten dulden wollen.

Welches Symbol aber wäre passender gewesen, um den Neubau der Peterskirche, die gewissermaaßen für die Christenheit das war, was der Tempel des Zeus in Olympia für die Griechen, zu verewigen, als die sich offenbarende Dreieinigkeit? Und ihr zu Füßen, als Taufpathen der neuen Kirche gleichsam, die vornehmsten Männer, die im Dienste des Glaubens unter den Anderen hervorragten? Savonarola wurde von Rafael ihnen beigesellt, aus dankbarer Erinnerung an Fra Bartolomeo, seinen Lehrer in Florenz, der ein Mönch in San Marco und eifriger Anhänger des großen Mannes gewesen war. Allein und in bedeutender Stellung im Vordergrunde erscheint Papst Anaklet, der Gründer der alten Peterskirche. Er segnet die neue Unternehmung. Rafael beabsichtigte, ihn hervortreten zu lassen. Eine männliche Gestalt neben ihm deutet auf ihn hin und zeigt ihm einen Dritten, wie ich vermuthen möchte, einen von den Bauhandwerkern. Rafael liebt es, solche Leute gerade in den Vordergrund zu bringen. Unter den Heiligen aber, die auf dem Gewölke thronen, erblicken wir Constantin vielleicht, unter dem der älteste Bau begann. Ihn, weil er doch kaum dahin gehört, hat Rafael sehr geschickt halb verdeckt gehalten, gleichsam mit eingeschwärzt wie die beiden Geistlichen auf der Transfiguration. Und in den Anfängen starker Quaderbauten zur rechten Hand, die viel zu stark hervortreten, um bloßes Beiwerk zu sein, haben wir möglicherweise das wirkliche Abbild der Mauern, wie sie unter Papst Nicolaus liegen geblieben, von Giulio vorgefunden und als Fundamente weiter benutzt wurden.

Herm. Grimm.

Staatsrechtliche Prüfung der gegen das Thronfolgerecht des Augustenburgschen Hauses erhobenen Einwände.

„Es giebt keinen Zoll breit Landes in Schleswig-Holstein und Lauenburg, auf welchen das Erbrecht der Augustenburger nicht bestritten wäre.“ Dieser Satz wird auch heute noch von Feinden wie Freunden oft genug wiederholt und hat nicht verfehlt, Manchem zu imponiren. Wir sollten aber meinen, die Thatsache, daß das Recht der Herzogthümer und ihres Herzogs ein viel bestrittenes ist, eine Thatsache, welche sich genügend daraus erklärt, daß offenkundige politische Interessen des Auslandes, und leider nicht blos des Auslandes, sich gegen die Anerkennung des Rechtes sträuben, könne dem Werth desselben keinen Eintrag thun. Nicht daß, sondern wie es bestritten wird, ist von entscheidender Bedeutung.

Indem wir uns anschicken, das Verfahren der Gegner zu prüfen und darzulegen, sind wir in der glücklichen Lage, daß das Beste und Bedeutsamste, was man wider das Recht der Herzogthümer, welches mit dem des augustenburgschen Hauses eins ist, vorzubringen gewußt hat, sich in den Leistungen weniger Männer concentrirt. Neben den Dänen, besonders Larsen, sind es zwei Deutsche, welche vorzüglich in Betracht kommen. Der Eine, der ehemals ratzeburgsche Advocat Ostwald, hatte schon früh durch seine Bestrebungen für die Interessen Dänemarks die Aufmerksamkeit König Christian's VIII. auf sich gezogen, wanderte hinüber nach Kopenhagen und scheint bei Abfassung des Rechtsgutachtens, auf welches der König seinen offenen Brief von 1846 gründete, eine hervorragende Rolle gespielt zu haben. Der Andere ist der ehemalige Curator der Universität Halle, der preußische Kronsyndicus Pernice. Er ertheilte der preußischen Regierung im Jahre 1851 ein, nur auf Holstein sich beziehendes Gutachten. In welchem Maaße es damals auf die Entschließungen der preußischen Regierung eingewirkt hat, ist nicht bekannt. So viel aber ergiebt sich aus seinem Inhalte, namentlich dem Schlusse, daß es dazu bestimmt war, die rechtlichen Bedenken zu beseitigen, welche etwa gegen eine Umgestaltung der Thronfolge, wie sie damals schon vorbereitet, im folgenden Jahre durch den Londoner Vertrag unternommen wurde, obwalten mochten. Die Ergebnisse des Gutachtens wurden sehr bald allgemein bekannt, das Gutachten selbst aber wurde bis in die Gegenwart geheim gehalten. Seine hohe Bedeutung liegt nicht blos in dem

entscheidenden Einflusse, den es möglicherweise ausübte, sondern auch in der Person des Verfassers, welchem die volle Befähigung, über die hier vorliegenden Streitfragen zu urtheilen, Niemand bestreiten wird. Sie liegt in dem großen Gewicht, das die Dänen ihm beilegen, die darum auch nicht unterlassen haben, es in diesen Tagen seinem ganzen Umfange nach zu publiciren. Sie liegt darin, daß alle Stimmen, welche heute wiederum in Deutschland gegen das Recht der Herzogthümer in der Presse, auf der Rednerbühne laut werden, ihre Argumente nur ihm entnehmen.

Oder ist es vielleicht heute, nach Allem, was die deutsche Rechtswissenschaft bereits geleistet hat, um das Recht der Herzogthümer gegen seine Feinde zu vertheidigen, nicht mehr an der Zeit, sich um das Recht zu streiten? Freilich hätte man hoffen dürfen, daß endlich der Worte genug gewechselt seien, und daß wir jetzt die Thaten würden zu sehen bekommen, — die Gegenwart beweist es, daß wir nicht müde werden dürfen, für das Recht zu zeugen. Indem wir es versuchen, dasselbe nochmals an den Einwänden der Gegner zu prüfen, sind wir gleichwohl weit davon entfernt, den neu entbrannten tausendjährigen Kampf der Dänen und Deutschen lediglich auf einen juristischen Streit zurückführen zu wollen. Wir wissen es, und auch das deutsche Volk ist sich dessen bewußt geworden, daß es sich nicht blos um einen Erbfolgestreit, um den Besitz eines Stück Landes, sondern um einen Kampf handelt, welcher, mag er sich so oder so wenden, auf lange Zeit hinaus über das gesammte Geschick unsers Vaterlandes, über seine Stellung zu Europa, über seine innere Entwickelung entscheiden wird. Aber ist, weil die Entscheidung gewiß nicht lediglich vom Rechte, sondern von dem Einflusse der mannichfachsten mitwirkenden Kräfte und Interessen abhängt, das Recht werthlos? — Nun, und wenn das Recht wirklich keinen andern Werth hätte, so doch gewiß einen. Was könnte in so entscheidendem Augenblicke uns Besseres beschieden sein, als daß die Vorsehung uns zu einem Kampfe ruft, in welchem der Weg der Ehre und Pflicht uns einfach und klar vorgezeichnet ist durch unser Recht, in welchem das Bewußtsein der Pflicht, wenn es uns ganz und voll durchdringt, uns frei machen muß von allem Wanken und Schwanken?

I.

Wir gehen aus von dem völlig unbestrittenen rechtlichen Verhältnisse Schleswigs und Holsteins zu einander und zu Dänemark, wie sich dasselbe in der Mitte des 15. Jahrhunderts gestaltet hatte. Schleswig war dänisches Lehn. Früher in der Regel dem dänischen Thronfolger verliehen, wurde es 1232 einem jüngeren Sohne des dänischen Königs zu Lehn ge-

geben, schied sich damit von Dänemark, worauf 1326 durch die Constitutio Waldemariana gesetzlich festgestellt wurde, daß das Herzogthum Schleswig „mit dem Reiche und der Krone Dänemark niemals wieder vereint oder verbunden werden dürfe.“ Holstein war deutsches Reichsland, sächsisches und seit 1548 kaiserliches Thronlehn. Beide Herzogthümer standen in der Mitte des 15. Jahrhunderts unter der Herrschaft Adolf's VIII. aus dem schauenburgschen Fürstengeschlecht. Adolf vermittelte es, daß 1448 der Sohn seiner Schwester, Graf Christian von Oldenburg, der Stammvater aller heut lebenden Fürsten des oldenburgschen Hauses, zum Könige von Dänemark gewählt wurde, nachdem dieser für sich und alle seine Erben die Waldemarsche Constitution bestätigt und gelobt hatte, daß Schleswig nie wieder dem Königreiche Dänemark einverleibt werden solle.

Zwölf Jahre später, 1460, starb Adolf als der letzte Mann der bisher in den Herzogthümern regierenden Linie des schauenburgschen Hauses. Die Folge war, daß die vereinigten Stände der Herzogthümer König Christian I. von Dänemark zu ihrem Herzoge wählten. Es geschah unter Bedingungen, welche die Selbständigkeit der Herzogthümer und ihre volle Unabhängigkeit von Dänemark sichern sollten. Der König gelobte, daß die Herzogthümer ewig unzertrennlich zusammen bleiben sollten; er verlieh den Ständen Privilegien, welche fast die gesammte Regierungsgewalt in die Hand der Stände, des Landrathes, legten und im Krieg wie im Frieden jede Gemeinschaft mit Dänemark ausschlossen; er erkannte an, nur aus Gunst der Stände gewählt zu sein, und sicherte diesen das Recht, auch fernerhin den gemeinsamen Landesfürsten der Herzogthümer aus seinen Nachkommen und Verwandten zu wählen.

Es war hiernach schon damals für die von Christian I. abstammenden Männer des oldenburgschen Fürstenhauses ein ihnen nicht entziehbares Erbrecht kraft Blutsverwandtschaft begründet, während die Erbfolgeordnung durch das Wahlrecht der Stände ersetzt wurde. Aber schon unter den Söhnen und Enkeln Christian's I. fanden Landestheilungen statt, so daß die Herzogthümer seit 1544 drei, seit 1582 und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei regierende Landesherrn hatten. Der eine Landesherr, der königlichen oder glückstädtschen Linie angehörend, war zugleich König von Dänemark, der zweite, der Herzog von Gottorf, gehörte der anderen Hauptlinie des Fürstenhauses, der gottorfschen, an. Jeder der Landesherrn hatte einen besonderen „privativen“ Antheil, aus Aemtern und Gütern bestehend, welche zerstreut in beiden Herzogthümern lagen; die ständischen Gebiete dagegen blieben ungetheilt und beide Landesherrn führten eine gemeinsame Regierung,

sind. Giulio betrachtete die Wiederaufnahme dieses Baues als eins der vorzüglichsten Ereignisse seiner Regierung. „Quis merito non admiraretur coeptam a nobis ad omnipotentis Dei, ejusque intactae genetricis Mariae ac principis Apostolorum St. Petri honorem et laudem necessariam basilicam ejusdem Sancti jam vetustate collabentis reparationem et ampliationem?“ (Raynaldus sub anno 1508.) So beginnt sein im April 1508 an die christlichen Fürsten erlassener Brief, der zu einem Kreuzzuge auffordert, um die Zeit also verfaßt, wo Rafael nach Rom gekommen sein könnte. Ein Grund aber, diese Unternehmung zu verherrlichen und als im besonderen Schutz des Himmels begonnen darzustellen, lag in der Opposition, mit der ein großer Theil der Cardinäle (und hinter ihnen ohne Zweifel ein Theil des Volkes) den Einbruch der alten urehrwürdigen Basilica nicht hatten dulden wollen.

Welches Symbol aber wäre passender gewesen, um den Neubau der Peterskirche, die gewissermaaßen für die Christenheit das war, was der Tempel des Zeus in Olympia für die Griechen, zu verewigen, als die sich offenbarende Dreieinigkeit? Und ihr zu Füßen, als Taufpathen der neuen Kirche gleichsam, die vornehmsten Männer, die im Dienste des Glaubens unter den Anderen hervorragten? Savonarola wurde von Rafael ihnen beigesellt, aus dankbarer Erinnerung an Fra Bartolomeo, seinen Lehrer in Florenz, der ein Mönch in San Marco und eifriger Anhänger des großen Mannes gewesen war. Allein und in bedeutender Stellung im Vordergrunde erscheint Papst Anaklet, der Gründer der alten Peterskirche. Er segnet die neue Unternehmung. Rafael beabsichtigte, ihn hervortreten zu lassen. Eine männliche Gestalt neben ihm deutet auf ihn hin und zeigt ihm einen Dritten, wie ich vermuthen möchte, einen von den Bauhandwerkern. Rafael liebt es, solche Leute gerade in den Vordergrund zu bringen. Unter den Heiligen aber, die auf dem Gewölke thronen, erblicken wir Constantin vielleicht, unter dem der älteste Bau begann. Ihn, weil er doch kaum dahin gehört, hat Rafael sehr geschickt halb verdeckt gehalten, gleichsam mit eingeschwärzt wie die beiden Geistlichen auf der Transfiguration. Und in den Anfängen starker Quaderbauten zur rechten Hand, die viel zu stark hervortreten, um bloßes Beiwerk zu sein, haben wir möglicherweise das wirkliche Abbild der Mauern, wie sie unter Papst Nicolaus liegen geblieben, von Giulio vorgefunden und als Fundamente weiter benutzt wurden.

Herm. Grimm.

Staatsrechtliche Prüfung der gegen das Thronfolgerecht des Augustenburgschen Hauses erhobenen Einwände.

„Es giebt keinen Zoll breit Landes in Schleswig-Holstein und Lauenburg, auf welchen das Erbrecht der Augustenburger nicht bestritten wäre.“ Dieser Satz wird auch heute noch von Feinden wie Freunden oft genug wiederholt und hat nicht verfehlt, Manchem zu imponiren. Wir sollten aber meinen, die Thatsache, daß das Recht der Herzogthümer und ihres Herzogs ein viel bestrittenes ist, eine Thatsache, welche sich genügend daraus erklärt, daß offenkundige politische Interessen des Auslandes, und leider nicht blos des Auslandes, sich gegen die Anerkennung des Rechtes sträuben, könne dem Werth desselben keinen Eintrag thun. Nicht daß, sondern wie es bestritten wird, ist von entscheidender Bedeutung.

Indem wir uns anschicken, das Verfahren der Gegner zu prüfen und darzulegen, sind wir in der glücklichen Lage, daß das Beste und Bedeutsamste, was man wider das Recht der Herzogthümer, welches mit dem des augustenburgschen Hauses eins ist, vorzubringen gewußt hat, sich in den Leistungen weniger Männer concentrirt. Neben den Dänen, besonders Larsen, sind es zwei Deutsche, welche vorzüglich in Betracht kommen. Der Eine, der ehemals ratzeburgsche Advocat Ostwald, hatte schon früh durch seine Bestrebungen für die Interessen Dänemarks die Aufmerksamkeit König Christian's VIII. auf sich gezogen, wanderte hinüber nach Kopenhagen und scheint bei Abfassung des Rechtsgutachtens, auf welches der König seinen offenen Brief von 1846 gründete, eine hervorragende Rolle gespielt zu haben. Der Andere ist der ehemalige Curator der Universität Halle, der preußische Kronsyndicus Pernice. Er ertheilte der preußischen Regierung im Jahre 1851 ein, nur auf Holstein sich beziehendes Gutachten. In welchem Maaße es damals auf die Entschließungen der preußischen Regierung eingewirkt hat, ist nicht bekannt. So viel aber ergiebt sich aus seinem Inhalte, namentlich dem Schlusse, daß es dazu bestimmt war, die rechtlichen Bedenken zu beseitigen, welche etwa gegen eine Umgestaltung der Thronfolge, wie sie damals schon vorbereitet, im folgenden Jahre durch den Londoner Vertrag unternommen wurde, obwalten mochten. Die Ergebnisse des Gutachtens wurden sehr bald allgemein bekannt, das Gutachten selbst aber wurde bis in die Gegenwart geheim gehalten. Seine hohe Bedeutung liegt nicht blos in dem

entscheidenden Einflusse, den es möglicherweise ausübte, sondern auch in der Person des Verfassers, welchem die volle Befähigung, über die hier vorliegenden Streitfragen zu urtheilen, Niemand bestreiten wird. Sie liegt in dem großen Gewicht, das die Dänen ihm beilegen, die darum auch nicht unterlassen haben, es in diesen Tagen seinem ganzen Umfange nach zu publiciren. Sie liegt darin, daß alle Stimmen, welche heute wiederum in Deutschland gegen das Recht der Herzogthümer in der Presse, auf der Rednerbühne laut werden, ihre Argumente nur ihm entnehmen.

Oder ist es vielleicht heute, nach Allem, was die deutsche Rechtswissenschaft bereits geleistet hat, um das Recht der Herzogthümer gegen seine Feinde zu vertheidigen, nicht mehr an der Zeit, sich um das Recht zu streiten? Freilich hätte man hoffen dürfen, daß endlich der Worte genug gewechselt seien, und daß wir jetzt die Thaten würden zu sehen bekommen, — die Gegenwart beweist es, daß wir nicht müde werden dürfen, für das Recht zu zeugen. Indem wir es versuchen, dasselbe nochmals an den Einwänden der Gegner zu prüfen, sind wir gleichwohl weit davon entfernt, den neu entbrannten tausendjährigen Kampf der Dänen und Deutschen lediglich auf einen juristischen Streit zurückführen zu wollen. Wir wissen es, und auch das deutsche Volk ist sich dessen bewußt geworden, daß es sich nicht blos um einen Erbfolgestreit, um den Besitz eines Stück Landes, sondern um einen Kampf handelt, welcher, mag er sich so oder so wenden, auf lange Zeit hinaus über das gesammte Geschick unsers Vaterlandes, über seine Stellung zu Europa, über seine innere Entwickelung entscheiden wird. Aber ist, weil die Entscheidung gewiß nicht lediglich vom Rechte, sondern von dem Einflusse der mannichfachsten mitwirkenden Kräfte und Interessen abhängt, das Recht werthlos? — Nun, und wenn das Recht wirklich keinen andern Werth hätte, so doch gewiß einen. Was könnte in so entscheidendem Augenblicke uns Besseres beschieden sein, als daß die Vorsehung uns zu einem Kampfe ruft, in welchem der Weg der Ehre und Pflicht uns einfach und klar vorgezeichnet ist durch unser Recht, in welchem das Bewußtsein der Pflicht, wenn es uns ganz und voll durchbringt, uns frei machen muß von allem Wanken und Schwanken?

I.

Wir gehen aus von dem völlig unbestrittenen rechtlichen Verhältnisse Schleswigs und Holsteins zu einander und zu Dänemark, wie sich dasselbe in der Mitte des 15. Jahrhunderts gestaltet hatte. Schleswig war dänisches Lehn. Früher in der Regel dem dänischen Thronfolger verliehen, wurde es 1232 einem jüngeren Sohne des dänischen Königs zu Lehn ge-

geben, schied sich damit von Dänemark, worauf 1326 durch die Constitutio Waldemariana gesetzlich festgestellt wurde, daß das Herzogthum Schleswig „mit dem Reiche und der Krone Dänemark niemals wieder vereint oder verbunden werden dürfe." Holstein war deutsches Reichsland, sächsisches und seit 1548 kaiserliches Thronlehn. Beide Herzogthümer standen in der Mitte des 15. Jahrhunderts unter der Herrschaft Adolf's VIII. aus dem schauenburgschen Fürstengeschlecht. Adolf vermittelte es, daß 1448 der Sohn seiner Schwester, Graf Christian von Oldenburg, der Stammvater aller heut lebenden Fürsten des oldenburgschen Hauses, zum Könige von Dänemark gewählt wurde, nachdem dieser für sich und alle seine Erben die Waldemarsche Constitution bestätigt und gelobt hatte, daß Schleswig nie wieder dem Königreiche Dänemark einverleibt werden solle.

Zwölf Jahre später, 1460, starb Adolf als der letzte Mann der bisher in den Herzogthümern regierenden Linie des schauenburgschen Hauses. Die Folge war, daß die vereinigten Stände der Herzogthümer König Christian I. von Dänemark zu ihrem Herzoge wählten. Es geschah unter Bedingungen, welche die Selbständigkeit der Herzogthümer und ihre volle Unabhängigkeit von Dänemark sichern sollten. Der König gelobte, daß die Herzogthümer ewig unzertrennlich zusammen bleiben sollten; er verlieh den Ständen Privilegien, welche fast die gesammte Regierungsgewalt in die Hand der Stände, des Landrathes, legten und im Krieg wie im Frieden jede Gemeinschaft mit Dänemark ausschlossen; er erkannte an, nur aus Gunst der Stände gewählt zu sein, und sicherte diesen das Recht, auch fernerhin den gemeinsamen Landesfürsten der Herzogthümer aus seinen Nachkommen und Verwandten zu wählen.

Es war hiernach schon damals für die von Christian I. abstammenden Männer des oldenburgschen Fürstenhauses ein ihnen nicht entziehbares Erbrecht kraft Blutsverwandtschaft begründet, während die Erbfolgeordnung durch das Wahlrecht der Stände ersetzt wurde. Aber schon unter den Söhnen und Enkeln Christian's I. fanden Landestheilungen statt, so daß die Herzogthümer seit 1544 drei, seit 1582 und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei regierende Landesherrn hatten. Der eine Landesherr, der königlichen oder glückstädtschen Linie angehörend, war zugleich König von Dänemark, der zweite, der Herzog von Gottorf, gehörte der anderen Hauptlinie des Fürstenhauses, der gottorfschen, an. Jeder der Landesherrn hatte einen besonderen „privativen" Antheil, aus Aemtern und Gütern bestehend, welche zerstreut in beiden Herzogthümern lagen; die ständischen Gebiete dagegen blieben ungetheilt und beide Landesherrn führten eine gemeinsame Regierung,

welche sich nicht nur über die ungetheilten Gebiete erstreckte, sondern in den wichtigeren allgemeinen Landesangelegenheiten auch über die privativen Antheile. Die Landestheilungen berührten also die staatsrechtliche Untrennbarkeit der Herzogthümer durchaus nicht, und schon hier muß constatirt werden, daß dieselbe als vollkommen zu Recht bestehend noch von König Christian VIII. in seinem offenen Briefe vom 18. September 1846 anerkannt worden ist, in welchem er versichert: „daß es keineswegs die Absicht hat sein können, die Rechte unserer Herzogthümer zu kränken; im Gegentheil haben wir dem Herzogthum Schleswig zugesagt, daß es in der bisherigen Verbindung mit dem Herzogthume Holstein bleiben solle."

Bestand zwischen Dänemark und den Herzogthümern nur das Verhältniß einer reinen Personalunion, so führte diese doch bald noch zu einer weiteren Gemeinschaft, welche durch die 1533 zwischen Dänemark und den Herzogthümern errichtete „ewige Union" begründet wurde. Sie sollte einerseits die Verpflichtung beider Theile zu Freundschaft und gegenseitiger Kriegshülfe begründen, andrerseits verwies sie alle Streitigkeiten der beiden gemeinsam regierenden Herzöge vor Schiedsrichter, vor die „Unionsausträge". Damit war also die rechtliche Möglichkeit, daß zwischen den beiden Herzögen oder zwischen Dänemark und den Herzogthümern ein völkerrechtlich zu beurtheilender Kriegszustand eintreten könnte, ausgeschlossen und noch der Travendahler Friede von 1700 bestätigte diese Unionsausträge.

Nach dem Tode König Christian's III. 1559 fand in der königlichen Linie eine weitere Theilung statt, indem der ältere Sohn als Friedrich II. König von Dänemark wurde, der jüngere, Johann, einen Theil von dem königlichen Antheile als seine Landesportion erhielt, während er in Folge des Widerspruches der Stände nicht als mitregierender Landesherr zugelassen wurde. Johann ist der Stammvater der jüngeren königlichen oder sonderburgschen Linie, welche sich späterhin mehrfach spaltete und gegenwärtig noch in zwei Speciallinien: der älteren augustenburgschen, der jüngeren beckschen, jetzt glücksburgschen Linie vorhanden ist. Während aber in den Herzogthümern das Erbrecht des oldenburgschen Fürstenhauses schon seit 1460 festgestellt, und durch die Landestheilungen auch thatsächlich als ein für alle Nachkommen Christian's I. und alle Linien seines Hauses geltendes anerkannt worden war, so nicht in gleicher Weise in Dänemark.

Dänemark, obwohl seit Christian I. fortdauernd von Königen des oldenburgschen Hauses beherrscht, blieb ein Wahlreich in dem Sinne, daß der Reichstag, in seiner Wahl völlig unbeschränkt, nicht verbunden war,

sie auf ein Mitglied des oldenburgschen Hauses zu lenken. Erst 1660 wurde Dänemark durch die Arfve-Ennevolds-Acte (Erballeinherrschafts-Acte) in eine Erbmonarchie mit unumschränkter Königsgewalt verwandelt. Die weitere Folge davon war, daß die Thronfolge für Dänemark durch das dänische Königsgesetz (lex regia) vom 14. November 1665 näher bestimmt wurde. Ein Erbrecht wurde durch dieses Gesetz nur den Nachkommen des damaligen Königs Friedrich III. zuerkannt, und zwar in der Weise, daß zuerst der Mannsstamm nach der Primogenitur-Ordnung zur Nachfolge berufen ist, nach dessen Aussterben aber die weibliche Linie. Nach dem Tode des letzten Mannes aus dem Mannsstamme Friedrich's III. succedirt hiernach die dem letzten Manne zunächststehende von Friedrich III. abstammende Frau und deren Descendenz, und zwar so, daß in dieser Weiberlinie wiederum der Mann und der Mannsstamm den Vorzug genießt vor der Frau und dem Weiberstamme. Hieraus ergiebt sich, daß die Fürsten des oldenburgschen Hauses nicht als solche, sondern nur insoweit sie Nachkommen Friedrich's III. sind, einen Erbanspruch auf den dänischen Thron haben, und daß ein solcher weder der sonderburgschen noch gottorfschen Linie, die sich schon ein Jahrhundert vor Friedrich III. abgezweigt hatten, zusteht. Nur insofern zwischen Frauen des dänischen Königshauses und Männern der sonderburgschen und gottorfschen Linien Heirathen stattgefunden haben, würde ein Mann aus diesen Linien, als zum Weiberstamme Friedrich's III. gehörend, an der Stelle, an welcher er berufen wird, ein Recht auf den dänischen Thron erheben können.

II.

Schon vor 1660 war aber auch in den Herzogthümern eine bedeutsame Aenderung rücksichtlich der Erbfolge eingetreten. Das Recht der Stände, ihren Landesherrn zu wählen, erschien den herrschenden Zuständen gegenüber als eine Singularität, und 1590 hatte der Kaiser, unbekannt mit den besonderen Rechtsverhältnissen der Herzogthümer, dies Wahlrecht als eine Rebellion gegen das Reich bezeichnet. Die Stände vermochten nicht länger zu widerstehen und bewilligten 1616, daß ihr Wahlrecht „ad jus primogenituraе reducirt werde."

Damit war aber eine Primogenitur-Ordnung selbst noch nicht begründet, vielmehr hatten die Stände nur unter der Bedingung, daß dieselbe für das fürstliche Haus hergestellt werde, auf ihr Wahlrecht verzichtet. Es ist aber wichtig, die nächsten rechtlichen Folgen dieses Ereignisses klar zu machen, weil wir damit in das Gebiet des Streitigen eintreten.

Unbestritten steht fest, daß Schleswig ein dänisches, Holstein ein deutsches Mannlehn war, daß also seit 1460 nur der Mannsstamm Christian's I. mit Ausschluß des Weiberstammes ein Erbfolgerecht hatte.

Was aber die Erbfolgeordnung betrifft, so wurde diese nur insoweit durch das Wahlrecht der Stände ersetzt, als durch die Wahl die regierenden Landesherrn bestimmt wurden. Unabhängig davon hatten aber von Anfang an Erbtheilungen stattgefunden, durch welche einzelne Landestheile als Erbtheil auf Mitglieder des Fürstenhauses übergingen, welche, weil von den Ständen nicht gewählt, an der Landesregierung keinen Theil hatten, wohl aber, dieser untergeordnet, über ihre Besitzungen eine beschränkte Regierungsgewalt übten. Daraus ergiebt sich, daß von dem ständischen Wahlrechte unabhängig und schon zur Zeit desselben im oldenburgschen Fürstenhause eine Erbfolgeordnung beobachtet wurde. Wie war sie beschaffen?

Schon die Ereignisse von 1460 geben darüber Aufschluß. Christian I. war mit den Ständen dahin übereingekommen, daß die Stände das Recht haben sollten, nach dem Tode des Landesherrn aus dessen Söhnen, eventuell auch aus den Seitenverwandten, den Landesherrn zu wählen. Es war allen Nachkommen des ersten Erwerbers eine Erbberechtigung zuerkannt, also nicht blos den Descendenten, sondern auch den Seitenverwandten des jeweiligen Besitzers, wofern sie vom ersten Erwerber abstammten. Dies widersprach den Grundsätzen des älteren deutschen Rechtes, das nur die Nachkommen des letzten Besitzers zur Nachfolge beruft, und stützte sich auf das mittlerweile in Deutschland eingedrungene und zur gemeinrechtlichen Quelle gewordene longobardische Lehnrecht. Dem entsprechend, indem wir weitere Beweise übergehen, haben die, noch zu erwähnenden, Primogeniturstatuten aller Linien des oldenburgschen Hauses das gemeine Lehnrecht ausdrücklich als die zunächst entscheidende Norm bezeichnet.

Aber Christian I. und die schleswig-holsteinschen Stände konnten nicht einseitig über die Erbfolge verfügen, denn es kamen hierbei nothwendig auch die Rechte des Lehnsherrn in Betracht. Die eigenthümliche Art aber, wie sich in den Herzogthümern das Lehnsverhältniß gestaltet hatte, ist von den Gegnern, zuerst von Ostwald, dann von dem Dänen Larsen, denen sich Pernice und Zimmermann angeschlossen haben, benutzt worden, um dem sonderburgschen Hause nach lehnrechtlichen Grundsätzen jede Erbberechtigung abzusprechen.

Wir fassen in dieser Beziehung zuerst Holstein in's Auge. Um die nach älterem deutschen Rechte mangelnde Erbberechtigung der Seitenverwandten zu ersetzen, hatte sich das Institut der Belehnung zur gesammten

Hand gebildet, damit eintretenden Falls die Seitenverwandten, welche sich dem Lehnsherrn gegenüber auf eine Erbberechtigung kraft Blutsverwandtschaft nicht berufen durften, das Lehn kraft der ihnen ertheilten Belehnung in Anspruch nehmen konnten. Holstein bietet eines der ältesten Beispiele einer solchen Belehnung, indem sie 1307 den schauenburgschen Grafen ertheilt worden war. Als aber der Grundsatz des longobardischen Lehnrechtes, daß alle Nachkommen des ersten Erwerbers, gleichviel ob Descendenten oder Seitenverwandte des letzten Besitzers, erbberechtigt seien, gemeinrechtliche Bedeutung erlangt hatte, trat die alte Gesammtbelehnung zurück, und erhielt sich nur hie und da als eine Particularität. Und selbst da, wo sie sich erhielt, war ihre Bedeutung eine verschiedene. Die älteste Form, daß die Mitbeliehenen im gemeinsamen Besitze des Lehns blieben, trat fast ganz zurück und es bildete sich eine neuere Form, nach welcher bei einer Theilung des Lehns unter mehrere Erben Jeder mit dem Ganzen beliehen wurde, um ihm und seinen Nachkommen die Succession in den Theilen der übrigen Erben zu sichern. Aber auch in dieser Form hat die Gesammtbelehnung bald eine strengere, bald eine weniger strenge Bedeutung. Das erstere ist der viel seltnere Fall, wie er sich besonders im sächsischen Rechte erhalten hat. Hier ist die stets rechtzeitig erfolgte Lehnserneuerung die Voraussetzung des Successionsrechtes der Seitenverwandten, obwohl auch hier die nachtheiligen Folgen der Versäumniß durch Indult des Lehnsherrn gehoben werden konnten. Der viel häufigere Fall aber ist der, daß das Erbrecht selbst von der Belehnung zur gesammten Hand unabhängig ist, die Agnaten aber das Recht wie die Pflicht haben, die Lehnserneuerung nachzusuchen, eine Pflicht, deren Versäumniß, wenn irgend welche rechtliche Nachtheile, so jedenfalls nicht ohne Weiteres den Verlust des Erbrechtes zur Folge hatte. Aber auch in der Beziehung wich diese Form von der des sächsischen Rechtes regelmäßig dadurch ab, daß nicht alle Agnaten, sondern nur der besitzende Vasall für sich und Namens der übrigen Erbberechtigten die Belehnung zur gesammten Hand nachzusuchen hatte.

Um zu beweisen, daß das sonderburgsche Haus wegen angeblich seit 1751 versäumter Lehnserneuerung sein Erbrecht auf Holstein verloren habe, gehen die Gegner von dem Satze aus, daß für Holstein die strengere, sächsische Form der Gesammtbelehnung gegolten habe. Für Holstein als Reichslehn entscheiden aber zuvörderst die Reichsgesetze. Nach der Reichshofrathsordnung sind Reichslehen in der Regel nach gemeinem Recht zu beurtheilen, wobei auch abweichenden Landesgebräuchen nicht zu viel Rücksicht geschenkt werden soll. Wo aber die simultanea investitura hergebracht, solle derselben nachgelebt werden. Es ist also die Gesammt-

belehnung eine Particularität, die nur nach dem Gebrauche des Landes zu beurtheilen ist. Welche Beweise giebt es dafür, daß die ganz exceptionelle Form des sächsischen Rechtes in Holstein gegolten habe?

Man beruft sich darauf, daß Holstein ein Land des sächsischen Rechts war; aber es steht fest, daß auch in Ländern des sächsischen Rechts die sächsische Form der Gesammtbelehnung sich nicht erhalten hat, und es steht urkundlich fest, daß bei mannichfachen Gelegenheiten ganz ausdrücklich ausgesprochen worden ist: es habe in Holstein das sächsische Lehnrecht keine Geltung. Mit größter Leichtigkeit überwindet Pernice diese Schwierigkeiten. Im Widerspruche zur Reichsgesetzgebung, welche nur das longobardische Recht als gemeinrechtliche Regel behandelt, stellt er jene strengere Form der Gesammtbelehnung, welche das Reichsgesetz zu einer Ausnahme herabgesetzt, und die sich wirklich nur ausnahmsweise in Sachsen und Hessen erhalten hatte, als die für ganz Deutschland geltende Regel dar und fordert von uns den Beweis, daß sie in Holstein nicht gegolten habe. Wie aber verhält es sich in Wahrheit mit der Gesammtbelehnung im oldenburgschen Hause?

Christian I. war einfach für sich und seine legitimi successores beliehen worden, und von einer Gesammtbelehnung war keine Rede. Erst später fand dieselbe in Folge der Landestheilungen statt, und namentlich erhielt sie 1590 auch der Stammvater des sonderburgschen Hauses. Regelmäßig wurde die Lehnserneuerung von dem besitzenden Vasallen für sich und seine nicht besitzenden Agnaten nachgesucht, für die Sonderburger in späterer Zeit immer durch den Herzog von Plön für sich wie die übrigen in Holstein nicht angesessenen Agnaten. Die letzte derartige Belehnung hat 1751 stattgefunden, und der Grund, warum dies die letzte war, liegt urkundlich beglaubigt klar zu Tage. Die in Holstein gelegene Besitzung des Herzogs von Plön war vertragsmäßig auf den König übergegangen, und da ein Herzog von Plön, welcher bisher die Lehnserneuerung für die Sonderburger besorgt hatte, nicht mehr existirte, that der Herzog von Glücksburg die nöthigen Schritte, damit ihm und seinem Hause kein Präjudiz erwachse. König Christian VII. kam mit dem Kaiser dahin überein, daß er für die bisher sonderburgsche Besitzung Plön keine besondere Belehnung nachzusuchen brauche, sondern Plön zugleich mit dem bisher königlichen Antheil zu Lehn empfangen solle, wobei aber ausdrücklich den sonderburgschen Agnaten ihre Rechte vorbehalten wurden. Bald nachher erwarb der König auch das gottorfsche Holstein, war in den alleinigen Besitz von ganz Holstein gelangt, und dem regelmäßig beobachteten Grundsatze entsprechend, daß nur der besitzende Vasall für sich und seine Agnaten die Belehnung nachzusuchen habe, wurde ihm seiner Bitte gemäß vom Kaiser

die einfache Belehnung über das ganze Herzogthum Holstein „in dem Maaße, wie weiland König Christian's I. Majestät sie erhalten," ertheilt. In aller Form Rechtens war also, nachdem in Holstein jede Landestheilung aufgehört hatte, die Gesammtbelehnung aufgehoben worden, und an ihre Stelle trat, wie auch Zimmermann zugiebt, die einfache Belehnung, wie sie bei Christian I. stattgefunden hatte. Bis zum letzten Augenblicke aber hatten die Sonderburger ihr Recht gewahrt, und es war ihnen vom Kaiser ausdrücklich vorbehalten worden. Wenn sie also überhaupt durch Versäumniß ihr Recht hätten verlieren können, wo ist die Versäumniß, deren sie sich schuldig gemacht haben sollen?

Aber nehmen wir mit den Gegnern an, es hätte in Holstein die strenge sächsische Form der Gesammtbelehnung gegolten und es hätten die Sonderburger sich einer Versäumniß schuldig gemacht, was würde daraus folgen? Auch unter solcher Voraussetzung war die zuvörderst auf der Abstammung vom ersten Erwerber beruhende Erbberechtigung nicht sofort verloren, sondern erst dann, wenn der Lehnsherr auf Grund der Versäumniß die Belehnung verweigerte. Ging er stillschweigend über die Versäumniß hinweg, oder ertheilte er ausdrücklich Indult, so waren alle nachtheiligen Folgen der Versäumniß beseitigt. Und wie steht es jetzt nach Auflösung des Reiches? Die Erbberechtigung, auf Grund deren die Nachkommen Christian's I. das Recht hatten, die Belehnung zu fordern, ist bestehen geblieben, aber der Kaiser, welcher das Recht hatte, die Versäumniß zu rügen und die Belehnung zu verweigern, fehlt, und Niemand ist vorhanden, der statt seiner das Successionsrecht der Sonderburger anfechten könnte. Pernice freilich ist um guten Rath nicht verlegen. Die Agnaten der gottorfschen Linie, zuvörderst das russische Kaiserhaus ist es, das als Rival der Sonderburger in die Schranken tritt und diese von der Nachfolge ausschließt, wobei aber, unerhörter Weise, ganz vergessen wird, daß auch diese, seit der dänische König die einfache Belehnung erhalten hatte, ebenso wie die Sonderburger sich nicht mehr haben belehnen lassen.

Noch viel weniger kann davon die Rede sein, daß die sonderburgschen Erbansprüche an Schleswig durch irgend welche Versäumniß verloren gegangen wären. Schleswig ist nicht, wie Ostwald hat behaupten wollen, ein Land des sächsischen Rechtes, und am allerwenigsten hat hier jemals eine Gesammtbelehnung im Sinne des sächsischen Rechtes bestanden. Es war ursprünglich ein reines, wie das Allod sich vererbendes, Erblehn. Es war das einzige dänische Lehn, und da es ein dänisches Lehnrecht nie gegeben hat, so wurde nach langen Streitigkeiten erst im Jahre 1579 durch den Vertrag von Odensee die Form der Belehnung festgestellt, und

[illegible] überhaupt nie bestanden hat.

Wir kehren nunmehr zu der Frage zurück, welches die in den Herzogthümern bestehende Thronfolgeordnung ist?

Als in den Herzogthümern das ständische Wahlrecht aufgehoben wurde, bestand bereits eine Erbfolgeordnung, die des gemeinen Lehnrechts. Dies ist durch die Primogeniturordnung nicht aufgehoben, aber modificirt worden. Die Stände hätten erwarten dürfen, daß für das oldenburgische Gesammthaus eine Primogeniturordnung eingeführt worden wäre. Dies ist niemals geschehen, aber dem wesentlichen Interesse der Stände, weitere Landestheilungen zu verhüten, wurde entsprochen, indem für die einzelnen Linien Primogeniturstatuten begründet wurden. Für die gottorfsche Linie war dies schon 1608 geschehen, für die ältere königliche Linie geschah es erst 1650, und es ist zu beachten, daß diese für die Succession der ältern königlichen Linie in den Herzogthümern entscheidende Primogeniturordnung im Unterschiede von der der mitregierenden gottorfschen Linie, der lex ducalis, als lex regia bezeichnet wurde, also von der dänischen lex regia, welche sich nur auf die Succession in Dänemark bezieht, zu unterscheiden ist. Für die gesammte sonderburgsche Linie in allen ihren Speciallinien ist eine gemeinsame Primogeniturordnung nicht begründet worden, wohl aber 1633 für die jetzt allein noch vorhandene Linie des sonderburgschen Hauses. Es bezieht sich diese Primogeniturordnung auch nicht blos, wie Pernice behauptet, obwohl schon vor ihm das Gegentheil dargethan war, auf die Vererbung der damals im Besitze dieser Linien befindlichen Güter, sondern ausdrücklich auch auf die Staatserbfolge in den Herzogthümern, auf die „vom heiligen römischen Reich herrührenden Lehen," also auch auf die künftigen Erwerbungen, da in jener Zeit die Sonderburger solche Lehen nicht besaßen.

Hieraus ergiebt sich eine Thronfolgeordnung, wie sie in analoger

Weise in andern deutschen Fürstenhäusern bis heut besteht. Stirbt eine Linie des Hauses aus, so entscheidet rücksichtlich der Erbfolge der übrigen, unter einander durch eine Primogeniturordnung nicht verbundenen Linien das gemeine Recht, innerhalb der zur Nachfolge berufenen Linie entscheidet aber deren Primogeniturordnung. Daß hiernach, wenn nicht andere Hindernisse bestehen, nach dem Aussterben der älteren die jüngere königliche Linie zur Nachfolge berufen ist, innerhalb dieser aber der Erstgeborne des augustenburgschen Hauses, bedarf keines Beweises. Damit ist aber allerdings die Erbberechtigung desselben vorerst nur in Betreff des königlichen Antheils an Schleswig-Holstein festgestellt, während sie in Betreff anderer Landestheile noch zu untersuchen bleibt.

Es darf aber nicht übergangen werden, daß in der gründlichen Beseitigung alles Erbrechts der Sonderburger auch in dieser beschränkten Beziehung Pernice das Unglaubliche geleistet hat. Er meint, wovon später, bewiesen zu haben, daß bei Abgang des dänischen Mannsstammes der Kaiser von Rußland, als Herzog von Gottorf, den ehemals gottorfschen Antheil Holsteins zu fordern habe. Aber nicht genug damit, er hat, von allen sonstigen Hindernissen einer Erbfolge der Sonderburger abgesehen, auch den königlichen Antheil Holsteins, ganz Holstein, zu fordern, denn — man höre: die regierenden Herren, der König und der gottorfsche Herzog, bildeten eine juristische Person; das Wegfallen einer der physischen Personen, welche jene juristische Person bildeten, konnte nicht die alsdann auf ein Haupt concentrirte Persönlichkeit des Regenten vernichten und die Nothwendigkeit begründen, durch Aufnahme eines fremden Elements die juristische Person wiederherzustellen und zu continuiren. Also der Kaiser von Rußland und der König von Dänemark — warum nur dieser, warum nicht auch sein Lehnserbe aus der sonderburgschen Linie? — bildeten eine juristische Person, den Landesherrn von Holstein; fällt der König von Dänemark weg, so ist der Kaiser von Rußland allein Landesherr, nimmt das übrige Holstein kraft Accrescenzrechtes in Anspruch und hat auf sonstige Erbrechte keine Rücksicht zu nehmen. Und an diesem Verhältnisse ist auch durch Alles, was seit 1773, der vertragsmäßigen Uebertragung des gottorfschen Antheils an Holstein auf die königliche Linie, geschah, nichts geändert.

Solche Beweisführung verdient keine Widerlegung; wir erwähnen nur, daß dies doch auch dem Kaiser Nicolaus zu viel war, und daß es seiner Weisheit, welcher das Pernice'sche Gutachten anheimgiebt, ob die russischen Ansprüche werden realisirt werden, gefallen hat, seine angeblichen Rechtsansprüche im Warschauer Protokolle von 1851 auf den gottorfschen Antheil Holsteins zu beschränken. Glücklicherweise aber giebt

uns Wegener selbst durch seine Beweisführung das Mittel in die Hand, die russischen Ansprüche gründlichst zu beseitigen. Er hat ja mit aller Gelehrsamkeit gezeigt, daß das sonderburgische Haus wegen versäumter Lehnserneuerung alles Erbrecht verloren hat, nun in gleicher Weise haben die russischen Kaiser seit 1767 an eine Lehnserneuerung nicht mehr gedacht.

III.

Als ein späteres Ereigniß, durch welches das Erbrecht des sonderburgischen Hauses theils aufgehoben, theils weiter hinausgeschoben worden sei, betrachten die Dänen die Aufhebung des Lehnsnexus.

Der unglückliche Krieg Dänemarks gegen Schweden und die Friedensschlüsse von Taastrup und Roeskilde hatten zur Folge, daß unter schwedischer Vermittelung König Friedrich III. mit dem Herzoge von Gottorf 1658 einen Vertrag schloß, durch welchen der Herzog für sich und seine männlichen Descendenten in Betreff Schleswigs von der Lehnspflicht entbunden und als souverän anerkannt wurde. Gleichzeitig befreite der König sich selbst als Herzog von Schleswig von dem Lehnsverhältnisse zum dänischen Reiche. Für das sonderburgische Haus blieb aber das Lehnsverhältniß nicht nur in Betreff seiner schleswigischen Besitzungen, sondern auch des ganzen Herzogthums bestehen, und es ist nicht einzusehen, welche Anomalie darin liegen soll, daß Schleswig, wofern es sich in der Hand der älteren königlichen oder der gottorfischen Linie befindet, vom Lehnsverhältniß frei ist, während dasselbe wieder in Kraft tritt, wofern das Herzogthum an das sonderburgische Haus übergeht. Hat doch noch die Wiener Congreßacte von 1815 bestimmt, daß die preußische Lausitz im Besitze des preußischen Königshauses souverän, im Falle des Aussterbens des hohenzollerschen Mannsstammes wieder böhmisches Lehn sein soll. Jedenfalls liegen aber spätere Urkunden vor, in denen von den sonderburgschen Herzögen die Investitur über ihren „Antheil nebst der gesammten Hand am Herzogthum und dem Lande Fehmarn" nachgesucht und ertheilt worden ist. Wie könnte also von einer Schmälerung ihres Erbrechts durch die sie nicht berührenden Souveränetätsdiplome die Rede sein? Der schlagendste Beweis für ihr Erbrecht und dessen Anerkennung liegt aber in dem von den Dänen selbst mitgetheilten Briefe Friedrich's III. von 1665, in welchem der König den sonderburgschen Herzögen den von ihnen zurückgewiesenen Vorschlag macht: sie sollten sich ihrer künftigen Succession in den Fürstenthümern Schleswig-Holstein in der Weise begeben, daß nicht blos der Mannsstamm, sondern auch der Weiberstamm des Königs in den Herzogthümern vor der sonderburgschen Linie succe-

dire, während dieser „ihr jus successionis vorbehalten bleiben solle, im Fall die Königl. Familie, Mann und Fräulichen Geschlechts“ ausstürbe. Weil 1665 dieser verunglückte Versuch gemacht wurde, die dänische lex regia auf Schleswig auszudehnen, weil durch denselben das bestehende Erbrecht der Sonderburger anerkannt wurde, folgert die dänische Staatsschrift von 1846, daß seit 1658 ein sonderburgscher Successionsanspruch an Schleswig von der königlichen Linie, so lange von ihr noch Mann oder Weib übrig, als nicht mehr berechtigt betrachtet worden sei. Das wagt man zu behaupten, obwohl zu allem Ueberflusse eine Urkunde von 1709 vorhanden ist, in welcher König Friedrich IV. von Dänemark es ausspricht: „daß das in lege regia gewurzelte Erbrecht der königlichen Prinzessinnen und deren Descendenten sich auf die Herzogthümer nicht erstrecke.“

Das Lehnsverhältniß Holsteins zum deutschen Reiche dauerte fort bis zum Untergange des Reiches. Daß die Thatsache der Auflösung des Reiches und der Lehnsverbindung Holsteins mit ihm die Thronfolge, welche hier bestand, nicht berühren konnte, bedarf keines Beweises. Aber die Dänen berufen sich auf ein königliches Patent von 1806, obwohl nicht einzusehen ist, wie ein solches das Recht der Agnaten irgend alteriren konnte. Und wie verhält es sich mit diesem Patente? Ein Entwurf desselben bezeichnete Holstein als einen „mit dem gesammten Staatskörper der Unserm Königl. Zepter untergebenen Monarchie in jeder Beziehung völlig unzertrennlichen Theil.“ Dagegen protestirte der Herzog von Augustenburg, weil eine Trennung Holsteins von Dänemark bei dem Aussterben des dänischen Mannsstammes allerdings eintreten müsse. In Folge dessen wurde das „unzertrennlich“ in „ungetrennt“ verwandelt, und der Herzog erklärte nunmehr in einem Briefe an den König, daß er nach der jetzigen Fassung des Patents eine Reservations-Acte in Betreff der Erbrechte seines Hauses für überflüssig halte. Es ergiebt sich: die Aufhebung des Lehnsverhältnisses hat das Erbrecht der Sonderburger in Betreff Schleswigs wie Holsteins nicht nur nicht alterirt, sondern es ist dasselbe bei dieser Gelegenheit ausdrücklich als bestehend anerkannt worden.

IV.

Die mächtigste Stütze für die Selbständigkeit der Herzogthümer gegenüber dem Streben Dänemarks, sie möglichst als dänische Nebenländer zu behandeln und im Interesse Dänemarks auszubeuten, war der Herzog von Gottorf, welchen der König von Dänemark in den Herzogthümern als Mitregenten neben sich anerkennen mußte. Wiederholt machte der König den Versuch, auf dem Wege der Güte oder der Gewalt sich des

Mitregenten zu entledigen und schon in den Jahren 1676 und 1684 hatte er sich bei Gelegenheit der Kriege mit Schweden in den Besitz des herzoglichen Antheils an Schleswig gesetzt. Besonders den Bemühungen des großen Kurfürsten von Brandenburg hatte es der Herzog zu verdanken, daß er in seine Besitzungen und Rechte wieder eingesetzt wurde. Der große nordische Krieg gab endlich die erwünschte Gelegenheit, den längst gehegten Plan in Betreff Schleswigs zur Ausführung zu bringen. Der Herzog von Gottorf befand sich in der bedrängtesten Lage, als die ihm und seinen Besitzungen von Kaiser und Reich, von England und Holland durch den Haager Vertrag von 1710 garantirte Neutralität weder von Schweden noch von Dänemark respectirt wurde. Der Umstand, daß der Herzog der Gewalt des schwedischen Generals nachgeben mußte, war für den König der Vorwand, daß er die gottorfschen Besitzungen in Schleswig und Holstein 1713 occupirte, und trotz seiner dem Herzoge gegebenen Versprechungen, trotz einer über die Restitution des Herzogs mit Preußen geschlossenen Convention, den gottorfschen Antheil an Schleswig nicht wieder herausgab, wogegen der Herzog allerdings in Holstein in Folge kaiserlichen Mandats 1720 restituirt wurde. Ueberdies erlangte der König im Frieden von 1720 die Garantie Englands, und durch englische Vermittelung auch die Frankreichs. Obgleich nur garantirt wurde la partie Ducale du Duché de Sleswick, bemühte sich die dänische Staatsschrift von 1846 doch zu zeigen, daß die Garantie sich auf ganz Schleswig erstrecke, und 1848 wurde demgemäß wirklich von Dänemark die Hülfe Englands auf Grund der Garantie von 1720 in Anspruch genommen. Alle Zweifel über diese Garantie sind dadurch gehoben, daß mittlerweile die Documente veröffentlicht sind, welche sich auf einen Streit Dänemarks mit England über diese Garantie beziehen. Daraus ergiebt sich, daß das englische Ministerium auf Befehl Georg's I. schon 1721 erklärte, daß sich die Garantie nur bezöge auf die Jura, welche die regierenden Herzöge von Holstein-Gottorf am Schleswigschen gehabt, salvo omnino jure cujuscunque tertii. Die in der englischen Garantie-Acte ausdrücklich erwähnten „Erben und Nachfolger" des Königs könnten sich also auf diese Garantien nur dann berufen, wenn es sich darum handelte, daß der gottorfsche Antheil an Schleswig zurückgefordert würde, und auch nur der in Schleswig berechtigte Nachfolger könnte dies thun, gegenwärtig also jedenfalls nicht König Christian IX. Größeres Gewicht als auf diese Garantien legen aber die Dänen auf die Ereignisse von 1721.

„Nachdem Ihre Königl. Majestät das vorhin gewesene Antheil des Herzogthums Schleswig mit dem Ihrigen zu vereinigen und der Krone



zu incorporiren für gut befunden," wurde, nicht vom Landtage, sondern von Prälaten und Ritterschaft mit Ausschluß der Städte, und auch nicht in ganz Schleswig, sondern nur im Gottorfschen, „der gewöhnliche Erbhuldigungseid in behöriger Form" gefordert und geleistet, und zwar dem Könige und „den Königl. Erb-Successoren in der Regierung, secundum tenorem legis regiae." Hieraus wird gefolgert, daß damals der gottorfsche Antheil dem königlichen, und zugleich ganz Schleswig dem Königreiche Dänemark incorporirt worden sei. Freilich muß man zugestehen, daß Niemand je etwas von dieser Incorporation gemerkt, da Schleswig nach wie vor ein selbständiges Land blieb. Aber sie soll doch soweit erfolgt sein, daß die dänische lex regia in Schleswig Geltung erhielt, freilich auch wieder nicht vollständig, sondern nur in dem auf das Erbrecht des Weiberstammes sich beziehenden Punkte. Die Logik dieser Beweisführung kann man füglich sich selbst überlassen.

Sehen wir zuerst davon ab, ob der den Prälaten und Rittern abgenöthigte Eid eine so völlige Umgestaltung der Verfassung bewirken konnte, so kann doch die Bedeutung des Eides nur gewürdigt werden nach der Meinung und Absicht der Schwörenden, nicht der des Königs. Hat man von ihnen einen die Landesverfassung umstürzenden Eid gefordert? Keineswegs! den gewöhnlichen Eid in behöriger Form. Was konnten und durften sie anders annehmen, als daß die in Schleswig geltende, die Thronfolge regelnde lex regia, nämlich das mit diesem Namen bezeichnete Primogeniturstatut von 1650 gemeint sei?

Und mit welchem Rechte hätte der König eine solche Incorporation vornehmen können? Ihr stand entgegen die Waldemarsche Constitution, welche jede Vereinigung Schleswigs mit der dänischen Krone verbietet, das Grundgesetz von 1460, welches die Untrennbarkeit Schleswigs und Holsteins festsetzt und das noch 1846 Christian VIII. als zu Recht bestehend anerkennt; ihr stand entgegen die vom Landtage weder geforderte noch ertheilte Zustimmung. Aber alle Hindernisse glauben die Dänen beseitigt, indem sie sich auf das Recht der Kriegseroberung berufen. Eine solche Eroberung würde die rechtliche Möglichkeit eines völkerrechtlich zu beurtheilenden Kriegszustandes zwischen dem Könige und seinem Mitregenten voraussetzen. Diese war ausgeschlossen durch die noch kurz vorher im Jahre 1700 bestätigte ewige Union, welche alle Streitigkeiten der Mitregenten als nur staatsrechtlich zu beurtheilende vor die Unionsausträge verwies. Und wenn man die Möglichkeit einer Eroberung des gottorfschen Antheils zugeben wollte, wie konnte ganz Schleswig nach Kriegsrecht erobert werden? Der königliche Antheil, die ungetheilten ständischen Gebiete, sie waren von Niemandem dem Könige streitig gemacht, waren nicht

im Zustande der Rebellion. Ist es je erhört, daß ein Fürst sein eigenes ihm treu ergebenes Land, in welchem nicht einmal ein Feind stand, erobert hat? Und wenn man den Herzog von Gottorf strafen wollte und glaubte strafen zu dürfen, wie konnten damit die völlig unschuldigen Fürsten des sonderburgschen Hauses ihr Erbrecht verlieren? Die Dänen berufen sich auf ihren damals lebenden Geschichtsschreiber Hojer, um die 1721 erfolgte Incorporation Schleswigs zu beweisen, haben aber übersehen, daß dieser noch im Jahre 1732 ausdrücklich bezeugt, daß „das in lege regia gewurzelte Erbrecht der königlichen Prinzessinnen und deren Descendenten sich auf die Herzogthümer nicht erstrecket." Und endlich die unverdächtigsten Zeugen, die Könige von Dänemark selbst, glaubten sie, daß eine das Erbrecht der Sonderburger vernichtende Incorporation erfolgt sei? König Friedrich IV. hatte allerdings den Wunsch Schleswig zu incorporiren, und ließ sich von dem Geheimen Rathe v. Breitenau ein Gutachten darüber ertheilen. Dieser fand, daß der Incorporation „fast insuperable Hindernisse" entgegenständen, namentlich die nicht zu beseitigenden Erbrechte des Mannsstammes. Der König war mit dem Resultate unzufrieden, fand aber die Sache von solcher Importance, „daß man solches nicht alsofort vonnöthen hat zu verändern;" d. h. er erklärte, daß keine Incorporation erfolgt sei, aber für später vorbehalten werden solle. Sie ist nie erfolgt, denn der offene Brief Christian's VIII., die jetzt von Christian IX. dictirte Verfassung, sie machen nicht den Versuch, eine Incorporation erst herbeizuführen, sondern stützen sich auf die angeblich schon 1721 erfolgte Incorporation.

Die dänische Staatsschrift selbst erzählt ferner ganz unbefangen, daß auch nach 1721 die sonderburgschen Herzöge die Belehnung zur gesammten Hand am Herzogthume Schleswig nachgesucht hätten, und daß noch 1767 ein Erwiderungsschreiben des Königs anerkannt hätte, daß „die Rechte der Linie durch die Muthungen gewahrt sein sollten." Also die angeblich schon 1721 vernichteten Erbrechte des sonderburgschen Hauses sind, wie die Dänen selbst uns erzählen, im Jahre 1767 vom Könige in aller Form Rechtens urkundlich verbrieft worden! —

Und eben diese Beweisführung von der 1721 erfolgten Incorporation Schleswigs und der damit angeblich verbundenen Aufhebung der sonderburgschen Erbrechte, sie ist das Beste, was die Dänen in Betreff Schleswigs zu leisten wußten. Auf sie allein, in Verbindung mit den Garantien Englands und Frankreichs, gründete Christian VIII. im offenen Briefe von 1846 die Behauptung, daß in Schleswig mit Beseitigung des Erbrechtes der Agnaten, die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes gelte.

Nichts anderes war im Jahre 1721 geschehen, als daß der König thatsächlich und rechtswidrig, wie Hojer sich ausdrückt, den herzoglichen Halbscheid Schleswigs mit dem königlichen vereinigt hatte.

Aber der Tag der Rache schien sich zu nahen, als 1741 die Kaiserin Elisabeth von Rußland ihren unmündigen Neffen, den Herzog von Gottorf, zu ihrem Thronfolger in Rußland berief, und dessen Vormunde, dem Bischofe von Lübeck, die Thronfolge in Schweden sicherte. Kaum hatte der Herzog als Peter III. den russischen Thron bestiegen, so schickte er sich an, das gesammte dänische Königshaus, wie er sagte, nach Tranquebar zu verjagen. Seine Ermordung rettete Dänemark, und Katharina II. ließ sich bereit finden, den 1721 begründeten factischen Zustand in einen rechtlichen zu verwandeln. Im Namen ihres unmündigen Sohnes Paul, als Herzogs von Gottorf, bewilligte sie 1767 „die von Königlich dänischer Seite anbegehrte völlige Renunciation auf den von der Krone Dänemark occupirten hochfürstlichen Antheil des Herzogthums Schleswig," und dieser Verzicht wurde vom Großfürsten Paul 1773 bestätigt. Man beachte wohl, der Herzog von Gottorf hat einfach auf seinen Antheil an Schleswig verzichtet, er hat nicht sein Recht irgend Jemandem cedirt. Die Folge davon ist, daß sich seit jener Zeit nicht blos der königliche Antheil, sondern ganz Schleswig im Mannsstamme des oldenburgschen Hauses vererbt, und daß es, nach dem Aussterben der älteren wie der jüngeren königlichen oder sonderburgschen Linie, an die gottorfsche, zunächst die kaiserlich russische fallen müßte. Noch im Jahre 1851 hat Kaiser Nicolaus selbst im Warschauer Vertrage es anerkannt, daß das Aussterben des dänischen Mannsstammes dem russischen Kaiserhause keinen Anspruch auf irgend einen Theil Schleswigs verleihen kann. Es ist daher einfach eine Fälschung der Wahrheit und der Urkunden, wenn man jetzt — Neue Preuß. Zeitung Nr. 281 — behaupten will, Rußland habe seinen Antheil an Schleswig nur an „die männliche Posterität" der königlichen Linie abgetreten, und habe ihn jetzt zurückzufordern, falls der Londoner Vertrag von 1852 nicht zur Ausführung komme. Der erste Artikel des Vertrages von 1767 erwähnt nicht irgend welche Person, zu deren Gunsten verzichtet würde. Dieser Vertrag wurde vom Großfürsten Paul 1773 „in allen Punkten förmlich agnoscirt." Darauf folgt der einfache Verzicht, der kein Wort einer Cession enthält, und dann erst wird hinzugefügt, daß „solchem nach" der König und seine königlichen Kronerben Schleswig ungestört besitzen werden. Es ist urkundlich erwiesen, daß als königliche Kronerben auch die Erben der schleswigschen Herzogskrone bezeichnet werden, und wäre es nicht, so schließt die als Folge des Verzichts ausgesprochene Thatsache, daß die Könige von Dänemark Schleswig besitzen

werden, nicht entfernt aus, daß das Gleiche auch für die Herzöge Schle
wigs aus dem sonderburgschen Hause gilt.

Praktisch bedeutungslos ist es, daß schon vorher auch der schwedis
Thronfolger und sein Bruder verzichtet hatten, denn ihre Linie steht j
im Prinzen von Wasa auf zwei Augen, und wird nie in die Lage ko
men, Erbansprüche zu erheben. Von Interesse ist nur, daß der Verzi
mit ausdrücklichem Ausschlusse der weiblichen Descendenten zu Gunst
der männlichen Nachkommen und der Erben des Königs erfolgte, d.
daß auch hier mit Zustimmung des Königs es anerkannt wurde: nur s
Mannsstamm und seine Erben aus den übrigen Linien des oldenburgsch
Hauses seien erbberechtigt, weil das dänische Königsgesetz hier nicht gel
Hiermit verlassen wir Schleswig, denn auch die Gegner haben Weite
nicht auffinden können, um das Recht des sonderburgschen Hauses a
Schleswig zu bestreiten. Bestritten ist das Recht, aber wir fragen:
die unerhörte Art, wie es bestritten wird, irgend geeignet ist, das Re
selbst zu erschüttern und zu verdächtigen?

V.

Mit dem königlichen Antheile an Holstein, der den größten Theil d
Landes umfaßt, und in Betreff dessen man bisher das Erbrecht des a
gustenburgschen Hauses nur auf Grund der angeblich unterlassenen Leh
erneuerung zu bestreiten wußte, sind aber allmählich andere Landesth
verbunden worden, und damit entsteht die Frage, ob sich das sonderbu
sche Erbrecht auch auf sie erstreckt?

Der südöstliche Theil Holsteins mit der Stadt Altona bildete e
mals die Herrschaft Pinneberg, welche als selbständiges Land noch
nicht existirte, als die Schauenburger Holstein zu Lehn bekamen. E
durch Landestheilungen unter den schauenburger Fürsten kam Pinneb
in die Hand der westphälischen Linie der Schauenburger, während d
übrige Holstein im Besitz der rendsburger Linie war. Beide Lin
sicherten sich im Kieler Vertrage von 1390 für den Fall des Aussterbe
der einen oder andern die Nachfolge in ihren Besitzungen, „wente alle
Goht schall blyven in eener hand und Lehnischer Wehre, tho ewigen
den.“ Pinneberg war also Lehn wie Holstein und nur ein abgesonder
Theil Holsteins; oder Holstein war ein Gesammtlehn, welches die bei
schauenburgschen Linien zur gesammten Hand besaßen. Als aber die rend
burgische Linie ausstarb, succedirte nicht, wie es hätte geschehen müss
die in Pinneberg regierende Linie, sondern Christian I. von Oldenb
wurde zum Herzoge gewählt. Er fand sich mit dem pinnebergschen Gr
fen Otto im Oldesloer Vertrage von 1460 ab, indem Otto seine Rec

auf Holstein an Christian cedirte, wogegen die Oldenburger auch insofern in die Rechte der ausgestorbenen rendsburger Linie eintraten, als nunmehr die Oldenburger und die pinnebergschen Schauenburger wechselseitig auf der Belehnung zur gesammten Hand beruhende Successionsrechte an ihren beiderseitigen Besitzungen hatten. Wenn daher späterhin die Oldenburger sich stets zur gesammten Hand mit Holstein „sammt dessen incorporirten Landen, auch allen und jeden Herrschaften zu erwähntem Fürstenthum gehörig" begriffen, belehnen ließen, so ist nothwendig hierin auch Pinneberg begriffen, das überdies Kaiser Karl V. in einer Bestätigung der Rechte Christian's II. an Holstein ausdrücklich namhaft macht.

Als daher 1640 der Mannsstamm der pinnebergschen Schauenburger ausstarb, waren die von Christian I. abstammenden oldenburgschen Fürsten zur Nachfolge berufen, und es hätten die dem Grade nach Nächsten der königlichen, der sonderburgschen und gottorfschen Linie succediren müssen. Gleichwohl theilten der König und der Herzog von Gottorf, mit Uebergehung der Sonderburger, allein unter sich, was die Letzteren veranlaßte, ihre Erbberechtigung durch Protest bei dem Reichshofrathe geltend zu machen. Dies hatte die Folge, daß, wenn sie zwar keinen Theil von Pinneberg erhielten, doch ihre Erbberechtigung für die Zukunft ausdrücklich dadurch anerkannt wurde, daß der Vertrag des Königs mit dem gottorfschen Herzoge, in welchem diese mit Ausschluß der Sonderburger sich wechselsweise die Succession in ihren Antheilen an Pinneberg sicherten, cassirt wurde. Das Recht des sonderburgschen Hauses, nach dem Abgange des dänischen Mannsstammes auch in Pinneberg zu succediren, beruht also allerdings auf der Voraussetzung, daß Pinneberg Lehn war. Wie beseitigen die Gegner diese Erbberechtigung des sonderburgschen Hauses? Das Pernice'sche Gutachten ignorirt den Umstand, daß Pinneberg ein Theil Holsteins und darum unzweifelhaft Lehn war, und behandelt es als ein ganz selbständiges Land; es übergeht mit Stillschweigen die Verträge von Kiel und Oldesloe, welche die Basis für das Successionsrecht des oldenburgschen Hauses bilden. Dagegen wird der Umstand, daß die Pinneberger Grafen von Schauenburg es unterließen sich belehnen zu lassen, daß darum Pinneberg vielfach als eine Allodialherrschaft angesehen wurde, benutzt, um die Lehnsqualität Pinnebergs zu leugnen, und den Erwerb desselben Seitens des Königs und des Herzogs von Gottorf als den Kauf einer Allodialbesitzung darzustellen, auf welche darum die bei'm Kaufe nicht betheiligten Sonderburger keinen Anspruch haben. Nachdem man sich so den Boden künstlich zubereitet hat, ist es leicht, alle weiteren Beweise, die für das Recht der Sonderburger sprechen, zu entkräften. Verschweigt man, daß Pinneberg ein Theil Holsteins und darum ursprünglich Lehn war,

werden, nicht entfernt aus, daß das Gleiche auch für die Herzöge Schleswigs aus dem sonderburgschen Hause gilt.

Praktisch bedeutungslos ist es, daß schon vorher auch der schwedische Thronfolger und sein Bruder verzichtet hatten, denn ihre Linie steht jetzt im Prinzen von Wasa auf zwei Augen, und wird nie in die Lage kommen, Erbansprüche zu erheben. Von Interesse ist nur, daß der Verzicht mit ausdrücklichem Ausschlusse der weiblichen Descendenten zu Gunsten der männlichen Nachkommen und der Erben des Königs erfolgte, d. h. daß auch hier mit Zustimmung des Königs es anerkannt wurde: nur sein Mannsstamm und seine Erben aus den übrigen Linien des oldenburgschen Hauses seien erbberechtigt, weil das dänische Königsgesetz hier nicht gelte. Hiermit verlassen wir Schleswig, denn auch die Gegner haben Weiteres nicht auffinden können, um das Recht des sonderburgschen Hauses auf Schleswig zu bestreiten. Bestritten ist das Recht, aber wir fragen: ob die unerhörte Art, wie es bestritten wird, irgend geeignet ist, das Recht selbst zu erschüttern und zu verdächtigen?

V.

Mit dem königlichen Antheile an Holstein, der den größten Theil des Landes umfaßt, und in Betreff dessen man bisher das Erbrecht des augustenburgschen Hauses nur auf Grund der angeblich unterlassenen Lehnserneuerung zu bestreiten wußte, sind aber allmählich andere Landestheile verbunden worden, und damit entsteht die Frage, ob sich das sonderburgsche Erbrecht auch auf sie erstreckt?

Der südöstliche Theil Holsteins mit der Stadt Altona bildete ehemals die Herrschaft Pinneberg, welche als selbständiges Land noch gar nicht existirte, als die Schauenburger Holstein zu Lehn bekamen. Erst durch Landestheilungen unter den schauenburger Fürsten kam Pinneberg in die Hand der westphälischen Linie der Schauenburger, während das übrige Holstein im Besitz der rendsburger Linie war. Beide Linien sicherten sich im Kieler Vertrage von 1390 für den Fall des Aussterbens der einen oder andern die Nachfolge in ihren Besitzungen, „wente alle unse Goht schall blyven in eener hand und Lehnischer Wehre, tho ewigen tyden." Pinneberg war also Lehn wie Holstein und nur ein abgesonderter Theil Holsteins; oder Holstein war ein Gesammtlehn, welches die beiden schauenburgschen Linien zur gesammten Hand besaßen. Als aber die rendsburgische Linie ausstarb, succedirte nicht, wie es hätte geschehen müssen, die in Pinneberg regierende Linie, sondern Christian I. von Oldenburg wurde zum Herzoge gewählt. Er fand sich mit dem pinnebergschen Grafen Otto im Oldesloer Vertrage von 1460 ab, indem Otto seine Rechte

auf Holstein an Christian cedirte, wogegen die Oldenburger auch insofern in die Rechte der ausgestorbenen rendsburger Linie eintraten, als nunmehr die Oldenburger und die pinnebergschen Schauenburger wechselseitig auf der Belehnung zur gesammten Hand beruhende Successionsrechte an ihren beiderseitigen Besitzungen hatten. Wenn daher späterhin die Oldenburger sich stets zur gesammten Hand mit Holstein „sammt dessen incorporirten Landen, auch allen und jeden Herrschaften zu erwähntem Fürstenthum gehörig" begriffen, belehnen ließen, so ist nothwendig hierin auch Pinneberg begriffen, das überdies Kaiser Karl V. in einer Bestätigung der Rechte Christian's II. an Holstein ausdrücklich namhaft macht.

Als daher 1640 der Mannsstamm der pinnebergschen Schauenburger ausstarb, waren die von Christian I. abstammenden oldenburgschen Fürsten zur Nachfolge berufen, und es hätten die dem Grade nach Nächsten der königlichen, der sonderburgschen und gottorfschen Linie succediren müssen. Gleichwohl theilten der König und der Herzog von Gottorf, mit Uebergehung der Sonderburger, allein unter sich, was die Letzteren veranlaßte, ihre Erbberechtigung durch Protest bei dem Reichshofrathe geltend zu machen. Dies hatte die Folge, daß, wenn sie zwar keinen Theil von Pinneberg erhielten, doch ihre Erbberechtigung für die Zukunft ausdrücklich dadurch anerkannt wurde, daß der Vertrag des Königs mit dem gottorfschen Herzoge, in welchem diese mit Ausschluß der Sonderburger sich wechselsweise die Succession in ihren Antheilen an Pinneberg sicherten, cassirt wurde. Das Recht des sonderburgschen Hauses, nach dem Abgange des dänischen Mannsstammes auch in Pinneberg zu succediren, beruht also allerdings auf der Voraussetzung, daß Pinneberg Lehn war. Wie beseitigen die Gegner diese Erbberechtigung des sonderburgschen Hauses? Das Pernice'sche Gutachten ignorirt den Umstand, daß Pinneberg ein Theil Holsteins und darum unzweifelhaft Lehn war, und behandelt es als ein ganz selbständiges Land; es übergeht mit Stillschweigen die Verträge von Kiel und Oldesloe, welche die Basis für das Successionsrecht des oldenburgschen Hauses bilden. Dagegen wird der Umstand, daß die Pinneberger Grafen von Schauenburg es unterließen sich belehnen zu lassen, daß darum Pinneberg vielfach als eine Allodialherrschaft angesehen wurde, benutzt, um die Lehnsqualität Pinnebergs zu leugnen, und den Erwerb desselben Seitens des Königs und des Herzogs von Gottorf als den Kauf einer Allodialbesitzung darzustellen, auf welche darum die bei'm Kaufe nicht betheiligten Sonderburger keinen Anspruch haben. Nachdem man sich so den Boden künstlich zubereitet hat, ist es leicht, alle weiteren Beweise, die für das Recht der Sonderburger sprechen, zu entkräften. Verschweigt man, daß Pinneberg ein Theil Holsteins und darum ursprünglich Lehn war,

daß den Oldenburgern als Beliehenen zur gesammten Hand vertragsmäßig die Succession in Pinneberg gesichert war, so ist es freilich leicht zu behaupten, daß sich die Belehnung der Oldenburger mit Holstein und zugehörigen Herrschaften nicht auf Pinneberg bezogen habe.

Aber Karl V. bestätigt ausdrücklich das Recht der Oldenburger auf Pinneberg! Gleichviel — eine alte Rechtsregel sagt: Confirmatio nihil novi juris dat, sed antiquum, si quod adest, conservat, und da es Pernice nun einmal so gefallen hat, den Oldenburgern ein Recht auf Pinneberg abzusprechen, so ist diese Kaiser-Urkunde gleichgültig; sie konnte kein Recht bestätigen, das nicht da war. Wahrlich eine überzeugende Beweisführung.

Die Gegner müßten erst beweisen, daß das Lehn Pinneberg zum Allod geworden sei, denn das verschwiegene Lehn verwandelt sich nicht ohne Weiteres in Allod, und wäre es geschehen, wie hätte es den Rechten der Oldenburger nachtheilig sein können, welche bis zum Erwerbe Pinnebergs die Belehnung nicht versäumt haben? Allerdings wurde vom Könige und Herzoge die Mutter des letzten Schauenburger für die unbegründeten Ansprüche, die sie erhob, durch Geld abgefunden. Es geschah aber unter dem Proteste, daß der König und der Herzog durch „die gütliche Handlung ihre jura im geringsten nicht wollen geschwächt wissen.“ Ist das ein Kauf? Die Sonderburger haben durch ihren Protest, wie gezeigt, bewirkt, daß das ihren künftigen Erbansprüchen entgegenstehende Abkommen des Königs und Herzogs cassirt wurde. Das Gutachten verschweigt es. Ihre Erbberechtigung wurde später anerkannt, indem bei dem Verkaufe eines Theiles von Pinneberg ihr Consens eingeholt wurde. Das Gutachten sagt, daß dieser Consens mit den lehnrechtlichen Verhältnissen in gar keinem Zusammenhange stehe, versäumt aber anzugeben, was in aller Welt er wohl zu bedeuten hatte, wenn die Consentirenden gar kein Anrecht auf das veräußerte Land hatten. Es beruft sich darauf, daß die Fürsten, von denen die heut noch existirenden sonderburgschen Linien abstammen, nicht consentirten. Um so unbedenklicher werden sie das Recht haben, diesen Verkauf als für sie unverbindlich anzufechten.

Der Herzog von Gottorf verkaufte nämlich das Amt Barmstedt, den auf ihn gefallenen Theil Pinnebergs mit Consens des Königs und einiger sonderburgscher Fürsten, an Christian von Ranzau, der es als die „des h. Röm. Reichs unmittelbar gefreyete Grafschaft“ Ranzau besaß. Sein Sohn bestimmte aber in einer vom Kaiser bestätigten Schenkungsacte, daß die Grafschaft nach Aussterben seines Mannsstammes an König Christian V. oder dessen Erb-Successoren in der Regierung und Lehnserben fallen solle. Dies ist 1734 geschehen, und will man mit dem Gutachten

leugnen, daß die Sonderburger als Lehnserben des Mannsstammes der älteren königlichen Linie Ansprüche auf Ranzau haben, so haben sie dieselben heut vermöge des Umstandes, daß ihre Vorfahren in diesen Verkauf nicht eingewilligt haben.

VI.

Diejenige Frage, welche für die Gegenwart die bedeutsamste ist, weil an sie der Vertrag von Warschau von 1851, die Vorbereitung für den Londoner Vertrag, sich anschließt und weil sie gegenwärtig als Schreckmittel gegen die benutzt wird, welche die Rechtsbeständigkeit des Londoner Vertrages anfechten, das ist die Frage, ob der ehemals gottorfsche Antheil an Holstein wirklich, wie behauptet wird, nach dem Aussterben des dänischen Mannsstammes an das russische Kaiserhaus zurückfällt, oder ob das Recht des sonderburgschen Hauses sich auch auf ihn erstreckt? Bevor wir aber den Vertrag näher betrachten, durch welchen das dänische Königshaus den gottorfschen Antheil an Holstein erwarb, sind vorher zwei andere Fragen zu erledigen.

Nachdem Christian I. den dänischen Thron bestiegen hatte, verzichtete er zu Gunsten seiner Brüder auf das oldenburgsche Stammland, die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, das heutige Großherzogthum Oldenburg, nicht auf die Erbansprüche, die ihm und seinen Nachkommen für den Fall zustanden, daß die im Stammlande regierenden Oldenburger aussterben möchten. Ein Jahrhundert später wandten sich die schleswig-holsteinschen Oldenburger an den Kaiser, um ihre agnatischen Erbrechte auf Oldenburg anerkannt zu sehen. Sie erhielten eine kaiserliche Urkunde, welche einerseits als Exspectanzbrief, d. h. als das Versprechen erscheint, sie mit der Grafschaft Oldenburg belehnen zu wollen, falls diese nach Abgang des dort regierenden Mannsstammes dem Kaiser heimfallen würde, andererseits bestehende „jura agnationis,“ die deshalb unabhängig von einer erst in Aussicht gestellten Belehnung geltend zu machen waren, anerkennt. Wenn der Kaiser in Rücksicht auf „Ihr. Lbd. habenden jura agnationis“ die künftige Belehnung verspricht, kann von einer Exspectanz nicht die Rede sein. Aber in den späteren hierauf sich beziehenden Urkunden ist allerdings stets die Bezeichnung „Exspectanz“ gebraucht, und um den Gegnern das Mögliche zuzugestehen, wollen wir annehmen, es habe sich nur um eine solche gehandelt. Eine Exspectanz würde allerdings heut nach Auflösung des Reiches unzweifelhaft nicht mehr geltend gemacht werden können. Aber schon 1667 starb die in Oldenburg regierende Linie aus, und der zur Nachfolge zunächst Berufene war das Haupt einer jetzt ausgestorbenen Linie des sonderburgschen Hauses, der Herzog

von Plön. Er mußte sein Recht auf dem Wege des reichsgerichtlichen Processes gegen den König von Dänemark und den Herzog von Gottorf geltend machen, und erlangte die volle Anerkennung desselben. Der König vermochte ihn aber zu einem Vergleiche, in welchem er Oldenburg an den König abtrat, jedoch mit dem Vorbehalte, daß nach dem Aussterben der von König Friedrich III. abstammenden „männlichen Leibes-Lehns-Erben" Oldenburg an die Agnaten seines fürstlichen Hauses zurückfallen solle. Die männliche Descendenz Friedrich's III. ist eben jetzt mit Friedrich VII. ausgestorben, und es wird auch von den Gegnern nicht bestritten, daß nunmehr kraft jenes Vorbehaltes der Herzog von Augustenburg, als nächster Agnat des Herzogs von Plön, das Großherzogthum Oldenburg zu fordern berechtigt ist, falls dem nicht irgend ein sonstiges Hinderniß entgegensteht.

Ein solches Hinderniß glauben aber die Gegner gefunden zu haben. Der Vorbehalt des Herzogs von Plön soll, wie Pernice behauptet, wirkungslos sein, weil Niemand mehr Rechte vorbehalten könne, als ihm zustehen. Der Herzog von Plön habe aber die Grafschaften auf Grund der Exspectanz nur für sich und die plönsche Linie erworben, während die übrigen Linien des sonderburgschen Hauses kein bereits dinglich begründetes jus succedendi, sondern lediglich eine Exspectanz hatten, die jetzt wirkungslos sei, weil mit Auflösung der Reichsverfassung der Lehnsherr verschwunden ist. Pernice hat hierbei zuvörderst ganz übersehen, daß nach seiner Theorie der Herzog von Plön die Grafschaften auch nur für so lange übertragen konnte, als der Mannsstamm seiner Linie existirte. Als daher 1761 der letzte Herzog von Plön starb, hätte das Anrecht der königlichen Linie auf Oldenburg aufhören, es hätte Oldenburg als eröffnetes Lehn heimfallen und vom Kaiser der nunmehr kraft Exspectanz nächstberechtigten sonderburgschen Linie zu Lehn gegeben werden müssen. Daß der König Oldenburg noch nach 1761 besaß, daß er es später an den Großfürsten Paul cedirte, alles dies wäre rechtswidrig, und doch hat Pernice unmittelbar vorher bewiesen, daß Oldenburg bis 1773 rechtmäßig der königlichen Linie zustand und seitdem der jüngeren gottorfschen. Konnte der Herzog von Plön nicht mehr Rechte für die Sonderburger vorbehalten, als ihm gebührten, so konnte er auch nicht mehr Rechte auf die königliche Linie übertragen, welche Oldenburg nicht kraft der ihr ertheilten Exspectanz, sondern kraft Cession erwarb und besaß. In Wahrheit aber verhält es sich ganz anders, denn Kaiser Ferdinand III. hat 1642 nicht dem Herzoge von Plön und seinen Agnaten der plönschen Linie, sondern dem Herzoge von Plön, seinen Brüdern und sämmtlichen Vettern vom sonderburgschen Hause nebst ihren Leibes-Lehns-Erben die Exspectanz er-

theilt. Welcher derselben in Rücksicht auf Linie und Grad Oldenburg erwerben werde, war noch ungewiß. Als aber der Herzog von Plön als der Nächstberechtigte Oldenburg erwarb, erwarb er es nicht blos für sich und seine Descendenten, sondern dem Exspectanzbriefe des Kaisers entsprechend, für alle seine Lehnserben des sonderburgschen Hauses, die nunmehr nicht kraft einer Exspectanz, sondern als Agnaten des Herzogs von Plön allerdings ein dinglich begründetes Erbfolgerecht hatten. Als Lehnserben des Herzogs haben sich die übrigen sonderburgschen Fürsten an dem Processe, der geführt werden mußte, betheiligt, und nur unter solcher Voraussetzung finden alle späteren Ereignisse ihre Erklärung. Der Vorbehalt des Herzogs hat also heut seine volle Wirksamkeit, und bestätigt überdies nur dasjenige, was ohnehin die nothwendige rechtliche Folge des Abganges des dänischen Mannsstammes sein mußte.

Die plönsche Linie starb aber im Jahre 1761 aus, und schon vorher hatten sich die sonderburgschen Agnaten, von denen die jetzt noch vorhandenen beiden Linien, die augustenburgsche und glücksburgsche, abstammen, bestimmen lassen, ihre Erbansprüche an die plönschen Besitzungen an „Ihro Königl. Maj. zu Dänemark und Dero Königl. Erben und Successoren auf ewig zu übertragen." Wer sind die „Königlichen Erben?" Sind es nur die Erben der königlichen Krone von Dänemark oder sind es die Erben, auf welche die mit der königlichen Krone vereinigte herzoglich holsteinsche Krone übergeht? Im letzteren Falle haben jene Cessionen die Bedeutung, daß zwar die Augustenburger für ewig darauf verzichtet haben, irgend welche Rechte als die nächsten Erben des Herzogs von Plön geltend zu machen, nicht aber darauf, nach Aussterben des dänischen Mannsstammes in Folge des Vorbehaltes des Herzogs von Plön und kraft agnatischen Rechts auch die plönsche Erbschaft zu fordern. Im ersteren Falle aber geht die plönsche Erbschaft nach Aussterben des dänischen Mannsstammes auf den dänischen Weiberstamm über, und die Augustenburger haben auch zu Gunsten dieses verzichtet. In diesem Sinne legt das Pernice'sche Gutachten die Verzichte aus, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß, wie urkundlich längst nachgewiesen war, von der Krone, der königlichen Krone im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert stets auch da die Rede ist, wo die mit ihr vereinigte herzoglich holsteinsche oder schleswigsche gemeint ist. Viel unverzeihlicher ist es freilich, daß sich ein sachkundiger Mann wie Pernice durch einen anderen Umstand nicht irre machen ließ. Wie konnten denn die sonderburger Fürsten irgend daran denken, einzelne Theile Holsteins, eines Reichslehns, in welchem der Weiberstamm von aller Nachfolge ausgeschlossen ist, durch ihren Verzicht auf die dänischen Cognaten zu über-

tragen? Wie läßt sich irgend annehmen, daß die Sonderburger ganz unvermerkt ohne Zustimmung des Kaisers [illegible] eine so bedeutsame Aenderung der Thronfolge bewirkt haben sollen? Ohne den strengsten urkundlichen Beweis, daß mindestens der Kaiser seine Zustimmung gegeben habe, ließe sich dies unmöglich annehmen, und dies allein mußte schon darauf führen, daß zu den königlichen Erben hier nur der dänische Mannsstamm und nach dessen Abgange die Fürsten der jüngeren königlichen, der sonderburgischen Linie gehören. Und so verhält es sich wirklich. [illegible], auf dessen Angaben sich das Gutachten Pernice's stützt, hat es für angemessen erachtet, zwar die Verzichts-Urkunden der Sonderburger aus dem Kopenhagener Archive zu publiciren, dagegen nicht den vom Kaiser bestätigten Vertrag, dessen Beilagen jene Urkunden bilden.

In einer Urkunde vom 5. März 1761*) bestätigte der Kaiser den Successionsvertrag von 1756 für „des Herzog zu Holstein Plön Liebden, dann Se. Majestät den König zu Dänemark und Norwegen, als Herzog zu Holstein, deren Erben und Nachkommen" unter Vorbehalt jedes Rechtes des Kaisers und Reiches wie jedes Dritten. Daß aber die dänischen Cognaten nicht zu den Erben des Königs als Herzogs von Holstein gehören, daß diese Erben nach Aussterben des dänischen Mannsstammes nur die Fürsten des sonderburgischen Hauses sind, bedarf keines Beweises. In der ganzen Urkunde wird mit großer Vorsicht nicht ein einziges Mal der König von Dänemark erwähnt, ohne den Zusatz: „als Herzog von Holstein." Und durch diesen Vertrag sollen die dänischen Cognaten Successionsrechte in Holstein erworben haben?! — Die mehr als kühne Conjectur Pernice's, daß der Vertrag selbst, den er nicht kannte, gewiß in Uebereinstimmung stehen werde mit der, allen obwaltenden rechtlichen Verhältnissen widersprechenden Auslegung, welche er den Cessionen gegeben hatte, erweist sich also als völlig verfehlt. Damit steht jetzt unbestreitbar fest, daß auch die plönsche Erbschaft nach Abgang des dänischen Mannsstammes auf das augustenburger Haus übergeht.

Hiermit aber erledigen sich zugleich auf das Vollständigste die viel weiter gehenden Consequenzen, welche eine dänische Staatsschrift von 1851, die nicht veröffentlicht, nur den Höfen vorgelegt worden ist, aus den Cessionen von 1756 gezogen hat. Sie erblickt in denselben einen Verzicht, durch welchen sich die sonderburgschen Fürsten all' und jeder eventuellen Successionsrechte auf den königlichen und herzoglichen Antheil Holsteins, also auf ganz Holstein begeben haben sollen, woraus namentlich auch der

*) Wir theilen diese Urkunde weiter unten als Beilage mit.

Rückfall des gottorfschen Holsteins an Rußland bei Aussterben des dänischen Mannsstammes folgen müßte, ein Punkt, auf dessen Beweis es freilich 1851 zur Zeit des Warschauer Protokolls ganz besonders ankam. Die sonderburgschen Herzöge verzichteten auf „die herzoglich plönsche Landesantheile und Feudal-Possessiones," der Kaiser bestätigte den Successionstractat, nachdem „die fürstlichen Stammesagnaten wegen ihrer Gerechtsame intuitu einer künftigen Succession in diejenigen fürstlichen Feudallande, welche für sie einmal auf den Abgang des Herzogs von Plön männlichen Posterität würden eröffnet worden sein," entsagt haben. Und das soll ein Verzicht auf ganz Holstein sein! — Noch mehr, wenn die bisher bekannten Cessionen irgend einen Zweifel über die Bedeutung der Verzichte übrig lassen konnten, der kaiserlich bestätigte Vertrag beseitigt jeden möglichen Zweifel. Der Verfasser der dänischen Staatsschrift von 1851 hatte die der Welt bisher vorenthaltene Kaiserurkunde in der Hand, er citirt eine Stelle aus derselben, verschweigt aber den weiteren Inhalt, um jene unerhörte Verdrehung der Cessionen vornehmen zu können. Wir dürfen hier keinen Anstand nehmen, jene dänische Staatsschrift der absichtlichen Fälschung zu bezüchtigen.

Ueber Oldenburg, das jetzt an das sonderburgsche Haus fallen müßte, ist mittlerweile vom dänischen Könige anderweitig verfügt worden, indem es der Preis war, um welchen man von der Kaiserin Katharina II. und ihrem Sohne Paul den Verzicht auf den gottorfschen Antheil von Holstein erlangte. Dieser Vertrag, gleichzeitig geschlossen mit dem auf den gottorfschen Antheil an Schleswig sich beziehenden, unterscheidet sich von diesem in einem wichtigen Punkte. Auf den gottorfschen Antheil an Schleswig wurde einfach verzichtet, und die rechtlichen Folgen davon ergaben sich von selbst. Ganz Schleswig befand sich fortan in dem ausschließlich und nunmehr rechtmäßigen Besitze des Königs und vererbte sich im dänischen Mannsstamme, mit dessen Aussterben es an das sonderburgsche Haus fällt. Der gottorfsche Antheil an Holstein dagegen wurde cedirt an den König von Dänemark und „Dero männliche Descendenten, wie auch eventualiter an Dero Herrn Bruders, des Prinzen Friedrich's Königl. Hoheit und ihre männliche Posterité." Damit steht zuvörderst fest, daß der dänische Weiberstamm im gottorfschen Antheile an Holstein unmöglich succediren kann, und das war das Bedenken, welches Christian VIII. in seinem offenen Briefe von 1846 aussprach. Weiter aber fragt es sich, ob die Meinung die war, daß nach Abgang der männlichen Nachkommen des Königs und seines Bruders das gottorfsche Holstein sich auf die jüngere königliche Linie, die Sonderburger, vererben oder an den russischen Kaiser zurückfallen solle. Die mannichfachsten Gründe spre-

chen dafür, daß an einen solchen Rückfall damals nicht gedacht und daß er nicht beabsichtigt wurde. Könnte irgend ein Zweifel darüber obwalten, ob die Cession des gottorfischen Holsteins nur zu Gunsten der älteren oder auch der jüngeren königlichen, der sonderburgischen Linie erfolgen sollte, er würde dadurch vollständig gehoben, daß vorher beide Contrahenten dem sonderburgischen Hause das ihm vorbehaltene Recht nach Aussterben des dänischen Mannsstammes Oldenburg zurückzufordern ausdrücklich garantirt hatten, und daß sie darum unmöglich glauben konnten, ihrem Tauschgeschäfte eine Wirksamkeit „zu ewigen Tagen" beizulegen, falls sie nicht die Absicht hatten, daß das sonderburgische Haus für seine Ansprüche auf Oldenburg durch den Erwerb eines Successionsrechtes im gottorfischen Holstein entschädigt werden solle. Dieser Absicht der Contrahenten und dieses Successionsrechtes haben sich aber überdies die Sonderburger durch jetzt veröffentlichte Urkunden versichert. Sie sind allerdings zu jenem Tauschgeschäfte nicht zugezogen worden. Als aber der König von Dänemark 1750 zunächst mit der schwedischen Linie der Gottorfer über den Tausch Oldenburgs gegen das gottorfische Holstein übereingekommen war, erhielt der Herzog von Plön zur Sicherung der Rechte seines Hauses vom Könige Friedrich V. eine Versicherungsacte, in welcher es heißt, daß wenn ihm oder seinen Leibes-Lehns-Erben die Einräumung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst verweigert werden möchte „sodann Er oder Sie, bis sie zu dem ruhigen Besitze derselben gelanget, Sich an den fürstlichen Antheil von Holstein halten, solchen in Besitz nehmen, und daraus, unter Manutenenz Unserer Successoren in den Reichen Dänemark und Norwegen, nicht ehender, als bis die Einräumung der Grafschaften wirklich geschehen, gesetzet werden sollen." Als aber 1773 durch den Vertrag mit dem Großfürsten Paul der Tausch wirklich stattgefunden hatte, war wiederum der Herzog von Glücksburg bemüht, die Rechte seines Hauses zu wahren, und erlangte vom Könige die Versicherung, „daß allen möglichen Besorgnissen für die Zukunft hinreichend vorgebaut und prospicirt sei," da die Grafschaften „durch die jetzt vollzogene Permutation gänzlich in die Stelle des großfürstlichen Antheils am Herzogthum Holstein treten sollen." So ist das Recht des sonderburgschen Hauses auf das gottorfsche Holstein nicht blos ausdrücklich anerkannt, sondern es würde sogar jetzt von Dänemark, gleichviel wer dort als König herrscht, die Garantie des ungestörten Besitzes gefordert werden können.

Wir beabsichtigen also durchaus nicht den Worten der großfürstlichen Cession irgend welchen Zwang anzuthun. Die Cession erfolgte nur zu Gunsten des dänischen Mannsstammes. Dies aber widerspricht der klaren Absicht der Contrahenten, ihrem Tauschgeschäfte eine über den Abgang

des dänischen Mannsstammes hinausreichende Wirksamkeit beizulegen, gar nicht. Dem Könige, der eben der Gefahr nach Tranquebar verjagt zu werden, entgangen war, kam es wesentlich darauf an, den Vertrag möglichst schnell zum Abschlusse zu bringen. Da er über Oldenburg für alle Zukunft verfügen wollte, obwohl er es in Rücksicht auf die Erbrechte der Sonderburger nicht konnte, so hätte er eigentlich diese als Contrahenten mit zuziehen müssen. Ob sie sich aber würden bestimmen lassen, einen solchen Vertrag zu unterzeichnen, schien höchst bedenklich, da es darauf ankam, daß Rußland in den Besitz des ihnen feierlichst zugesicherten und rechtlich zustehenden oldenburgschen Erbes gesetzt werden sollte. Man überging sie, schloß einen Vertrag, durch welchen Oldenburg und das gottorfsche Holstein „zu beständigem Eigenthume“ „zu ewigen Tagen“ ausgetauscht wurden, indem man voraussetzte, daß die Sonderburger, die man um ihre Zustimmung nicht bitten wollte, dereinst auch ohne diese sich mit dem Aequivalente Oldenburgs, mit dem gottorfschen Antheile Holsteins, begnügen würden, wogegen von einem Vorbehalte, daß nach Aussterben des dänischen Mannsstammes das Geschäft rückgängig gemacht werden solle, nicht entfernt die Rede ist.

Aber wir wollen uns auch hier, um die völlige Nichtigkeit aller Einwendungen darzuthun, auf den Standpunkt der Gegner stellen, und annehmen, das russische Kaiserhaus habe das Recht, nach Abgang des dänischen Mannsstammes das gottorfsche Holstein zurückzufordern. Dies ist die Voraussetzung, von welcher der König Friedrich VII. und Kaiser Nicolaus bei der Unterzeichnung des Warschauer Protokolls von 1851 ausgingen. Aber der Großfürst Paul cedirte seine Rechte auf Holstein nicht unentgeltlich, sondern erhielt vom Könige von Dänemark als Aequivalent die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. In einem Separatartikel des Vertrages war verabredet, daß der Großfürst Paul diese Grafschaften der jüngeren Linie des gottorfschen Hauses übergeben werde, um diesen „ihm so nahe verknüpften Agnaten zu einem anständigen Etablissement zu ewigen Zeiten zu verhelfen.“ Hierbei kommt in Betracht, daß dies nicht ein reiner Act der Liberalität war, sondern daß es zugleich darauf ankam, die jüngere gottorfsche Linie für ihre Erbansprüche auf das gottorfsche Holstein zu entschädigen. Dies erkannte Paul ausdrücklich an, indem er für sich, seine Erben und Descendenten „solenniter und zu ewigen Tagen“ feststellte, „daß die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche bei diesem Austausche an die Stelle des Herzogthums Holstein eintreten,“ an die jüngere gottorfsche Linie übergehen sollen.

Rußland ist also vertragsmäßig verpflichtet, dem jetzt großherzoglich oldenburgschen Hause den Besitz Oldenburgs „zu ewigen Tagen“ zu ge-

währen. Dem aber könnte ein rechtliches Hinderniß entgegentreten, denn der König von Dänemark hatte, wie gezeigt, Oldenburg vom Herzoge von Plön nur für so lange erworben, als der dänische Mannsstamm existiren würde, konnte also auch über Oldenburg zu Gunsten Anderer nur auf so lange verfügen. Es würde also jetzt in die Hand des erbberechtigten augustenburgschen Agnaten gegeben sein, entweder von dem Vorbehalte des Herzogs von Plön Gebrauch zu machen und demgemäß Oldenburg zu fordern, oder auch seinerseits den vom Könige von Dänemark geschlossenen Tauschvertrag anzuerkennen und sich mit dem Aequivalente Oldenburgs, dem gottorfschen Antheile an Holstein, zu begnügen. Wollte aber Rußland diesen Antheil zurückfordern, so würde der erbberechtigte augustenburgsche Agnat gezwungen sein, das von diesen Tauschverträgen ganz unabhängige Recht auf Oldenburg geltend zu machen, und die unvermeidliche rechtliche Folge wäre, daß Rußland dem Großherzoge von Oldenburg, dem er den Besitz Oldenburgs länger nicht gewähren könnte, nunmehr das Aequivalent Oldenburgs, das gottorfsche Holstein „zu ewigen Tagen" gewähren müßte.

Es ist von Interesse daran zu erinnern, daß dies sogar reichsgesetzlich festgestellt worden ist. Bei Kaiser und Reichstag wurde es bewirkt, daß Oldenburg, zum Herzogthum erhoben, eine Stimme am Reichstage erhielt. Dieser aber berücksichtigte den möglichen Fall, daß Oldenburg wegen des Vorbehaltes des Herzogs von Plön bereinst von dem gottorfschen Hause zurückgefordert werden könnte. Abweichend von der Regel, daß die Stimme am Reichstage, als am Lande haftend, zu betrachten sei, wurde darum vom Reichstage festgestellt, daß die oldenburgsche Stimme am Fürstenhause haften und deshalb auf das Gebiet übergehen solle, dessen Besitz die Herzöge erhalten würden, wofern sie dereinst Oldenburg etwa wieder abtreten müßten.

Wofern also die Cession des Großfürsten Paul wirklich dahin auszulegen ist, daß ihre Wirksamkeit nach Abgang des dänischen Mannsstammes erlöschen soll, dann giebt es nur zwei Fälle: das gottorfsche Holstein fällt an den augustenburgschen Agnaten, weil er sich mit diesem Aequivalente für Oldenburg begnügt, oder es fällt an den Großherzog von Oldenburg, wenn man diesen nöthigt, Oldenburg herauszugeben, da sich, hiervon abgesehen, ein Recht Rußlands nur deduciren läßt, indem man den Sinn des augustenburgschen Verzichtes auf die plönsche Erbschaft in der gewaltsamsten Weise verdreht und die Urkunden, welche die wahre Bedeutung des Verzichts klar machen, verheimlicht.

VII.

Es giebt keinen Zoll breit Landes in Schleswig und Holstein, auf
lchen das Recht des augustenburgschen Hauses mit Grund bestritten
rden könnte. Das ist das Resultat der bisherigen Untersuchung. In-
veit aber andere Gründe nicht zureichen, um jenes Recht zu beseitigen,
tzen sich die Gegner auf die angebliche persönliche Unfähigkeit der Au-
stenburger zur Thronfolge. Alle jetzt lebenden Fürsten der augusten-
rgschen wie glücksburgschen Linie stammen unmittelbar oder mittelbar
s Ehen ab, welche mit Frauen des niedern Adels geschlossen wurden,
s Ehen, welche in den meisten deutschen Fürstenhäusern als unebenbür-
erscheinen würden. Dergleichen Ehen sind aber in allen Linien des
denburgschen Hauses vorgekommen, und selbst König Friedrich IV. von
änemark vermählte sich mit einer als Königin von Dänemark gekrönten
räfin Reventlow. Wären wir nicht längst daran gewöhnt, daß im
ampfe gegen das Recht des augustenburgschen Hauses den Kämpfenden
ch das Unmögliche möglich erscheint, es würde wahrlich nicht zu begrei-
n sein, wie man es wagen mochte, den Einwand der Abstammung aus
ebenbürtiger Ehe zu erheben, wie sich Pernice, eine Autorität auf dem
ebiete des Privatfürstenrechtes, dazu entschließen konnte. Es fehlt noch
it nicht an Staatsrechtslehrern, welche es als gemeinrechtliche Regel
trachten, daß die Ehe eines Mannes von hohem Adel mit einer Frau
s niedern Adels ebenbürtig sei. Aber auch diejenigen, welche der stren-
ren Ansicht folgen, sind darüber einverstanden, daß über die Erforder-
sse der Ebenbürtigkeit zuerst die Observanz und das Hausgesetz des be-
effenden Fürstengeschlechtes entscheidet. Wäre dies nicht der Fall, wäre
mer und überall nur die Ehe mit einer Frau des hohen Adels als
enbürtig zu betrachten, dann freilich möchte es in allen regierenden deut-
en Häusern kaum noch einen thronfolgefähigen Prinzen geben, und na-
entlich würde auch die Successionsfähigkeit zweier preußischer Prinzen,
lche mütterlicherseits aus der Ehe eines Sonderburgers, des letzten Her-
zs von Plön mit einer Gräfin Reventlow, abstammen, bestritten werden
üssen. Die Observanz des gesammten oldenburgschen Hauses: die Ehe
it einer Frau des niedern Adels für ebenbürtig zu erachten, können die
egner nicht bestreiten; ebenso wenig die Thatsache, daß andere deutsche
ürstenhäuser die Nachkommen aus solchen Ehen als sich ebenbürtig stets
erkannt haben; dazu kommt endlich, daß in dem einzigen Falle, in wel-
em die Ebenbürtigkeit einer solchen Ehe angezweifelt wurde, der Ehe des
erzogs Christian Karl zu Norburg mit Fräulein von Aichelberg, der aus
eser Ehe geborne Sohn sowohl vom Könige von Dänemark, wie vom

Reichshofrathe zu Wien und vom Kaiser als geborner Herzog, als wahrer fürstlicher Stammesagnat, als successionsfähig anerkannt wurde und als Herzog von Plön wirklich succedirte. Eine weitere Widerlegung der Gegner ist nur darum schwer, weil sie bis heut eine absolut grundlose Behauptung hartnäckig wiederholen, ohne irgend einen Grund anzugeben, auf dessen Widerlegung man eingehen könnte.

Endlich aber ist man in neuster Zeit mit noch einem wunderbaren Einwande hervorgetreten. Der erstgeborne sonderburgsche Agnat, welcher nach dem Tode König Friedrich's VII. zur Thronfolge in Schleswig und Holstein berufen ist, ist der Herzog Christian von Augustenburg. Da er zu Gunsten seines ältesten Sohnes auf die Thronfolge verzichtet hat, so ist dieser als Friedrich VIII. der legitime Herrscher der Herzogthümer. Man will jetzt behaupten, Herzog Friedrich dürfe sein Thronfolgerecht wenigstens so lange nicht geltend machen, als sein Vater lebt, weil dieser 1852 zu Gunsten des Prinzen Christian von Glücksburg, jetzt König Christian's IX., auf sein Recht verzichtet, es also diesem cedirt habe. Wäre also eine solche Cession wirklich erfolgt, dann freilich würde Herzog Friedrich sein Thronfolgerecht erst in dem Augenblicke geltend machen können, in welchem er in Folge des Todes seines Vaters zur Succession berufen wird. Daß es den Dänen, welche in Dänemark wie in den Herzogthümern eine neue Thronfolgeordnung begründen wollten, nicht darauf ankommen konnte, einen Prätendenten nur für einige Jahre zu beseitigen, und daß der Herzog Christian eben so wenig einen Verzicht ausstellen konnte, welcher über das eigne Recht hinaus, zugleich eine rechtliche Wirksamkeit für das Recht des großjährigen Prinzen seines Hauses ausgeübt hätte, liegt auf der Hand. Es ist Seitens des Herzogs eine Cession zu Gunsten Christian's IX. nie erfolgt und nie gefordert worden. Die Dänen wollten einen Verzicht nicht fordern, weil sie jedes Recht der Augustenburger bestritten. Der Versuch, einen Verzicht, ohne ihn zu fordern, auf einem Umwege zu erpressen, mißlang. Da endlich machte man dem Herzoge unter der deutlichen Androhung einer vollständigen Confiscation seines Vermögens den Vorschlag: ihm für seine Güter einen den Werth derselben weitaus nicht erreichenden Kaufpreis zu zahlen, falls er für sich und seine Familie verspreche, den Entschließungen des Königs hinsichtlich der Erbfolge für alle unter dem Scepter des Königs vereinigten Lande nicht entgegenzutreten. Dies Versprechen hat der Herzog gegeben und gehalten, obwohl die Dänen ihren Verpflichtungen auch ihm gegenüber bis heut nicht vollständig nachgekommen sind. Was die Dänen mit solchem Versprechen zu erreichen meinten, wissen wir nicht. Es kam ihnen, von Rußland und England gedrängt, dem Herzoge sein Vermögen zurück-

zugeben, vielleicht nur darauf an, ihr Unrecht nicht einfach einzugestehen und das Vermögen bedingungslos zu restituiren. Jedenfalls hat keine Cession stattgefunden, nicht einmal ein Verzicht ist geleistet worden, und der dänische Minister Oersted selbst hat im dänischen Reichsrathe erklärt: der Herzog habe nicht verzichtet, da ihm kein Verzicht abgefordert wäre, indem die Regierung sein Erbrecht nicht anerkenne. Will man von dem Sohne vielleicht fordern, daß er in Rücksicht auf das für ihn völlig unverbindliche Versprechen seines Vaters, jetzt sein Recht nicht geltend mache? Er darf es nicht, weil er damit die heiligsten Pflichten gegen sein Land und Volk verletzen würde.

VIII.

Von einem bestreitbaren Rechte des augustenburgschen Hauses kann ernstlich nur die Rede sein in Betreff des Herzogthums Lauenburg.

Im Kieler Frieden von 1814 hatte der König von Dänemark an Schweden Norwegen abgetreten, dagegen schwedisch Pommern und Rügen nebst dem Versprechen erhalten, daß man sich für eine angemessene Entschädigung wegen Norwegens verwenden wolle. Am Wiener Congresse forderte Dänemark eine solche Entschädigung, ohne sie zu erlangen. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 tauschte Dänemark von Preußen Lauenburg ein gegen schwedisch Pommern, aber unter der Bedingung: die Verfassung und Rechte Lauenburgs in allen Punkten aufrecht zu erhalten. Es ist hiernach schon zweifelhaft, ob Lauenburg als Aequivalent für Norwegen betrachtet werden kann. Die Dänen aber, abweichend von ihren Aeußerungen am Wiener Congresse, haben Lauenburg später als eine Entschädigung für Norwegen betrachtet. Wenn nun im Kieler Frieden wie im Vertrage mit Preußen die Cession en faveur de S. M. le Roi de Danemarc et ses successeurs erfolgte, so fragt es sich, wer diese Nachfolger sind, ob nur die Nachfolger auf dem dänischen Throne oder auch die in den Herzogthümern Schleswig-Holstein. Entscheidet man sich für Ersteres, so behauptet man also, daß in Lauenburg seit 1815 die dänische lex regia zum Thronfolgegesetz geworden sei, und dann würde jetzt in Lauenburg der dänische Weiberstamm zur Nachfolge berufen sein, jedenfalls nicht König Christian IX., denn das Gesetz, kraft dessen er dänischer König ist, hat bis heut in Lauenburg keine verfassungsmäßige Geltung erlangt, und wenn die Erbberechtigten des Weiberstammes zu Gunsten Christian's IX. verzichtet haben, so hat nach Art. 6 der Wiener Schlußacte dieser Verzicht so lange keine Wirksamkeit, bis alle deutsche Bundesstaaten ihre Zustimmung ertheilt haben.

Worauf stützt sich aber die Annahme, daß das dänische Königsgesetz

auf Lauenburg übergegangen sei? Sie kann nicht darauf gestützt werden, daß Lauenburg das Aequivalent für Norwegen war, denn Norwegen war nicht dänische Provinz, war ein selbständiger Staat, der mit Dänemark nur durch die Person des Königs unirt war, und ebenso ist auch Lauenburg nicht dänische Provinz geworden, sondern wurde, wie der König erklärte: als ein eigenes deutsches Herzogthum übernommen. Nicht Dänemark, sondern der König nebst den „Erben zu Norwegen" war zu entschädigen. Sollte Lauenburg ein eigenes deutsches Herzogthum sein und bleiben, dann kann man nur folgern, daß auch hier nur die in Deutschland, also in Holstein, succedirenden Nachfolger des Königs thronberechtigt sein sollen, wie man in ganz gleicher Weise nicht gezweifelt hat, daß die „successeurs" des Königs von Großbritannien, dem 1815 Hildesheim vertragsmäßig übertragen wurde, nicht die Nachfolger auf dem englischen, sondern auf dem hannöverschen Throne seien. Dazu kommt, daß die lauenburgsche Landesverfassung, welche nur eine Erbberechtigung des Mannsstammes kannte, in allen Punkten ausdrücklich bestätigt worden ist; daß die dänische lex regia nicht ein Familienstatut des dänischen Königshauses, sondern ein dänisches Staatsgesetz ist, und daß darum doch irgend ein haltbarer Grund dafür angegeben werden müßte, daß und in welcher Weise jenes dänische Landesgesetz das in Lauenburg bestehende verdrängt habe. Ist dies nicht möglich, so kann auch in Lauenburg nur der Erstgeborne des augustenburgschen Hauses thronfolgeberechtigt sein.

Dagegen aber wird Widerspruch erhoben von Sachsen, Mecklenburg und Anhalt, freilich nicht darum, weil sie meinen, es sei ihnen durch den Tod König Friedrich's VII. von Dänemark ein Recht auf Lauenburg erwachsen, sondern weil sie Alles, was seit dem Tode des letzten askanischen Herzogs von Lauenburg 1687 geschehen ist, als rechtswidrig anfechten; Sachsen und Mecklenburg auf Erbverbrüderungen, Anhalt auf agnatische Rechte sich stützend. Wir verzichten auf eine Prüfung dieser Ansprüche, für welche ein ausreichendes urkundliches Material mangelt, umsomehr als es für den Augenblick nur darauf ankommt, den unbestreitbaren Satz festzuhalten, daß Christian IX. nicht Herzog von Lauenburg ist.

IX.

Ist die zu Recht bestehende Thronfolge der Herzogthümer, an welcher auch noch in diesem Jahrhunderte die Dänen und die dänischen Könige selbst keinen Zweifel gehabt haben, durch neuere Ereignisse irgend wie alterirt worden? An Versuchen, sie umzustürzen, hat es freilich nicht gefehlt, aber sie sind rechtlich durchaus wirkungslos geblieben. Als man

in Dänemark zu der Ueberzeugung kam, daß der Zeitpunkt unaufhaltsam sich nahe, in welchem das dänische Königsgeschlecht aussterben und damit die bisherige Verbindung Dänemarks und der Herzogthümer sich lösen werde, begann zunächst im Volke selbst die Bewegung, welche darauf zielte, die Regierung zu bestimmen, die Fortdauer dieser Verbindung auch für den Fall des Aussterbens des dänischen Mannsstammes um jeden Preis, auch den einer Gewaltthat, sicher zu stellen. Die Folge war der offene Brief Christian's VIII. von 1846, in welchem der König es nicht unternahm, ein neues Recht zu begründen, sondern, zur Beseitigung von Irrthümern, seine Auffassung des Rechtes auszusprechen, eine Auffassung, welche natürlich, falls sie wider das Recht war, dieses in keiner Weise beeinträchtigen konnte. Sie geht dahin, daß die dänische lex regia, welche nach dem Aussterben des Mannsstammes den Weiberstamm zur Thronfolge beruft, nicht nur in Dänemark, sondern ebenso in Schleswig und Lauenburg Geltung habe, wogegen sich, mit Rücksicht auf einzelne Theile Holsteins, das Gleiche nicht mit Bestimmtheit in Betreff dieses Herzogthums aussprechen lasse. Dem wird die Verheißung beigefügt, daß der König bemüht sein werde, die Hindernisse, welche der Bewahrung der Integrität des dänischen Gesammtstaates entgegenständen, zu beseitigen, daß aber dadurch die Selbständigkeit Schleswigs und seine Zusammengehörigkeit mit Holstein nicht beeinträchtigt werden solle.

Die Folge war der Beschluß des deutschen Bundestages vom 17. September 1846, welcher den Bestrebungen des Königs gegenüber „die Rechte Aller und Jeder, insbesondere die des deutschen Bundes, erbberechtigter Agnaten und der gesetzmäßigen Landesvertretung Holsteins wahrte." Die Kriegsereignisse von 1848 bis 1850 kommen gegenwärtig insoweit nicht in Betracht, als sie nach Inhalt des Friedens von 1850 in den Rechten Dänemarks einerseits, Deutschlands und der Herzogthümer andrerseits gar keine Veränderung bewirkt haben.

Um so mehr war aber Dänemark nach dem Friedensschlusse bemüht, die seinen Bestrebungen äußerst günstige politische Lage, in welcher sich damals Deutschland und Europa befand, zu benutzen, um die sogenannte „Integrität Dänemarks" sicher zu stellen. Der erste Schritt hierzu geschah durch das Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851. König Friedrich von Dänemark und Kaiser Nicolaus von Rußland, als Haupt des gottorfschen Hauses, knüpfen ihre Uebereinkunft an die Verträge an, durch welche 1767 und 1773 die Rechte der gottorfschen Linie an den Herzogthümern auf die königliche Linie übergegangen waren. Im Widerspruche zum klaren Wortlaute des Vertrages wird angenommen, daß damals alle Rechte des gottorfschen Hauses auf Schleswig dem Könige Christian VII.

und allen Erben seiner Königskrone, also auch den Erben aus dem Weiberstamme cedirt worden seien. Der Vertrag über Holstein aber wird von den Contrahenten dahin ausgelegt, daß er die gottorfschen Rechte an Holstein nur zu Gunsten Christian's VII., seines Bruders und ihrer männlichen Nachkommen aufgegeben habe, und daß demnach diese Rechte wieder wirksam werden müßten, falls der dänische Mannsstamm aussterben sollte. Im Interesse der Integrität Dänemarks erklärt sich aber der Kaiser Nicolaus bereit, auf seine eventuellen Rechte, d. h. auf das Recht, den gottorfschen Antheil an Holstein nach dem Aussterben des dänischen Mannsstammes zurückzufordern, zu Gunsten des Prinzen Christian von Glücksburg, seiner Gemahlin und deren männlichen Nachkommen zu verzichten, unter der Voraussetzung, daß ein „Arrangement" getroffen werde, durch welches dem Prinzen Christian und seinen Nachkommen die Thronfolge in allen unter dem Scepter des Königs vereinigten Ländern gesichert wird. Weitere in London zu führende Verhandlungen, welche dem „Arrangement" den „Charakter einer europäischen Transaction" geben sollten, blieben vorbehalten.

Diese europäische Transaction kam zu Stande im Londoner Vertrage vom 8. Mai 1852. Er ist geschlossen zwischen Dänemark einerseits und England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Preußen und Schweden andererseits, so daß er für die letzteren Mächte nur Dänemark gegenüber, nicht aber im Verhältnisse derselben zu einander Verbindlichkeiten erzeugt. Die Verbindlichkeit aber, welche diese Mächte übernehmen, besteht darin, daß sie versprechen, für den Fall des Aussterbens des dänischen Mannsstammes den Prinzen Christian von Glücksburg und seine männlichen Nachkommen aus der Ehe mit der Prinzessin Louise von Hessen als berechtigt anerkennen zu wollen zur Nachfolge in der Gesammtheit der unter dem Scepter Friedrich's VII. vereinigten Länder. Der Vertrag selbst läßt darüber keinen Zweifel, daß es nicht darauf ankam, einem bereits bestehenden Thronfolgerechte die Anerkennung zu sichern, sondern darauf, ein nicht bestehendes Recht für den Prinzen Christian von Glücksburg zu schaffen. Aber auch im europäischen Völkerrechte steht der Grundsatz fest, daß durch den Vertrag nur über die Rechte der Contrahenten selbst, nicht über die unbetheiligter Dritter verfügt werden kann, und welches auch immer die Absicht der Contrahenten gewesen sein möge, der Vertrag selbst spricht nur von der künftigen Anerkennung eines bis dahin unzweifelhaft nicht bestehenden Thronfolgerechtes, nicht entfernt davon, daß man durch Abschluß des Vertrages selbst dieses Recht als ein bereits begründetes betrachtete. Im Gegentheil, indem der Vertrag ausdrücklich die auf der Bundesacte von 1815 und dem gegenwärtigen Bundesrechte beruhenden

wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Königs von Dänemark und des deutsches Bundes vorbehielt, so war damit ausdrücklich ausgesprochen, daß der Vertrag selbst für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg eine neue Thronfolge noch nicht begründet habe. Zum Bundesrecht gehört der Grundsatz, daß es Zweck und Aufgabe des Bundes sei, die Unabhängigkeit der deutschen Staaten zu schützen, und wie könnte diese Unabhängigkeit stärker verletzt werden als dadurch, daß man einen deutschen Staat, der das wohl begründete Recht hat, fortan von einer nicht deutschen Macht unabhängig unter eigenem Herrscher zu stehen, durch einen Vertrag, an welchem er nicht Theil nahm, zwingen will, sich einem fremden Herrscher zu unterwerfen und zu einem auswärtigen Staate in ein Unionsverhältniß zu treten, das nach mehrhundertjähriger Erfahrung eine permanente Gefährdung und Beschädigung der Unabhängigkeit nothwendig mit sich bringt. Zum Bundesrecht gehört der Bundesbeschluß von 1846, welcher, den Versuchen einer Aenderung der Thronfolge gegenüber, die Rechte der erbberechtigten Agnaten und der Landesvertretung gewahrt hat. Der Vertrag selbst kann also nur dahin ausgelegt werden, daß er die Verbindlichkeit begründete, künftig ein Thronfolgerecht des Prinzen Christian von Glücksburg unter der Voraussetzung anzuerkennen, daß es im Augenblicke, in welchem es wirksam werden soll, als ein in aller Form Rechtens begründetes erscheine.

Alle Welt wird aber freilich darüber einverstanden sein, daß Dänemark so wenig wie die anderen Contrahenten an die Möglichkeit glaubten, die Thronfolge nicht blos in Dänemark selbst, sondern auch in den Herzogthümern in der beabsichtigten Weise verfassungsmäßig umzugestalten, und wirklich ist zwar in Dänemark die Thronfolge der dänischen lex regia mit Zustimmung der dort erbberechtigten Cognaten und des Reichsrathes verfassungsmäßig geordnet, in den Herzogthümern aber nicht einmal der Versuch gemacht worden, dem dänischen Thronfolge-Gesetze von 1853, das den Prinzen Christian von Glücksburg zur Nachfolge beruft, in rechtsbeständiger Weise Geltung zu verschaffen.

Will also jetzt König Christian IX. auf Grund des Londoner Vertrages fordern, von den Contrahenten als Herzog von Schleswig-Holstein und Lauenburg anerkannt zu werden, so kann diese Anerkennung ihm nur ertheilt werden, indem man offen bekennt, von der Absicht ausgegangen zu sein, durch den Vertrag selbst die dänische Regierung jeder Berücksichtigung des Rechtes der Herzogthümer und der erbberechtigten Agnaten überheben zu wollen; und die Worte, welche Graf Münster am Wiener Congresse sprach: „Kein Fürst wird wünschen in dem Licht zu erscheinen, als hätte er mit fremden Fürsten einen Vertrag gegen seine Unterthanen

eingehen wollen, die Rechte derselben dürfen kein Gegenstand der Transactionen sein," scheinen damit heut keine Geltung mehr zu haben. Unter solcher Voraussetzung enthält der Londoner Vertrag den, dem Könige von Dänemark ertheilten Auftrag eines offenen Rechtsbruches, und der Vertrag ist ein von Anfang null und nichtiger, weil er dem allseitig anerkannten Grundsatze des Völkerrechtes widerspricht, daß der Staatsvertrag nur das rechtlich und sittlich Mögliche zum Inhalt haben dürfe.

Bedarf es noch eines Beweises, daß der Londoner Vertrag für den deutschen Bund völlig bedeutungslos ist? Der Bund hat den Vertrag nicht unterzeichnet, und es ist für ihn eine rechtliche Unmöglichkeit, ihn nachträglich zu unterzeichnen. Er selbst hat pflichtmäßig die Rechte der Agnaten und der gesetzlichen Landesvertretung gewahrt, wie könnte er sie jetzt mißachten? Er hat die Pflicht, die Unabhängigkeit der Bundesstaaten zu schützen, wie könnte er sie einem fremden Herrscher preisgeben, einem Herrscher, der selbst nicht im Stande ist, für seine Herrschaft in den Herzogthümern einen anderen Rechtstitel nachzuweisen, als den für den Bund nicht existirenden Londoner Vertrag? Wer auch immer der legitime Herrscher der Herzogthümer sein mag — und der Bundestag wird darüber jedenfalls insofern ein Urtheil fällen müssen, als er berechtigt wie verpflichtet ist, darüber zu entscheiden: ob einem Fürsten die Berechtigung zur Theilnahme an allen bundesmäßigen Rechten und Pflichten zuzuerkennen sei, — jedenfalls ist es Christian IX. nach Beseitigung aller übrigen rechtlichen Hindernisse erst dann, wenn die Gesammtheit der Bundesstaaten einstimmig sich dafür ausgesprochen hat; denn mag ein Augustenburger, der dänische Weiberstamm, oder auch der Kaiser von Rußland zur Thronfolge in den Herzogthümern berufen sein, so würde selbst eine freiwillige Abtretung der Staatsgewalt an Christian IX. als eine Veräußerung von Souveränetätsrechten an einen fremden Herrscher erscheinen, die nach Artikel 6 der Wiener Schlußacte nur mit Zustimmung aller Bundesregierungen erfolgen kann.

Ist aber nicht der Bund dem Londoner Vertrage beigetreten, so allerdings Oesterreich und Preußen. Man hätte vermuthen sollen, daß, wenn nicht die übrigen, so doch gerade die deutschen Großmächte sich auf den Vorbehalt der Rechte des deutschen Bundes berufen und den Vertrag für hinfällig erklären würden, weil die dänische Regierung es unterlassen habe, diesem Vorbehalte entsprechend dem Prinzen Christian von Glücksburg die Thronfolge auch in den Herzogthümern in verfassungsmäßiger Weise zu sichern. Beide Staaten haben gleichwohl erklärt, sich auch noch jetzt durch den Vertrag für gebunden anzusehen; sie haben es gethan, obwohl er ein von Anfang nichtiger war, wenn er Dänemark von der Pflicht einer ver-

fassungsmäßigen Ordnung der Thronfolge entbinden wollte; sie haben es gethan, obwohl, wenn der Vertrag je zu Recht bestand, Dänemark ihn längst zerrissen, und damit nach anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts auch Oesterreich und Preußen ihrer Pflicht entbunden hat; obwohl ein dänischer Minister es anerkannte, daß für Oesterreich und Preußen die von Dänemark 1851 und 1852 Deutschland gegenüber übernommenen Verpflichtungen die Voraussetzung zum Beitritte zu dem Vertrage waren, und daß Dänemark diesen Verpflichtungen nicht genügt habe; sie haben es gethan, obwohl sie in Protesten und in Vollstreckung der Bundesexecution die Vertragsbrüchigkeit Dänemarks selbst anerkannt haben. Wir verzichten darauf hier, die politischen Consequenzen dieses Schrittes zu betrachten, nur die rechtlichen fassen wir in's Auge.

So gewiß Oesterreich und Preußen von jeder aus dem Vertrage von London etwa entspringenden Verbindlichkeit frei sind, so gewiß steht der Grundsatz des Völkerrechtes fest, daß der Staatsvertrag niemals einseitig durch Nichterfüllung gelöst werden kann, und daß es deshalb dem in seinem Rechte gekränkten Contrahenten freisteht, je nachdem das Eine oder Andere seinen Interessen entspricht, sich auch seinerseits vom Vertrage loszusagen oder die Erfüllung desselben zu erzwingen. An sich sind also Oesterreich und Preußen unzweifelhaft zwar nicht verpflichtet aber berechtigt, von Dänemark die Erfüllung des Vertrages zu erzwingen, und sie haben sich bereits dafür entschieden. Was soll erzwungen werden? — Verbindlichkeiten, deren Erfüllung für Oesterreich und Preußen die Voraussetzung ihres Beitritts zum Londoner Vertrage waren, Verbindlichkeiten, welche aber Dänemark, vom Londoner Vertrage ganz unabhängig, auch dem deutschen Bunde gegenüber übernommen hatte. Dies ist der Grund, weshalb Oesterreich und Preußen nicht als europäische Großmächte und Betheiligte des Londoner Vertrages ein Zwangsverfahren gegen Dänemark unternommen, sondern den deutschen Bund zu einem solchen veranlaßt haben. Ihm gegenüber hatte sich Dänemark verpflichtet, den Herzogthümern Holstein und Lauenburg eine staatsrechtliche Stellung im Verhältnisse zu Dänemark zu geben, durch welche ihr Recht als selbständige, unabhängige Staaten und die staatsrechtliche Zusammengehörigkeit Holsteins mit Schleswig gesichert würde. Aber es ist für Dänemark jetzt rechtlich unmöglich geworden, diese Verbindlichkeit zu erfüllen, falls Christian IX. nicht Herzog von Schleswig-Holstein und Lauenburg ist, falls also zwischen den Herzogthümern und Dänemark ein staatsrechtlich zu ordnendes Unionsverhältniß überhaupt nicht mehr besteht. Entweder also setzt die Bundesexecution voraus, daß Christian IX. als Herrscher der Herzogthümer anzuerkennen ist, oder sie ist im anderen Falle ein Ver-

fahren, das der bona fides widerspricht, indem man Dänemark zu einer Leistung unter dem Vorbehalte zwingt, die Leistung selbst späterhin als eine rechtlich unmögliche darum zurückzuweisen, weil Christian IX. kein Recht auf die Herzogthümer habe. Oder sollten die deutschen Großmächte daran denken, noch jetzt die Nichtigkeit des Londoner Vertrages dadurch zu heilen, daß sie dafür sorgen, Christian IX. in aller Form Rechtens zu dem zu machen, was er nicht ist, zum rechtmäßigen Herrscher der Herzogthümer? Die Möglichkeit, daß dem Rechte der Herzogthümer und ihres Herzogs Gewalt geschieht, liegt nahe genug; die Möglichkeit, daß dieses Recht in rechtlicher Weise aufgehoben werden könnte, so unendlich fern, daß sie als Unmöglichkeit bezeichnet werden darf. Traut man sich die Macht zu, den etwaigen Widerstand der Herzogthümer und ihres Herzogs zu brechen, so handelt es sich weiter darum, in welche Stellung Oesterreich und Preußen durch die Ausführung des Londoner Vertrages zum deutschen Bunde gerathen würden.

Für's Erste muß daran erinnert werden, daß der Londoner Vertrag keinem der Contrahenten die Pflicht auferlegt, die Hindernisse zu beseitigen, welche der Herrschaft Christian's IX. in den Herzogthümern entgegentreten könnten. England hat es absichtlich verhindert, daß der Londoner Vertrag zu einem Garantievertrage werde. Die deutschen Großmächte würden also über ihre angebliche Vertragsverbindlichkeit weit hinausgehen, wenn sie ihre Bemühungen aufwendeten, um diese Hindernisse wegzuräumen. Und doch wird sie, welches auch ihre Absicht sein möge, der beschrittene Weg von selbst dahin führen, dies thun zu müssen. Sie werden nicht umhin können, namentlich den deutschen Bund zu bestimmen, dem rechtswidrigen Acte des Londoner Vertrages sich anzuschließen und das zurückzunehmen, was er bisher zur Wahrung des Rechtes der erbberechtigten Agnaten und der gesetzlichen Landesvertretung der Herzogthümer gethan hat. Die Erfahrung lehrt nun allerdings, und hat es erst in diesen Tagen wieder bestätigt, daß der vereinigten Macht Oesterreichs und Preußens der Bundestag in der Regel keinen Widerstand leistet, daß vor dieser Macht das, die kleineren Staaten begünstigende Stimmverhältniß am Bundestage als bedeutungslos zurücktritt. Aber wenn jemals, so liegt grade jetzt bei der Abstimmung über die Erbfolgefrage die Aussicht nahe, daß die übrigen deutschen Staaten von ihrem formellen Rechte Gebrauch machen und die Großmächte überstimmen. Denn nicht um eine Frage der reinen Politik, wo naturgemäß die kleinen dem Drucke der Großstaaten weichen, handelt es sich hier, sondern um etwas anderes. Muß ein Herzog von Holstein sich seines Landes berauben lassen, weil die Großmächte in London ohne Deutschland zu fragen so verfügten,

warum soll nicht morgen in gleicher Weise über jeden andern deutschen **Staat verfügt werden?** Es handelt sich für die deutschen Mittel- und **Kleinstaaten um** eine Existenzfrage. Ihr Muth, sie rücksichtslos als solche **zu behandeln, wird** gehoben durch die Einmüthigkeit, mit welcher das **deutsche Volk** für das Recht der Herzogthümer eintritt. Denen aber, **welche auf die** wechselnde Strömung der öffentlichen Meinung kein Ge- **wicht legen, geben wir** zu bedenken, daß es gerade in diesem Falle nicht **wechselnde Ansichten** und Meinungen, sondern die unwandelbare und nicht **zu tilgende Stimme** des Gewissens ist, welche sich im Volke kund giebt, **und welche, trotz** alles Spottes, der bereits über diese Bewegung im **Volke ausgegossen** worden ist, sich mächtiger erweisen könnte, als man **glauben will.** Und wenn dann die Majorität des Bundestages sich vom **Wege des Rechtes** nicht abdrängen läßt? — nun freilich, Oesterreich und **Preußen werden** nicht besorgen, daß man von Frankfurt aus gegen sie **Execution vollstrecken** werde, um sie zu ihrer Bundespflicht zurück zu füh- **ren. Wenn** sie aber dem formell verfassungsmäßigen Beschlusse des Bun- **destages sich** nicht fügen, so stehen sie vor Deutschland unter der An- **klage, ihre** heiligsten Verpflichtungen gegen den Bund verletzt zu haben, **indem sie im** Widerspruche zur Bundesacte mit fremden Mächten zu Lon- **don einen** Vertrag schlossen, welcher gegen die Sicherheit eines Bundes- **staates** gerichtet ist; unter der Anklage, der Bundesgewalt die Erfüllung **bundesmäßiger** Verpflichtung offen verweigert zu haben. Und gerade **darum, weil** den übrigen deutschen Staaten die Macht fehlen würde, die **Großmächte** zu ihrer Pflicht zurück zu führen, ist damit ohne Weiteres **der deutsche** Bund aufgelöst. Ist der Bundesvertrag von 1815 weniger **heilig, als** der von Anfang an nichtige Londoner Vertrag, oder wie kann **der Londoner** Vertrag ausgeführt werden ohne Verletzung des Bundes- **rechtes** und bundesrechtlicher Verpflichtungen? Und wenn es gelänge, das **Recht zu brechen**, aber die Form insoweit zu wahren, daß die Majorität **des** Bundestages sich dazu hergäbe, mit eigener Hand das Recht zu ver- **nichten**, das sie bisher gewahrt hat und ferner zu schützen verpflichtet ist, wird dadurch die Sachlage eine andere? Das deutsche Volk, die deut- schen Fürsten und Regierungen, die mit widerstrebendem Gewissen der höheren Macht sich fügen mußten, sie würden auch in diesem Falle das Band des Bundes als gelöst betrachten. Und das Alles um des Lon- doner Vertrages, um der Integrität der dänischen Monarchie willen? Das zu einer Zeit, wo der nächste Augenblick uns in die Lage bringen kann, daß das Vaterland der vereinten Kräfte Deutschlands zu seinem Schutze bedarf? Ist es rathsam, in solcher Zeit einen Weg zu betreten, der unvermeidlich uns zum Bruche des Rechtes führt, eines Rechtes, an

dessen Bewahrung die wichtigsten politischen Interessen Deutschlands und insbesondere Preußens haften, eines Rechtes, das unauslöschlich in das Gewissen des deutschen Volkes eingeschrieben ist, — einen Weg zu betreten, auf welchem wir, gleichviel ob man die Formen des Bundesrechtes wahrt oder bricht, dahin gelangen, in Deutschland den Boden zu bereiten, aus welchem unter der Pflege einer geschickten Hand, an welcher es nicht mangeln würde, ein neuer Rheinbund erwächst? Ob in der Form des Vertrages geschlossen oder nicht, ob den Neigungen und Wünschen der deutschen Staaten entsprechend oder widersprechend, der Rheinbund ist in dem Augenblicke gegeben, in welchem die deutschen Staaten an dem Willen Oesterreichs und Preußens sie in ihrem Rechte, in ihrer Existenz zu schützen zu verzweifeln beginnen. Sind die Gefahren einer innern Zerrüttung und Auflösung Deutschlands, mit denen sich äußere Gefahren nothwendig sofort verbinden, geringer, als die Gefahren, welche uns drohen, wenn wir entschlossen für das unverkürzte Recht der Herzogthümer und ihres Herzogs eintreten?

Die Einwände, welche gegen jenes Recht erhoben wurden, haben einst das Gewissen eines Fürsten von strengster Gewissenhaftigkeit irre geführt. Der König, welcher in dem Briefe vom 24. März 1848 seine Ueberzeugung von dem Rechte der Herzogthümer aussprach, er hätte das Londoner Protokoll nicht unterzeichnet, wenn es nicht gelungen wäre, die Bedenken seines rechtlichen Gewissens zu beschwichtigen. Jetzt, wo jene Einwände an das Licht gezogen sind, erweisen sie sich als ein Truggebilde, das vor der wissenschaftlichen Prüfung haltlos zerfließt. Ja, zweifellos steht es fest, einem legitimen, einem vollberechtigten deutschen Fürstenhaus soll durch den Londoner Vertrag das Erbe entrissen werden. So gebe Gott, daß Preußen noch zur rechten Zeit von der Gemeinschaft an der Gewaltthat sich lossage und auf den Weg des Rechtes wieder einlenke!

H. Hälschner.

Noch ein Wort über Franz Bacon von Verulam.

Eine Entgegnung. *)

Die Abhandlung, welche das Augustheft der Preußischen Jahrbücher unter der Ueberschrift: „Ein Philosoph und ein Naturforscher über Franz Bacon von Verulam" enthielt, hat in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 2., 3., 6. und 7. November von Seiten Liebig's eine ausführliche Besprechung erfahren, welche mir behufs der klaren Feststellung der Verschiedenheit, welche zwischen seiner und meiner Auffassung der Bedeutung Bacon's besteht, eine kurze Entgegnung abnöthigt.

Liebig's Urtheil über meine Ausführung läßt sich kurz wohl so zusammenfassen: Es könne mir nicht gelingen, seine Behauptungen über Bacon's Bedeutung als Naturforscher zu widerlegen, ich sei überhaupt gar nicht competent darüber zu urtheilen, weil ich kein Naturforscher von Fach sei und die Dinge, mit denen sich Bacon beschäftigte, höchstens aus Büchern kenne; und wenn ich annehme, daß Bacon insofern eine hervorragende Bedeutung zukomme, als er durch sein Aufregen, Aufmuntern und Verheißen mächtig auf Mit- und Nachwelt gewirkt, so sei ich nicht im Stande, dafür thatsächliche Beweise beizubringen. Meine Bemerkungen gegen einzelne Stellen der Liebig'schen Schrift beruhen auf Mißverständnissen, und ich hätte besser daran gethan, bedeutungslose Nebendinge genauer anzusehen, ehe ich Vorwürfe daraus construire. Meine Darstellung und Kritik der Baconischen Philosophie dagegen wird gebilligt.

Zunächst kann ich nicht umhin, mein lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, daß, was Bacon's Bedeutung als Naturforscher und den Werth seiner Theorien und seiner Methode für die Naturwissenschaft betrifft, Liebig mich als seinen Gegner ansieht, der ihn widerlegen wollte. Ich glaube an diesem unerklärlichen Mißverständniß keine Schuld zu haben; ich habe vollkommen deutlich an verschiedenen Stellen ausgesprochen, daß ich mit Liebig's Urtheil in dieser Hinsicht in allen wesentlichen Punkten übereinstimme; ich habe anerkannt, daß Liebig die ganze naturwissenschaftliche Blöße Bacon's aufdecke, daß seine Kenntnisse auch für den damaligen Standpunkt mangelhaft, seine Beobachtungen oberflächlich, seine Erklärungen voreilig gewesen seien, daß Liebig kaum zu viel sage, wenn er behaupte, Bacon wisse gar nicht, wie man einer Thatsache gegenübertrete. Ich habe anerkannt, daß seine inductive Methode unbrauchbar sei, und daß er auf keinem einzigen Punkte die Naturkenntniß wesentlich gefördert habe. Ich kann deswegen auch die Frage, wie viel oder wenig ich im Stande sei ein eigenes Urtheil hierüber zu haben, um so mehr auf sich beruhen lassen, als mir Liebig keinen materiellen Irrthum nachzuweisen vermag; denn daß ich die Er-

*) Die obige Entgegnung war uns von unserem geehrten Herrn Mitarbeiter bereits zu Anfang December zugesandt. Der Raum des Decemberheftes der Pr. Jahrb. war indeß in Folge der eingetretenen politischen Verhältnisse so in Anspruch genommen, daß wir leider genöthigt waren, die Publication der „Entgegnung" uns für das jetzt vorliegende Heft vorzubehalten.

Anm. der Redaction.

klärung des Glanzes der Edelsteine durch feine Geister für eine genügende halte, ist offenbar nur ein Scherz, den ich keinen Grund habe übel zu nehmen; und wenn Liebig mich über den Unterschied des Allgemeingefühls der Zunge vom Wärmegefühl belehrt, so hat er übersehen, daß ich nur im Sinne Bacon's gesprochen hatte, der einen solchen Unterschied noch nicht kannte, vielmehr das Brennen auf der Zunge so gut als Wärme faßte, wie es die gewöhnliche, in der Sprache ausgedrückte Ansicht thut; und wenn Liebig selbst das Brennen auf der Zunge im April (Beil. z. Allg. Zeit. Nr. 103) auf den Geschmackssinn und im November (Nr. 307) auf das Allgemeingefühl bezieht, ist es Bacon zu verargen, wenn er gar nicht unterschied?

Was ich der Liebig'schen Darstellung entgegengehalten habe, betraf nirgends Fragen, zu denen man besondere naturwissenschaftliche Kenntnisse braucht, sondern es handelte sich einfach darum, was Bacon gesagt und geschrieben habe, und was nicht; ich habe mich darauf beschränkt, im Interesse einer gerechten Würdigung Bacon's einige Stellen anzuführen, in denen er unzweifelhaft richtige Ansichten ausspricht, oder seine Worte im Zusammenhang ganz vernünftig sind, während sie Liebig als Beweise seiner gänzlichen Unwissenheit und Unfähigkeit hinstellt. Noch entschiedener aber habe ich mich gegen die Art und Weise ausgesprochen, wie Bacon's Fehler und Irrthümer erklärt und als Ausflüsse eines durch und durch nichtswürdigen und verächtlichen Charakters dargestellt werden; wie sie benutzt sind, um Schmähungen über Schmähungen gegen seine innere Unwahrheit, seine Heuchelei u. s. w. auf ihn zu häufen. Eine solche Behandlungsweise, die in dem Grundsatz gipfelt: „bei Bacon kann man getrost bei Allem, was er thut, eine Absicht voraussetzen," schien mir ungerecht und eines geschichtlichen Gegenstandes unwürdig. Ich verkenne die Charakterschwächen Bacon's nicht; ich habe mich ausdrücklich dahin ausgesprochen, daß sie auch in seinen Schriften deutlich genug heraustreten. Aber von dieser Anerkennung bis zu dem Versuch, Bacon's ganze Thätigkeit aus gemein-egoistischen Motiven zu erklären und sein bedeutendes, weitgreifendes und lebendiges Interesse für die Wissenschaft zur Lüge und Heuchelei zu stempeln, ist ein weiter Schritt; ehe man ein solches Urtheil ausspricht, liegt es näher, die Irrthümer Bacon's aus seiner geistigen Eigenthümlichkeit und vor Allem aus seinen philosophischen Voraussetzungen zu erklären. Ich kann mich nur freuen, daß Liebig mit meiner Darstellung der letzteren einverstanden ist; denn sie enthält den Beweis, warum Bacon die Aufgabe, die er sich stellte, nicht erreichen konnte, und damit seine Rechtfertigung. Bacon war in der Lage eines Mannes, der Marmor mit Holzschneideinstrumenten bearbeiten soll. Er hatte — das giebt mir Liebig implicite zu — ein allgemein wissenschaftliches Princip von größter Tragweite klar und deutlich ausgesprochen; er hatte sich eine vollkommen richtige Aufgabe gestellt und im Großen die Mittel zu ihrer Lösung erkannt; aber er versuchte sie nun mit Werkzeugen zu lösen, die dem Stoffe nicht entsprachen. Er sah, sich selbst unbewußt, die Natur in scholastischer Weise als ein Begriffssystem an; jedes einzelne Naturwesen war ihm eine Summe von abstracten Eigenschaften, und da er zugleich voraussetzte, daß diese Eigenschaften schon bekannt und gegeben seien, und es sich nur darum handle, sie in jedem einzelnen Falle durch

Vergleichung zu finden, stellte er seine Methode auf, die unter diesen Voraussetzungen richtig gedacht war, aber nothwendig an dem ersten concreten Beispiel scheitern mußte. So versuchte ich seine Art der Naturerklärung begreiflich zu machen, und ihre Fehler als nothwendig darzustellen. An die Stelle einer Erklärung aus moralischen Fehlern, die den willkürlichsten und subjectivsten Behauptungen Thür und Thor öffnet, setzte ich eine Erklärung aus Irrthümern, die mit Bacon's Individualität und eigenthümlicher Stellung in der Geschichte der Wissenschaften nothwendig gegeben waren, die sich immer bei'm Uebergang in eine völlig neue Geistesrichtung wiederholen.*)

Auch diesen Gesichtspunkt hat Liebig völlig mißverstanden, wenn er meint, es wäre jede Art von Beurtheilung früherer Ereignisse damit ausgeschlossen, wenn es nicht erlaubt sei von Verdienst und Schuld zu sprechen. Es ist völlig unbegreiflich, wie Liebig übersehen konnte, daß ich dieses Recht in dem Sinne durchaus zugestand, daß man sagen kann, wer die Wissenschaft gefördert hat, und wer nicht, wer fähig war etwas zu leisten und wer Irrthümer verbreitete; aber von diesem objectiven Urtheil ist das andere himmelweit verschieden, ob ein Irrthum selbstverschuldet sei und deshalb einen Vorwurf verdiene oder nicht. Dazu, behauptete ich, sei Kenntniß der subjectiven Disposition nöthig; nur gegen die fortwährende Verwechselung von Irrthum mit Lüge und Unwahrheit habe ich protestirt. Und was soll es nun heißen, wenn Liebig sagt: „es sieht genau so aus, als wenn die Schwierigkeiten, die er (Sigwart) erhebt, nur mir im Wege gelegen und für ihn gar nicht existirt hätten. Seine Ansichten über Bacon's Einfluß und Bedeutung sind ganz bestimmt und entsprechen dem vollen Bewußtsein, daß ihm die subjective Disposition im Ganzen wie im Einzelnen, und die irreleitenden Einflüsse vollkommen geläufig gewesen wären." Allerdings habe ich das Bewußtsein, durch das Studium Bacon's mir eine Ansicht über seine Geistesrichtung gebildet zu haben, die mir seine Fehler und Irrthümer erklärt; und die Versuche Liebig's, meine Einwendungen zu widerlegen, haben mich in meinem Urtheil über Bacon und über seine Behandlung desselben nur bestärkt. Ich hebe zwei Punkte heraus.

Der erste betrifft Bacon's Historia vitae et mortis. Liebig hatte die Sache so dargestellt, als ob dieses Buch, wie berechnet die Neigungen einiger Personen am Hofe zu den Schwelgereien der Tafel und anderen Gelüsten zu rechtfertigen — veranlaßt durch eine bodenlos nichtswürdige Gesinnung — vom Minister und Lord Kanzler Bacon geschrieben worden sei, und wesentlich zu seiner Belohnung und Beförderung beigetragen habe. Alles das, entgegnete ich, werde durch die einfache Thatsache widerlegt, daß Bacon das Buch zu einer Zeit schrieb, da er in Ungnade, fern vom Hof, auf seinem Landsitz in Gorhambury lebte; zu einer Zeit, da er weder mit dem König noch seinem Günstling Buckingham in irgend einer Verbindung mehr stand. Was entgegnet Liebig? Er will beweisen, daß meine Behauptung, Bacon habe nach seiner Verurtheilung mit dem Hof in keiner Verbindung mehr gestanden, vollkommen irrig sei, und in

*) Vergl. die mir erst jetzt zugänglich gewordene treffliche Ausführung von Ellis in seiner großen Ausgabe Bacon's, die vollkommen zu denselben Resultaten gelangt.

demselben Augenblicke, in dem er zugeben muß, daß er Bacon's Gunst und Beförderung aus einer Schrift erklärt, die fast zwei Jahre nach seinem Fall entstanden ist, meint er, ich hätte besser daran gethan, die ganz bedeutungslosen Nebendinge etwas näher anzusehen, bevor ich ihm Vorwürfe daraus construire. Er zeigt dann, daß Bacon noch viele Briefe an den König und Buckingham geschrieben, um Gunst und Geld gebettelt habe; „er versucht bei seiner Bekanntschaft mit den Schwächen und dem Charakter des Königs andere Wege, um sich in dessen Gunst zu erhalten, und so erklärt sich denn die Entstehung seiner historia vitae et mortis in Gorhambury auf die einfachste Weise."

Diese Briefe hatte ich alle gelesen, so genau gelesen, daß ich auch die Fälle bemerkte, in denen Liebig eine Stelle in ganz anderem Sinne citirt, als sie bei Bacon lautet (vgl. Liebig S. 39 Note und S. 40 mit Brief 271), und daß ich in seiner Entgegnung alsbald sah, daß seine Methode zu übersetzen sich gleich geblieben ist:*) aber ich erkannte aus diesen Briefen, daß Bacon zu der Zeit, wo er die historia vitae et mortis schrieb (Ende 1622), noch immer vergeblich gebeten hatte; daß ihm der Hof verboten war, daß weder Buckingham noch der König dem von seinen Gläubigern schwer bedrängten Mann Hülfe gewährten, daß zweimal, wie er in London war, Buckingham ihn nicht sehen wollte, und er endlich fragte, ob er denn gar nichts mehr zu hoffen habe? Dieses Verhältniß habe ich gegenüber der früheren Stellung Bacon's als Lord Kanzler und Freund des Königs so bezeichnet, es habe keine Verbindung mehr zwischen ihm und dem Hof bestanden; Liebig sagt, diese Behauptung sei vollkommen irrig, es habe noch Verbindung bestanden. Nun, ich gestehe meinen Irrthum hinsichtlich der Wahl eines nicht vor jedem Mißverständniß geschützten Wortes ein. Er hat wenigstens das Gute gehabt, daß Liebig jetzt weiß, was er bei Abfassung seiner Schrift übersehen hatte, daß nämlich Bacon sein Werk de dignitate et augmentis nicht als „Großkanzler" schrieb, daß er seine Geschichte Heinrich's VII. nicht schreiben konnte, um seinen Einfluß auf den König zu verstärken; daß er weiß, wie ihm der König für den Ruhm, den er ihm lieh, „in Geld und Ehren die höchsten Zinsen" zahlte. Doch es ist immer noch möglich, daß der historia vitae et mortis jene schwarze Absicht zu Grunde lag. Daß er das Buch an den König geschickt, läßt sich zwar aus den mir zugänglichen Briefen nicht nachweisen, aber wenigstens der Prinz Karl hat es vielleicht erhalten, wenn es auch keine Dedication an der Spitze trägt, wie die historia ventorum. Aber ich will nun nach Liebig's Methode (S. 42 ff.) beweisen, daß Bacon den Prinzen — oder, wenn er will, den König — bestimmen wollte, in ein Kloster zu gehen — woraus sich vielleicht die katholisirenden Neigungen Karl's I. erklären —, sich einer durchgreifenden Hunger- und Laxiercur zu unterwerfen, ein härenes Hemd zu tragen und sich zu geißeln; „denn alle diese Dinge haben ihren Nutzen für die Verlängerung des Lebens."

„Die pythagoreische Lebensweise oder Diät, oder die mönchische, nach den

---

*) Wo Bacon in einem Gnadengesuch erwähnt, Demosthenes sei wegen Bestechung der schwersten Art (bribery of the highest nature) verbannt, und doch mit Ehren zurückgerufen worden, da übersetzt Liebig: Demosthenes sei auch wegen Bestechung im höheren Styl verbannt.

strengeren Regeln, oder eine genau gleichmäßige wie die des Venetianers Cornaro, haben mächtigen Einfluß auf die Verlängerung des Lebens (Works of Bacon, ed. by Spedding etc. II, 153). Schwächende Krankheiten, wenn sie gut curirt werden, sind gut, und deswegen muß man sie künstlich herbeiführen durch stricte und abzehrende Diät (157). Gewürze, Wein und starkes Getränk sind zu vermeiden, und nur ganz mäßig und abwechselnd mit Zeiten völliger Enthaltsamkeit zu genießen, dagegen ist Wassertrinken, hartes Lager, kalte Luft, schmale Kost, häufiges Fasten und Wachen, seltener Sinnengenuß vortrefflich (169 ff.). Ein tüchtiger Schluck reinen Wassers vor Schlafengehen ist besonders jüngeren Leuten zu empfehlen. Schwarzbrod ist besser als Weißbrod, und für die Vertheilung der Säfte in die äußeren Körpertheile ist es sehr zweckmäßig, ein härenes Hemd zu tragen und sich zu geißeln. Wiederholte und regelmäßige Purgationen dienen mehr zur Langlebigkeit, als viele Bewegung u. s. f."

Alles das steht in dem Buche, das nach Liebig „wie darauf berechnet ist, die Neigungen einiger Personen am Hofe zu den Schwelgereien der Tafel und anderen Gelüsten zu rechtfertigen." Zu solchen Abenteuerlichkeiten führt der Grundsatz, daß man bei Bacon getrost bei Allem, was er thut, eine Absicht voraussetzen dürfe; führt der Versuch, einem rein naturwissenschaftlichen Buch eine bodenlos nichtswürdige Gesinnung zu unterlegen. Denn Bacon schreibt seine historia vitae et mortis, wie er seine historia ventorum schrieb; er stellt darin zusammen, was er über die Bedingungen langen Lebens weiß, und wenn er dabei gelegentlich Beispiele von Menschen bringt, die als Fresser oder Säufer alt geworden sind, oder sagt, daß vollsäftigen und kräftigen Menschen mönchische Abstinenz schädlich sei, und daß unter Umständen auch vorübergehende Excesse dazu dienen können, eine Störung auszugleichen, so weiß ich nicht, ob das medicinisch richtig oder unrichtig ist; aber ein ganz unerhörtes Verfahren gehört dazu, deshalb einem Buche eine unmoralische Absicht unterzulegen, von dem Boerhave und Haller noch mit größter Achtung sprechen.

Der zweite Punkt, an dem sich Liebig's Behandlungsweise in vollem Lichte zeigt, ist Bacon's Wärmebegriff. Meine Darstellung, daß nach Bacon „die Wärme eine Bewegung sei, und zwar eine expansive, vermöge welcher die Körper sich auszudehnen und einen größeren Raum als zuvor einzunehmen streben, während die Kälte sie zusammenziehe," sei ganz unrichtig. Zum „Allgemeinbegriff der Wärme" gehöre die Ausdehnung nicht; Bacon sage ja, natura, cujus limitatio est calor, videtur esse motus; „jeder Zweifel hierüber wird beseitigt in seinen Beispielen der Ausschließung der Naturen, die nicht zur forma calidi gehören, er sagt: rejice motum localem aut expansivum." Und wenn ich darauf hingewiesen hatte, daß Liebig den wesentlichen Beisatz secundum totum weglasse, so habe ich ihn unrichtig ausgelegt, Bacon habe keins seiner Werke lateinisch geschrieben, sondern sie von anderen übersetzen lassen. Im englischen Text sei offenbar gestanden, „in the whole," und Bacon meine: im Einzelnen oder in der Mehrzahl der Fälle gehöre die Ausdehnung zur forma calidi, aber nicht in allen; Bewegung sei aber in allen.

Ich gestehe, daß mich diese Widerlegung einigermaaßen in Verlegenheit setzt, weil ich nicht denken kann, daß sie ernstlich gemeint sei. Denn Herr

v. Liebig hat doch in seinem Bacon auf derselben Seite, die er mehrfach anführt (N. O. II, 20) gelesen: quod Calor sit motus expansivus, per quem corpus nititur ad dilatationem sui et recipiendi se in majorem sphaeram sive dimensionem quam prius occupaverat .... frigus omne corpus contrahit et cogit in angustius. Sodann, daß ein Mann, der sich viele Monate lang mit Bacon beschäftigt hat, im Ernste versichern sollte, derselbe habe keins seiner Werke lateinisch geschrieben, sondern sie von Anderen übersetzen lassen, ist rein undenkbar; auch wer für die Sorgfalt, mit welcher im Novum Organon jeder Ausdruck gewählt ist — hat doch nach Rawley's Zeugniß Bacon das Manuscript zwölf Mal umgeschrieben — und für die Sicherheit und Originalität, mit welcher das Lateinische gehandhabt wird, gar keine Empfindung hat, wird doch gelegentlich erfahren, in welcher Sprache die Werke, die er studirt, ursprünglich geschrieben sind, und sich wenigstens darnach erkundigen, ehe er einen Gegner mit solchen Behauptungen zu widerlegen unternimmt. Was aber die Sache betrifft, so giebt sich Liebig den Schein, als ob weder Bacon noch ich von den elementarsten Regeln der Logik das Geringste wüßten; er muthet mir zu, zu glauben, daß, wenn etwa Bacon einen Schimmel als ein weißes Pferd definirte, er damit sagen wolle, alle Schimmel seien zwar Pferde, aber nicht alle Schimmel weiß. Gerade so erklärt er nämlich Bacon's Wärmebegriff. Bacon definirt ganz schulgerecht, indem er zunächst den Gattungsbegriff und dann das unterscheidende Merkmal der Art angiebt. Also sagt er: die Natur, deren nähere Bestimmung die Wärme ist, sei Bewegung; das unterscheidende Merkmal der Wärme aber bestehe darin, daß sie expansive Bewegung ist. Nun giebt es aber zweierlei Arten von expansiver Bewegung: eine expansive Bewegung secundum totum, wobei sich der Körper als Ganzes ausdehnt (die neueste englische Uebersetzung hat denn auch ganz richtig: expansive motion of the body as a whole), und eine expansive Bewegung in den kleineren Theilen, die möglicherweise durch Cohäsionsverhältnisse u. s. w. so gehemmt sein kann, daß die Ausdehnung im Ganzen nicht bemerklich wird. So kommt also noch eine weitere Determination: die Wärme ist expansive Bewegung in den kleineren Theilen. Deswegen sagt Bacon, die Wärme sei eine Bewegung, durch welche ein Körper einen größeren Raum einzunehmen strebe, weil er die expansive Bewegung im Ganzen nicht immer wirklich beobachtete. Jeder, der die Elemente der Logik kennt, wird diese Definition vollkommen klar und formell richtig finden; aber Liebig meint, wenn Bacon sage, die Wärme sei Bewegung, so sei die Definition fertig, und der „Allgemeinbegriff" der Wärme gegeben; und die ebenso wesentliche Bestimmung, daß sie expansive Bewegung sei, betreffe nur einzelne Fälle. So ist es freilich begreiflich, wenn Liebig meint, der Gegenstand sei Bacon nicht klar gewesen.

Dieser Art sind also die Mißverständnisse, die ich mir Liebig gegenüber habe zu Schulden kommen lassen, und dieser Art die Berichtigungen, die er mir darüber giebt. Ich will den Leser nicht mit dem weiteren Nachweis ermüden, daß nichts von dem, was Liebig im Einzelnen vorbringt, meine Behauptungen trifft; daß er, wo ich Behauptungen Bacon's anführe, wie über den Nutzen der Wissenschaft, sie für die meinigen nimmt, und sie als trivial abfertigt, statt zu

beweisen, daß er nicht das gerade Gegentheil von dem behauptet hat, was mit klaren Worten in Bacon's Werken steht; ich will nicht nachweisen, daß er im selben Augenblicke, wo er selbst zugesteht, eine Stelle Bacon's, in welcher dieser von der Entdeckung der Jupitertrabanten und der Mondberge spricht, gekannt und gelesen und doch behauptet zu haben, Bacon habe von all' dem nichts gewußt — daß er im selben Augenblicke mir Vorwürfe macht, daß ich sie nicht recht gelesen. Ich kann getrost Jedermann auffordern, den Bacon in der Hand mit der Liebig'schen Widerlegung meine Abhandlung im Augustheft zu vergleichen und darnach sein Urtheil zu fällen. Nur Einen Vorwurf muß ich noch berühren.

„Ich bin so wenig," sagt Liebig, „ein Freund oder Feind Bacon's, als ich ein Freund oder Feind des Schwefels bin; aber Sigwart ist sein Freund und übernimmt seine Vertheidigung, wie ein geschickter Advocat vor Geschworenen, von denen er weiß, daß sie die Zeugenbeweise gar nicht oder nur unvollkommen verstehen; er wirft ganz einfach die Thatsachen, die ich bringe, die Bacon's innere Unwahrheit, seine Unwissenheit und Unfähigkeit darthun, in den Papierkorb, oder er versucht sie abzuschwächen, indem er gelegentliche Aeußerungen seines Angeklagten über Wahrheit und Tugend, und die guten Vorsätze, die er gehabt habe zur Besserung seiner Mitmenschen, auf die Stimmung seiner Zuhörer wirken läßt, u. s. f."

Ich weiß nun nicht, ob — um eine Liebig'sche Unterscheidung zu adoptiren — der Naturforscher einen anderen Begriff von Freundschaft hat als der Gentleman; aber ich zweifle, ob Liebig mir Jemand wird aufweisen können, der mich für seinen Freund hält, wenn ich von ihm sage, daß auch die gewandteste Apologie ihn nicht zu einem Manne von einfacher Rechtlichkeit stempeln könne, daß seine Selbstüberschätzung maaßlos, seine Kritik leichtfertig und übermüthig, seine Methode unbrauchbar und seine Logik dissolut sei. Daß ich die von Liebig beigebrachten thatsächlichen Beweise ignorirt hätte, wird Jedem, der meine Ausführungen gelesen, als ein völlig grundloser Vorwurf erscheinen; ich habe im Gegentheil Alles gewissenhaft anerkannt, worin er Recht hat, ich habe noch zum Schlusse erklärt, man müsse ihm Dank wissen, daß er die Illusion einer Baconischen Methode zerstört habe; und wenn ich einen Vorwurf verdiene, so ist es der, daß ich zuviel zugegeben habe.*) Wäre ich Bacon's Freund, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, in der Besprechung seiner Methode die Lichtseiten mehr herauszuheben, die Kritik milder zu halten, stärker die Anfänge einer richtigen Erkenntniß zu betonen, Einzelnes, was ich nur andeutete, weiter auszuführen. Ich habe es nicht gethan, weil ich streng gerecht sein wollte. Was ich aber in den Papierkorb warf, war der Nachweis einer weiteren Reihe von Stellen, in denen Liebig Bacon ungenau citirt; war der Nachweis, wie es lauten würde, wenn man Liebig's Schrift über Bacon mit demselben Maaß mes-

*) Ich habe nämlich Hrn. v. Liebig darin zugestimmt, daß Bacon die Entdeckungen Gilbert's über Electricität als Fabeln bezeichne. Allein es ist sehr zweifelhaft, ob nicht Bacon nur die voreiligen Schlüsse meint, durch die Gilbert alles Mögliche, wie Schwerkraft und Rotation der Erde, aus Electricität und Magnetismus erklärt.

sen wollte, mit dem er Bacon gemessen hat; wenn man jeden Irrthum, den er begeht, aus einer Absicht erklären und sagen wollte, Liebig habe nur Empfänglichkeit für das Falsche in Bacon's Schriften und keine Empfindung für die Wahrheit in denselben gehabt; war — doch ich will mich selbst durch eine so grundlose Verdächtigung nicht zu einer Sprache hinreißen lassen, die mir widerstrebt.

Genug von diesen Dingen. Ich bin weit entfernt, meinem Gegner mit Vorwürfen antworten zu wollen. Ich bin überzeugt, daß er, auch diese Uebereilungen abgerechnet, Bacon nicht wesentlich anders auffassen konnte. Der Standpunkt, auf dem er steht, verdeckt ihm gerade das, worin Bacon's Bedeutung hauptsächlich zu suchen ist, und zur Erkenntniß dieses Standpunktes ist die Auseinandersetzung, die er zum Schlusse giebt, sehr bemerkenswerth.

Ihr Grundgedanke ist, daß die Naturwissenschaften ein in sich völlig abgeschlossenes Gebiet bilden, und die Communication zwischen ihnen und den übrigen Wissenschaften, oder zwischen ihnen und dem Gesammtleben der gebildeten Welt ein Minimum sei. „Die Leute, für welche Bacon schrieb, standen außerhalb der Wissenschaft, und ihre Ansichten und Meinungen hatten keinen Einfluß auf ihren Entwickelungsgang, und die Männer, von denen der Fortschritt ausging, lasen seine Schriften kaum.“ Diese vollständige Unabhängigkeit der Naturwissenschaften, die nur zu geben, nicht zu empfangen haben, gilt insbesondere gegenüber den Philosophen; diese haben „niemals den mindesten fördernden Einfluß auf ihren Entwickelungsgang ausgeübt,“ wohl aber ist umgekehrt die Philosophie von den Fortschritten in der Naturkenntniß mächtig berührt und geläutert worden. Wenn daneben allerdings anerkannt wird, daß die Naturwissenschaften Philosophie brauchen, wenn auch nur ein Procent, daß ohne Philosophie ihre Früchte nicht reifen, so bekenne ich, daß ich diesen Unterschied zwischen Philosophen und Philosophie nicht verstehe, wenn nicht damit angedeutet werden soll, daß die Naturforscher allein auch im Besitz der richtigen Philosophie sind. Ich will übrigens auf ein so weitläufiges Thema, wie das Verhältniß der Philosophie zu den einzelnen Wissenschaften, hier um so weniger eingehen, als ich in vielen Dingen mit Liebig übereinstimme. Ich unterschreibe, daß von den unermeßlichen Schwierigkeiten, die in der Natur selbst sich den Geistesoperationen des Naturforschers entgegensetzen, die meisten — oder wenigstens manche — Philosophen kaum eine Vorstellung haben; von Bacon habe ich dies ausdrücklich anerkannt. Ebenso unterschreibe ich, daß ein Philosoph in unseren Tagen gar nicht hoffen kann, einen Einfluß auf den Geist der Menschen und die höchsten Fragen, die ihn beschäftigen, zu gewinnen, wenn er sich mit der Geschichte der Naturforschung — und ich setze hinzu mit ihrem heutigen Stande — nicht vertraut gemacht hat, denn er versteht den menschlichen Geist gar nicht, oder nur halb, wenn ihm diese Bekanntschaft abgeht. Der Grundirrthum, den Liebig in meiner Ansicht findet, ist das gerade Gegentheil dessen, was ich ausgesprochen; denn ich habe es ausdrücklich als Aufgabe der Philosophie bezeichnet, „nicht blos die Resultate der Naturforschung zur Grundlage ihrer einheitlichen, Natur und Geist in gleicher Weise umfassenden Weltbetrachtung zu machen, sondern auch deren Proceß als eine der großartigsten Thaten des menschlichen Geistes

in den Kreis ihrer Untersuchung zu ziehen." Ebenso ist mir unklar, gegen wen die Aeußerung Liebig's geht, daß die Philosophen auf die Naturforscher als hardworking men herabsehen, wie auf Kinder, die mit bunten Steinen spielen; ich glaube nicht, daß irgend einer die Achtung, die man dem Streben nach Wahrheit auf jedem Gebiete schuldig ist, so weit verletzt hat, um das Liebig'sche Wort, daß, was die Philosophen Arbeit nennen, sie, die Naturforscher, zur Erholung thun, auch nur von ferne zu rechtfertigen.

Es ist offenbar eine mit der geschichtlichen Wahrheit unverträgliche Betrachtungsweise, wenn Liebig den Einfluß der Philosophen und der Gesammtrichtung des geistigen Lebens, die eben in der herrschenden Philosophie ihren allgemeinsten Ausdruck findet und wieder durch sie bestimmt wird, auf die Entwickelung der Naturwissenschaften zu leugnen unternimmt. Niemand wird behaupten, daß die Philosophen je über die Gesetze des Falles oder der Strahlenbrechung den Naturforschern etwas zu sagen hätten. Wohl aber hängt es von der herrschenden Richtung ab, ob es überhaupt Naturforscher giebt, ob der Geist eines Zeitalters sich mit Liebe und Eifer der Erforschung der materiellen Welt zuwendet, oder ob er im Ausbau theologischer und philosophischer Systeme und entsprechender Kirchen- und Staatsverfassungen seine Befriedigung findet; und von der Richtigkeit der Ueberzeugung, die im Ganzen über die Gesetze der Erkenntniß herrscht, von der Art, wie die Aufgaben für eine ganze zusammengehörige wissenschaftliche Richtung gestellt werden, muß der Erfolg derselben abhängen. Niemand wird aus der Geschichte der Naturwissenschaften selbst erklären können, warum sie im Mittelalter so gut wie stationär waren und mit dem Zeitalter der Reformation so gewaltigen Aufschwung nahmen, oder warum seit dem siebzehnten Jahrhundert alle Arbeiten so sehr viel systematischer und planmäßiger betrieben wurden; warum Galilei und Kepler noch von der katholischen und lutherischen Inquisition verfolgt worden sind, und kurze Zeit nach ihnen die Naturforscher in Ehren und Ansehen standen, und die Freiheit der Forschung allgemein anerkannt war. Gar nicht zu gedenken des Werthes, den das Interesse der Laien für die Herbeischaffung der äußeren Hülfsmittel hat, ohne welche die Naturforschung in größerer Ausdehnung nicht bestehen kann — gerade die oft wiederholten Klagen der Naturforscher über den verderblichen Einfluß, den Schelling und Hegel auf die Naturwissenschaften gehabt haben, beweisen auf's deutlichste, wie wenig es gleichgültig ist, welche Richtungen in der Philosophie herrschend sind und welche Grundsätze über Wesen und Methode der Erkenntniß; und wenn es dieser Philosophie nach ihrer Meinung möglich war, die Jugend zu verderben und ihre gesunden Säfte zu vergiften, so muß es auch der entgegengesetzten, der Baconischen Richtung möglich sein, zu heilen und kräftiges Leben einzuhauchen.

Ein directer Einfluß Bacon's auf die Naturwissenschaften in dem Sinne, daß er selbst Entdeckungen gemacht, richtige Gesetze gefunden oder eine brauchbare Methode fertig hingestellt hätte, ist von mir nie behauptet worden. Aber auf's bestimmteste läßt sich sein Einfluß auf die ganze Richtung der Zeit, auf die Ansichten über Aufgabe und Ziel der Wissenschaft und die dazu erforderliche Methode nachweisen, auf's bestimmteste zeigen, daß er an der Umänderung

der ganzen wissenschaftlichen Grundrichtung den hervorragendsten Antheil hat, und recht eigentlich an der Spitze der neuen Zeit steht. Deswegen habe ich gesagt, er habe mächtig auf Mit- und Nachwelt gewirkt. Liebig verlangt freilich thatsächliche Beweise; er selbst hat keine Thatsachen auffinden können, durch die sich ein Einfluß Bacon's auf die Naturforscher, auf den Zustand der allgemeinen Bildung, oder die Behandlung der Wissenschaft in seiner Zeit erkennen ließe; er ist ganz sicher, daß keiner von denen, die sich in den naturwissenschaftlichen Gebieten ausgezeichnet und die sie gefördert haben, erwähnt, daß er von Bacon etwas empfangen habe, was ihm nützlich war oder half. Liebig beweist damit nur, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, und die Art solcher Einflüsse vollständig verkennt. Gerade weil sie nicht in der Mittheilung einzelner Lehrsätze und Beobachtungen bestehen, sondern die allgemeinsten Grundsätze und Voraussetzungen betreffen, die viele sich vollkommen unbewußt aus der herrschenden Richtung heraus aneignen, können sie nur durch eine geschichtliche Uebersicht über die Bewegung der geistigen Bildung im Ganzen erkannt werden. Man würde Luther's oder Calvin's Wirkung sicher viel zu gering anschlagen, wenn man nur da, wo sie citirt werden, einen Einfluß ihres Geistes sehen wollte; und wenn Liebig von den großen Naturforschern, wie Gauß oder Johannes Müller, sagt, es seien selbst unter den Gebildeten unserer Nation nur Wenige, die ihren Namen kennen, und doch dürfe man nicht schließen, daß sie keinen oder nur geringen Einfluß auf den Geist der Zeit und auf dessen Fortschritt ausgeübt haben — sollte man nicht dasselbe auch auf Bacon anwenden dürfen? Allein es ist nicht einmal schwer, thatsächliche Beweise beizubringen. Ich will auf die überall nachzuweisenden gelegentlichen Citate Baconischer Sätze kein Gewicht legen. Liebig wird die Bedeutung der Royal Society in London, der Gesellschaft, der Newton seine Arbeiten vorlegte, mit der Halley's und Flamsteed's Namen und die Gründung der Sternwarte von Greenwich verknüpft sind, der eine Reihe der berühmtesten Namen angehört, sicher nicht unterschätzen. Und wie urtheilt Thomas Sprat, der Vertraute ihrer Gründer, ihr Geschichtschreiber und Wortführer über den Einfluß Bacon's? Nicht nur, daß sein ganzes Werk in Bacon's Geist bis zur wörtlichen Wiederholung seiner Sätze getaucht ist; nachdem er von den Assyrern und Chaldäern an alle Hauptrichtungen des menschlichen Geistes aufgezählt, fährt er fort: „Von den Gründern der neuen Philosophie des Experiments will ich nur Einen großen Mann nennen, der ein richtiges Bild (imagination) vom ganzen Umfang dieser Unternehmung hatte, die jetzt (1660) in's Werk gesetzt wird, und der ist Lord Bacon, in dessen Büchern überall die besten Gründe für Vertheidigung der Experimentalphilosophie und die besten Anleitungen zu ihrer Förderung zerstreut sind ... Es war ein Mann von starken, klaren und mächtigen Gedanken; sein Geist war forschend und unvergleichlich" ... und all' das sagt kein blinder Bewunderer Bacon's, sondern ein Mann, der ausdrücklich die Unzuverlässigkeit seiner Beobachtungen tadelt. Und was Bacon's Untersuchungen über die Methode betrifft, so ist Mill, den Liebig selbst einen „eminenten Philosophen" nennt, dessen Grundsätze der Naturforschung weiter ausgeführt und auf einige specielle Vorgänge angewendet zu haben er sich zum Verdienst rechnet, nur der letzte in der Reihe, in der Bacon

der erste ist; und Mill erkennt an, daß Bacon das Verdienst hat, die Unzulänglichkeit des früheren Begriffs der Induction nachgewiesen und (mit einigen fundamentalen Irrthümern) einige der wichtigsten Principien der inductiven Methode mehr oder weniger vollständig entwickelt zu haben.

Der schlagendste Beweis aber für die Bedeutung Bacon's scheint mir der zu sein, daß in der Richtung, in der ich Bacon's Verdienste hauptsächlich suche, Liebig selbst ein vollkommener Baconianer ist. Gerade so, wie Liebig über Schelling, Hegel, Steffens u. s. w. als die finsterste Scholastik urtheilt, gerade so urtheilte Bacon über Platon, Aristoteles und die Scholastiker; dieselben Vorwürfe, die Liebig den Philosophen macht, die aus Büchern die Natur erkennen wollen, ohne sich mit den Dingen selbst zu beschäftigen, ohne eigene Beobachtung und eigenes Experimentiren, macht auch Bacon den Philosophen seiner Zeit; gerade so stark wie Liebig betont er, daß nur durch Zusammenwirken Vieler die Wissenschaft gefördert und fruchtbar gemacht werden könne; die Menschen mit sich unzufrieden zu machen und dadurch zum Fortschritt zu treiben, ist auch Bacon's Zweck; darum ist seine Kritik so scharf und einseitig, darum verurtheilt er Alles, was vor ihm geschehen; und weil Bacon wie Liebig weiß, daß der Mensch für bessere Nahrung, Wohnung und Kleidung nicht unempfindlich ist, darum hebt er so sehr den Nutzen der Wissenschaften hervor, um „das Moment der Trägheit zu überwinden." Alles das also, was Liebig selbst als die Mittel beschreibt, durch die man auf die Menschen wirken müsse, hat Bacon gethan; das war es, was ich als sein „Aufregen, Aufmuntern und Verheißen" zusammengefaßt habe. Wenn also die Meinung, ein Mann vermöge durch solche Mittel eine Wirkung auszuüben, die „Welt verkehrt wie auf den Bilderbogen für Kinder," so trifft dieses Urtheil nicht blos mich, sondern auch seinen Urheber. Was in der Liebig'schen Widerlegung meiner Ansicht allgemeinere Fragen, wie über den Zustand wissenschaftlicher Bildung im siebzehnten Jahrhundert, welchen ich viel zu niedrig angeschlagen haben soll, betrifft, läßt sich nicht in der Kürze besprechen; ich müßte auch hier zeigen, daß ich das gar nicht gesagt habe, was widerlegt wird. Was mehr persönlicher Natur ist, übergehe ich ganz; ich habe sicher mit einer fragmentarischen Skizze das Lob nicht verdient, das ihr am Schlusse gespendet wird; wie weit der vorausgehende Tadel begründet ist, mögen Andere entscheiden. Nur die Anerkennung hoffe ich mir errungen zu haben, daß ich nicht leichtfertig und ohne Grund, auf Gebieten, auf denen ich fremd wäre, einer anerkannten Autorität widersprochen, daß ich vielmehr eine dringende Pflicht gegen die historische Wahrheit zu erfüllen bestrebt war. Mag es mir auch nur zum Theil gelungen sein — ich habe wohl das Recht, für jetzt meine Aufgabe als beendigt zu betrachten.*)

C. Sigwart.

---

*) Nachdem die obigen Blätter bereits zum Druck abgegangen sind, kommt mir eine Broschüre zu: „Ueber Francis Bacon von Verulam und die Verbindung der Philosophie mit der Naturwissenschaft. Ein Wort der Kritik an Herrn Justus von Liebig, von Heinrich Böhmer, Dr. med." Es würde mir nicht ziemen, ein Urtheil über dieselbe abzugeben, das kaum den Schein der Parteilichkeit vermeiden könnte; ich begnüge mich, auf die Thatsache hinzuweisen, daß auch ein Phy-

Politische Correspondenz.

Berlin, den 8. Januar 1864.

Mit einem gehobenen Gefühl, mit der Zuversicht, daß unsere große nationale Sache einen siegreichen Fortgang nehmen werde, dürfen wir heute unsere Rückschau beginnen. In den letzten Tagen des scheidenden Jahres ist manche dunkle Wolke zerstreut, die über der Zukunft Schleswig-Holsteins und des Vaterlandes lag. Eine Execution war beschlossen, nach dem allgemeinen Urtheile zu dem Zweck, um dem dänischen Könige die Herzogthümer zu erhalten, und als die Frucht dieser Maaßregel ist die Erhebung Holsteins, die einstimmige Proclamirung des Herzogs Friedrich, der in der Mitte seiner Unterthanen ist, als Landesherrn hervorgegangen. Ein Einschüchterungssystem gegen die Mittel- und Kleinstaaten war eingeleitet, sie sollten es schweigend dulden, daß die Großmächte zwei deutsche Lande einem ausländischen Fürsten als Eigenthum zusprachen; und die Frucht der Drohungen war, daß die Fürsten und Völker Deutschlands sich zu einem kräftigeren Widerstande aufrafften. Beziehungen zu den Unterzeichnern des Londoner Protocolls waren angeknüpft, ein gemeinsamer Druck in Kopenhagen in's Werk gesetzt, alle Fäden so gesponnen, daß deutsches Recht und deutsches Interesse dem Urtheil eines europäischen Gerichtshofes preisgegeben werde; und die Pression mißlang, die Fäden zerrissen, die Zerklüftung Europas bewahrte uns vor den Absichten unserer zunftmäßigen Diplomatie! So ist denn für die Entwicklung der nationalen Sache freier Raum geblieben; und für alle sorgenvollen Momente, die ja freilich nicht ausbleiben werden, wollen wir uns fortan mit der Zuversicht durchdringen, daß sie nicht mehr zu tödten ist. Sie spottet des frivolen Sinnes, der an der Bekämpfung des Rechtes, der öffentlichen Meinung, der sittlichen und vaterländischen Ideen seine Freude hat. Auch bei uns beginnt das nationale Princip seine überwältigende Macht praktisch zu bewähren. Es hat die Millionen, die zertheilt unter vielen Dynastien in dem losen Zusammenhang eines Föderativbundes stehen, mit dem gleichen Gedanken, mit der gleichen Empfindung beseelt. Es hat diese durch kein staatliches Band verknüpften Völkerstämme vor Europa als ein sittliches Ganzes hingestellt, als ein Ganzes, das ein kräftiges und reizbares Lebens- und Ehrgefühl hat, das die Beraubung und Vergewaltigung einzelner Theile nun nicht mehr dulden wird. Vor dem Eindruck dieser Thatsache sind dem Auslande die Mißachtung und der Hohn auf den Lippen erstorben. Unsere angelsächsischen Vettern wie unsere romanischen Nachbarn fangen an, vor der Gährung und Bewegung unserer Kräfte Respect zu bekommen. Wenn wir unsere schleswig-holsteinschen Brüder retten, so wird für diese einfache Pflichterfüllung uns der reiche Lohn zufallen, daß zum ersten Male, seitdem der Glanz des deutschen Kaiserthums erlosch, Deutschland als ein untheilbarer Organismus von Europa geachtet und gefürchtet wird.

---

siologe sich gedrungen gefühlt hat, Bacon gegen eine ungerechte Verurtheilung in Schutz zu nehmen, und daß er vielfach zu denselben Resultaten über Hrn. v. Liebig's Verfahren gelangt, die auch aus den obigen Ausführungen hervorgehen.

Die übergreifende Kraft der nationalen Idee hat sich eben darin bewährt, daß unsere gute Sache von der Stelle gerückt ist trotz des Uebelwollens, mit welchem die beiden mächtigsten Bundesglieder diesen Fortgang hemmten. Weder Oesterreich noch Preußen haben bisher den Boden jener willkürlichen Tractate verlassen, die den Herzogthümern mit dem Rechte ihres Fürsten auch den besten Theil ihres eigenen Rechtes nahmen, und gleichwohl ist jener Boden schon heute grundlos geworden und der dänische Gesammtstaat, der darauf aufgebaut war, ist thatsächlich zusammengebrochen.

Wir verfolgen die Schritte noch etwas näher, welche die beiden Mächte seit dem Executionsbeschluß theils am Bunde, theils im Verkehr mit Europa thaten. Dieser Rückblick wird uns zeigen, daß unsere großmächtliche Diplomatie das Ihrige gethan hat, um die „Zerreißung" der dänischen Monarchie zu verhüten. Wenn die Zerreißung nun doch unaufhaltsam herannaht, so werden wir um so gewisser sein, daß hier etwas geschieht, was in der Natur der Verhältnisse liegt und was durch den Egoismus und die Klugheit der Menschen nicht mehr gehemmt werden kann.

Der Standpunkt der beiden Mächte war durch jenen Antrag vom 28. Novbr. bezeichnet, welcher die Erzwingung der dänischen Verpflichtungen von 18⁵¹⁄₅₂ zu seinem Zweck hatte und folglich von der Voraussetzung ausging, daß der Träger der dänischen Krone noch im rechtlichen Besitz der Herzogthümer sei. Man hatte zwar, um die Mehrheit der Stimmen zu gewinnen, den „Vorbehalt der Erbfolgefrage" hinzugefügt und der Zukunft ihre Prüfung überlassen, indessen diese Prüfung mußte ihren Werth verlieren, wenn inzwischen Dänemark die Zugeständnisse machte, gegen welche Oesterreich und Preußen zur Anerkennung Christian's IX. sich bereit erklärt hatten. Genau in derselben Richtung haben sich seitdem die ferneren Schritte der beiden Staaten bewegt. Wenn es ihnen Ernst gewesen wäre, den Bund über die Successionsfrage zu Worte kommen zu lassen, so hätten sie dem bayerschen Antrag nicht widersprechen können, welcher den Ausschüssen die möglichste Beschleunigung ihres Berichtes befahl. Wer überhaupt zwischen zwei Prätendenten, von denen der eine im Besitz des streitigen Landes ist, nach dem Recht entscheiden will, hat allen Grund, sein Urtheil thunlichst zu beeilen. Aber die Großmächte stimmten am 23. December mit Mecklenburg und Luxemburg gegen die Beschleunigung. Die Tendenz war, die Entscheidung hinauszuschieben, bis ein Umschwung der Dinge in Kopenhagen und eine Verständigung in Europa erzielt sei. Als dann beides sich hinauszog, so wurde, um doch etwas zu thun, am 28. December von Oesterreich und Preußen in der Bundesversammlung proponirt, von der dänischen Regierung die definitive Aufhebung des Incorporationsgesetzes vom 18. November zu fordern und im Fall der Weigerung Schleswig in Pfand zu nehmen. Der Antrag, so kriegerisch er klang, drohte dem deutschen Recht mit noch schwererer Gefahr als der Executionsbeschluß vom 7. December. Dieser hatte nur eine Anzeige an Dänemark und die rein militärische Forderung nöthig gemacht, seine Truppen aus Holstein zurückzuziehen, jener dagegen eröffnete mit der kopenhagener Regierung eine politische Verhandlung. Die Krone Dänemark wurde in Bezug auf Schleswig zu einer Leistung aufgefordert, die sie überhaupt nur er-

füllen konnte, wenn sie in jenem Herzogthum rechtmäßig regierte. Die Annahme des Antrags hätte die Ansprüche des Herzogs Friedrich für Schleswig auf einem Umwege beseitigt und damit auch dem Vorbehalt für Holstein jede Bedeutung genommen. Dann wenigstens trat diese Folge ein, wenn König Christian das Hall'sche Grundgesetz zurückzunehmen versprach und der drohende Antrag selbst mußte ja als das sicherste Mittel erscheinen, um den Widerstand in Kopenhagen zu brechen; ja selbst im Fall des ausbrechenden Krieges war der Rückfall Schleswigs an Dänemark nicht ausgeschlossen. Noch andere Vortheile knüpften sich an den Vorschlag. Sobald er angenommen war, konnten österreichische und preußische Truppen in größeren Massen nach Holstein geworfen werden und man bekam die Leitung der Dinge dort wieder in die Hand. Der ministeriellen preußischen Politik aber diente die Kriegsdrohung als Ersatz für einen anderen Entschluß, den man nach ihren früheren Erklärungen zum 1. Januar von ihr erwartete. Da war ja nun endlich das Hall'sche Grundgesetz in Kraft getreten, der Moment für die Lossagung von dem Londoner Protokoll also gekommen. Der Antrag vom 28. December half über diesen Termin hinaus. Natürlich mußte die Aufforderung an Dänemark mit einer neuen Frist begleitet sein, man hört, daß dieselbe unter der Hand auf einen Monat bestimmt war. Die Dänen hatten also reichliche Muße zu der Ueberlegung, ob sie nicht doch zwei Herzogthümer gegen einige Blätter ihres Gesetzbuches eintauschen sollten, und die auswärtige Diplomatie hatte volle Zeit, ihrem harten Sinne den Vortheil dieses Tausches begreiflich zu machen. Da kam plötzlich nach Berlin und Wien die ganz überraschende Nachricht, daß Herzog Friedrich in Kiel eingetroffen sei und das Recht des Fürsten, das so sorgfältig von den Rechten seiner Unterthanen getrennt war, bewies nun die lebendige Macht, mit welcher es in den Gemüthern derselben wurzelte. Der Herzog konnte nicht anders, er durfte den Mahnungen der mittelstaatlichen Höfe diesmal nicht folgen; er durfte es nicht, weil er als legitimer Fürst auf seinem eigenen Recht fußt, und weil ein Mann in seiner Lage Alles an Alles setzen muß; er durfte es nicht, weil er sofort persönliche Beziehungen mit seinem Volke knüpfen, der lebendige Mittelpunkt für die Bewegung desselben werden mußte. Daß er das Rechte traf, hat der Schrecken und der Zorn bewiesen, welchen sein Entschluß in einigen deutschen Ministerien erregte. Sofort am 2. Januar wurde in Frankfurt der Präsidialantrag gestellt, den tumultuarischen Herzog von Bundeswegen wieder zu entfernen. Der Versuch scheiterte mit sieben gegen neun Stimmen und damit ist es unmöglich geworden, die Entscheidung des Bundes über die Erbfolge bei Seite zu schieben.

Wir kennen seit der Stiftung der Bundesverträge keine Zeit, wo Preußen sich selbst der Nation gegenüber in eine schlimmere, die Mittelstaaten in eine glücklichere Lage versetzt hätte. Man hat es bis dahin gebracht, daß jeder Preuße von nationaler Gesinnung den Bestrebungen der Herren v. Schrenck, v. Hügel, v. Beust und v. Dalwigk Gedeihen wünschen, daß er jede Niederlage unserer Politik als einen Sieg und einen Segen für Deutschland betrachten muß. In den diplomatischen Actenstücken der Würzburger Verbündeten, in den Antworten z. B., welche Sachsen und Hessen-Darmstadt auf die identische Depesche vom

3. — 5. December erließen, prägt sich jetzt die Rechtsanschauung, das Interesse, das Selbstgefühl des deutschen Volkes aus. Es sind ja alle die Hoffnungen bisher fehlgeschlagen, daß Preußen auch bei einer conservativen Richtung im Innern doch ein Schirm und Schutz für Deutschland nach Außen sein werde; vielmehr es hat seine sogenannte Großmachtsstellung benutzt, um sich den Verpflichtungen zu entziehen, die ihm nicht gefallen; es hat, gleich dem Kaiserstaat, Deutschland als einen geographischen Begriff betrachtet und behandelt. Da gereicht es denn den Preußen wie den Nichtpreußen zur Genugthuung, wenn die Blößen seiner Argumentation enthüllt, die Competenz des Bundes gewahrt, die willkürlichen Anforderungen unerschrocken und fest zurückgewiesen werden. Ein volles Gefühl der Macht, welche die nationale Idee ihnen gewährt, haben die Mittelstaaten freilich bisher nicht gehabt. Wenn am 7. December sich Hannover den süddeutschen Staaten anschloß, wenn dann der Beschluß gefaßt wurde: bayersche, hessen-darmstädtische, badensche Truppen zur Occupation nach Holstein zu schicken, so würde die Wirkung davon nicht die Sprengung des Bundes, nicht der Bürgerkrieg, sondern der Rücktritt des Herrn v. Bismarck gewesen sein. Die preußische Position wäre sofort über den Haufen geworfen und darin, daß die großdeutsch gesinnten Bundesregierungen selbst die Sieger waren, lag für sie zugleich eine Garantie gegen die Gefahr, daß der Ministerwechsel in Preußen etwa der Richtung des Nationalvereins zu gute gekommen wäre. Dieser kühne Zug wurde versäumt und die Aengstlichkeit an den meisten Höfen verhinderte auch, daß ein jeder selbständig die Anerkennung des Herzogs Friedrich aussprach und dadurch den Ausfall des Gesammtvotums am Bunde von vornherein sicherte. Dennoch ist in den letzten Wochen die Stimmung der Mehrzahl der deutschen Regierungen besser und zuverlässiger geworden, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Großmächte am 7. December ihren letzten Sieg erfochten haben. Der Sturm des Unwillens, welcher sich im deutschen Volke erhob, ist nicht ohne Wirkung geblieben; es liegt zu deutlich vor Augen, daß es mit der Existenz des Bundes, mit der Selbständigkeit der Mittel- und Kleinstaaten für immer vorbei ist, wenn sie in der gerechtesten und deutschesten Sache es nicht wagen, sich dem Egoismus der beiden Großstaaten entgegenzustellen. In dem Handschreiben vom 17. December hat sich König Max seinem Volke gegenüber verpflichtet; zwischen Sachsen, Bayern und Würtemberg ist eine günstige Vereinbarung abgeschlossen; Herr v. Beust hat vor der sächsischen, Herr v. Hügel vor der würtembergischen Kammer bestimmte Engagements für das Recht des augustenburger Hauses übernommen. Der Auftrag, der am 23. December mit einer Mehrheit von drei Viertheil den holsteinschen Ausschüssen zur raschen Erledigung ihrer Aufgabe gegeben wurde, darf als ein günstiges Symptom für die letzte Entscheidung der Rechtsfrage angesehen werden. Jedenfalls hat der österreichisch-preußische Antrag vom 28. December noch keine Stimme für sich gewonnen; selbst Mecklenburg scheint abgeneigt und der Vertreter Luxemburgs votirt gegen jeden Schritt, welcher Dänemark in Verlegenheit setzen kann. Dagegen ist die Stimmung dem hessen-darmstädtischen Vorschlag auf Occupation Schleswigs zur Wahrung aller Rechte entschieden günstig. Endlich ist die starke Minorität, welche der Präsidialantrag vom 2. Januar fand, kein Maaßstab für das Stim-

menverhältniß bei der Beurtheilung der Successionsfrage. In Betreff Sachsens hat Herr v. Beust dies bereits bestimmt erklärt. Die Verstimmung des Königs Johann über den unerläßlichen Schritt des Herzogs Friedrich wird jetzt bereits gemindert sein; hat derselbe doch zuletzt auch bei dem Hofe von Berlin eine wohlwollende und gerechte Beurtheilung gefunden. Seit dem Tage des Einmarsches der Bundestruppen in die Herzogthümer waren die Blicke Europas überwiegend auf die holsteinsche Bevölkerung gerichtet; heute hat diese gethan, was sie thun kann, so lange ihr nicht gestattet ist, die Waffen zu ergreifen und so lange ihre Stände nicht ordnungsmäßig berufen sind. Das Schwergewicht liegt jetzt wieder in Frankfurt; von dort muß der Impuls ausgehen, welcher der unklaren und fast unmöglich gewordenen Situation mit einem Schlage ein Ende macht.

Die Absichten Oesterreichs und Preußens haben, wie am Bunde so auch in Europa wenig Succeß gehabt. Als Herr v. Bismarck die russische Convention abschloß, erwartete er keine europäische Einsprache — und sie kam; in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit scheint er sie erwartet zu haben — und sie will nicht kommen. Was schien sicherer, als daß die Theilnehmer an dem Londoner Protocoll sich über seine Aufrechterhaltung verständigten, und daß Oesterreich und Preußen gestützt auf den Willen Europas dem Bunde Schweigen auferlegten? Was schien gewisser, als daß Dänemark, sobald es seine völlige Isolirung gewahrte, von der „Mäßigung" der beiden deutschen Staaten die Integrität seines Besitzes sich retten ließ? Hatten doch selbst englische Organe gefunden, daß in den Verträgen von 1852 — und nur diese sollte es erfüllen — Deutschland außerordentliche und fast unbegreifliche Zugeständnisse gemacht habe. Aber mit wunderbarer Macht schützt die Vorsehung unsere Sache. Der Wahnsinn unserer Feinde macht die klügste Berechnung zu Schanden und die europäische Verschwörung will nicht fertig werden.

In der Circulardepesche, welche Oesterreich am 5. December und Preußen, wenn wir nicht irren, etwas später an die europäischen Höfe sandte, stellen sich beide Cabinette klar und bestimmt auf den Boden von 1852. Von den Rechten des Bundes, der schleswig-holsteinschen Stände, der erbberechtigten Agnaten ist keine Rede; es wird gar kein Versuch gemacht, diese Rechte bei dem Ausland zu befürworten, die imperfecte Natur der Londoner Acte auch nur andeutungsweise vorzustellen. König Christian IX. erfülle die Versprechungen auf Herstellung eines Gesammtstaates, und die Mächte sind bereit, die Integrität der dänischen Monarchie zu achten. Diese Erklärungen boten dem Bestreben Englands und Rußlands, den Conflict zu schlichten, den günstigsten Boden. Aber Lord Wodehouse und Staatsrath Ewers konnten den Widerstand der eiderdänischen Partei in Kopenhagen nicht überwinden. Hall weigerte sich die Incorporation zurückzunehmen, und als der Engländer sich von dem Minister an den schwachen König wandte, hatte Hall die Keckheit, die Vermittelungsversuche durch den Schluß des Reichsraths abzuschneiden und dem Könige jene freche Botschaft vom 21. December abzuzwingen, welche die Wohlthaten der Freiheit und Selbständigkeit, die jetzt Schleswig genießt, auch auf Holstein auszudehnen versprach. Der rathlose Christian IX. schwankte dann zwischen der Pression des Auslandes und der Furcht vor seinem Volke hin und her, und es folgte eine

Krisis, die mit der Bildung eines Ministeriums Monrad ihren vorläufigen Abschluß fand. Es gelang dem Könige nicht, sich seinen Rath aus Gesammtstaatsmännern zu bilden, er blieb nach wie vor in den Händen der eiderdänischen Partei. Die Wiedereinberufung des Reichsraths wurde aufgegeben; an einen Staatsstreich konnte der völlig kraftlose, von keiner Partei gestützte Fürst nicht denken. Und wenn auch Monrad persönlich den Willen hätte, die drohenden Gefahren durch eine vorübergehende Nachgiebigkeit zu beschwören, so ist er doch an die verfassungsmäßigen Formen gebunden und eine Mehrheit von $^3/_4$ bei zweimaliger Abstimmung wird sich im Reichsrath kaum gewinnen lassen. Zudem ist das Terrain, welches Oesterreich und Preußen zur Ausgleichung boten, durch die in Holstein vollzogenen Thatsachen bereits nicht mehr frei. Die Eiderdänen haben das Gefühl, daß der geringste Preis, welchen sie heute für den Fortbestand des Londoner Protokolls zahlen müßten, ein vereinigtes Schleswig-Holstein sein würde; und da die Widerstandskraft eines solchen ihnen zu stark ist, so scheinen sie entschlossen, den Preis zu verweigern. Verwöhnt durch das Glück, welches ihnen seit 1848 über so viele Wechselfälle hinweghalf, ziehen sie den Krieg vor, der die Eventualität einer europäischen Einmischung und die Möglichkeit Schleswig zu incorporiren, ihnen offen läßt. Es offenbart sich hier die Nemesis, die den Gewaltthätigen straft und stürzt, indem sie ihn mit einer selbstmörderischen Entschlossenheit beseelt, ihn die Mittel der Rettung im verblendeten Trotz von der Hand weisen läßt. An dieser Gesinnung des dänischen Volks werden die wohlwollenden Absichten seiner Beschützer wahrscheinlich zu Grunde gehen; aber dieser Ausgang ist von denen nicht gewollt, welche dem Glücksburger ihre Anerkennung so leichten Kaufes entgegentrugen.

Und ebenso ist wider ihren Willen ein europäisches Concert nicht zu Stande gekommen und wird, wenn der Bund, wenn die Nation ihre Schuldigkeit thun, auch ferner nicht zu Stande kommen. Die Darstellung dieser Verhandlungen wird in der Geschichte deutscher Großmachtspolitik einmal ein sehr dunkles Blatt werden; denn kurz gefaßt läuft sie darauf hinaus, daß es von deutscher Seite befürwortet wurde, eine Frage deutschen Rechts durch einen europäischen Areopag entscheiden zu lassen, und daß es ein auswärtiger Souverän war, an dessen zufällig anders liegenden Interessen dieser Plan scheiterte.

Wir rufen unsern Lesern nur kurz in die Erinnerung zurück, wie der französische Vorschlag eines allgemeinen Congresses die Ablehnung Englands und ein gespanntes Verhältniß gegen Oesterreich, mithin einen vollständigen Wechsel der Stellung zur Folge hatte, in welche Frankreich durch die polnischen Wirren im verflossenen Sommer gerathen war. Indessen auch nach dem Scheitern des allgemeinen Congresses spann Napoleon III. den diplomatischen Faden noch eine Weile fort und ließ am 8. December einen engeren Congreß der Souveräne proponiren, für den die Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Programm im Voraus vereinbaren sollten. Dieser Gedanke hatte an sich wenig Aussicht auf Verwirklichung; aber Herr Drouyn de Lhuys fand Gelegenheit, in seiner Depesche das englische Cabinet zu strafen, indem er ihm die Vortheile einer diplomatischen Erstickung des deutsch-dänischen Streites vorhielt, um die es durch seine Feindseligkeit gegen Frankreich sich nun selbst gebracht habe. „Der König von Däne-

mark stirbt, die Leidenschaften erhitzen sich, die Völker gerathen in Aufregung und die unschlüssigen Regierungen schwanken zwischen dem Buchstaben der Verträge und dem Nationalgefühl ihrer Länder. Ein Congreß allein konnte die Pflichten der durch Uebereinkünfte gebundenen Herrscher und die rechtmäßigen Bestrebungen der Völker versöhnen. Die Ablehnung Englands hat leider dies Resultat unmöglich gemacht."

Für die Italiener war die Einheit, für uns ist der Zwiespalt der beiden Westmächte ein Glück. England so wohl, wie Rußland strebten nach einer neuen Besiegelung des Londoner Protocolls, und das Zusammentreffen der außerordentlichen Gesandten in Kopenhagen schien ihnen zu vorbereitenden Verabredungen günstig. Aber ihr Plan scheiterte, — nicht, wie die officiöse Presse fabelte, an Oesterreich und Preußen, die sich bei der Beglückwünschung des dänischen Königs nicht vertreten ließen, — sondern an der Starrköpfigkeit Hall's, die den äußersten Unmuth des englischen Lords erregte, an der plötzlichen Abreise des General Fleury und an der Zurückhaltung des Grafen Hamilton, dessen Hof an der heutigen Krise in Kopenhagen kein besonderes, allbekanntes Interesse hat. Daß nun England auch ferner für einen Zusammentritt der Protocollstaaten wirkte, ist verständlich; aber als General Fleury nach Paris zurückkehrte, hatte er aus deutschem Munde die Befürwortung einer Conferenz ad hoc und den Wunsch vernommen: Helfen Sie uns den Brand zu löschen! — dies ist schwerer verständlich; indeß es begreift sich vielleicht auf dem höheren Standpunkt praktischer Diplomaten, von welchem aus solche Dinge, wie nationale Pflicht, Recht und Gewissen als Kindertand erscheinen. Hätte Napoleon III., wie 1850 bis 1852 das Interesse gehabt, Rußland und England sich zu verbinden, so war der Gerichtshof heute schon gebildet, durch welchen der Satz: daß die Macht vor dem Recht gilt, auch in Europa stabilirt werden sollte. Aber in der Situation, in welcher der Kaiser sich gegenwärtig befand, konnte ihm nichts daran liegen, die Keime der Bewegung in Europa zu vermindern. Er lehnte die isolirte Erstickung des Brandes ab und forderte als Ersatz für den Congreß eine Reihe von Conferenzen, und damit die Behandlung auch solcher Fragen, welche leichter als die dänische, die östlichen Mächte auseinander treiben und den Stoff für neue Verwicklungen und Allianzverhältnisse hergeben konnten. Die Lage der Donaufürstenthümer, insbesondere die Einziehung der Klostergüter durch den Fürsten Cusa, sollte zunächst an die Reihe kommen. Dieser Forderung widerstrebten England und Oesterreich; und so lange dieser Gegensatz dauert, wird die Schreibseligkeit Lord John Russel's uns nicht gefährlich werden. Von seinen zahlreichen Noten ist bis zu diesem Augenblick nur die am 27. December an den Bund gerichtete ihrem Wortlaut nach bekannt, in welcher der englische Minister die europäische Anerkennung Christian IX. für alle bisherigen Besitzungen der dänischen Krone als eine abgemachte Sache behandelt, den Bund vor „übereilten Schritten" in entgegengesetzter Richtung warnt, und ihm auf einer Conferenz der Londoner Paciscenten einen besonderen Vertreter zugesteht. Das Ergebniß einer solchen Parteiversammlung ist vorauszusehen; der Bund aber würde, indem er durch seine Theilnahme die Einmischung des Auslandes in die Successionsverhältnisse eines Bundeslandes für erlaubt erklärte, mit eigener

Hand sein Recht und seine Unabhängigkeit vernichten. Die Schulmeisterei und die Grobheit Englands wird am Bunde die gebührende Zurückweisung finden. Seitdem sind Analysen von noch anderen Depeschen mitgetheilt, durch welche Lord John seinen Ruf eines sorgsamen Studiums Vattels arg compromittirt zu haben scheint. Er soll in Berlin behauptet haben, daß die Acte vom 8. Mai 1852 die Trattanten nicht blos gegen Dänemark, sondern auch gegen einander gebunden habe, und in Dresden hat er versichert, daß der Vertragsbruch des einen Theils den anderen nicht berechtige, von seinen Verpflichtungen zurückzutreten. In einem andern Actenstücke findet Lord John auch einen Grund zur Rechtfertigung der dänischen Wortbrüchigkeit. Dänemark ist außer Stande seine Zusagen zu erfüllen, weil es die Zustimmung des dänischen Volkes dafür nicht gewinnen kann. Deutschland aber soll nach der Meinung der Holsteiner und Schleswiger nicht fragen, wenn es sich um die Zusagen zweier Bundesglieder handelt. Keine dieser Depeschen geht über die gewohnte Warnung vor „ernsten Verwickelungen" hinaus. Um so bezeichnender ist die Aufnahme, welche der englische Conferenz-Vorschlag in der officiösen Presse zu Wien und Berlin fand. Hier meinte man sofort, der Bund werde nicht umhin können, auf die Forderung einzugehen; dort wollte man die Zustimmung nur an einige nichtssagende Bedingungen knüpfen. Dabei wurden dem Publicum geheimnißvolle Winke über den felsenfesten Entschluß Englands gegeben, für die Dänen in den Krieg zu ziehen. Der friedfertige Lord sollte angekündigt haben, er werde bei Ueberschreitung der Eider durch die Deutschen dem Protokollprinzen materielle Hülfe leisten; die österreichische General-Correspondenz meinte, er drohe als gebildeter Mann zwar nicht sofort mit dem Aeußersten; aber ganz ausgemacht sei es, daß England hier, wo es seine maritimen Interessen zu wahren habe, wo es sich um eine Stellung à cheval zweier Meere handele, ganz anders vorwärts gehen werde, als in Polen.

Die wichtigsten Organe der englischen Presse widerlegen diese tendenziösen Behauptungen. Kaum war der wohlwollende Brief Napoleon's III. vom 10. December bekannt, so beeilte sich die Times zu versichern, es sei für England gleichgültig, ob Schleswig sich in den Händen der Dänen oder der Deutschen befände. Wie es kindisch ist, von einer Bedeutung der dänischen Monarchie für das europäische Gleichgewicht zu reden, so könnte nur das sinnloseste und kleinlichste Vorurtheil in der Gründung eines Großherzogthums Schleswig-Holstein eine Gefahr für die englische Seemacht erblicken. Die Zugehörigkeit der Elbherzogthümer zu Dänemark hat nicht verhindert, daß die deutsche Handelsflotte die dritte der Welt geworden ist; und selbst wenn der preußische Einfluß künftighin über den Kieler Hafen verfügte, so wird Preußen, das an drei große Militärstaaten grenzt, für seine Seewehr doch niemals die Mittel übrig haben, welche im Vergleich zu den Kräften Englands in Betracht kämen. Die Begierde, die bestehenden Verhältnisse, so lange es geht, zu conserviren — und zwar, da wir noch immer als die geduldigste Nation gelten, auf unsere Kosten, ist das wesentliche Motiv der altersschwachen britischen Staatskunst. Um für den nächsten Tag der Sorge zu entgehen, thut man das Mögliche an Depeschen und mündlichen Einreden, nicht gedenkend, daß die Verstärkung der Vertheidigungskraft Norddeutschlands, außer diesem selbst am meisten England zu Gute kommt, und

daß eine Vergrößerung Schwedens durch die dänischen Inseln die Bedeutung dieser Macht für das baltische Meer wiederherstellen und bei einem neuen orientalischen Kriege einen Theil der russischen Streitkräfte neutralisiren würde.

Der blinde Eifer der Engländer genügte für Volk und Regierung in Frankreich, um den deutschen Bestrebungen eine kaum erwartete Sympathie entgegenzutragen. Man kann als Ausländer unseren Streit mit Dänemark kaum unbefangener formuliren, als es z. B. der Constitutionel that: 800,000 Deutsche, sagte er, protestiren gegen die Absorbirung durch 1,600,000 Dänen; dies Problem kann nur durch die Trennung beider Nationen oder durch die Personalunion bei vollständiger Gleichberechtigung beider Hälften gelöst werden. Den Bevölkerungen der Herzogthümer steht es zu, sich zu erklären; Europa gebührt es, zu hören und zu bestätigen. Diese parteilose Auffassung der Sache ist in den officiellen französischen Kreisen bis jetzt streng festgehalten. Der Einfluß des Kaisers hat das öffentliche Urtheil weit mehr bestimmt, als er von ihm bestimmt ist. Sein Brief vom 10. December ist freilich nicht ohne Reserven, aber er ist das Günstigste, was man von dem Oberhaupt eines Staates erwarten konnte, zu dessen politischen Traditionen die Allianz mit Dänemark gehört. Einen bestimmten Tadel richtet der Kaiser eigentlich nur gegen die Intervention vor Entscheidung der Erbfolgefrage; aber er bedauert, daß der Bund nicht über das Successionsrecht Holsteins befragt worden sei, er gesteht damit indirect die imperfecte Natur der Londoner Acte ein, und was das Wichtigste ist, er wünscht, daß der Bund sich über die Erbfolgefrage schlüssig mache, und daß erst dieser fertige Beschluß den Unterzeichnern der Londoner Convention (nicht einer Conferenz) vorgelegt werde. Im geraden Gegensatz zu dem englischen Cabinet, welches die Bundesthätigkeit durch eine europäische Dazwischenkunft zum Stillstand bringen will, räth der Kaiser, vor Europa mit einer vollendeten Thatsache zu treten. Es ist ihm unserer Meinung nach Ernst damit, „dem Nationalgefühl, das sich in Deutschland so energisch äußert, eine legitime Befriedigung zu verschaffen." Seine Bemühungen, Oesterreich in der polnischen Krise an sich heranzuziehen, sind gescheitert, England hat ihn in dem Augenblicke im Stich gelassen, wo es galt, von den Worten zu Thaten überzugehen und wo er mit Rußland gründlich verfeindet war; in Petersburg herrscht noch die volle Erbitterung über seine Intervention, die früheren Neigungen zur französischen Allianz sind vorläufig in den Hintergrund getreten. In solcher Lage fallen für Napoleon III. die Gebote der Klugheit und des Edelmuths zusammen. Er darf den Gesinnungen und Grundsätzen, die er in Italien und Polen vertrat, auch in Deutschland nicht untreu werden. Bedroht durch die Annäherung Oesterreichs und Rußlands, denen sich Preußen unter dem Regime der Kreuzzeitungspartei bedingungslos anschließen würde, hat er gegen eine zweite heilige Allianz das stärkste Gegengewicht in der Sympathie der Völker. Er muß die Wege einer revolutionären, auf die Italiener, die Ungarn gestützten Politik sich offen halten, er muß auch das deutsche Bewußtsein schonen, gegen die Mittel- und Kleinstaaten sich rücksichtsvoll erweisen, weil er durch diese Schonung und Rücksicht den beiden deutschen Gliedern der Allianz die Kraft entzieht, durch die allein sie ihm furchtbar werden können.

Wie viel überlegter, vorausschauender ist diese Neutralität Frankreichs, als die leidenschaftliche Parteinahme, mit welcher das Wiener Cabinet die „Zerreißung" Dänemarks zu verhindern bemüht ist. Das Vertrauen auf die constitutionelle Verjüngung Oesterreichs ist erschüttert, da der Reichsrath ein volles Jahr hindurch nichts vor sich gebracht hat, außer neue Steuer- und Anleihebeschlüsse; der Glaube an den deutschen Charakter Oesterreichs ist bei seinen treuesten Anhängern zerstört, seitdem man die Petitionen für Schleswig-Holstein zurückgewiesen, die Versammlungen verboten, an die Niederelbe wie mit absichtlichem Hohn Czechen, Ungarn und Polen gesandt und offen den Grundsatz proclamirt hat, daß ein Staat, der aus vielen Nationalitäten bestehe, die einseitige Agitation einer Partei, der Deutschen nämlich, nicht gestatten dürfe. Ohne Scham und ohne Vorsicht, in dem klassischen Stil unserer Kreuzzeitungspartei, enthüllt die halbamtliche Wiener Presse ihre Gleichgültigkeit gegen die Legitimität, ihren Haß gegen den „Prätendenten," der — man erinnere sich der Geschichte der Conferenz ad hoe! — die Intervention einer außerdeutschen Macht zuerst angerufen habe; ihre Zärtlichkeit für die Integrität der dänischen Monarchie. Ist diese für Oesterreich wirklich so viel werth, daß es darum alle die Eroberungen, die es in Deutschland bis zum August gemacht hatte, preisgeben, deutsche Souveräne persönlich beleidigen, bei den Bayern, den Schwaben Erbitterung und Haß wachrufen muß? Das Wiener Cabinet folgt mit blinder Zähigkeit seinen alten Traditionen; zu der Freude, Preußen bei einem Acte der Selbstzerstörung zu unterstützen, gesellt sich die Abneigung gegen die nationalen Principien und der Wunsch, England und Rußland sich zu verpflichten. Es möchte an der Eider einen deutschen Volksstamm einer willkürlichen Satzung unterwerfen und es hofft darauf, daß seine heutigen Bundesgenossen ihm für Venedig die gleichen Dienste leisten werden. Diese Rechnung ist so kurzsichtig, wie das Spiel mit den polnischen Noten und mit der deutschen Reformacte. Den Rückhalt an Deutschland, der selbst 1859 den deutschen Norden zur Mobilmachung und den französischen Kaiser zum Waffenstillstand zwang, giebt es auf und es gewinnt dafür nichts als den Händedruck Englands und Rußlands, der sich schwerlich jemals in eine reelle Hülfsleistung verwandeln wird. Napoleon III. bedarf eines Krieges und er rüstet im Stillen für einen Krieg; wenn es den Anstrengungen des Grafen Rechberg gelänge, den nordischen Streit friedlich zu lösen, so wird er um so gewisser den europäischen Brand nach dem Süden übertragen. Man kann sagen, was der französische Kaiser 1859 nicht ohne Mühe erreichte, die Localisirung des italienischen Krieges — Oesterreich bereitet sie heute durch seine eigenen Anstrengungen vor.

In Preußen hat in den entscheidenden Kreisen der Kampf entgegengesetzter Strömungen fortgedauert, und leider ist die Richtung, welche Herr von Bismarck persönlich vertritt, im Ganzen die bestimmende geblieben. Seiner Gewohnheit getreu, verschmähte es das Herrenhaus auch bei diesem so höchst conservativen Anlaß, sich mit den Gefühlen der Nation in Einklang zu versetzen. Es folgte zwar nicht ganz der ministeriellen Parole, — die Conflicte in der Adreßcommission sind kein Geheimniß — aber es war zu schwach, und in seiner Mehrheit dem nationalen Bewußtsein zu fremd, um die Gesinnungen an entschei-

dender Stelle gegen entgegengesetzte Einflüsse zu unterstützen. Die Antwort vom 27. December, welche Se. Majestät an das Abgeordnetenhaus erließ, war allerdings weit milder, als es von Einer Seite gewünscht war, und der Satz: „die Successionsfrage wird von dem Bunde unter meiner Mitwirkung geprüft werden und dem Ergebniß dieser Prüfung kann ich nicht vorgreifen," enthielt eine Anerkennung der Bundescompetenz, welche dem Geist des Circulars vom 3. — 5. December durchaus widersprach. Aber freilich war auch in der Antwort erklärt, Preußen könne sich nicht willkürlich und ohne Rücksicht auf seine internationalen Beziehungen von den Verträgen lossagen, es war also doch gelungen, den Zeitpunkt, der bisher als äußerster Termin für das Festhalten am Protokoll galt, in weitere Ferne zu rücken. Wodurch dieser Erfolg erzielt war, ließ sich errathen. Die „Gesammtlage" Europas war an höchster Stelle als sehr bedrohlich dargestellt; auf Frankreich und Rußland, — und da jenes sich fortdauernd loyal und wohlwollend äußerte und dieses machtlos war, — insbesondere auf die bedenkliche Sprache der englischen Diplomatie hingewiesen. Indessen solche Einflüsse haben ihre Grenze; dies hat sich in den jüngsten Tagen bewährt, wo es schon als ausgemacht galt, daß der „revolutionäre" Herzog mit Güte oder Gewalt aus Holstein fortgebracht werden müsse. Die plötzlichen Gerüchte von dem Einrücken großer österreichisch-preußischer Truppenmassen, von den Zusicherungen, welche hiesigen Diplomaten bereits gegeben seien, hatten einen ernsten Hintergrund; es galt, die Absichten, die am Bunde gescheitert waren, auf eigene Hand durchzuführen. Dieser Plan ist mißlungen und die deutschen Regierungen können daraus sehen, was es mit der Drohung: den Bund zu sprengen, seinen im Recht begründeten Beschlüssen sich nicht zu fügen, oder gar in Gemeinschaft mit den Oesterreichern das revolutionäre Deutschland militärisch zu occupiren, in Wirklichkeit auf sich hat; und wie schwächlich es wäre, sich dadurch von der schleunigen Erledigung der Erbfolgefrage und des hessendarmstädtischen Antrags zurückhalten zu lassen. Auch die Vorstellungen von den europäischen Gefahren werden durch den Lauf der Ereignisse selbst berichtigt werden. Die erschreckenden Perspectiven, die der englische Botschafter mündlich eröffnet, werden ja durch den dürftigen und vorsichtigen Inhalt der Russell'schen Noten täglich widerlegt.

Auf- und abschwankend, wie die Situation bei uns ist, läßt sie doch die Hoffnung, daß das gute Princip noch den Sieg gewinne. Zufällige Ereignisse können diesen Sieg beschleunigen; sobald der erste Schuß gegen das Kronwerk von Rendsburg fällt, wird der Einfluß der Kriegspartei die diplomatischen Einreden aus dem Felde schlagen. Eben deshalb ist es dringend zu wünschen, daß das Abgeordnetenhaus den Beschluß über die Anleihe auch ferner noch vertagt. Es ist nicht im Stande, die 12 Millionen zu bewilligen, so lange nicht die Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark das erklärte Ziel unserer Politik ist, aber es darf sich auch durch solche Aeußerungen, daß Preußen sich nicht majorisiren lassen, daß die Regierung das Geld nehmen werde, wo sie es bekommen könne u. s. w., nicht verbittern und zu vorschneller Ablehnung hinreißen lassen. Mit einer unwiderstehlichen Gewalt haben seit drei Wochen die Ereignisse vorwärts gedrängt, und sie sind stärker als der Einfluß des Herrn von Bismarck.

Die Macht der nationalen Bewegung, insbesondere in Mittel- und Süddeutschland, die volle, nur durch wenige Mißtöne gestörte Einheit der Parteien war die Grundlage, auf welcher unsere große Angelegenheit bisher gediehen ist. Die patriotisch gesinnten Regierungen zogen daher ihre Kraft, die schwankenden gewannen das Gefühl, daß eine Täuschung des Volks in seinen heiligsten Empfindungen ihre Existenz bedrohen werde. Die Einhelligkeit unserer Volksbewegung war es auch, wodurch das Ausland zu einer ernsteren Berücksichtigung unseres lange gering-geschätzten Rechts bewogen wurde. Der Abgeordnetentag vom 21. December machte auf unsere überrheinischen Nachbarn einen so erheblichen Eindruck, daß sie an Autorität und Bedeutung kein Meeting mit ihm vergleichbar fanden; das Organ Lord Palmerston's bekennt — wohl zum ersten Male — daß die deutsche Nation entschlossen scheine, sich durch die Rücksichten auf die speciellen Interessen Oesterreichs und Preußens nicht beirren zu lassen; und die Zeitung Lord John Russell's meint, daß die Franzosen ja nun wohl die Lust verlieren würden, an den Rhein zu gehen und in dieses Wespennest zu greifen. Die stärkste, die nachhaltigste, die gefürchtetste Kraft liegt in der Selbstthätigkeit, die ein Volk in allen seinen Gliedern entfaltet. So ist denn nicht nur die Wachsamkeit der Kammern in den einzelnen Staaten, sondern die fortgesetzte Arbeit der Vereine, die Berufung von Versammlungen, das Nachdrängen einer vorsichtigen, aber unermüdlichen Agitation die Hauptgewähr für die Erreichung unseres großen Ziels. Alle diese Stimmen, wie schwach auch die einzelnen sein mögen, klingen zu einem gewaltigen Ganzen zusammen, das in Europa verstanden wird. Insbesondere die Stimme des holsteinschen Volks ist bereits verstanden. Jene einmüthige Huldigung aller Stände, der städtischen Behörden und der Vorsteher der Landdistricte, der Universität, der Beamten, der Ritterschaft und Prälaten ist begriffen als das was sie war, — als die Zerreißung des Londoner Protokolls. Die fremde Diplomatie hält Holstein für die Dänen verloren, und sie wird auch Schleswig daran geben, wenn auch hier die unversöhnliche Kluft zwischen deutsch und dänisch sich aufgethan hat, und wenn die Holsteiner, unter ihrem Herzog gewaffnet und die Nation hinter ihnen, entschlossen sind, es sich nicht nehmen zu lassen.

Notizen.

Ein Jahr ist es her, daß wir die ersten zwei Bände von Arnold Ruge's Lebenserinnerungen in diesen Blättern anzeigen durften. Der erste Band mit seinen heiteren und frischen Bildern aus der Jugendzeit hatte uns die beste Stimmung mitgetheilt, und er wird, denken wir, dem Verfasser auch unter Solchen Freunde erworben haben, die sich wunderten, daß ein so schwarzer Heide und rother Republikaner so menschlich und liebenswürdig sein könne. Bedenklicher war es mit dem zweiten Bande. Diese Studentenreisen, Kneipscenen, Burschenschafts- und Verschwörungsgeschichten waren doch gar zu umständlichwichtig, auch sie zwar nicht ohne Laune, aber doch mit einem lästigen Ueberge-

wicht von Tendenz und Pathos erzählt. Studentenpolitik in langen Reden pro und contra nach der Weise des Thukydides und Livius entwickelt — der Verfasser war in Gefahr, das Interesse seiner Leser einzubüßen und den Glauben an seine historische Treue gründlich zu zerstören. Mit dieser Treue indeß verhält es sich gewiß so, wie uns eine Anmerkung des nun erschienenen dritten Bandes („Aus früherer Zeit. Von A. Ruge," Berlin 1863, F. Duncker) versichert — wer die Ruge'sche Färbung abzuziehen versteht, bekommt durch jene Reden immerhin ein im Ganzen richtiges Bild von den in den burschenschaftlichen Kreisen herrschenden Gesinnungen und Ansichten. Und was die Wichtigkeit des Erzählten anlangt — nun, auch dafür bietet dieser dritte Band reichliche Entschuldigung. Jenes Treiben war ja wirklich das große politische Ereigniß jener unseligen Zeit; es machte den Staatsweisen à la Kamptz geschäftige Tage und unruhige Nächte, — es brachte unserem armen Freunde eine sechsjährige Gefangenschaft ein. Mit der Erzählung dieser Gefangenschaft eröffnet der neue Band. Erst eine lange Untersuchungshaft, Verhöre, Tribulationen aller Art, endlich der Arrest auf der Festung Colberg. Und wie sind diese Dinge erzählt? In weitem Rahmen spannt sich natürlich um all' die Bilder, die uns vorgeführt werden, der herzlichste Tyrannenhaß und die abstracteste Verherrlichung der umstandslosesten, im allgemeinsten Allgemeinen vorgestellten Freiheit. Wo dieser Freiheitseifer im Tone jugendlicher, nach einem neuen Menschenalter unversehrt jung gebliebener Begeisterung, wo er, wie in der Widmung an die „Genossen," in edlen Strophen laut wird, da findet er, wir gestehen es gern, auch bei uns ein volles Echo. Wo er in gar zu dicken Farbenklexen aufliegt, wo sich blos die Faust ballt zu der Drohung, „die irdischen und überirdischen Phantasien der Asiaten" — will sagen Fürstenherrschaft und Christenthum — zu beseitigen, da wandelt uns die Lust an, recht weise über die Bedürftigkeit der Menschen und über die Langsamkeit der Geschichte und über die Geduld des Weltgeistes zu reden. Aber wir werden uns wohl hüten, damit etwas ausrichten zu wollen. Wir erinnern uns, daß Ruge in der Paulskirche die Nothwendigkeit republikanischer Constituirung des neuen Deutschlands durch die Existenz der Nationalversammlung eo ipso für bewiesen erklärte. Der Constitutionalismus erscheint, mit der logischen Elle gemessen, als ein „hölzernes Eisen." Die Freiheit, welche dem Politiker als das Schwierigste und Complicirteste gilt, ist für den logischen Fanatiker das Leichteste und Einfachste. Nichts einfacher als dies! „Nicht die Polizei" — so sagt er bei Gelegenheit der Julirevolution — „muß die Bürger, sondern die Bürger müssen die Polizei unter sich haben; nicht die Soldaten müssen den Staat, sondern der Staat, d. h. das Parlament muß die Soldaten regieren; Soldaten, die keine Bürger und allen bürgerlichen Gesetzen entzogen sind, darf es gar nicht geben." Das sind die „einfachen Bedingungen der Freiheit." Und wenn wir also dies und Aehnliches lesen, wenn wir lesen, wie Ruge den Mazzini noch übertrumphen möchte und dessen Dio e il popolo in Dio è il popolo verwandelt wissen will — ja, dann möchte uns bange werden, was uns der Mann wohl für einen wilden, bitteren, rachsüchtigen Bericht über seine Gefangenschaft liefern werde. Die Besorgniß ist völlig unbegründet. Nehmt das Bild ohne jenen Rahmen, der es leicht und schmal umzieht, und Ihr könnt

Euch daran mit der herzlichsten und reinsten Theilnahme erfreuen. Da ist von Bitterkeit keine Spur. Wen die nicht häufigen Raisonnements des politisirenden Dialektikers verdrießen oder gar entrüsten, dem geben wir den Rath, sie zu überschlagen und sich an den Erzähler zu halten. Denn der ist so menschlich billig, so gutmüthig und harmlos, so voll Dankbarkeit und treuen Gedächtnisses für jede gute Stunde und jede ihm erwiesene Liebe, daß wir allen bornirten Parteieifer zu diesem Radicalen in die Schule schicken möchten. Er behandelt die Menschen nicht nach dem Maaß der Principien, und es sind ergötzliche Stellen, in denen er erzählt, wie gelegentlich seine eigene Unbefangenheit über die Befangenheit parteisüchtiger Gegner einen Sieg davongetragen. Mit dieser Harmlosigkeit hängt denn aber auf's Engste eine andere Eigenschaft, die kostbarste Würze dieser biographischen Aufzeichnungen zusammen. „Ich habe," so sagt er uns selbst, „immer einen großen Gefallen daran gefunden, den Humor im Leben aufzustechen und Andere durch Wiederholung darauf aufmerksam zu machen," und er bezeugt weiter, daß er vier große Lehrer in dieser Tugend gehabt habe: seine Eltern, Jean Paul, Plato und Aristophanes. Dies humoristische Talent macht ihm überall unter den Menschen Freunde, und wird fortfahren, auch seinem Buche deren zu erwerben. Seine harte und dabei sophistische Dialektik, seine aggressive Disputirsucht ist möglichst ungemüthlich; man lese nur, wie er seinem Freunde Schliemann, seinem Stubengenossen auf der Festung, zusetzt und sich dafür einen wohlverdienten „groben Flegel" muß an den Kopf werfen lassen — aber man lese auch, wie, nachdem die Beiden auf's Ernstlichste handgemein geworden, Umarmung und Freundschaft, eine bis auf den heutigen Tag dauernde Freundschaft folgte. Sein Humor, sein gesunder Mutterwitz, das ist die unschätzbare Gabe, die dem radicalen Pathos das Gegengewicht hält, die ihn mit den Verhältnissen und den Menschen, wie sehr er sonst mit ihnen über den Fuß gespannt ist, auf's Heiterste vermittelt. Der Erzähler verzeiht uns gewiß, wenn wir auch in der ernsten Rhetorik, mit der er zuweilen seine philosophisch-politischen Ansichten entwickelt, den „Humor aufstechen." Mancher jugendlichen Ueberspanntheit gegenüber übernimmt er selbst bereits diese Rolle. Es ist nicht blos heiter, sondern es ist auch heiter gemeint, wenn er uns von seiner aufrichtigen Besorgniß erzählt, die Berliner Justiz, in deren Hände er gefallen, werde nur sogleich und ohne Umstände mit der Hinrichtung beginnen, oder wenn er uns die fulminante Rede wiederholt, mit der er dem ihm unbekannten Minister, dem Demagogenverfolger, über das unverschämte Verlangen „die Wahrheit zu bekennen" in die Parade fährt. Es ist, mit Einem Worte, ein Ueberfluß von komischen Figuren und Scenen in diesem Bande, und so zwar, daß wir jene vor Augen zu sehen, diese mitzuerleben glauben. Welche Heiterkeit bringt nicht sogleich der Aristophanes in das Köpniker Gefängniß, den unser armer Eingesperrter griechisch der Schildwache vorliest, was für einen drolligen Effect macht nicht die Audienz, bei der sich der arme Herr von Kamptz, mit der Papierscheere bewaffnet, vor dem wieder freigelassenen Hochverräther hinter seinen Arbeitstisch retirirt! Gestehen wir es, diese Geschichten, wie sie leicht und kunstlos aufgeschrieben sind, versetzen uns in das reinste Behagen. Wir lesen sie, nicht etwa mit der gespannten Neugierde, die ein Roman in Anspruch nimmt, sondern mit der gleich-

mäßigeren Befriedigung, welche die Recitation des Rhapsoden den Hörern einflößte. Episch, im besten Sinne episch ist die Erzählung. Immer hat sie Weile und weiß uns am Kleinsten zu interessiren wie am Wichtigsten, an dem äußeren und inneren Schicksal des Verfassers bis zu den Eiern, die er sich während seiner Festungshaft einkauft und bis zu den Mehlklößen, mit denen er sich beköstigt. Wir hören ihn mit dem Bauer markten und sehen, wie die Klöße, immer für vier Tage gekocht, aus der Schachtel, in der sie aufbewahrt wurden, herausgeholt und jeden Mittag in der Suppe wieder aufgesotten werden; „sie wurden nicht sauer," fügt unser Erzähler hinzu, „vier Tage hielten sie sich." Kein Epos ohne „retardirende Motive." Dieses hier ist voll davon; es geht nur allemal dann schnell vorwärts, wenn der Gegenstand Gefühlsergüsse, Kunst- oder Naturschilderungen verlangte; so bei der Liebesgeschichte des Verfassers, so, wenn wir mit ihm und seiner jungen Frau am Schluß des Bandes Italien durchfliegen. Aber laßt ihn mit Menschen zusammentreffen, laßt das unbedeutendste Ereigniß eintreten: sofort ist er in seinem Elemente und, bald vorgreifend, bald zurückgreifend, bald zur Seite ausweichend, hält er uns mit den amüsantesten Schnurren, alten und neuen Anekdoten fest. Man findet den Vergleich vielleicht paradox. Aber ernstlich: uns hat diese Ruge'sche Lebensgeschichte an nichts so sehr erinnert als an die Memoiren Jung Stilling's. Wie man hier den crudesten und einfältigsten Pietismus, so muß man dort die Stellen in Kauf nehmen, in denen die radicale Doctrin und die republikanische Logik und Moral die epische Gemüthlichkeit unterbricht. Die klassische und ästhetische Bildung unseres Autors ist natürlich ein großer Vorzug seines vor dem älteren pietistischen Epos: an Naivetät sind sich darum doch beide vollkommen gleich, auch an jener bedenklichen Art von Naivetät, die unser sittliches Gefühl beleidigt. Wir wollen in dieser Beziehung nur die wunderlichen Reflexionen hervorheben, die der Gefangene an das Versprechen, nicht zu entfliehen, knüpft, das er dem ihn begleitenden Lieutenant gegeben hat. Soviel ist gewiß: über den kategorischen Imperativ ist der junge Mann hinaus. Der Lieutenant verläßt ihn, ohne dafür zu sorgen, daß seinem Gefangenen auch für die Weiterreise der geliehene Mantel bleibe; „es war nicht recht," schaltet da der Erzähler ein, „von dem Herrn von Ranzau, daß er mir den Mantel vergaß; hatte ich ihm doch mein Wort nicht vergessen!" —

Und hier müßten wir nun auf die wichtigste Seite dieser Selbstbiographie zu reden kommen, wie sie im Spiegel einer individuellen Entwickelung uns die geistigen Züge und die Bildungsgeschichte der ganzen Zeit vergegenwärtigt. Auch dieser dritte Band indeß führt uns nur erst an die Schwelle der Periode, in welcher Ruge von der Zeitbildung ergriffen wurde, um selbstthätig und mit unvergeßlicher Wirkung in dieselbe einzugreifen. Wir sehen bis hierher nur, wie er dieser seiner Mission in unsicherem Drange sich entgegenbildete. Die Zeit auf der Festung wird ihm zu einer Zeit des angestrengtesten und fruchtbarsten Lernens. Um sich Leib und Seele gesund zu erhalten, richtet er sich die vernünftigste Lebensweise ein, die er mit unerschütterlicher Consequenz durchzuführen weiß. Jeden Morgen von drei Uhr an sitzt er bei seiner Robinsonslampe über den Büchern. Er vertieft sich in seine lieben Alten. Aristophanes und Thuky-

dides, Homer, Theokrit und Pindar, Sophokles und Platon — eine Welt der Schönheit und der Freiheit umgiebt ihn. Er assimilirt sie sich nach dem Bedürfniß seiner eigenen Natur; er übersetzt sie in dem Tone, in dem sie auf ihn wirken, in dem er sich vorstellt, daß sie reden müßten, wenn sie heute redeten. Mit einer freien Uebersetzung des Oedipus auf Kolonos und einem eigenen Stück, „Schill und die Seinen," einem Stück, in dem er all' seine Herzensgeheimnisse niederlegt und zugleich alle seine Erfahrungen zu einem leidenschaftlichen Manifest zusammenfaßt, verläßt er die Festung, um bald an diesen Erstlingen seiner Schriftstellerei mancherlei Noth und Freude zu erleben. Nach einem Aufenthalte bei den Seinigen, in Triebsee, einem pommerschen Abdera, wendet er sich nach Jena, wo er mit einer Abhandlung über Juvenal promovirt, von Jena nach Halle. Vergebens versucht er hier, am Waisenhause, unter der Protection seines Freundes A. H. Niemeyer, als pädagogischer Reformator aufzutreten; er geht an die Universität und liest, nachdem er sich mit der Schrift über die Platonische Aesthetik habilitirt hat, ein Colleg über eben diese Wissenschaft. Hierbei zum ersten Male geräth er ernstlicher in die Hegel'sche Logik hinein: denn nur von Weitem hatte er bisher den mächtigen Geist dieser Philosophie an seinen Gedankenkreis herantreten lassen. Und auch jetzt wird er durch eine reizendere Bekanntschaft, die er der Vermittelung der Kanzlerin Niemeyer verdankt, im weiteren Studium unterbrochen. Seine Verheirathung mit Luise Düffer macht ihn zu einem auch äußerlich unabhängigen Mann. Er reist nach Italien. Krank bringt er seine Frau zurück; schon im October 1833 wird sie ihm durch den Tod entrissen. Auf seinem Landhaus in Giebichenstein vertieft er sich nun in die inzwischen erschienenen Hegel'schen Werke —: es war eine Epoche in seiner geistigen Entwickelung. Wie sie sich ankündigte, welche Entwürfe und welche literarische Thaten daraus hervorgingen, davon wird uns erst der folgende Band erzählen. Wir erwarten denselben mit gesteigertem Interesse.

Das Erbrecht der Augustenburger hat durch das „staatsrechtliche Votum über die schleswig-holsteinische Successionsfrage" von Zachariä eine neue Erörterung gefunden. Die Resultate der Untersuchungen, welche die deutsche Wissenschaft über jene Rechtsfrage seit den vierziger Jahren angestellt hat, sind hier in gedrängter Kürze von competentester Seite zusammengefaßt. Indem wir die Schrift der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen, fügen wir noch einige Worte über das Verhältniß hinzu, in welchem dieselbe zu der „staatsrechtlichen Prüfung" steht, welche diese Blätter mittheilen. Zachariä hat das Pernice'sche Gutachten, das ihm erst nach Vollendung seiner Schrift zuging, nur in der Vorrede kurz berücksichtigen können. Das Gutachten hat aber in zwei wichtigen Punkten: dem Rechte der Augustenburger auf das Herzogthum Plön und — was hiermit im Zusammenhang steht — dem angeblichen Rückfall des gottorfschen Antheils von Holstein an Rußland, Bedenken erregt; Bedenken, die hier und da auch von Personen getheilt wurden, welchen man eine tendenziöse Beurtheilung der Sache nicht vorwerfen kann. Pernice zog be-

sonders den augustenburger Verzicht auf Plön herbei, indem er den Wortlaut desselben freilich wider den Sinn und die Tendenz der Verträge für seine Behauptungen ausbeutete. Diese praktisch so bedeutsamen Punkte sind nun von Hälschner mit Hülfe neuen urkundlichen Materials, insbesondere auf Grund der, aus dem oldenburger Archiv mitgetheilten Urkunde definitiv erledigt, und damit ist den russischen Ansprüchen der letzte Schein einer rechtlichen Begründung entzogen. Auch der Einwand der versäumten Lehnserneuerung ist in vollständigerer Weise, als es bisher geschehen, beseitigt worden.

Beilage.

Eine Urkunde aus dem Oldenburgschen Staatsarchiv.

Die nachstehende bisher nicht gedruckte Urkunde befindet sich im Reichshofraths-Archive zu Wien, und in beglaubigter Abschrift im großherzoglichen Archive zu Oldenburg. Kaiser Franz I. bestätigt auf Bitten des Herzogs Friedrich Karl von Holstein-Plön so wie auch auf Ansuchen des Königs Friedrich V. von Dänemark „als Herzogen zu Holstein Liebden" das zwischen diesen beiden Theilen abgeschlossene Pactum successorium (vom 29. November 1756) über die Plönschen Lehenstücke und Allodialgüter.

Wir Franz rc. (tot. tit.)

Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich:

Es habe bei Uns (tit.) Herzog Friederich Karl zu Holstein-Ploen in Unterthänigkeit vorgebracht, daß nachdem Sr. Liebden sich eine geraume Zeit her mit einem männlichen Descendenten nicht gesegnet befinde, und dahero wohl gegründet besorgen müßten, daß, im Fall Sie ohne Hinterlassung eines Prinzen aus dieser Zeitlichkeit abgefordert werden sollten, große Differenzien und schwere Processe sowohl der Lehens-Nachfolge halber, unter denen Fürstlichen Stamms-Agnaten selbsten, als auch zwischen diesen und denen vorhandenen Herzoglich Holstein-Plönischen Prinzessinnen wegen Absonderung des Allodii von dem feudo entstehen würden, wenn nicht in Zeiten vor deren Abwendung gesorget würde; als hätten dieselben sowohl in Beherzigung dieser wichtigen Umständen, als auch aus verschiedenen anderen nicht minder trifftigen Bewegursachen beides zu des gesammten fürstlichen Hauses Beruhigung und fürwährenden guten Einverständniß, und dann insonderheit zu derer fürstlichen Unterthanen eigenem Besten mit Seiner Majestät dem König zu Dännemark und Norwegen, als Herzogen zu Holstein, nach vorgängiger mit sämmtlichen fürstlichen Agnaten darüber gepflogenen Correspondenz, nicht allein über die von Seiner des Herzogs Friederich Karl zu Holstein-Ploen Liebden Voreltern aus eigenen Mitteln erkaufte Allodial-Güter, sondern auch über die der Holstein-Ploenschen Linie, von welcher implorantischer Herzog gegenwärtig nur allein noch am Leben, von dem Königlich-Dänischen Hause durch die ehemalige Erbtheilungen zugekommene Lehenstücke auf obgedachten Fall der Ihro abgehenden männlichen posteritaet, mit Vorbehalt Unser Kaiserlichen Confirmation und Beitrettung der fürstlichen Stamms-Agnaten einen Successions-Tractat errichtet, welcher nebst dessen Ratificationen und denen dabei erlangten agnatischen Consens-Urkunden, Uns allergehorsamst vorgelegt worden, und von Wort zu Wort hiernach geschrieben, also lautend:

(Hier folgen die nachstehend bezeichneten Urkunden:)

No. 1.

König Friedrich V. von Dänemark ratificirt am 7. Januar 1757 den zu Plön am 29. November 1756 zwischen ihm und dem Herzog Friedrich Karl von Holstein-Plön abgeschlossenen Vertrag über seine eventuelle Erbfolge in die Plönschen Lande und Güter.

No. 2.

Herzog Friedrich Karl von Holstein-Plön ratificirt am 11. Januar 1757 den am 29. November 1756 zwischen ihm und dem Könige Friedrich V. von Dänemark abgeschlossenen Vertrag über dessen eventuelle Erbfolge in die Plönschen Lande und Güter.

No. 3.

König Friedrich V. von Dänemark garantirt am 7. Januar 1757 in Gemäßheit des am 29. November 1756 zwischen ihm und dem Herzog Friedrich Karl von Holstein-Plön abgeschlossenen Erbfolgevertrags die gesammten Plönschen Schulden.

No. 4.

Wir Friederich und Wir Karl Ernst, Gebrüder ꝛc.

(Siehe die Urkunde vom 30. August 1754 in Ostwald's Urkunden-Sammlung Nr. XXX.)

No. 5.

Wir Friederich Cristian ꝛc.

(Siehe die Urkunde vom 13. Febr. 1756 bei Ostwald Nr. XXXIV.)

No. 6.

Aemil August von Holstein-Augustenburg genehmigt am 13. Februar 1756 die von seinem Bruder Friedrich Christian geschehene Uebertragung ihrer eventuellen Erbfolgerechte in den Plönschen so wie auch in den Glücksburgischen Landesantheilen und lehnbaren Besitzungen an den König Friedrich V. von Dänemark und dessen Successoren.

No. 7.

Wir Karl Ludwig ꝛc.

(Siehe die Urkunde vom 12. Febr. 1756 bei Ostwald Nr. XXXII.)

No. 8.

Wir Peter August Friederich ꝛc.

(Siehe die Urkunde vom 10. Febr. 1756 bei Ostwald Nr. XXXI.)

No. 9.

Wir Karl August Anton ꝛc.

(Siehe die Urkunde vom 25. Mai 1756 bei Ostwald Nr. XXXV.)

Gleichwie aber durch vorstehenden Erbfolgs-Vertrag nach dem hierunter intendirten heilsamen Zweck, soviele sonsten zu besorgen gewesene Unruhen und Irrungen in dem gesammten fürstlichen Haus vermieden, mithin in selbigem ein durchgängiges gutes Vernehmen gründlich befestiget, annebst die fürstlichen Stamms-Agnaten wegen ihrer Gerechtsame intuitu einer hinkünftigen Succession in diejenige fürstliche Feudal-Lande, welche für sie einmal auf den Abgang seiner des implorantischen Herzogs fürstlich-männlichen posteritaet würden eröffnet worden seyn, vermittelst derer mit ihnen getroffenen Vereinbahrungen sattsame Vergnügung verschaffet, sodann die gewisse Versorgung derer Herzoglichen Prinzessinnen Töchter, der noch lebenden Gemahlin, und übriger aus dem fürstlichen Hause etwa nachbleibender Wittwen und Prinzessinnen erhalten, auch noch insbesondere, die ungezweifelte Sicherheit deren Herzoglichen Creditorum und die Wohlfahrt der Landen und Unterthanen befördert würde; also sey bei solchen dringenden Beweg-Ursachen sein, des mehrgedachten Herzogs Liebden allergehorsamstes Suchen und Bitten, Wir oberwähntes Pactum Successorium allergnädigst zu confirmiren geruhen möchten.

Da Wir nun hierauf denen ermessenen Umständen nach Uns zuvorderst bewogen gefunden, für die Beide Herzoglich=Holstein=Glücksburgische Minorennen Prinzen wegen Ihrer bei der Sach mit eintrettenden Gerechtsame, den Grafen Ludwig Heinrich Adolph zu Lippe=Detmold zum Curatore ad hunc actum zu benennen und zu bestellen, anbei ihme wegen dessen, wofür er eigends zu sorgen habe, den besonderen Auftrag zu thun, sofort auch an Uns von ihme Curatore hierüber seine allerunterthänigste Berichte erstattet, und die in so ein als anderem obwaltende Beschaffenheit Uns des weiteren vorgebracht worden.

So haben Wir angesehen solche des Herzogs zu Holstein=Ploen Liebden billigmäßige Bitte, auch das hiernebst von Seiten des compaciscirenden Königs von Dännemark und Norwegen Majestät als Herzogen zu Holstein Liebden geschehene geziemende Gesuch, und darum mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath und rechtem Wissen zu dem vorgeschriebenen mittels Agnatischen Consens geschlossenen Successions=Tractat Unsere Kaiserliche Confirmation, jedoch Unsren und des heiligen Römischen Reichs, wie auch jedes dritten, insonderheit deret noch unmündigen Holstein=Glücksburgischen Prinzen Gerechtsame in alle Weis unschädlich, gnädigst ertheilet.

Thuen das, confirmiren und bestättigen denselben Successions=Tractat auch solchergestalten von Römisch=Kaiserlicher Machtvollkommenheit hiemit wissentlich in Kraft dieses Briefs, und meinen, setzen und wollen, daß mehrgedachter Successions Tractat in allen seinen Worten, Puncten, Clausulen, Articulen, Inhalt, Mein und Begreifungen, soweit derselbe einen jeden Theil bindet, kräftig und mächtig seyn, stett, fest und unverbrüchlich gehalten, und vollzogen, und obgemelten Herzogs zu Holstein=Ploen Liebden, dann Se. Majestät der König zu Dännemark und Norwegen, als Herzog zu Holstein, deren Erben und Nachkommen, sich desselben alles seines Inhalts, nichts davon ausgenommen, geruhiglich gebrauchen und genießen sollen und mögen, von allermänniglich unverhindert, doch ihnen obgedachtermaßen Uns und dem heiligen Reich, wie auch jedes dritten, insonderheit derer unmündigen Holstein=Glücksburgischen Prinzen Gerechtsamen in alle Weis an seinen Rechten und Gerechtigkeiten unvergriffen und unschädlich.

Und gebiethen darauf allen und jeden Kurfürsten (ad longum in's Reich) ernst und festiglich mit diesem Brief, und wollen, daß Sie oftgedachten Herzogen zu Holstein=Ploen, dann Se. Majestät den König zu Dännemark und Norwegen als Herzogen zu Holstein deren Erben und Nachkommen an obinserirten Successions=Tractat und dieser Unserer darüber ertheilten Kaiserlichen Confirmation und Bestätigung nicht hindern noch irren, sondern Sie dessen geruhiglich erfreuen, gebrauchen, genießen und gänzlichen dabey bleiben lassen, darwider nichts thuen, handlen oder fürnehmen, noch das jemands anderen zu thun gestatten, in keine Weise noch Wege, als lieb einem jedem seye Unsere Kaiserliche Ungnade und Straf, und darzu eine Poen von 20 Mark löthigen Goldes zu vermeiden, die ein jeder so oft Er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unsere Kaisl. Cammer, und den anderen halben Theil demjenigen, so hierwider beleidiget würde, unnachläßlich zu bezahlen verfallen seyn solle. Mit Urkund ꝛc.

Wien den 5. Martii 1761.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Esaias Tegnér.

Wenn gegenwärtig an sich schon die Stimmung, in welcher Gervinus seiner Geschichte der deutschen Dichtung die bekannten Worte Heinrich Percy's als Motto vorsetzte, vollkommen berechtigt ist, so ist sie es in noch höherem Grade gegenüber einem Dichter des Volksstammes, mit dem uns ein schwerer Kampf für unser gutes Recht bevorsteht. Wir fühlen dies und nichts liegt uns ferner, als daß wir mit dem Ausdrucke der Theilnahme und der Bewunderung, die wir für den nordischen Dichter in Anspruch nehmen, einer friedfertigen Stimmung auch in Beziehung auf die Frage Eingang verschaffen wollten, in der Kampf auf Leben und Tod das Einzige ist, was uns ziemt und frommt. Aber im Heiligthume der Geschichte, dem der Sänger Frithjof's und sein Gedächtniß angehört — denn bald sind zwei Jahrzehnte verflossen, seit er aus dem Leben schied — soll und darf die Stimme des Zornes und des Hasses schweigen. Betreten wir es in dieser Stimmung, eingedenk der geistigen Verwandtschaft zweier Nationen, die weiter zurückreicht, als der praktische Conflict der Gegenwart.

Vor einigen Jahrzehnten stand noch in Tegnaby, einem kleinen Dorfe in Småland, die geringe, einfenstrige Hütte, in der zur Zeit Karl's XII. Tegnér's Großvater als armer Ackersmann lebte. Von seinen zahlreichen Kindern war der jüngste Sohn der Vater unseres Dichters; in den ersten Jahren Waise geworden, wuchs er im Hause eines älteren Bruders auf. Dieser und ein Geistlicher, welcher für den lernbegierigen Knaben Interesse gewonnen hatte, verschafften ihm Zutritt zu dem Gymnasium in Wexiö, und als er dasselbe durchlaufen hatte, setzte ihn der Bruder auf ein Pferd und brachte ihn nach Lund, der Universität für die südlichen Provinzen Schwedens. Hier studirte der junge Tegnér — diesen Namen führte er bei seinem Eintritte in das Gymnasium von seinem Heimathsdorfe Tegnaby — Theologie und erhielt, nachdem er während einer Reihe von Jahren Adjunct eines Pfarrers in Wermeland gewesen war, selbst ein Pastorat in jener Provinz, am westlichen Ufer des Wener-Sees.

Kurz vorher war ihm am 13. November 1782 der fünfte Sohn geboren worden, der nach ihm selbst auf den Namen Esaias getauft wurde.

Diesem Kinde hatte das Schicksal beschieden, daß es den Namen des „Bauernsohnes von Tegna" mit unvergänglicher Schrift in die Annalen seines Vaterlandes eintragen sollte.

Zwar den jungen Esaias bettete das Schicksal hart genug. Er war kaum neun Jahre alt, als er den Vater verlor. Mit sechs Kindern blieb die Wittwe in der dürftigsten Lage zurück. Auf die Erziehung ihrer Kinder wandte die vortreffliche Frau dennoch alle Sorgfalt; für diesen Zweck scheute sie kein Opfer.

Während seine beiden älteren Brüder sich in Lund für den geistlichen Beruf vorbereiteten, studirte der junge Esaias im Hause der Mutter auf seine eigene Hand. Die seinem Geiste innewohnende Triebkraft fing schon damals an, sich zu bethätigen. Wir haben aus dem Anfange des Jahres 1793 einen merkwürdigen Brief von der Hand des damals zehnjährigen Knaben, in welchem er einem seiner älteren Brüder von seinen Studien Rechenschaft giebt. Neben Cornelius Nepos und Cicero treibt er Deutsch und Französisch; er liest unter Anderm Gellert's Fabeln. An einem Abend notirt er: „57 Seiten in Lagerbring's schwedischer Geschichte zur Erholung." Ja, er bittet den Bruder um die Zusendung des Kölmark, — einer Einleitung in die Philosophie und Moral. Auch der Dichter regte sich in ihm schon damals. In dem ältesten Tegnér'schen Gedichte, dessen Erhaltung wir dem treuen Gedächtniß einer alten Magd verdanken, besingt der Knabe ein todtes Gänschen, das er eines Tages fand und auf einem altheidnischen Grabhügel feierlich bestattete, welcher schon lange der Lieblingsplatz für seine kindlichen Spiele gewesen war.

Doch der jugendliche Poet sollte sehr bald mit der Prosa des Lebens die ernstlichste Bekanntschaft machen. Ein Freund seines verstorbenen Vaters, Jacob Branting, Rentamtmann in der Gegend von Karlstadt, erbot sich, um der Wittwe ihre schwere Bürde zu erleichtern, den zehnjährigen Esaias in sein Haus und Bureau zu nehmen, wo er einen Schreiber aus ihm machen wollte. Der Knabe war schon vorher ein guter Rechner gewesen und hatte für seine Mutter mit einer für sein jugendliches Alter ungewöhnlichen Pünktlichkeit über die ihr zustehenden Zehnten Rechnung geführt; jetzt fand er sich in den Bureaugeschäften schnell zurecht und sein Pflegevater hatte mit jedem Tage mehr Freude an dem lebhaften und raschen kleinen Schreiber. Die häufigen Reisen, die er mit seinem Pflegevater in dem schönen Wermeland machte, mochten ihm wohl behagen; sie boten seinem lebhaften Sinne für Schönheiten der Natur reichliche Nahrung. Die mechanischen Arbeiten jedoch, zu denen er in der Schreibstube und in der Wirthschaft gebraucht wurde, widerstrebten ihm. Wenn er eines Buches habhaft werden konnte, so verschlang er es und vergaß dar-

über Alles, was ihn umgab. In besonders hohem Grade müssen ihn schon damals die alt-nordischen Sagen gefesselt haben, mit denen er durch Björner's Kämpadater bekannt wurde; schon in Branting's Hause schrieb er, wie er später selbst erzählt, ein längeres Gedicht in Alexandrinern, zu dem ihn die Lectüre Björner's inspirirt hatte; der Held desselben, nach dem er es benannte, war Atle, d. i. Attila. Der alte Branting gewahrte mit steigender Verwunderung an seinem Pflegesohne die Spuren des keimenden Genius. „Esse“ — so nannte er ihn — „ist zu gut, um in meinem Bureau zu sitzen und Zahlen zu schreiben,“ hörte man ihn oft sagen. Als der Alte noch schwankte, kamen unserem jungen Freunde die Sterne zu Hülfe und entschieden sein Schicksal. An einem schönen Winterabende fuhr Esaias mit Branting von Karlstadt nach Hause; und als der fromme Mann von dem prächtig ausgestirnten Himmel, der sich über ihnen wölbte, Veranlassung nahm, von der Allmacht Gottes und der Herrlichkeit seiner Werke zu sprechen, kramte Esse die astronomische Gelehrsamkeit aus, die er aus einem jüngst gelesenen Buche: „Philosophie für Laien,“ sich angeeignet hatte. Er muß es mit großer Beredtsamkeit gethan und auf seinen Pflegevater einen tiefen Eindruck damit gemacht haben; denn nach einigen Tagen kündigte dieser ihm an, er habe beschlossen, ihn studiren zu lassen. So ging ein heimlicher Wunsch in Erfüllung, den Esaias schon lange gehegt hatte.

Mit edler Humanität nahm ihn jetzt ein Capitän Löwenhjelm, bei dessen Söhnen sein ältester Bruder Informator war, in sein Haus auf. Unter des Bruders Leitung warf sich der dreizehnjährige Knabe mit Leidenschaft auf die Studien. Nach und nach las er eine Menge lateinischer Prosaisten, namentlich aber Dichter, die sich seiner Phantasie und seinem Gedächtnisse so unauslöschlich einprägten, daß er noch nach mehr als vierzig Jahren lange Stücke aus denselben hersagen konnte. Auch die englische Sprache lernte er schon damals aus Macpherson's Ossian. Diese Poesie machte einen tiefen Eindruck auf ihn; noch lange sah man an einer Stubenthüre die Spuren der tapferen Stöße, mit denen der junge Barde in kriegerischer Begeisterung die oft wiederholten Worte: The spear of Connell is keen begleitet hatte.

Nach funfzehn Monaten verließ er das Löwenhjelm'sche Haus und begleitete seinen Bruder nordwärts in die Gegend von Philippstadt, wo mitten im Walde an einer Stelle, die noch vor einem Menschenalter eine unzugängliche Wildniß gewesen war, jetzt unter der Leitung ihres Eigenthümers, des Bergraths Myhrmann, Bergbau und Landwirthschaft blühte. Mehr noch, als die ihn hier umgebende Natur mit ihrer wilden Ursprünglichkeit, fesselte unseren jungen Gelehrten die reich ausgestattete Bibliothek,

die er im Hause vorfand. Vor Allem aber zog ihn ein großer Foliant magnetisch an, auf dessen Rücken „Homerus“ zu lesen stand. Er selbst erzählt, wie er die Bekanntschaft mit diesem Dichter machte: „Ohne alle grammatikalische Vorkenntnisse, wie ich war,“ sagt er, „beschloß ich dennoch auf der Stelle mit Hülfe der lateinischen Uebersetzung und des Wörterbuchs mich an dieser Aufgabe zu versuchen, die mich das ganze nächste Jahr beschäftigte.“ Ueber die anomalen Dialektformen, von denen in seiner Grammatik kein Wort stand, bildete er sich sein eigenes System. Im Anfang ging es daher langsam. „Aber,“ sagt er an jener Stelle, „vor Schwierigkeiten zurückzuweichen, war in keinem Fall meine Art, und je weiter ich vorwärts kam, um so leichter wurde dann auch die Erklärung.“

Der Umfang und die Intensität seiner damaligen Studien grenzt an's Unglaubliche. Ein zuverlässiger Zeuge, damals sein Stubenkamerad, berichtet, daß er in den sieben Monaten, die sein erster Aufenthalt in dem Myhrmann'schen Hause währte, die Ilias drei Mal, die Odyssee zwei Mal und von lateinischen Dichtern Horaz, Virgil und Ovid's Metamorphosen las. Xenophon und Lucian sprachen ihn wenig an. Zur Erholung las er Rousseau, Voltaire und Racine, ebenso römische und englische Historiker. Von Shakespeare fand er nur den Hamlet vor, der ihn wenig interessirte; von deutscher Literatur nur Prosaisten und wohl nicht eben die besten, denn sie flößten ihm nach seinem eigenen Zeugnisse einen Widerwillen gegen unsere Sprache ein, der sich lange erhielt.

Er trieb diese vielseitigen Studien ganz selbständig; während sein Bruder die Söhne des Hauses unterrichtete, saß Esaias abseits in einer Ecke des Zimmers allein über seinen Autoren. Zum Glück sorgte die festgeregelte Hausordnung und der Kreis munterer lebenslustiger Altersgenossen, mit denen er unter demselben Dache lebte, und von deren Spielen er sich nicht ausschließen konnte, dafür, daß es ihm auch an körperlicher Erholung nicht fehlte. Mit Vorliebe trieben die Knaben in ihren Freistunden das Kegelspiel, in dem unser Esaias sich bald eine hervorragende Fertigkeit erwarb. So wie man es dort trieb, erforderte es aber nicht blos Geschicklichkeit, sondern auch bedeutende Kraft, denn der König war zwei Ellen hoch, die übrigen Kegel im Verhältnisse, und das Geschoß, eine mächtige Kugel aus Maserholz, wurde aus einer Entfernung von 30 bis 40 Schritt in weitem Bogen geschleudert.

Im Anfange des Jahres 1798 führte der ältere Bruder seine vier Zöglinge auf die Universität Lund, und Esaias kehrte nun zu seiner Mutter zurück, bei der er das nächste Frühjahr und den Sommer zubrachte, fast für die ganze übrige Welt außer seinen Griechen und Römern abgestorben. Selten schlief er mehr als drei Stunden. Im Herbst

kehrte er in das Myhrmann'sche Haus zurück, wo er nun selbst den Unterricht der drei jüngeren Söhne übernahm. Er wurde immer stiller, ernster, beinahe menschenscheu, immer schwerer wurde es, ihn von seinen Büchern abzuziehen, bei denen er bisweilen den hellen Morgen heranwachte. Licht für seine nächtlichen Arbeiten, das war sein beständiges Anliegen, „Licht" seine einsilbige Antwort, wenn man ihn fragte, womit man ihm eine Freude machen könne.

Nach einem Jahre begleitete er, im Herbste 1799, drei der älteren Söhne des Hauses, welche nach Lund zurückkehrten, auf die dortige Universität; Myhrmann und der alte Branting versprachen, die Kosten seines Aufenthalts auf derselben zu bestreiten. In dem Examen, das er nach alter Sitte vor seiner Immatriculation ablegen mußte, zeigte er so ausgedehnte Kenntnisse, wie sie gewöhnlich erst bei der Magisterprüfung gefordert werden.

Daß man vor sechzig und einigen Jahren in Schweden ebenso wie bei uns in Deutschland frugaler lebte, weit weniger Bedürfnisse kannte, als heute, versteht sich von selbst. Professor Kahl in Lund erzählt in einem vor zwölf Jahren erschienenen lehrreichen und unterhaltenden Buche über Tegnér und seine Zeitgenossen, daß die Summe, die ein Lundenser Student jetzt an halbjähriger Miethe für ein anständiges Zimmer zahle, im Anfang dieses Jahrhunderts bei vielen der minder Bemittelten den gesammten Wechsel für ein Semester repräsentirt habe, nämlich eine Summe von 30 Reichsthalern, was soviel ist, wie 12 Thaler preußisch. Man muß wissen, wie die schwedischen Studenten damals lebten. Ihre Hauptnahrung war gesalzenes und geräuchertes Fleisch, das sie bei'm Beginn des Semesters oder, wie man in Schweden sagt, des Termins, von Hause mitbrachten; ohne Zweifel ergänzte im Laufe des Semesters mütterliche Fürsorge von Zeit zu Zeit die schwindenden Vorräthe. Auch von unserem Esaias und seinen Gefährten wird erzählt, daß sie bei ihrem Einzuge in Lund sehr erhebliche Provisionen dieser Art mit sich führten.

Auch die Kleidung kostete die Studenten nicht viel; für gewöhnlich trugen sie Kleider von groben, im elterlichen Hause gewebten Stoffen, plumpe, daheim verfertigte Schuhe und weiße Wollenstrümpfe. Stiefel, Frack und Tuchüberrock waren ein Luxus, den man sich nur am ersten oder zweiten Mittwoch im Termin gestattete, wo bei den Herren Professoren der übliche Besuch abgelegt wurde.

So lebten die meisten Studenten; selbst die wohlhabenderen wurden von ihren Eltern knapp gehalten. So mußte unser Esaias mit seinem Freunde Olof Myhrmann in einer nur für Einen Studenten berechneten Kammer wohnen, ja das schmale einschläfrige Bett mit seinem Kameraden

theilen. Oft, so erzählt sein Biograph, rafften sich die beiden, nachdem sie auf dem engen Lager vergebens nach Schlaf gerungen, mitten in der Nacht auf und setzten sich, um munter zu werden, an's Schachbret!

Von dem lustigen Wirthshausleben, ohne das wir nach deutschen Begriffen uns den liber studiosus gar nicht denken können, soll es vor sechzig Jahren in Lund kaum eine Spur gegeben haben. Von studentischen Festlichkeiten hatte jedes Jahr nur eine, — das uralte vom ganzen Volk in den Ländern skandinavischer Zunge gefeierte Maienfest. Und da sich die studirende Jugend an diesem einen Tage für ein ganzes Jahr voller Arbeit und Entbehrungen zu entschädigen hatte, so ging es da um so lustiger und bacchanalischer zu. In dicht geschlossenen Reihen zog die ganze Studentenschaft singend, lärmend, vor den Häusern der Professoren Vivat rufend, durch die Stadt. Die Gesetze der Universität und nicht selten auch die des Anstandes ruhten an diesem Tage, um den jugendlichen Uebermuth sich einmal austoben zu lassen. Selten verging der erste Mai ohne gewaltsame Auftritte zwischen Studenten und Handwerksburschen. In Lund wie auch in Upsala entzweite beide eine uralte Feindschaft, die auch sonst oft in Thätlichkeiten ausbrach. Sogar in den Städten, wo es Gymnasien gab, bestand zwischen den Schülern derselben und den jungen Handwerkern ein ähnliches feindliches Verhältniß. Da gab es denn aller Augenblicke kleinere Scharmützel, ja mitunter förmliche Schlachten und Belagerungen, bei denen nicht selten Blut floß. Der Carcer in Lund wurde nicht leer, und Relegationen waren an der Tagesordnung.

An all' diesem lustigen und wilden Treiben, an der Geselligkeit überhaupt, die im Ganzen einen mehr familiären Charakter trug und in der die Studentenkreise von denen der Professoren sich weit weniger scharf sonderten, als wir es auf unseren Universitäten zu sehen gewohnt sind, nahm der junge Tegnér fast gar keinen Antheil. Er galt deshalb, wie er selbst später erzählt, für einen menschenscheuen, überstudirten Sonderling.

Man erschrickt, wenn man in eben diesem Berichte liest, daß er täglich 18 bis 20 Stunden arbeitete. Er und sein Stubengenosse standen meist um 2½ Uhr auf. Auch in der Methode, die man damals in Lund bei den akademischen Studien befolgte, gewahren wir einen auffallenden Unterschied zwischen sonst und jetzt. Die Vorlesungen der Professoren waren fast die einzige Quelle, aus der die Studirenden ihre Kenntnisse schöpften. Lehrbücher wurden fast gar nicht benutzt, Buchläden waren nicht vorhanden — ein Mangel, der sich doch allmählich so fühlbar machte, daß ein Professor der Universität, Lundblad, einen solchen eröffnete. Unter diesen Umständen gingen die sorgfältig nachgeschriebenen und in jedem Semester mit den Zusätzen, welche die Herren Professoren in denselben

gemacht, gewissenhaft bereicherten Collegienhefte von einer Generation auf die andere, bildeten von einem Examen zum anderen die gesuchte Weisheitsquelle für die Candidaten. Professor Kahl erzählt in dem erwähnten Buche von einem im Jahre 1808 promovirten Magister, dessen halbe Bibliothek aus solchen, unzählige Male von ihm repetirten Collegienheften bestand.

Die lateinische Sprache war noch in vollem Besitz ihrer alt-ererbten Prärogative. Und nicht nur die exacten Wissenschaften, auch die griechische Sprache litt unter dem Uebergewicht des Lateinischen. Als Tegnér nach Lund kam, gab es dort für jene keinen Lehrstuhl, und unser junger Hellenist fand sich schmerzlich getäuscht, als er im Lectionskatalog vergeblich nach Vorlesungen über seine Lieblingsklassiker suchte. Unglücklicherweise war Norberg, der Orientalist, der nebenbei auch die griechische Literatur vertrat, eben Rector und als solcher nach altem Herkommen von Vorlesungen befreit. So fand sich denn unser Freund genöthigt, gerade sein Lieblingsstudium auf eigene Hand zu treiben. Auch im Uebrigen indeß besuchte er die Vorlesungen wenig. Sein Genie, seine Kenntnisse, seine riesenhafte Arbeitskraft wurden allgemein bewundert; oft, wie er selbst berichtet, ward ihm die Ehre zu Theil, seine lateinischen Arbeiten in Versen wie in Prosa vom Katheder als Muster empfehlen und vorlesen zu hören.

Bald ließ sein stolzer Sinn es ihm unzulässig erscheinen, die Unterstützung seiner Gönner Branting und Myhrmann länger in Anspruch zu nehmen. Schon in seinem zweiten Semester nahm er, um derselben nicht weiter zu bedürfen, eine Hauslehrerstelle auf dem Lande, in der Provinz Småland an.

Und wieder lebte er hier, wie er in Lund gelebt hatte, einsam, die Gesellschaft eher fliehend, als suchend. Man beachtete den düsteren wortkargen Studenten nicht, und erst, als er ein Familienfest mit einigen französischen Versen verherrlicht hatte, fing man an, ihn mit einer Art achtungsvoller Verwunderung zu betrachten. Die Abhängigkeit seiner Stellung empfand er bei seinem angeborenen Stolz bitter genug. „Wie glücklich," ruft er in einem Briefe an einen Universitätsfreund aus, „bist Du, ohne Jungen und ohne freiherrliche Patronage zu leben." In allen seinen Briefen aus jener Zeit spricht sich die düsterste Gemüthsstimmung aus. „Ich blase Trübsäl nach Noten," heißt es an eben jener Stelle, — zeitweise faßt ihn der tiefste Widerwille gegen alles Studiren. In seiner energischen Art ruft er einmal aus: „Die Thorheit, mit Eifer zu studiren, ist noch um einen Grad über der Thorheit, überhaupt zu studiren. Ich bin dafür bestraft worden, daß ich beide begangen habe." Und wie unjugendlich klingen

Worte, wie die folgenden: „Ich glaube, es giebt wenig Charaktere, welche die Liebe glücklich machen kann. Sie muß allein herrschen, und ist nicht dazu gemacht, sich mit dem zweiten Platz zu begnügen; aber es giebt ohne Zweifel nicht Viele, die das Herz haben, alle anderen Leidenschaften ihr allein zu opfern. Uebrigens muß es besser sein, vollkommen kalt, als nur für das Sinnliche in der Liebe empfänglich zu sein. Von den zwei Elementen, welche diese Leidenschaft ausmachen, dem Physischen und Moralischen darin, ist jenes pöbelhaft, thierisch, erniedrigend, dieses Schwärmerei, eitel Hirngespinnste und Dunstbilder. Sie mag aber darum doch ihr Angenehmes haben, vorausgesetzt, daß man denen glauben darf, welche darin Erfahrung besitzen." Wir werden nicht irren, wenn wir die Ursachen einer solchen Stimmung theils in der alles Maaß übersteigenden geistigen Anstrengung, theils in seiner drückenden freudlosen Existenz suchen, die eine so lebhafte für Freiheit und Genuß geschaffene Natur doppelt schmerzlich empfinden mußte.

Im Frühjahre 1802 bestand Tegnér, nachdem er wieder nach Lund zurückgekehrt war, mit Glanz das philosophische Magisterexamen und erhielt bei der feierlichen Promotion am Mittsommertage, unter denen, die damals nach alter Sitte in der Domkirche mit dem Lorbeerkranz geschmückt wurden, den Ehrenplatz des „Primus." Fast indeß hätte er die Ehre theuer bezahlen müssen. Eben um jene Zeit wurde die Lundenser Studentenschaft durch eine vom Senat ausgegangene Maaßregel aufgeregt, welche den schönen neben der Domkirche gelegenen Park, den altberühmten Lundagård, wenn nicht zerstörte, so ihn doch für eine Reihe von Jahren verunstaltete — mehrere der schönen alten Bäume waren gefällt, die übrigen gekappt worden. Außer sich vor Erbitterung, versammelten sich sämmtliche Studenten an dem Schauplatze des Frevels, bewaffneten sich mit Aesten und Stämmen und zogen so grassatim nach dem Hause des Rectors, den man als den Urheber der barbarischen Maaßregel ansah. Zu seinem Unglück begegnete Tegnér dem Haufen; Alle kannten ihn und nun hieß es: „Der Primus muß mit!" Trotz aller Vorstellungen wurde auch er mit einem mächtigen Ast bewaffnet und fortgezogen. Vor dem Hause des verhaßten Rectors wurde ein donnerndes Pereat angestimmt und dann die mitgebrachten corpora delicti vor der Hausthüre aufgethürmt, so daß der Zugang in wenigen Augenblicken gesperrt war. Mit Mühe hielt Tegnér seine Commilitonen davon ab, daß sie nicht auch die Fenster einwarfen.

Tags darauf ward er vor Seine Magnificenz beschieden, die ihm ankündigte, daß er, wenn er nicht die Theilnehmer an dem Auflauf nenne, sich auf Relegation cum infamia gefaßt zu machen habe. Bei dieser

entehrenden Zumuthung schoß unserem Primus das Blut in den Kopf und er antwortete hitzig, mit ihm möge man verfahren, wie man für gut halte, aber nimmer werde er sich zum Angeber seiner Kameraden hergeben. Zum Glück für ihn hatte der Rector auch unter seinen Collegen wenig Freunde, und als Tegnér bei diesen die Runde machte, um ihnen seine Noth zu klagen, schienen ihm die meisten das Mißgeschick ihres Oberhaupts mit erstaunlicher Gemüthsruhe aufzunehmen. Die Sache verfiel denn auch von selbst; Esaias empfing am Mittsommertage den Lorbeer, wurde nicht relegirt und blieb in Lund, wo ihn bald darauf der Professor der Aesthetik, von jeher sein Gönner, zum Docenten in dieser Wissenschaft berief — ein Recht der Professoren auf den schwedischen Universitäten.

Vorübergehend hielt sich Tegnér im folgenden Jahre 1803 um des lieben Brodes willen als Hauslehrer in Stockholm auf, kehrte aber schon im Herbst nach Lund zurück und wirkte nun ununterbrochen durch mehr als vierzig Semester als akademischer Lehrer. Im Anfang des Jahres 1805 wurde er zum Adjuncten in der Aesthetik ernannt — ein bescheidenes Loos; denn der Gehalt, den jene Stelle abwarf, betrug nicht mehr als 30 Thaler preußisch! Aber noch in demselben Jahre gelangte er zu einer fest begründeten Existenz, als die Universität ihn zu ihrem Vice-Bibliothekar ernannte. Dieses Amt brachte ihm 162 Scheffel Korn jährliches Einkommen. Es ist ein oft gehörter und von den Meisten geglaubter Satz, daß ein harter Kampf mit der Noth des Lebens in jungen Jahren die Kraft, auch die geistige, des Menschen hebt und stählt. Wir haben diesem Satz stets nur eine beschränkte Wahrheit zuerkannt. Es giebt einen Kampf mit den bitteren Nothwendigkeiten des Lebens, der die Sehnen auch der gewaltigsten Kraft bricht, anstatt sie zu stählen; es giebt Naturen, die jenem Kampf, auch wenn er sich nicht zum Aeußersten steigert, nicht gewachsen sind und in ihm verkümmern, während sie, von der Gunst des Geschickes getragen, sich reich und freudig entwickelt haben würden.

Zu diesen letzteren, minder kräftigen Naturen gehörte Tegnér sicherlich nicht. Mit riesiger Kraft und Ausdauer hatte er von dem Augenblicke an, wo er, noch ein Knabe, sich den Wissenschaften widmete, dem höchsten Ziele nachgestrebt. Aber wir haben schon gesehen, wie sehr sein innerer Mensch unter der gewaltsamen Anstrengung seiner Kräfte, unter seiner drückenden äußeren Lage und der trüben Aussicht in die Zukunft litt. Dieser Druck der äußeren Verhältnisse ist ohne Zweifel schuld daran gewesen, daß sein hohes dichterisches Genie sich nicht früher entfaltete. Die Sorgen um das Brod hinderten ihn dann auch später, sich ganz dem Berufe hinzugeben, für den er geschaffen war, sie auch, täglich

wiederkehrend, trugen die Schuld, daß die Zahl und der Umfang der dichterischen Schöpfungen, welche Schwedens größtes Dichtergenie der Nachwelt hinterlassen hat, so gering ist; ihn unsterblich zu machen, haben sie ausgereicht; aber sie sind doch in alle Wege kein erschöpfender Ausdruck seiner Begabung. Ja, wir sind davon überzeugt, daß der Drang und die Noth seiner früheren Jahre den Keim zu jenen langjährigen Leiden legte, die auch an ihrem Theile dazu beitrugen, den schöpferischen Trieb in ihm zu lähmen und die dann den Abend seines Lebens in so verhängnißvoller Weise verdüsterten, ihn so elend machten und seinen hellen Geist in die Nacht des Wahnsinns tauchten.

Eine bessere, glücklichere Zeit brach für Tegnér erst an, als er, in seiner Existenz durch die Anstellung an der Universitätsbibliothek gesichert, sich, noch nicht 24 Jahre alt, einen eigenen Heerd gründete. Aus Wermeland, aus dem Myhrmann'schen Hause, dem er schon so viel verdankte, führte er im Sommer 1806 auch seine Frau heim, nachdem er vier Jahre lang mit ihr versprochen gewesen war.

Von diesem Augenblicke an wurde er ein anderer Mensch. Bis dahin ein schwermüthiger Grübler, der selbst bei den Besuchen im Hause seiner Braut still und verschlossen seine einsamen Wege ging, am Frühstücks-, oft auch am Mittagstische fehlte, wurde er nun zugänglich, fröhlich, der liebenswürdigste Gesellschafter, von aller Welt eben so gesucht wegen seines unversiegbar sprudelnden Humors und scharfen Witzes, wie geliebt wegen seines grundehrlichen, offenen, harmlosen Charakters, des guten Herzens, das sich auch in dem übermüthigsten Spiele der Laune nie verleugnete. —

Tegnér war bald einer der beliebtesten Lehrer der Universität. Als er im Jahre 1808 statt des Professor Lidbeck, der damals als Rector von Vorlesungen dispensirt war, über Aesthetik las, strömte die akademische Jugend mit Begeisterung in seinen Hörsaal.

Von den Studenten enthusiastisch verehrt, gewann er auch im Kreise seiner Collegen Ansehen und Einfluß. Professor Kahl hat uns von demselben ein lebendiges und anziehendes Bild entworfen. Das Lundenser Corpus academicum war eine recht achtbare Gesellschaft, in der ein tüchtiger Geist echter Wissenschaftlichkeit und wohlwollenden collegialischen Einvernehmens waltete. Da war der berühmte Orientalist Norberg, ein genialischer Mann, voll Leben und Originalität, „weise wie das Alter, unschuldig wie ein Kind," wie Tegnér ihn schildert, seiner Wissenschaft leidenschaftlich ergeben; noch auf seinem Todtenbette beschäftigte ihn die Lieblingsfrage der damaligen Linguistik, ob alle Sprachen der Erde verwandt seien. Da war Lundblad, der es von einem armen Hirtenknaben in

Halland zum Professor poëseos et eloquentiae gebracht hatte; ein kleiner unansehnlicher Mann, von äußerst reizbarem Gefühl, leicht zu Thränen gerührt; auf dem Katheder stets mit dem Ausdruck ringend, aber ein ausgezeichneter lateinischer Dichter und Prosaist, der sich in Leipzig unter Ernesti gebildet hatte. In der theologischen Facultät war einer der beliebtesten und gelehrtesten Professoren und jedenfalls eine der amüsantesten Persönlichkeiten der Universität, der den Herrnhutern sich zuneigende Hylander, der nirgends fehlte, wo guter Punsch oder Wein geschenkt wurde und mit Vorliebe die Herrenhöfe in der Umgegend besuchte, wo er oft ganze Wochen lang blieb, des Sonntags predigte, an den Wochentagen Andachtsstunden hielt, Missionsberichte und Zinzendorfische Erbauungsschriften vorlas, dazwischen aber auch, wenn die Zeit es mit sich brachte, mit demselben Geschick den Lustigmacher abgab, — eine Vielseitigkeit, welche der boshafte Tegnér nach ihm ὑλανδρίζειν nannte. Ein ganz anderer Mann war der tief religiöse Hellstenius, ein glühender Verehrer Swedenborg's, dessen Cultus er aber theils aus angeborener Schüchternheit, theils wegen der Verfolgungen, welchen damals die Anhänger jenes Magus des Nordens von Seiten der schwedischen Staatskirche ausgesetzt waren, in sein Herz verschloß und nur vor seinen vertrautesten Freunden nicht geheim hielt. Von dem Historiker Sjöborg war es zweifelhaft, um was er sich größere Verdienste erwarb, ob um die Förderung seiner Wissenschaft oder um das gesellige Leben der Stadt. Er war unermüdlich in der Veranstaltung von Soiréen, Bällen, Concerten und Landpartien. Auf dem Katheder erzählte Sjöborg fast nur Anekdoten; er that es mit so viel Geschick und Humor, daß sein Hörsaal fast immer gedrängt voll war. Das Behagen, mit dem er erzählte, stieg, je lärmender die Zuhörer ihren Beifall äußerten. Einer der ausgezeichnetsten Professoren war der Philosoph Fremling, welcher, ein hoher Sechziger, mit jugendlicher Lebhaftigkeit sich der von Deutschland herüberkommenden Schelling'schen Philosophie bemächtigte, und als der Curator der Universität, Graf Engeström, dem diese „deutsche Seuche" schlaflose Nächte machte, von ihm Rechenschaft über die Methode und den Inhalt seiner Vorlesungen forderte, diesem selbst eine Vorlesung über „Identität" und „Dualismus" hielt und das Recht der freien Forschung und Lehre männlich und bündig wahrte. Da war endlich — ein rechtes Universitätsoriginal — der Professor der modernen Sprachen und frühere Seecapitän Steckſén, ein kreuzbraver schlichter Mann, der im Sommer selbst sein Korn erntete und neben seinem Knechte auf hohem Fuder thronend, in die Stadt einfuhr; ein abgesagter Feind aller Intriguen, „der mit der Post zwischen Lund und Stockholm geschäftig hin und her eilenden Ohrenbläserei," wie er sich ausdrückte. Mit großer Vorliebe

beschäftigte er sich mit höchst unwahrscheinlichen Wahrscheinlichkeitsrechnungen und machte durch eine solche Rechnung, die er in seinem Testament niederlegte, seinen Namen landkundig. Er hinterließ nämlich sein ganz geringfügiges Vermögen der Universität Upsala, mit der Bestimmung, daß dieselbe einen Theil davon bis in ewige Zeiten auf Zinseszins ausleihen sollte; sein Testament enthielt ganz detaillirte Bestimmungen über die Verwendung der ungeheuren Summen, die sich seiner Phantasie in dieser glänzenden Perspective zeigten.

Auch in diesen Lundenser Kreisen machen wir eine Wahrnehmung, die sich — wir sind davon überzeugt — Jedem aufgedrängt hat, dem die Gelegenheit wurde, Land und Leute von Schweden kennen zu lernen; wir meinen das ungemein lebhafte Interesse, mit welchem dort die öffentliche Meinung die Angelegenheiten der Einzelnen umfaßt — ein echt demokratischer Zug, der neben seiner zunächst in die Augen fallenden Schattenseite doch auch große Vorzüge in seinem Gefolge hat. Denn freilich äußert er sich häufig nur als Neugier und Klatschsucht; aber dieser Antheil an den Angelegenheiten der Landsleute macht sich doch auch in Gutem geltend, ja, er ist ein wesentlicher Stütz- und Ausgangspunkt für die Liebe zum Vaterlande. Während sich in anderen Ländern die lebhafte persönliche Theilnahme an den Privatinteressen der Mitmenschen bei Stadtbewohnern auf das Weichbild der Stadt, bei Landleuten auf das Dorf und die nächste Umgegend, in der man verkehrt, zu beschränken pflegt, ziehen sich in Schweden diese Kreise des Interesses ungleich weiter. Das ganze Volk macht noch, so zu sagen, eine einzige große Familie aus; die Vermögens- und anderen Verhältnisse der alten angesehenen Familien kennt Jedermann im Lande, überall werden sie, ähnlich wie in England, lebhaft besprochen. Ein schönes Mädchen ist nicht blos in ihrer Stadt, in ihrer Gegend, sondern in der ganzen Provinz bekannt und gefeiert. Ein schönes Gelegenheitsgedicht verbreitet sich in tausend Abschriften über das ganze Land und sein Verfasser kann darauf rechnen, dasselbe in Kurzem von dieser und jener gelehrten Gesellschaft ausgezeichnet zu sehen. Ein treffendes Witzwort ist in Kurzem Gemeingut; ein Unglücksfall, von dem ein Ort betroffen wurde, regt auf der Stelle überall im Lande den wohlthätigen Sinn zur lebhaftesten Theilnahme, zur hülfreichen Unterstützung an. Freilich greift auch vielleicht in keinem anderen Lande die öffentliche Meinung, deren Organ heut zu Tage die Presse ist, mit so zudringlicher Indiscretion, mit so rücksichtsloser Tyrannei in alle Gebiete des Privatlebens, auch in diejenigen über, die in keiner Weise vor ihr Forum gehören.

Von jener zuerst geschilderten liebenswürdigeren Seite zeigt sich uns



in den Schilderungen, die wir von ihr besitzen, die Lundenser Gesellschaft, in der Zeit, wo Tegnér ihr angehörte. Der junge Adjunct in der Aesthetik war bald der Mittelpunkt eines Kreises jüngerer Gelehrter, der sich täglich in den Nachmittagsstunden in der Wohnung eines unter ihnen zusammenfand, und der von diesem Versammlungsort, den man die „Herberge“ nannte, den Namen der Herbergisten erhielt, unter welchem er in der schwedischen Literaturgeschichte berühmt geworden ist. Anspruchslos, wie die Menschen zu jener Zeit, waren auch die Räume, in denen das junge Lund sich versammelte; zwei Zimmer mit gekalkten Wänden, in jedem ein Sopha, ein unpolirter Tisch und eben solche Stühle, einige Bücherbreter, in dem kleineren außerdem das Bett des Eigenthümers, ein Schreibepult und ein kleiner Spiegel — das war die Herberge.

Jeden Nachmittag um drei Uhr, wenn er seine Vorlesungen über Pindar, Homer oder Thukydides geschlossen, stellte sich Tegnér, begleitet von seinem Hunde, dem bekannten Atis, aus dem Geschlechte der Möpse, der kein Colleg seines Herrn versäumte, dort ein und warf sich, oft den Hut auf dem Kopfe, in's Sopha. Er war ein Mann von mehr als mittlerer Größe, schlank, wohlgebaut, Haltung und Gang nachlässig. Seine Gesichtsbildung war edel und bedeutend; die breite hochgewölbte Stirne, das schöne blaue Auge, der schelmische Zug, der seinen Mund umspielte, Alles verkündete Geist und Laune. Während nun Tegnér, von Anfang an das stillschweigend anerkannte Oberhaupt der Herbergisten, bequem im Sopha lehnte, lag wohl gar Lindfors, der bekannte „Löwe von Småland,“ als Student wegen seiner herculischen Kraft und an die alten Berserker erinnernden Kampfslust in hohem Ansehen, lang ausgestreckt auf dem Bette, die Füße über eine Stuhllehne gestreckt; der Theolog Heurlin ging, die Tabakspfeife im Munde, lebhaft declamirend und gesticulirend, im Zimmer auf und ab, während der Wirth des Hauses, Professor Bolméer, bemüht war, die ihm angeborene höfische Artigkeit und ceremoniöse Zuvorkommenheit — eine echt schwedische Eigenschaft — in jedem Augenblick und gegen jeden Einzelnen an den Tag zu legen. Ein seltener Gast war der berühmte Botaniker und spätere Bischof Agardh, ein täglicher Besucher dagegen der Universitätssecretär Palm, ein leidenschaftlicher, aber nur theoretischer Politiker, der aus der Lectüre der in- und ausländischen Zeitungen ein andächtiges Studium machte. Auch der wilde Ling, der Kraftmensch, welcher im Winter mit einem Wolfsfell um die Schultern umherging und sich später durch die Erfindung der schwedischen Heilgymnastik berühmt machte, gehörte während seines kurzen Aufenthaltes in Lund zu diesem Kreise. „Obgleich mehrere unter uns,“ erzählt Tegnér selbst, „Hausväter und Männer waren, so war doch das Ganze ein lusti-

ges Studentenleben; man spielte Ball mit Ideen und Einfällen, Kindern des Augenblicks, die wohl verdient hätten, allgemeiner bekannt zu werden."

Obgleich die Herberge kein politischer Clubb war, so mußte sich doch auch dort die Theilnahme und das Gespräch oft den großen Ereignissen zuwenden, welche eben damals die Welt erschütterten. Von einer wenn auch nur stillschweigenden Uebereinstimmung der politischen Ansichten war jedoch nicht die Rede; Royalisten und Republikaner, Conservative und Liberale verkehrten hier in aller Eintracht. Die Politik war eben noch nicht Herzenssache geworden. Was Tegnér betrifft, so zeigen uns seine Gedichte den lebhaften Antheil, mit welchem er den Gang der Weltbegebenheiten begleitete. Von jeher hatte er, wie die Mehrzahl der Schweden, auf Napoleon's Seite gestanden; aber es war doch im Grunde nur der Dichter, nicht der Politiker, den die titanische Kraft des Sohnes der Revolution, sein Genie und seine unerhörten Erfolge zur Bewunderung hinrissen. Unvergleichlich schön schildert er in dem Gedichte „der Held" die dämonische Kraft, den unwiderstehlichen inneren Trieb, welcher den Mann des Schicksals über Trümmer und Leichen nach dem Ziele fortreißt, das nicht er, sondern höhere Mächte ihm gesteckt haben. Bald jedoch traten Ereignisse ein, welche nicht blos die Phantasie, sondern auch das Herz unseres Dichters bis in seine Tiefen aufregen sollten. Gustav's IV. eben so schwächliche als abenteuerliche Politik hatte es dahin gebracht, daß Schweden mit allen Mächten völlig zerfallen und von Napoleon im Frieden von Tilsit dem Kaiser von Rußland preisgegeben war. Wie Diebe in der Nacht, ohne Kriegserklärung waren die Russen in Finnland eingefallen, Sveaborg war ihnen von dem Verräther Cronstedt ausgeliefert worden, vergeblich kämpfte eine Hand voll echter Männer unter der Führung von Helden gegen die erdrückende Uebermacht des Feindes. Der König, anstatt, wie seine Pflicht war, sich um Finnland in einen Kampf auf Leben und Tod zu werfen, schickte sich statt dessen an, Norwegen zu erobern, ja, nur mit Mühe bewog man ihn, den Befehl zurückzunehmen, den er bereits, wüthend über die Verweigerung höherer Subsidien von Seiten Englands, zur Beschlagnahme sämmtlicher in schwedischen Häfen befindlichen englischen Schiffe hatte ausfertigen lassen. Unterdessen starben die schwedischen Soldaten in Folge schlechter Bekleidung und Verpflegung zu Hunderten.

Als das Land so am Rande des Abgrundes stand, da erwachte die Tegnérische Muse zum vollen Bewußtsein ihrer selbst. Schon früher hatte unser Dichter manches schöne Lied gesungen. Aber in allen diesen älteren Gedichten ist Tegnér noch nicht er selbst, die Muster, nach denen er sich gebildet, theils schwedische, theils deutsche, beherrschen ihn noch. Jetzt aber

steht mit dem „Gesange für die schonische Landwehr“ seine Muse plötzlich in ihrer eigensten Gestalt da. Solche Töne, wie sie jetzt sie sang, waren noch nie auf schwedischem Boden, in schwedischer Sprache gehört worden. Wir glauben es gern dem Biographen unseres Dichters, wenn er sagt: „Dieser kriegerische Dithyrambus klang wie eine Sturmglocke durch alle schwedische Herzen. Wie ein Lauffeuer ging dieser elektrisirende Gesang durch das ganze Reich.“

Es ist von entscheidender Bedeutung für die Würdigung Tegnér's und seiner Dichtung, daß es das im tiefsten Sturz des Vaterlandes allmächtig in ihm erwachte Nationalbewußtsein war, welches seinem poetischen Genie die Kraft verlieh, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Vollendung hervorzubrechen. Von diesem Augenblicke blieb er, als was er sich angekündigt hatte: der Sänger schwedischen Ruhmes, schwedischer Ehre, schwedischer Hoffnung, der beredteste Dollmetsch aller seinem Volke theuern nationalen Traditionen.

Das Maaß des Unglücks und der Schmach war für sein Vaterland noch nicht erfüllt. Finnland ging an die Russen verloren, sogar die Ålands-Inseln vermochte man nicht zu halten. Kaiser Alexander konnte nun dort, in einer Entfernung von nur 18 Meilen von der schwedischen Hauptstadt, ungestört eine bedeutende Truppenmacht sammeln, mit der er sich bereits zu einer Invasion anschickte; unterdessen bedrohte eine dänische Armee unter dem Befehle des Prinzen Christian von Augustenburg die Westgrenze, stand Bernadotte mit 20,000 Mann auf Seeland. Schweden schien verloren zu sein; da faßten die Führer des Heeres den Entschluß, den halbverrückten Schwächling, der an allem bisherigen Elend schuld war und noch größeres herbeizuführen drohte, unschädlich zu machen; Gustav IV. wurde gefangen genommen und zur Verzichtleistung auf den Thron genöthigt.

Vergebens jedoch bewarben sich die neuen Machthaber um Napoleon's Gunst, in der Hoffnung, durch sie wieder zu erwerben, was durch seinen Zorn, den des gestürzten Königs hartnäckiger Trotz gereizt hatte, verloren gegangen war. Der Kaiser war jetzt nicht gemeint, um Schwedens willen mit Rußland zu brechen, und so wurde denn das Unglück der Nation für lange Zeiten besiegelt: der Friede von Fredrikshamm gab Finnland sammt den Ålands-Inseln an Rußland. Was die schwedische Volksseele damals empfand, das zeigt uns jener tapfere Oberst Skölbebrand, einer der Unterhändler in Fredrikshamm, welcher auf das Siegel, das er neben seinem Namen auf das Friedensinstrument drückte, die Worte hatte stechen lassen: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. Was die schwedische Volksseele empfand, das spricht noch beredter, mit herzerschütternder

Gewalt, Tegnér's „Svea" aus, — ein Sang, dessen Töne durch das Land erklangen, wie die Posaune des jüngsten Gerichts.

In der Form wie im Gedankengange verknüpft „Svea" das Alte und das Neue. Wenn der Dichter in diesem Gedicht die ruhmvolle alte Zeit mit ihrer Kraft, ihrer Einfalt und ihrer Tugend heraufbeschwört, um das lebende Geschlecht zu warnen und zu bessern und dadurch eine glücklichere, lichtere Zukunft für sein Vaterland vorzubereiten, so schließt sich auch die Form im Eingange an das Alte und Ueberlieferte an: in stolzen majestätischen Alexandrinern schreitet der Dichter einher — und um zu wissen, was diese Versart leisten kann, muß man die „Svea" lesen. Dann aber unterbricht er den langsam gemessenen Schritt, wirft alle Fesseln ab, und, frei geworden, stürmt nun seine Phantasie in neuen Bahnen daher, die sie selbst sich bricht. Und jetzt, wo dem verzückten Auge des Dichters die Zukunft seines Volkes und Landes sich entschleiert, jetzt — und auch das ist entscheidend für das Verständniß Tegnér's — steigt Walhall mit seinen Göttern und Helden aus den Wolken hernieder, die Valkyrien nahen auf schnaubenden Rossen und reißen die für Freiheit und Vaterland kämpfenden schwedischen Krieger unwiderstehlich sich nach zu glorreichem Siege.

Wir haben diese zwei Punkte, die Verschmelzung von Altem und Neuem in der Form und das Zurückgehen des Dichters auf die altnordischen Mythen, hervorgehoben, weil sie maaßgebend geworden sind, der erstere für den Platz, auf den Tegnér in den lebhaften Kämpfen sich stellte, welche eben damals die schwedische Literatur bewegten, der zweite für die Richtung, in der sein eigenes dichterisches Schaffen fortan einherging.

Im Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich in Schweden eine lebhafte Opposition gegen den bis dahin herrschenden französischen Geschmack und dessen Vertreterin, die Akademie, erhoben. Im Jahre 1810 schuf sie sich ein Organ in dem Wochenblatt Phosphorus, von dem die neue Schule den Namen der Phosphoristen erhielt, und in dem mit siegesgewisser Zuversicht, meist in pythischem Orakelton die philosophischen, religiösen und politischen Doctrinen unserer deutschen romantischen Schule dem schwedischen Volke als Evangelium verkündigt wurden. Aber die Zuversicht und die Ansprüche waren von Anfang an größer, als die Leistungen und der Erfolg. Bei den praktischen Schweden verschlug die neue Mystik nicht sonderlich. Auch fehlte es den Trägern derselben nicht an geschickten Gegnern, welche die zahlreichen Blößen, die sie sich gaben, zu benutzen verstanden. Keiner jedoch wurde ihnen furchtbarer, als Tegnér. Was die Stellung desselben zu den gleichzeitigen literarischen Bestrebungen betrifft, so brachte ihn die Richtung auf die nordische Vorzeit und ihre Traditionen, welche wir in

dem „Landwehrgesange" und in der „Svea" so entscheidend hervortreten sahen, in nahe Berührung mit der eben damals auftauchenden „gothischen Schule," welche ähnlichen Tendenzen huldigte. Er, Geijer und Ling waren während einiger Jahre die Heerführer dieser „Gothen," welche vor den Augen ihrer entzückten Landsleute die Bilder der alten Wikinger und der Götter der Walhall heraufbeschworen. In der Iduna, dem Organe der gothischen Schule, erschien Svea und dann noch mehrere der schönsten Tegnérischen Gedichte. Aber Geijer ging in das Lager der Phosphoristen über, Ling's Poesie artete bald in's Ungeheuerliche und Rohe aus — man sagte mit Recht, daß seine Helden nicht sprechen, sondern brüllen — und so stand denn Tegnér allein da.

Bald brach der tiefe Gegensatz, der ihn von den Romantikern des Phosphorus trennte, in offenem Kampfe aus. Ihn, den warmen Patrioten, den Mann mit dem tiefen Sinn für Wahrheit und Recht, mußte der übermüthige Hohn, mit dem die Phosphoristen die von ihm und dem Lande verehrten Größen der alten Zeit behandelten, mit Unwillen erfüllen; seinen klaren Verstand ekelte die hohle Emphase an, mit der Atterbom und seine Genossen die nur halb verstandenen Lehren einer an sich schon unklaren Philosophie als höchste Weisheit vortrugen. Die Ungesundheit dieser ganzen Richtung, welche auf die künstliche Wiederherstellung einer längst abgestorbenen Zeit, in ihrer Denkweise und in ihren Institutionen, hinauslief, mußte bei ihm, dem echten Sohne des Protestantismus, dem volksthümlich gesinnten Manne, der nie vergaß, daß sein Vater ein Bauernsohn gewesen war, den heftigsten Widerstand wach rufen. In dem herrlichen Gedichte, das er im Jahre 1815 dem Andenken eines geliebten Bruders widmete, erklärt er den Phosphoristen offen den Krieg. Und was für Schläge waren es, die er gegen sie führte! Sie erinnern uns beständig an das Strafgericht, welches nach der griechischen Sage Apollo an Marsyas vollzog. Man lese den auf der Herberge in Lund entstandenen, in der Form etwas ungehobelten „Hamarspik," man lese das Gedicht: „Neujahr 1816," welches beginnt:

Die Religion ist Jesuit geworden,
Jakobiner sind, die für Menschenrecht streben.
Die Welt ist frei und Süden ist Norden —
Vivat der Papst — und der Teufel daneben.
Lustig! Nach Deutschland steht meine Reise,
Da dicht' ich Sonette der Zeit zum Preise.

Man lese ferner die unübertreffliche „Duplik," in welcher Tegnér eine jüngst von einem Heerführer der Phosphoristen, Hammansköld, herausgegebene „griechische Grammatik für Anfänger" geißelt und, man kann

sagen, zu Staub zermalmt. Den eigentlich entscheidenden Stoß gegen die ganze Schule hatte er schon vorher, im Jahre 1817, in seiner berühmten Rede bei'm Reformationsfest geführt. Hoch und frei nimmt er hier seinen Standpunkt und zeichnet in großen Zügen den Gang der geistigen Entwickelung seit der Reformation. Am längsten verweilt er bei'm Zeitalter der Aufklärung, welche er hart und schonungslos verurtheilt; dann aber wendet er sich mit derselben schneidenden Schärfe gegen das neue Licht, welches die romantische Schule der Menschheit aufgesteckt habe. „Eine merkwürdige Erfahrung ist es," so schließt er mit bitterem Spott seine Charakteristik, „daß diese neue Lehre, wenigstens in ihrer gegenwärtigen Gestalt, wie die Kuhpocken, am meisten bei Kindern anschlägt. Und bringt sie einmal, wie die Kuhpockenimpfung durch, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß durch diese beiden Entdeckungen zwei Krankheiten gründlich werden ausgerottet werden, nämlich die Pocken und die gesunde Vernunft."

Eine solche Position in der Mitte zwischen zwei kämpfenden Parteien ist nur für den nicht gefährlich, der im Nothfall es mit beiden Theilen zugleich aufnehmen kann. Und so war es bei Tegnér: er stand innerlich über dem Gegensatz von Rationalismus und Romantik, jetzt überwand er ihn auch äußerlich in jener Festrede. Die Wirkung derselben war außerordentlich. Sie weckte den Mißmuth auch der alten Schule; tiefer jedoch empfanden ohne Zweifel die Romantiker von Upsala die unbarmherzigen Geißelhiebe, mit denen der Lundenser Professor sie züchtigte. Mehr und mehr zogen sich die angesehenen und talentvollen Schriftsteller vom Phosphorus zurück, welcher in Folge dessen drei Jahre später einging. —

Doch wir kehren zur Svea und zum Jahre 1811 zurück. Zu dem Ruhme, den ihm jenes Gedicht erwarb, gesellte sich bald eine wesentliche Verbesserung seiner äußeren Lage, deren er so sehr bedurfte. Im Jahre 1812 wurde er gleichzeitig zum ordentlichen Professor der griechischen Sprache und zum Seelsorger einer ländlichen Gemeinde in der Nähe von Lund berufen. Das hohe Ansehn, in dem er schon damals als Gelehrter nicht minder, denn als Dichter stand, fand einen beredten Ausdruck in einem Universitätsprogramme, welches aus Anlaß seiner Berufung sagt: „Das glaube ich mit Zuversicht von ihm voraussagen zu dürfen, daß er eine Zierde nicht blos unserer Hochschule, sondern des Vaterlandes, nicht blos dieses, sondern aller kommenden Jahrhunderte sein wird."

Die folgenden zwölf Jahre sind die glücklichste und nach mehr als einer Richtung fruchtbarste Zeit in Tegnér's Leben gewesen. Seinem Lehramt widmete er sich mit warmem Eifer und ungewöhnlichem Erfolg. Eben derselbe Homer in Folio, mit dem er in Wermeland an so manchem Sommerabend unter den Birken im Grase gelegen hatte, wanderte mit ihm

jetzt tagtäglich auf's Katheder. „Das Griechische," erzählt er selbst, „wurde ein Modestudium. Und ohne zu prahlen, darf ich sagen, daß ich diese Literatur bei der Universität besser gekannt und höher geachtet hinterließ, als ich sie vorgefunden hatte."

Die Zeit von 1812 bis 1825 war auch die Blüthezeit der Tegnér'schen Poesie. Von dem großen Reichthum lyrischer Gedichte, welche damals entstanden, fesseln den Literarhistoriker am meisten diejenigen, welche, indem sie ihren Gegenstand aus der alten Götter- und Sagenwelt entlehnen, als das Präludium der Frithjof's-Sage angesehen werden können: die schöne Uebertragung des eddischen Wafthrudnismal, „die Asenzeit," „der Riese" und „Nore," worin der Dichter nach dem Frieden von Kiel die Vereinigung der so lange getrennten Schwesterländer der skandinavischen Halbinsel feiert, ein Gedicht voll der tiefsten vaterländischen Begeisterung. Es packte die Zeitgenossen fast so mächtig wie „Svea;" als Geijer es im „gothischen Bunde" vorlas, erstickten Thränen seine Stimme, so daß er in der Mitte abbrechen mußte. Immer reicher und breiter strömte unserem Dichter der Quell künstlerischen Schaffens; schnell folgten nach einander die schwungvolle Ritterromanze aus Karl's XII. Zeit „Axel," das liebliche Pfingst-Idyll, die „Nachtmahlskinder," endlich die Krone aller seiner Dichtungen, die Frithjof's-Sage.

Schon als zwölfjähriger Knabe hatte er, wie wir gesehen haben, als Schreiber in Branting's Bureau durch Björner die Bekanntschaft der alten Heldensagen gemacht und war schon damals durch sie zu eigenem poetischen Schaffen angeregt worden.

Und jetzt, nach 25 Jahren, sollte es gerade eine der von Björner in seinem Kämpadater gesammelten Sagen sein, welche den Dichter zu seinen Gesängen von Frithjof und Ingeborg begeisterte. Der Titel der alten Sage lautet in völlig wortgetreuer Uebersetzung: Frithjof der Freche (enn Fraekni). Schon der Name selbst ist bedeutsam: Frithjof (eigentlich Fridhthjof) heißt Friede-Dieb: der Name allein läßt also schon ahnen, welcher Art die Thaten des Helden sein werden, der ihn trägt. Tegnér's Frithjof ist keineswegs eine blos mythische Figur; die Ereignisse, die in der nach ihm benannten Dichtung erzählt werden, haben sich der Hauptsache nach ohne Zweifel wirklich zugetragen, wie denn die Oertlichkeit, die in der Sage als ihr Schauplatz geschildert wird, sich in dem heutigen Skandinavien mit Sicherheit nachweisen läßt. Der Sognefjord hat bis auf den heutigen Tag den Namen der Landschaft „Sogn" bewahrt, über die in der Sage König Bele herrscht. Noch heute führt dort an dem westlichen Strande ein großer Grabhügel, wie sie auf der skandinavischen Halbinsel sich zahlreich finden, den Namen „Balдershügel;" wir wissen

also, an welcher Stelle wir den in Tegnér's Gedicht genannten Baldershügel zu suchen haben, wo schön Ingeborg, die nordische Hero, die geheimen Besuche ihres auf der anderen Seite des Fjords wohnenden Geliebten empfing, und wo sie das leuchtende Linnen ausspannte, um ihm von der Ankunft ihres gefürchteten Bruders Kunde zu geben. Auch der Name des alten Bele selbst lebt noch in dem am westlichen Ufer des Sognefjords gelegenen „Balestrand" fort. Und wo wir den König Ring und sein Reich zu suchen haben, sagt uns der Name „Ringerige," den noch jetzt die Gegend südwestlich von Christiania führt. Fassen wir die Angaben, nicht in der Frithjofs-Sage selbst, wohl aber in verschiedenen anderen Sagas, in's Auge, welche für uns die annähernde Bestimmung des Zeitalters, in dem Frithjof lebte, möglich machen, so finden wir mit Erstaunen, daß er, der mythische Held, einer Zeit angehört, in welcher in Deutschland bereits das Licht beglaubigter historischer Ueberlieferung scheint. Alle in den alten Sagas vorkommenden Zeitbestimmungen, vermittelst deren man indirect auch für Frithjof's Zeitalter einen Anhalt gewinnen kann, führen mit merkwürdiger Uebereinstimmung in den Anfang des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurück. Die alte Saga, welche Tegnér benutzte, ist im Ganzen ohne jeden poetischen Werth und vermag kein anderes als ein rein stoffliches Interesse zu erwecken; nur zwei Stellen machen eine Ausnahme von dem durchaus nüchternen trockenen Ton, das sie sonst charakterisirt: die Beschreibung des Sturmes, in der aber das Hauptverdienst den schönen in dieselbe eingeflochtenen alten Liederfragmenten gebührt, und die Erzählung von Frithjof's Besuch bei König Ring, die zwar durchweg in prosaischer Rede abgefaßt ist, aber doch eine vortreffliche Charakteristik der auftretenden Personen und in den herüber und hinüberspielenden doppelsinnigen Fragen und Antworten viel Witz und gute Laune entwickelt.

Von diesen beiden Stellen abgesehen, fand Tegnér in der That nichts als das dürre Gerippe einer kurzen Erzählung im Chronikenstil vor, das noch der schöpferischen Hand wartete, um sich in ein lebensvolles Gemälde menschlichen Handelns und Leidens zu verwandeln.

Und nicht das ist am meisten zu verwundern, daß Tegnér's Gedicht überhaupt mehr poetischen Werth besitzt, sondern daß er, der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, ein moderner Mensch, den specifischen Ton und Geist der altnordischen Poesie viel tiefer erfaßt und ihn seinem Gedichte in ganz anderer Weise eingehaucht hat, als dies dem Verfasser der alten Saga geglückt ist. Es kann nun die Frage entstehen, ob es überhaupt möglich sei, im Geiste einer fremden, längst untergegangenen Cultur zu dichten, oder überhaupt künstlerisch zu schaffen. Tegnér selbst hat in Be-

zug auf die Frithjof's-Sage diese Frage in eingehender Weise und mit kühler Objectivität zu eben der Zeit erörtert, als jene Dichtung eben seinen Namen durch ganz Schweden trug und die größten Geister unter seinen Landsleuten ihm ihre begeisterten Huldigungen darbrachten. Diese Erörterung findet sich in einem Briefe an den greisen Dichter Leopold.

„Mein großer Fehler in Frithjof war, nicht daß ich meinen Gegenstand aus dem alten Sagenkreise wählte, aber wohl daß ich mich dabei für einen Ton und eine Behandlungsweise entschied, die weder alt noch neu, weder antiquarisch noch poetisch ist, sondern auf der Grenze zwischen beiden schwebt. Denn wie behandelt man einen Gegenstand poetisch, wenn nicht dadurch, daß man Alles davon ausscheidet, was zu einer fremden und vergangenen Zeit gehört, und jetzt zu keinem Herzen mehr spricht? Für die Poesie giebt es eigentlich keine Vergangenheit. Sie ist das verschönte Leben des Augenblicks, sie trägt nur die Farben des Tages, sie kann sich nicht das Todte denken. Das Organ selbst, das sie benutzt, die Sprache, symbolisirt ihr Wesen, sie drückt stets den Culturgrad des Volkes aus und nimmt daher mit jedem Jahrhundert ein neues Aussehen an. Es ist kein größerer Unterschied zwischen der Sprache Frithjof's und unserer jetzigen als zwischen der Denkweise seiner und unserer Zeit. Wir benutzen jene nicht mehr; mit welchem Recht oder mit welcher Consequenz wenden wir also diese an?“ Er führt dann aus, daß dasselbe Bedenken auch gegen die Behandlung griechischer Stoffe im antiken Stil spricht und spricht dabei das härteste Urtheil über Goethe's Iphigenia aus, — ein Werk, „unendlich schöner als Frithjof, aber gleichwohl aus demselben Irrthum über die Gesetze der Kunst geflossen.“

Sehen wir zuvörderst näher zu, was für Elemente in der Frithjof's-Sage es sind, auf welche der Vorwurf der antiquarischen oder, wie wir sagen würden, archaistischen Behandlung, die Tegnér gegen das Gedicht erhebt, bezogen werden kann.

Was die Form betrifft, so findet sich in der ganzen Dichtung nur ein Gesang, in dem der alte eddische Stabreim angewandt ist; aber die Art seiner Behandlung ist nicht blos metrisch correct, sondern auch von der höchsten poetischen Schönheit. Wir bewundern an „Ring's Grablied“ eben so sehr wie an vielen der übrigen, die innere Nothwendigkeit, mit der Inhalt und Form sich gegenseitig bedingen. Wenn wir es gelesen haben, so ist der Eindruck: so muß das Grablied auf einen König klingen, so wuchtig, so majestätisch, so ernst und feierlich. Aber Tegnér hat eben in diesem Gesange, in dem er sich am engsten an seine altnordischen Muster anschließt, mit richtigem Tact die Regel befolgt, die er in dem Briefe an Leopold aufstellt, daß der Dichter, wo er das Alte verwerthet,

es modernisiren müsse. Der Stabreim ist hier mit großer Freiheit behandelt, während auf der andern Seite, in richtiger Berücksichtigung unseres mehr entwickelten rhythmischen Sinnes, ein weit strengeres Gesetz waltet, als in den Liedern der Edda.

Aber auch die nordische Mythologie selbst ist in reichem Maaße in unsere Dichtung verwebt; nicht nur Walhall's Götter erscheinen, sondern auch Riesen, Hexen und all' die wunderbaren Dinge, die wir aus der Edda kennen: redende Vögel, Schiffe, die Menschenverstand besitzen und sich von selbst bewegen, Schwerter mit Runenzeichen, die in Kriegszeiten blutroth blühen, Männer von unerhörter Leibeskraft, die dem schnellsten Rosse zuvorkommen oder mit Leichtigkeit acht andere Männer auf einmal davon tragen. Und doch wird uns das Gedicht durch das Alles nicht fremd und unverständlich, denn hier ist es kein bloßer gelehrter Kram, kein mythologischer Flitterputz. Alle jene der alten Göttersage entlehnten Elemente sind entweder allegorisch gebraucht, als Bilder für allgemein menschliche Zustände und Empfindungen, oder sie treten mit keinem andern Anspruch auf, denn als ein freies Spiel der dichterischen Phantasie zu gelten, die ja zu allen Zeiten das Recht gehabt und geübt hat, sich eine Welt zu schaffen, in der nur die Gesetze walten, welche sie selbst sich giebt.

Von der zuerst genannten Art der Verwendung des alten Götterglaubens bietet gleich der erste Gesang ein recht bezeichnendes Beispiel. Hier erscheint eine große Anzahl der alten Götter, aber durchaus nur als Symbole menschlicher Eigenschaften; der liebende Jüngling preist die Schönheit seiner Erwählten und drückt seine Bewunderung in der zartesten, herzlichsten Weise dadurch aus, daß er sie allen Göttinnen der Reihe nach in dem, worin diese als höchste Muster der Schönheit galten, weit überlegen findet. Aehnlich verhält es sich mit den mancherlei wunderhaften Dingen, welche in die Erzählung eingeflochten sind. Die Vögel, die Frithjof sprechen hört, als er mit dem schlafenden Könige im Walde allein ist, sind ja nur eine Allegorie der in seinem Herzen lautwerdenden Stimmen. Und was von dem Schiff Elliba und dem Schwerte Angurwadel Wunderbares erzählt wird, drückt ja nur in bildlich poetischer Weise aus, daß jenes das allerbeste Schiff, dieses das allerbeste Schwert der Welt war, indem beide das, was Schiffe und Schwerter leisten sollen, nicht blos in der Hand ihres Herren, sondern von sich selbst, vermöge eines ihnen innewohnenden Lebens leisten.

Da andrerseits, wo eine solche Erklärung nicht Platz greift, haben wir es mit einem freien Spiel der Phantasie zu thun, welches die Frage nach der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit von vornherein ausschließt. Die

wunderbaren Erzählungen von Thorsten Vikingson z. B. im dritten Gesange tragen den echten Stempel einer dichterischen Erfindung ganz im Geiste der alten wundergläubigen Zeiten; sie wirken mächtig auf unsere Einbildungskraft, und da sie mit den Ereignissen der Dichtung selbst in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehn, so stören sie uns nicht im mindesten.

Aber es finden sich allerdings in dem Zusammenhang der Erzählung selbst an zwei Stellen wunderbare Ereignisse eingeflochten; einmal da, wo Balder's Bild vor Zorn in's Feuer springt, als Frithjof es mit frevelnder Hand angreift, und dann, als dem reuigen Frevler, der den Geist seines Vaters vergeblich beschworen hat, um zu erfahren, wie der zürnende Gott zu versöhnen sei, das zauberhafte Bild eines neuen Balderstempels an der Stelle erscheint, wo der alte, durch ihn zerstörte gestanden hatte. An beiden Stellen stört uns das Wunderbare, da es mit dem Anspruche an uns herantritt, daß wir ernstlich daran glauben sollen. Denn wir müssen allerdings daran glauben, wenn wir den Zusammenhang der Erzählung verstehen sollen; und in Beziehung auf diese beiden Stellen halten wir daher den Vorwurf, den Tegnér selbst seiner Dichtung aus der „antiquarischen" Behandlungsweise macht, für begründet.

Aber das sind doch eben nur vereinzelte Mißgriffe; im Ganzen verdient die Art und Weise, wie Tegnér die Weltanschauung der alten Zeit, ihren Glauben und ihre Sagen zu neuem Leben erweckt hat, die höchste Bewunderung. In der That: In der Frithjof's-Sage ist die Edda wieder lebendig geworden.

Wenn es eines Beweises dafür bedürfte, daß auch die Nationen jede ihren individuellen Charakter haben, der sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende stetig fortpflanzt, unberührt von allen Veränderungen des religiösen, politischen und gesellschaftlichen Zustandes — Tegnér's Dichtungen würden ihn liefern. Denn das hieße doch wahrlich an der Oberfläche haften bleiben, wenn man den alterthümlichen Charakter dieser Dichtungen als eine durch Studium angeeignete Manier, als eine Frucht literarischer Erudition betrachten wollte. Der hat Tegnér nie verstanden, welcher, wenn er seine Verse las, nicht das Wehen jenes wilden, trotzigen Geistes spürte, der in den Kriegsfahrten der alten Wikinger der Schrecken des europäischen Festlandes wurde und jene unvergänglichen Dichtungen schuf, die wir in den eddischen Liedern bewundern; das Wehen eben desselben Geistes — fügen wir hinzu — der in späteren Zeiten in den Heldengestalten Karl's XII. und Gustav Adolph's gemildert, veredelt wieder erschien, um von Neuem entscheidend in die Weltgeschicke einzugreifen. Wer den heroischen, ritterlichen Zug in Tegnér's Natur nicht verstanden

hat, der hat ihn selbst nicht verstanden. Weil er so geschaffen war, darum zog ihn eine tiefe Sympathie zu Heldennaturen wie Luther und Gustav Adolph mächtig hin, darum hatte auch seine dichterische Phantasie eine innerliche Verwandtschaft zu der alten Heldendichtung des skandinavischen Nordens.

Wie unübertroffen ist gleich im zweiten Gesange das Bild, das uns derselbe von dem alten König Bele und seinem Freunde Thorsten Vikingson, den treuen Waffenbrüdern, vorführt. Wie vortrefflich ist der alterthümliche Ton, das wunderbare sagenhafte Dämmerlicht getroffen, welches die beiden ehrwürdigen Gestalten umspielt. Die hier eingeflochtenen gnomischen Sprüche — durchaus kein zufälliges Beiwerk, denn sie dienen wesentlich zur Charakteristik des alten Königs — lehnen sich unmittelbar an ein bestimmtes Vorbild aus der Edda an; manche darunter sind nur eine freie Uebersetzung aus dem Hawamal, aber auch alle übrigen athmen den Geist desselben Gedichtes.

Auch derjenige Gesang, in dem König Ring's Werbung beschrieben wird, versetzt uns wieder ganz in jene alte Sagenwelt, welche Tegnér selbst als die Heimath seines Geistes bezeichnet hat. Dann wieder der Gesang mit der Beschreibung des Sturms, den Frithjof auf seiner Fahrt nach dem Orkneyen besteht. Gleich in den ersten Versen sind wir wie mit einem Zauberschlage in die Zeit und an den Ort der Handlung versetzt: wir fühlen den eisigen Hauch des Sturms, wir hören den gellenden Schrei der Möven, das Brüllen der Wogen, das Heulen des Windes im Tauwerk; ja, so völlig ist unser Sinn von der Macht dieser Schilderung gefangen genommen, daß wir, während wir lesen, sogar an die Zauberei glauben, durch die der böse König den Sturm heraufbeschworen hat, wir *sehen* die Zauberweiber, die in den Gestalten eines Eisbären und eines Adlers auf einem Wallfisch reiten und das Schiff sammt den Schiffern mit Verderben bedrohen. Die Beschreibung des Sturms ist übrigens in der alten Frithjof's-Sage, die Tegnér benutzte, ohne Zweifel das Beste; manche von den eigenthümlichen Schönheiten des ihr nachgebildeten Gesanges lassen sich dort schon wie im Keime nachweisen. So finden wir die bei Tegnér so äußerst wirksame Abwechselung des Metrums schon in der alten Saga in der Aufeinanderfolge prosaischer Erzählungen und alliterirender Verse vorgebildet; so ist auch das schöne Motiv der stets wiederkehrenden Erinnerungen an Ingeborg von unserem Dichter seinem alten Vorbilde entlehnt. Aber wie weit läßt er es doch im Ganzen hinter sich zurück! Nur erinnern wollen wir an die vier Gesänge, in welchen der Dichter Frithjof's Fahrt zu König Ring und das, was sich daran anschließt, erzählt. Der letzte derselben, Ring's Drapa,

ist, wie wir gesehen haben, sogar in der Form der eddischen Lieder gedichtet; aber auch die übrigen athmen ihren Geist.

Doch die eddischen Lieder sind nicht das einzige Muster, welches in der Frithjof's-Sage durchklingt, wenn gleich ihr Einfluß auf den Dichter der durchgreifendste und entscheidende gewesen ist. Auch die Sonne Homer's leuchtet in einem der Gesänge über diese fremde nordische Welt; der dritte Gesang ist im besten griechischen Geiste gedichtet, und was von Goethe's Herrmann und Dorothea mit Recht gesagt worden ist, daß manche Verse daraus so wie sie sind in der Ilias stehen könnten, das gilt in gleichem Maaße von diesem Gesang. Wohl ist diese nordische Welt durch eine tiefe Kluft von der Welt Homer's geschieden, aber der Dichter hat es verstanden, diesen Gegensatz auf's Lieblichste zu versöhnen, und wenn er trotzdem in seiner Schilderung fühlbar bleibt, so erwächst derselben daraus ein neuer Reiz.

Und nicht die griechische Muse allein erscheint in der Frithjof's-Sage mit ihrer nordischen Schwester in trautem Verein; als dritter im Bunde schließt sich ihnen der Genius der deutschen Dichtung an. Der elfte Gesang „Frithjof bei Angantyr" ist nicht blos im Versmaaß, sondern auch im Geiste des Nibelungen-Liedes gedichtet. Die behagliche epische Breite der Erzählung, die durchaus gemüthliche, stellenweise schalkhafte Stimmung contrastirt merkwürdig mit dem pathetischen hochgestimmten Ton, welcher die Dichtung im Ganzen beherrscht. Ganz heimathlich muthet uns der alte Wächter an, der uns geschildert wird, wie er vor der Halle auf seinem Posten steht, wachsam nach allen Seiten ausschaut, dabei aber auch den Meth nicht vergißt, das Horn jedesmal mit einem Zuge leert, sich dann umkehrt und es, ohne ein Wort zu sagen, in den Saal reicht, um es von Neuem füllen zu lassen. Und wie dann weiterhin der Alte, als Atle am Strande den gewaltigen Zweikampf mit Frithjof besteht, der gar kein Ende nehmen will, endlich ärgerlich wird und die Helden ernstlich mahnt, der Schlägerei ein Ende zu machen, bei der doch nichts herauskomme, als daß das Essen kalt und der Durst nachgerade unerträglich würde — spüren wir nicht deutschen Humor darin?

Ein Epos im eigentlichen Sinne ist die Frithjof's-Sage nicht. Es fehlt ihr dazu zunächst, wie wir gesehen haben, die Gleichmäßigkeit des Tones; sie trägt, abgesehen von den beiden zuletzt besprochenen Gesängen und vielleicht noch zwei oder drei andern, ein durchaus lyrisches Gepräge. Mit größerem Rechte könnte man sie einen Romanzen-Cyclus nennen. Es sind aber auch einzelne rein lyrische Gedichte eingeflochten, darunter Ingeborg's unsterbliche Klage; ja, damit keine Dichtgattung fehle, gipfelt sich die Erzählung im entscheidenden Wendepunkte in eine dramatische Scene.

Dramatisch ist der „Abschied“ nicht blos in der Form, sondern auch im Geiste. Was wollen gegen diese paar Seiten alle die Bände Oehlenschläger'scher Dramen, was wollen dagegen die ihrer Zeit so gepriesenen Versuche Fouqué's bedeuten, die nordischen Sagen zu dramatisiren! Von dem echten Geiste dieser alten Poesie ist in dem Allen nichts; wie matt und schwächlich sind nicht die Oehlenschläger'schen Könige und Helden, wie zahm und langweilig! Und bei Fouqué wieder, wie unwahr und geschraubt ist die blutdürstige Wildheit seiner Theaterhelden, wie manierirt und rein äußerlich der nachgeahmte heroische Schwung!

Es zweifelt heute wohl Niemand mehr daran, daß Fouqué's Unternehmen, die nordische Sage von Sigurd dem Fafnirs-Tödter zu dramatisiren, ein Mißgriff war; er scheiterte damit nicht nur in Folge der Unzulänglichkeit seiner poetischen Kraft, sondern wegen der in der Sache selbst liegenden Unmöglichkeit. Denn das Wunderbare hat für uns moderne Menschen sogar in der erzählenden Dichtung nur noch eine bedingte Berechtigung; auf der Bühne aber ist jeder Versuch, jene alte Wunderwelt, wie sie in der Phantasie unserer altheidnischen Vorfahren lebte, gleichsam in Fleisch und Bein verwandelt vorzuführen, nicht nur wirkungslos, sondern lächerlich. Drachen und weissagende Vögel und Zaubertränke vertragen wir auf der Bühne nicht mehr, weil wir hier den Anspruch erheben, daß wir das, was sich vor unseren Augen zuträgt, müssen glauben können. Wir wollen auf der Bühne das Verhältniß von Ursache und Wirkung begreifen, das Wunder ist aber die Aufhebung dieses Zusammenhanges. In Bezug auf die dramatische Poesie billigen wir daher durchaus die Regel, welche Tegnér in seinem Briefe an Leopold als für alle Dichtung gültig aufstellt. Er selbst hat diese Regel in dem Gesange, der uns hier beschäftigt, genau befolgt. Denn *dieser* Gesang ist *ganz* modern, hier ist keine Spur weder von altnordischer, noch von griechischer, noch von deutscher Färbung; hier sehen wir zwei Menschen, die ganz so empfinden, wie wir, und in deren Gemüthsproceß wir uns daher ganz hinein versetzen können, in den leidenschaftlichsten Conflict, der die innersten Tiefen der Seele aufregt und an's Licht zieht. Und wie denn hierin überhaupt sowohl die Aufgabe wie der eigenthümliche Zauber der dramatischen Poesie liegt, daß sie nämlich in höherem Grade, als alle anderen Dichtgattungen den *ganzen* Menschen uns vor Augen stellt und daher auch in uns selbst den *ganzen* Menschen sympathetisch aufregt, so liegt darin auch der Zauber dieses Gesanges der Frithjof's-Sage. Die anderen Gesänge erwärmen, rühren, entzücken uns, die Beschreibung des Sturmes sträubt uns das Haar zu Berge — „Frithjof's Abschied“ erschüttert uns bis in die Tiefen der Seele. Wenn wir bemerken, welch' mächtige dramatische Ader in Tegnér's

Dichtergenius quoll, so können wir uns eines schmerzlichen Bedauerns nicht enthalten, daß dieselbe zu keinem reicheren Erguß gekommen ist; denn von dramatischer Poesie hat Tegnér der Nachwelt nichts hinterlassen, als diesen Torso — ein Torso freilich, der in den Augen des Kenners ganze Dutzende anderer Kunstgebilde aufwiegt, deren Urheber weder Zeit noch Mühe gespart haben, sie bis auf die letzte Haarlocke auszumeißeln.

Ein Torso! — das ist denn auch das Wort, welches unserem Gefühle nach das Wesen der Frithjof's-Sage bezeichnet, wenn wir sie im Ganzen betrachten und ein Endurtheil über ihren Werth und Charakter aussprechen sollen. Es ist eine Reihe der herrlichsten Gedichte — aber sie bilden kein Ganzes; die einzelnen Theile passen nicht zusammen und daher ist auch der Eindruck des Ganzen kein harmonischer. Am deutlichsten wird dies, wenn man den Helden des Gedichtes in's Auge faßt: wir behaupten, daß diese Figur die von allen am wenigsten gelungene ist. Alle übrigen, König Bele, seine Söhne, der alte Ring, Björn, schön Ingeborg, stehen in scharfen Umrissen, mit bestimmter Physiognomie vor unseren Augen; bei Frithjof hingegen vermissen wir eben diese scharfe Zeichnung. Wir wissen nicht, was wir mit ihm anfangen sollen und fühlen uns versucht, auf ihn anzuwenden, was Tegnér von Goethe's Iphigenie sagt: „Kein lebendiger Odem ist in diese Nase eingeblasen, die stieren Augen sehen auf mich ohne Leben und Beweglichkeit, es klopft kein Herz in dieser Brust." Und worin liegt der Grund des Mißbehagens, das wir bei der Vergleichung der verschiedenen Bilder empfinden, welche die einzelnen Gesänge uns von dem Helden entwerfen? Warum bemühen wir uns vergeblich, diese vereinzelten Züge in unserer Phantasie zu einem lebendigen Menschenbilde zusammenzufassen? Weil die Behandlungsart in den verschiedenen Gesängen eine verschiedene, bald alterthümlich, bald modern ist, und weil das, was die eine leistet, mit der Leistung der anderen sich nicht versöhnen, zu keiner Einheit verschmelzen läßt. Es ist für uns keine Frage: der Dichter, welcher es unternimmt, die Menschen einer Zeit uns vorzuführen, die in allen Voraussetzungen ihrer Cultur der unsrigen durchaus fremd gegenüber steht, muß darauf verzichten, diese Menschen uns in derselben Weise nahe zu bringen, wie es derjenige soll und auch vermag, der unmittelbar aus dem Bewußtsein seiner eigenen Zeit heraus dichtet. Die Gestalten, die jener schafft, können unsere Einbildungskraft beschäftigen, wir können sie sogar mit gemüthlichem Urtheil betrachten, insofern ein allgemein Menschliches in ihnen symbolisirt erscheint; aber nimmermehr vermögen wir zu ihnen in ein Verhältniß zu treten, wie zu lebenden Wesen, nie werden sie in uns Liebe und Haß erregen, wie Menschen von Fleisch und Blut. Uns für die Geschöpfe seiner

Phantasie in dieser Weise zu erwärmen, das ist das kostbare Vorrecht des Dichters, der seine eigene Zeit und ihre Menschen schildert. Ottilie, Mignon, Gretchen können uns wie liebe Hausgenossen werden, Iphigenie niemals. In der Frithjof's-Sage nun finden sich Gestalten von beiderlei Art: Ingeborg ist ganz modern, sie wird uns daher auch so vertraut, als wenn sie lebend vor uns stände; wir glauben an sie. Bele, Ring, Helge, Björn dagegen sind nur Schöpfungen der Phantasie und sprechen daher auch nur zur Phantasie; es sind symbolische Typen, nicht concrete Individuen. Frithjof dagegen schwebt, ein zwitterhaftes Geschöpf, auf der Grenze zwischen beiden: bald ist er ein concretes Geschöpf, bald ein sagenhafter Typus. Daher bleibt er uns am Ende doch fremd, es haftet von ihm kein klares Bild in der Phantasie.

Betrachten wir unsern Helden etwas näher, wie er uns aus den einzelnen Gesängen entgegentritt. Der erste ist ein Idyll; eins der lieblichsten, die je ein Dichter geschaffen hat. Es ruht auf diesem Bilde der zarte, unnennbare Zauber der Märchenwelt in seiner ganzen Fülle. Wir kommen hier gar nicht dazu, an die Gegensätze von Sonst und Jetzt, von Antikem und Modernem zu denken. Der Frithjof und die Ingeborg, die wir hier im Mondenscheine sich im Reigen schwingen, die wir auf der Wiese Blumen zum Kranze suchen sehen, sie gehören keiner bestimmten Zeit an, sie sind Kinder, wie Kinder sie zu allen Zeiten gewesen sind, unschuldig und fröhlich. Erst in den letzten Strophen kündigt sich in der Antwort, die Frithjof seinem Pflegevater giebt, als ihn dieser vor hochfliegenden Plänen warnt, der trotzige, unbändige Sinn des heranwachsenden Wikings an, der dann im vierten Gesange — der zweite und dritte tragen zu seiner Charakteristik nichts Wesentliches bei — da, wo er um die Hand der Königstochter wirbt, fertig vor uns steht: nur daß schon hier — im Eingange des Gesanges — der seufzende, träumerisch nach dem Monde schauende Liebhaber uns etwas zu modern geschildert erscheint. Dagegen ist das „Schachspiel" wieder ganz aus einem Guß: abgesehen von der meisterhaften Behandlung des Metrums und der Wucht der Sprache, ist Charakter und Seelenbewegung des Helden durchaus im Geiste der alten Zeit aufgefaßt: der gekränkte Vasall läßt es ruhig geschehen, daß sein Fürst, sein Vaterland vom Feinde mit Krieg überzogen werden und rührt zu ihrer Vertheidigung nicht die Hand. Der folgende Gesang dagegen, Frithjof's Glück, ist ein durchaus moderner „lyrischer" Erguß, der, auch als solcher betrachtet, nach unserem Gefühl, durch die Ueberschwänglichkeit der Empfindung stellenweise in rhetorische gar zu moderne Phraseologie ausartet. Gegen den „Abschied," übrigens einen der Höhenpunkte der Dichtung, müssen wir hier doch eine ähnliche Ausstellung gel-

tend machen: die moderne Behandlung des Charakters setzt ihn in Widerspruch mit dem Bilde des Helden, welches aus den ersten Gesängen her uns in der Seele haftet. — Dagegen versetzt uns der wunderbare Gesang mit der Beschreibung des Sturms völlig in die alte Sagenwelt: hier sind wir im Gebiete und unter der Herrschaft der souveränen Phantasie, und diesen phantastischen Charakter trägt auch Frithjof's Gestalt in diesem Gesange. Nicht viel anders ist es im nachfolgenden, der von Frithjof's Ankunft bei Angantyr erzählt: Frithjof muthet uns hier wie ein Blutsverwandter unseres Siegfried an. — In dem rührenden Gedicht, welches „Frithjof's Rückkehr" überschrieben ist, scheint voll und hell die Sonne unserer Zeit: hier steht Alles in vertraulicher Nähe vor uns, dieser betrogene Frithjof, diese der Politik geopferte Fürstentochter sind auch unserem Herzen völlig verständlich. — Ganz anders ist dann aber wieder der Eindruck des folgenden Gesanges mit seiner düster prächtigen Beschreibung des Opferfestes und der Feuersbrunst, welche lebhaft an die wohlbekannte Episode in Schiller's Glocke erinnert. Hier stehen wir wieder mitten in der alten heidnischen Zeit. — In den folgenden Gesängen scheint uns die Behandlung von Frithjof's Charakter unsicher zwischen Alterthümlichem und Modernem, Heidnischem und Christlichem zu schwanken, und so schön das Einzelne ist, so rührend des Verstoßenen Abschied vom Vaterlande, so farbenreich und lebensvoll die Schilderung des Seeräuberlebens, so tief gefühlt der Ausdruck der Sehnsucht nach der fernen Heimath, die sich der Brust des Helden entringt, wie er die Inseln des Mittelmeeres ansichtig wird, wohin er die Geliebte hatte führen wollen — wir empfinden doch einen Zwiespalt zwischen den Empfindungen, die er ausspricht, und der Umgebung. Seine zwischen bitterer Reue und zornigem Trotz schwankende Gemüthsverfassung nach dem Tempelbrande erscheint uns mehr christlich als heidnisch, und den Ausbruch seiner Sehnsucht nach der Heimath können wir uns nur im Munde eines modernen Menschen denken.

Nun aber die drei folgenden Gesänge. Hier ist Frithjof wieder derselbe, der einst mit den Bären Brust an Brust rang, der mit einem Schwerthieb einen goldenen Schild spaltete, der acht Männer mit einem Male vom Schiffe an's Land trug, kurz, der Held der alten Sage mit übermenschlichen Eigenschaften. So lebendig stellt ihn der Dichter als solchen uns vor die Seele, daß wir es ganz natürlich finden, wenn er hier einen Höfling, der über ihn spottet, mit einer Hand um und um kehrt, oder bei der Schlittenfahrt mit seinen Schlittschuhen das schnellste Gespann überholt und, als der Schlitten einbricht, ihn sammt dem Roß mit einem Ruck in die Höhe reißt. Unvergleichlich schön ist der Tod des alten Ring geschildert, bei'm Lesen dieser Strophen ist unser Ge-

fühl: so stirbt ein König, und noch mehr: so stirbt ein alter Normannenkönig. Das alterthümliche Gepräge ist bei dieser Schilderung so gut getroffen, es ist so überzeugend, daß der barbarische Brauch des Selbstmordes uns hier weder überrascht, noch befrembet; ja wir glauben Walhall und seine Götter zu sehen, denen die edle Seele des Sterbenden zueilt, um den Lohn zu empfangen, dessen Süßigkeit sie in seliger Vorahnung schon vor dem Scheiden vorweg genommen.

Doch — auf Frithjof zurückzukommen — sein Abschied von Ingeborg in eben diesem Gesange, so tief empfunden er ist, so unvergeßlich diese Strophen sicherlich sich Jedem in das Herz einprägen, der sie einmal gelesen, — er ist doch eben ganz modern und paßt mit seiner weichen schmerzlichen Resignation nicht zu dem Frithjof, der nur eben vor uns stand.

Indem wir die Behandlung von Frithjof's Charakter weiter verfolgen, können wir uns nicht versagen, einen Augenblick bei dem überaus frischen, lieblichen Bilde zu verweilen, das der Dichter in der Königswahl uns vorführt und das mit seiner sonnenhellen Heiterkeit uns in's Herz hineinlacht, wie ein lichter Maientag. Was kann liebenswürdiger sein, als das kleine Genrebild, in dem mit ein paar meisterhaften Strichen der Bauer geschildert wird, wie er sich zum Ting rüstet: wie seine Knaben zu Zweien das mächtige Schwert zu heben versuchen und die Tochter erröthet, wie sie in dem Helm, nachdem sie ihn blank gescheuert, ihr Bild im Spiegel sieht? Was liebenswürdiger, als der kleine Königssohn, der sich auf dem Schilde, auf dem ihn Frithjof emporhält, um ihn dem Volk zu zeigen, sich so leicht fühlt, wie der Fisch im Wasser und dann, als ihm die Zeit zu lang wird, schnell entschlossen, mit einem Satz auf dem Boden steht? Was schöner, als die herrlichen Worte, in denen der Dichter den Bauernstand preist? Kurz, hier weht uns auf's Wohlthuendste die Luft der alten nordischen Bauernrepubliken an, wie ihr Bild, dichterisch verschönt und doch wahr, dem Sänger der Frithjof's-Sage, ihm, der selbst der Enkel eines Bauern war, vor der Seele stand.

Von hier eilt die Erzählung ihrem Schluß entgegen — einem Schluß, der weder zu dem Anfang, noch zu dem Charakter stimmt, den die alterthümliche Behandlungsweise der Dichtung im Ganzen verleiht. Die ganze Idee der Versöhnung ist christlich-modern und paßt nicht in diese nordisch-heidnische Welt. Sie ist denn auch ein Zusatz des Dichters, — in der alten Frithjof's-Sage fehlt dieses Motiv gänzlich. Hier ist auch von Frithjof's Reue gar nicht die Rede und der Held der Sage besinnt sich keinen Augenblick, den letzten Willen des Königs Ring, der ihm Ingeborg zur Frau bestimmt, sogleich zu vollführen. Es heißt in der Sage ganz kurz:

da wurde zugleich König Ring's Todtenmahl und Frithjof's und Ingeborg's Hochzeitsmahl gehalten. Diese Hast, die noch über die Eile, mit der im Hamlet die verwittwete Königin zur neuen Ehe schreitet, weit hinausgeht, erscheint unserem Gefühl allerdings unerträglich roh, aber indem der Dichter der modernen Empfindungsweise gerecht zu werden suchte, gerieth seine Erzählung in Widerspruch mit dem alterthümlichen Ton, auf den sie von vorn herein gestimmt war. Wir gestehen, daß Frithjof am Grabe seines Vaters uns völlig kalt läßt. Dieser in Reue dahin schmelzende Sünder hat mit dem uns von früherher bekannten Frithjof gar nichts mehr gemein. Uns erscheint dieser ganze Gesang wie die hinter einer Fabel matt hinterher hinkende Moral: als Moral nützt sie nichts, dagegen macht sie uns durch die Zerstörung der Illusion verdrießlich. Tegnér selbst legte auf den letzten Gesang hohen Werth, er war ihm der liebste von allen. Und sicherlich sind wir die ersten, Beides anzuerkennen, sowohl den Tiefsinn der Gedanken wie die schöne zum Herzen sprechende Einkleidung. Aber ist diese Allegorisirung der altnordischen Mythen da am Platz, wo deren Wesen wenigstens für unsere Phantasie, wenn auch nicht für unsern Verstand zur Wahrheit werden soll? Ist sie am Platz im Munde eines Priesters jener Götter? Wäre es einem modernen Dichter, der es unternähme, einen Stoff aus der griechischen Heldenzeit zu behandeln, erlaubt, die Resultate unserer neuesten mythologischen Forschungen, welche die homerischen Götter im Symbole für Vorgänge und Kräfte der Natur auflösen, etwa dem Hektor oder dem Achill in den Mund zu legen?

Durch die unbedingte Gewalt, mit der Tegnér über die Ausdrucksmittel der dichterischen Sprache gebietet, stellt er sich den größten Dichtern aller Zeiten ebenbürtig an die Seite. Die Meisterschaft, mit welcher er die große Menge metrischer Formen beherrscht, welche er in der Frithjof's-Sage benutzt hat, ist in der That erstaunlich. Da finden wir den homerischen Hexameter, den tragischen Senar, die aristophanischen Anapästen, dann die italienische Ottaverime, die spanische Eidstanze, aber auch die Nibelungenstrophe und den alteddischen Stabreim. Und wie durchläuft der Dichter in der Aufeinanderfolge aller dieser Formen die ganze Scala menschlicher Empfindungen! Welcher Abstand ist nicht z. B. von dem lieblichen Tonfall des ersten Gesanges, der uns wunderbar anheimelt wie ein Nachklang aus der seligen Kinderzeit, bis zu dem mächtigen Rhythmus des Sturmgesanges, in dem alle Schrecken der entfesselten Naturgewalten nachklingen. Wie unübertrefflich drückt in Ingeborg's Klage schon die metrische Form den tiefen verhaltenen Seelenschmerz aus: mit der ersten kurzen Zeile ringt sich interjectionsartig ein abgebrochener Klage-

laut aus der Brust des trauernden Mädchens hervor; in den beiden folgenden längeren Zeilen ergießt sich dann der Schmerz in breitem, das Herz erleichterndem Strome, bis derselbe mit der vierten Zeile wieder in sich zurücksinkt. Und wieder in der Eisfahrt — wie versetzt uns der den Tact des galloppirenden Rosses nachahmende Rhythmus mit Einem Schlage mitten in die Situation! —

Ein zweites auf einen größeren Umfang angelegtes Gedicht Tegnér's aus der Lundenser Periode ist leider nicht vollendet worden. Ursprünglich nannte er es „Erinnerungen an Lund," als er es aber später in fragmentarischer Gestalt veröffentlichte, gab er ihm den Titel „Gerda." Man kann es nicht lebhaft genug beklagen, daß Amtsgeschäfte und zunehmende Kränklichkeit ihn an der Vollendung hinderten, da das, was uns vorliegt, von großer Schönheit ist. Der Gegenstand war Tegnér's und seines Talentes würdig: er hatte sich vorgenommen, in dieser Dichtung den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum in Schweden zu schildern. Leider müssen wir uns versagen, in eine Analyse der vorhandenen Fragmente einzugehen und sprechen nur noch den Wunsch aus, daß auch Gerda, des Dichters Liebling, uns bald in deutschem Gewande vorgeführt werde.

Im Jahre 1825 wurde Tegnér dem Wirkungskreise, dem er einen guten Theil seiner Jahre und seiner Kraft gewidmet hatte, ganz unerwartet entrückt. Ganz ohne sein Zuthun wurde er in jenem Jahre zum Bischof von Wexiö gewählt und berufen. Er verdankte diese Wahl der jungen Geistlichkeit des Stiftes, die in Lund zu dem Kreise seiner Schüler gehört und die Anhänglichkeit für ihren Lehrer auch in ihren geistlichen Beruf mitgenommen hatte. Das geistliche Amt, dem er bis dahin nach altüblicher Landessitte neben seiner Professur vorgestanden, hatte seine Zeit nur wenig in Anspruch genommen. Aber er hatte es auch keineswegs nur als eine Sinekure angesehen. Wo es nöthig war, fanden seine Bauern in ihm einen treuen Seelenhirten, sein Rath und seine Thür standen ihnen zu jeder Stunde offen. In Lund kehrten sie auf seinem Hofe ein, aßen an seinem Tische und wurden von seiner Frau und seinen Kindern geehrt. Sein jüngster Sohn wurde von einer alten Bauersfrau zur Taufe getragen und auch alle übrigen Pathen waren Landleute. Mit Liebe hingen sie an ihm: als er nach Wexiö zog, regte sich unter seinen bisherigen Pfarrkindern ein rührender Wetteifer, ihm bei dem weiten Umzuge mit Vorspann behülflich zu sein.

Mit dem neuen Amte nahm er es sehr ernst. Wie er darüber dachte, sagt er selbst in einem Briefe an einen Jugendfreund: „Nachdem ich einmal das Amt bekommen habe," heißt es hier, „fordert meine Ehre, daß

ich es versehe, so gut ich kann. Ich bin keineswegs Deiner Meinung, daß das Bischofs-Patent eine Anweisung auf trägen Müßiggang ist.... Ich müßte mich in der That für ehrlos ansehen, wenn ich ein Amt vernachlässigte, wofür ich vom Staate Lohn bekomme. Als Schreiber auf dem Steueramt so gut wie als Professor habe ich gewissenhaft meine Pflicht gethan, nicht, weil es mir immer Vergnügen machte, sondern weil ich mich nicht selbst verachten wollte."

Wie er hier sprach, so handelte er auch. Seine nächste Sorge war, sich durch gründliche theologische Studien für sein Bischofs-Amt tüchtig zu machen; die ersten Jahre, nachdem er zu demselben berufen war, beschäftigten ihn dieselben fast ausschließlich, von früh bis spät fand man ihn in Kirchenväter und Exegeten vertieft. Er wollte sich, wie er sagte, nicht vor seinen Priestern schämen.

Von dem heiligen Ernst aber, mit dem er seinen bischöflichen Beruf erfaßte und erfüllte, stehen als lebendige Zeugen seine Predigten und die Schulreden da, die er als Ephorus des Schulwesens in seinem Stift, namentlich im Gymnasium von Wexiö, gehalten hat. Diese Reden liefern den Beweis dafür, mit welchem Eifer und welcher Gründlichkeit er sich in die, gerade in jener Zeit in Schweden so gut wie in Deutschland so lebhaft erörterte Frage der Verbesserung der Schulen und der Unterrichtsmethode hineingearbeitet hatte; sie enthalten viele werthvolle Beiträge zur Pädagogik. Sie sind aber auch bedeutende rhetorische Leistungen: unvergleichlich ist der Nachdruck und die Beredtsamkeit, mit welcher er der lernenden Jugend ihre Pflichten einschärft, sie zu Fleiß und Beharrlichkeit in ihren Studien, zu Sitte und Zucht ermahnt, verbunden mit dem häufig wiederkehrenden Ausdruck des herzlichen Wohlwollens, mit dem er die Schuljugend, namentlich die Kleinen, umfaßt, die „wandelnden Blumen," wie er sie öfters nennt. Auch als Schul-Ephorus war er, wie überhaupt, streng in seinen Forderungen: er durfte es sein, denn er war es von jeher gegen sich selbst gewesen, und die Strenge steht ihm wohl an, da aus ihr stets der heilige Eifer für die Sache spricht.

Der Ernst, mit dem der redliche, offenherzige Mann tadelte, wenn er etwas zu tadeln fand, erregte bisweilen Anstoß; aber es focht ihn wenig an. „Du hast mir gesagt," schreibt er einmal an einen Freund, „daß meine Rede in Jönköping als hierarchisch getadelt worden ist. Es wäre aber doch wunderlich, wenn ein Ephorus, der seinen Dienst versieht, nicht das Recht haben sollte, den Schulbuben zu sagen, daß er gesonnen sei, ihnen auf die Finger zu sehen. Ich habe noch mehr gethan: ich habe den Lehrern dasselbe gesagt. — — Gewiß zieht mir das Feindschaft zu, aber ich verspreche Dir, daß, bevor ich noch ein halbes Jahr in Wexiö

gewesen sein werde, es, im Consistorium wenigstens, keine andere Partei geben wird, als meine. Es giebt ein einfaches Mittel, immer Recht zu bekommen, nämlich daß man Recht hat oder wenigstens das Rechte will." In diesen Worten hat man den ganzen Mann mit seinem Stolz, seiner Redlichkeit, seiner Unerschrockenheit vor sich.

Tegnér's Predigten gehören nach unserm Gefühl zu den schönsten Leistungen protestantischer Kanzelberedtsamkeit. Er war Rationalist im besten Sinne des Wortes; in jüngeren Jahren war seine Geistesstimmung sogar entschieden skeptisch. Der fromme, sanfte Hellstenius hatte ihm einmal, als er über Swedenborg spottete, eifrig zugerufen: „es wäre recht heilsam für Dich, wenn Du Swedenborg besser kenntest, dann wärst Du ein besserer Christ." Aber im reiferen Alter muß sich doch seine Gemüthsverfassung wesentlich verändert haben; in seinen Predigten wenigstens weht ein Geist echt christlicher Religiosität. Von dogmatischen Subtilitäten freilich war er auch als Bischof kein Freund; er spricht einmal sehr wenig respectvoll von „verschimmelten Mysterien." Schleiermacher's Bestrebungen, das Positive des protestantischen Glaubensbekenntnisses mit den Forderungen der Vernunft auf dialektischem Wege in Einklang zu bringen, stießen seinen realistischen, abstracten Speculationen unzugänglichen Sinn eher zurück, als daß sie ihn anzogen, und einen wahren Haß hegte er vollends gegen die Hegel'sche Orthodoxie. Der Zwiespalt, den die deutschen Theologen versöhnen wollten, existirte für ihn nicht: er hielt sich an den Kern, an dasjenige im Christenthume, was, einem ewigen Bedürfniß der besseren Menschennatur entsprungen, auch zu jeder bessern Menschennatur in alle Ewigkeit sprechen wird. Um bloße Dogmen, die keinem wirklichen Herzensbedürfniß entsprechen, zerbrach er sich nie einen Augenblick den Kopf. Jenen ewigen Kern des Christenthums aber haben Wenige mit so echt evangelischer Einfalt, mit so zum Herzen dringender Beredtsamkeit gedeutet, wie Tegnér. Niemandem, der religiösen Regungen zugänglich ist, werden seine Predigten die auferbauende Wirkung schuldig bleiben.

In der That, in ihnen steht das Bild eines echten Seelenhirten vor uns. Aber er ist nicht immer der milde, freundliche Verkündiger der ewigen Wahrheiten, er weiß auch zu zürnen und in sehr derben Worten seinen Bauern den Text zu lesen. Selten, aber doch, wenn es nöthig ist, zeigt er ihnen den Krummstab und kündigt ohne Umschweif an, daß er entschlossen ist, von seinem Recht Gebrauch zu machen und zu zwingen, wenn Ermahnungen nichts fruchten. Zu so durchgreifender Strenge gaben ihm vor Allem die gerade in Småland damals sehr verbreiteten Schwärmer, die sogenannten Leser, Veranlassung, denen er, wie überhaupt allem

Sectenwesen, jeder extrem kirchlichen Richtung, von Grund seiner Seele feind war.

Noch als Bischof schreibt er einmal an einen Freund: in den hohen kirchlichen Kreisen in Stockholm sei man der Meinung, „daß besonders für die höheren Aemter Keiner tauge, der nicht ein methodistisches Vieh sei,“ eine Meinung, die, er müsse es zugeben, die Erfahrung für sich habe.

Das Verhältniß Tegnér's zu seinen Bauern erscheint durchaus patriarchalisch. Und wenn gleich die Möglichkeit eines solchen Verhältnisses als ein Beweis für den wenig vorgeschrittenen Zustand der Gesellschaft gelten kann, so erscheint dasselbe doch als ein nothwendiges und völlig gesundes. Nicht nur, daß in der That die geistige Ueberlegenheit des Oberen über seine Pflegebefohlenen eine ungeheure ist; dieser Obere ist auch ein ganzer Mann und dazu ein herzlicher, redlicher Mann. Es war mehr als eine officielle Schmeichelei, wenn auf der Synode von Wexiö, zu welcher Tegnér im Jahre 1836 die Geistlichen seines Stiftes versammelt hatte, einer derselben bei'm Abschiede vorhersagte: wenn der Dichter Tegnér in die Unsterblichkeit eingehe, werde auch der Bischof Tegnér in dankbarem, gesegnetem Andenken fortleben.

Freilich mußte unter der Gewissenhaftigkeit, mit der er sich seinem kirchlichen Berufe widmete, seine dichterische Productivität leiden. Seine Freunde beklagten es, er selbst aber dachte anders: „Das Bewußtsein, seine Schuldigkeit gethan zu haben, so gut man kann,“ sagte er, „ist auch etwas werth, ist die löblichste Art des Ehrgeizes. Große Geister mögen ausschließlich für ihre Wissenschaft oder ihre Kunst leben und darin ihren Lebenszweck suchen; wir Anderen thun, meine ich, am besten, nicht unsere Pflicht unserer Eitelkeit aufzuopfern und lieber das bischen literarischen Ruhm, das uns bestimmt sein mag, von sich selbst kommen zu lassen.“ Und das war keine leere Phrase, Verstellung kannte er überhaupt nicht; selbst zum Hausbedarf, wie sein Biograph sagt, lernte er sie nie. Mitunter sprach er allen Ernstes seine Verwunderung aus, daß er doch etwas „so passabel Brauchbares“ zu Stande gebracht habe wie die Frithjof's-Sage. Um seinen großen Ruf, seine, wie er sich ausdrückte, wirklich leibliche Popularität, kümmerte er sich wenig. Als Karl Johann ihm im Jahre 1836 den höchsten schwedischen Orden anbieten ließ, schlug er die Ehre aus und bat statt dessen für Oehlenschläger um den Nordstern-Orden. Er war der Einzige, der, als nach zwei Feuersbrünsten, von denen Wexiö kurz nach einander heimgesucht wurde, reiche Gaben selbst von fernen Ländern eintrafen, keine Ahnung davon hatte, daß sein Name es war, der die Theilnahme des Auslandes auf die kleine schwedische

Provinzialstadt gelenkt hatte. Die aufopfernde Nächstenliebe, die er bei diesen Unglücksfällen übte, erinnert an Luther, den einmal seine Frau dabei betraf, wie er, um einen Hülfesuchenden nicht mit leeren Händen fortzuschicken, schon Hand an das Pathensilber seiner Kinder gelegt hatte. Tegnér's Haus war bei jenen Bränden wohl verschont geblieben, aber in Wahrheit brannte auch er beide Male mit ab.

Auch in Oestrabo indeß (dem Bischofssitz bei Wexiö) verstummte seine Muse nicht völlig; und es thut dem hohen Werthe, der vielen seiner Gedichte aus dieser Zeit eignet, keinen Eintrag, daß sie sämmtlich Gelegenheitsgedichte sind.

Freilich nimmt diese Gattung in Tegnér's gesammelten Schriften einen ganz unverhältnißmäßigen Raum ein. Schon in Lund gehörte es, wie es scheint, beinahe zum guten Ton, wenn man starb, von Tegnér besungen zu werden. Es gab aber auch sonst kein irgendwie hervorragendes Ereigniß von allgemeinem Interesse oder im Kreise seiner Freunde, für dessen Verherrlichung nicht der gefeierte Dichter in Anspruch genommen wurde. Man sieht, die Zeit der carmina war in Schweden noch in voller Blüthe. Und Tegnér's Gutmüthigkeit wußte diejenigen, welche sich mit einem solchen Anliegen an ihn wandten, niemals abschlägig zu bescheiden. Aber doch war es nicht immer und ausschließlich ein äußerer Antrieb, der unseren Dichter veranlaßte, sein Talent in den Dienst des Tages und seiner Interessen zu stellen. Alles, was ihn lebhaft erregte, wurde ihm zum Gedicht; und wenn auf der einen Seite der Dichter uns den guten Patrioten, den treuen Freund, den liebenswürdigen Menschen zeigt, so saugt auch wieder seine Poesie ihre besten Lebenssäfte aus dem durchaus gesunden Verhältniß, in dem er zum realen Leben und seinen Interessen stand. In diesem Sinne waren schon der Gesang für die schonische Landwehr und Svea Gelegenheitsgedichte gewesen. Aehnlich in der späteren Periode. — Oftmals sprach er vom Altare und der Kanzel bei'm Beginne oder Schluß des Gottesdienstes in Versen; mit einem seiner schönsten Gedichte beschloß er bei Gustav Adolph's Gedenkfeier im Jahre 1832 seine mit Recht berühmte Rede; es ist, wie diese selbst, ein Erguß glühender Liebe zum Vaterlande, der aus einem starken Mannesherzen strömt. Und die Poesien, mit denen er öfters die Festlichkeiten der schwedischen Akademie verherrlichte, deren Mitglied er seit 1818 war, fesseln uns durch die gelungene Form nicht minder, als durch ihren Inhalt; entweder sprechen sie die Gemüthsstimmung eines Mannes aus, der auf ein reiches, arbeitsvolles, schon von der Mittagshöhe herabsteigendes Leben mit festem, wenn auch trübem Blick zurücksieht, oder sie bieten die reifen Früchte einer vollendeten Geistesbildung, welche die Entwickelungen

der Menschheit in den vergangenen Culturepochen überschaut, ihr Wesen und ihren Werth ermißt.

Eines der hervorragenden Gelegenheitsgedichte aus dieser Zeit sprach Tegnér in Lund am Mittsommertage 1829, als er bei der Magister-Promotion in höherem Auftrage die Stelle des abwesenden Prokanzlers der Universität vertrat. Oehlenschläger, dessen Bekanntschaft Tegnér im Jahre 1825 gemacht hatte, war zu diesem Feste nach Lund gekommen, und nun ergriff der schwedische Dichterfürst die Gelegenheit, seinem dänischen Freunde, den man in Schweden schon lange bewunderte, und den er selbst allen Ernstes nach Goethe für den größten lebenden Dichter hielt — so bescheiden dachte der Sänger der Frithjof's-Sage von sich selbst — eine Huldigung darzubringen. Oehlenschläger empfing in der St. Lorenz-Kirche bei der Vertheilung der Lorbeer-Kränze den ersten derselben. In den Versen, mit denen Tegnér die Bekränzung einleitete, sprach er die prophetischen Worte: „Die Zeit der Sonderung ist vorbei." Es waren in der That prophetische Worte von historischer Bedeutung, denn sie inaugurirten die skandinavische Idee. Der 24. Juni 1829 war deren Geburtstag, Tegnér und Oehlenschläger hoben sie aus der Taufe. Kurz darauf trat die Bedeutung des in Lund vollzogenen Actes deutlich hervor. Oehlenschläger und seine Freunde in Kopenhagen entboten Tegnér und gegen 300 andere Lundenser zu einem Feste, das sie für sie auf Bellevue bereiteten. Tegnér war der Held des Tages; aber schon hatten die Huldigungen, die man ihm und seinen Landsleuten darbrachte, eine über das Persönliche weit hinausgehende Bedeutung. Als der schwedische Dichter mit dem dänischen Arm in Arm im Park von Bellevue sich erging, hörte man aus der Menge rufen: „So sollten auch die beiden Völker vertraulich nebeneinander gehen; mit einem Sprunge über den Sund ist es ja geschehen." Freilich die Consequenzen dieser Idee und die Früchte, die sie seitdem schon getragen, übersah damals wohl noch Keiner von denen, die an diesem Feste Theil nahmen. Nur der Wunsch, dem alten Zwist für immer ein Ende zu machen und mit dem stammverwandten Nachbar fortan in brüderlicher Freundschaft zu leben, durchdrang aller Herzen; Niemand dachte daran, daß dieser Friedensbund dazu berufen sei, in naher Zukunft ein Kriegsbündniß gegen Deutschland zu werden.

Die tief trübe Stimmung, welche sich in Tegnér's Gedichten aus der Wexiöer Periode so oft und so ergreifend ausspricht, und die mit jedem Jahre zunahm, rührte von einem schweren chronischen Leiden her, welches, wie es scheint, schon in seinen dreißiger Jahren, als er noch in Lund lebte, seinen Anfang genommen und schon damals düstere Schatten über sein Gemüth geworfen hatte. Jetzt trat mehr und mehr ein hartnäckiges

Leberleiden hervor, welches zu wiederholten Malen in heftige, lebensgefährliche Anfälle ausbrach: „Ich fürchte," sagte er einmal, „daß die rechte Seite bei mir, wie in der Deputirten-Kammer unverbesserlich ist." Als die Aerzte zu einer Badecur in Karlsbad riethen, sträubte er sich Anfangs: „Ich gönne," schrieb er, „den absoluten Deutschen keinen Verdienst und ziehe es vor, im eigenen Lande zu sterben, zumal da ich es hier billiger haben kann." Im Jahre 1833 trat er dennoch die Badereise an, auf der er sich einige Zeit in Berlin aufhielt, um die Berühmtheiten der Universität kennen zu lernen. Schleiermacher rühmt er als einen der liebenswürdigsten Menschen, die er je kennen gelernt; Marheinecke erschien ihm, wie die meisten Hegelianer, eingebildet und beschränkt. In Karlsbad traf er, wie er erzählt, 3—4000 Narren aus allen Weltgegenden Europas; die dortigen Quellen schafften ihm zwar vorübergehende Linderung, aber keine Heilung. „Es giebt," schreibt er, „in Deutschland zwei Arten von Charlatanerie, eine zu Lande — (er meint die Hegel'sche Philosophie) — und eine zu Wasser, zu dieser letzteren rechne ich Karlsbad."

Die Einsamkeit, die in dem Druck der Jünglingsjahre seine Zuflucht gewesen war, wurde ihm jetzt im Alter mehr und mehr Bedürfniß. „Meine Krankheit," schreibt er, „führt eine Niedergeschlagenheit, eine Verstimmung, aber auch eine Reizbarkeit mit sich, die den Patienten für sich und Andere unerträglich macht. Wenn dieser Saul's-Geist über mich kommt, fühle ich oft eine unbeschreibliche Bitterkeit, die nichts duldet, nichts schont, weder im Himmel, noch auf der Erde. Sie macht sich bei mir meistentheils in menschenfeindlichen Reflexionen, in Sarkasmen und Witzen Luft, die mich schon gereuen, wenn ich sie kaum niedergeschrieben habe, aber dann ist es zu spät."

Diese tiefe Verbitterung übertrug sich auch auf sein Verhältniß zu der seit dem Jahre 1820 in Schweden zu neuem Leben erwachten, mit jedem Jahre steigenden, liberalen Bewegung, welche, von der Stockholmer Presse geleitet, allerdings durch die Art und Weise, in der sie alles Bestehende, namentlich den alten König, angriff, und durch die Wahl ihrer Mittel auch einen völlig unbefangenen rechtlichen Sinn aufregen mußte. Aber wir müssen doch einräumen, daß Tegnér in seinen Urtheilen über die freisinnige Partei und ihre Bestrebungen das Maaß der Wahrheit und Gerechtigkeit überschritt. Seine Schulreden, in denen er oft seinen Zorn über „die pöbelhafte Richtung der Zeit," wie er sie in einem Briefe nennt, freien Lauf ließ, beweisen für uns an diesen Stellen nichts, als daß der, welcher so sprechen konnte, ein von Krankheit innerlich gebrochener, tief unglücklicher Mann war. Als Satiren betrachtet sind freilich diese Ergüsse politischer Leidenschaft durch die wilde Bitterkeit, mit der sie

menschliche Thorheiten und Verirrungen geißeln und durch die unbedingte Herrschaft über die Mittel der Phantasie und der Sprache, die sie zeigen, unvergleichlich.

Seine Popularität litt wesentlich durch die Maaßlosigkeit dieser Polemik. „Daß ich wenig oder nichts schreibe," heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1837, „ist ein geringer Verlust: das Publicum und ich sind einander längst müde geworden und leben wie geschiedene Gatten."

Erschütternd ist es zu sehen, wie er den Zerstörungsproceß, der in seinem Innern vorging, mit klarem Bewußtsein verfolgte. „Ich fühle in meiner Seele das Nagen des Todtenwurms, eine Apathie, eine Unthätigkeit, einen Ueberdruß am Leben und Allem, was ich an demselben einst am höchsten schätzte. Es will nicht Abend werden, es ist schon Abend. Das Beste oder wenigstens das Einzige, was bessere Naturen thun können, ist — unterzugehen. Darin liegt der tragische Schlüssel zur Weltgeschichte."

Schon seit mehreren Jahren quälten den unglücklichen Mann noch fürchterlichere Ahnungen. „Gott bewahre meinen Verstand!" schreibt er einmal. „Es geht eine Ader von Verrücktheit durch unsere Familie; bei mir hat dieselbe sich freilich bisher als Poesie Luft gemacht, welche eine gelindere Form des Wahnsinns ist, aber wer steht mir dafür, daß sie immer diesen Ausweg nimmt?" Das Schreckliche, das er gefürchtet, trat im Jahre 1840 ein. Nach einem Schlaganfall zeigten sich deutliche Spuren von Geistesverwirrung. Seine Angehörigen führten ihn zuerst nach Stockholm, dann nach Schleswig, wo er den nächsten Winter in einer Anstalt für Geisteskranke zubrachte. Hier besserte sich sein Zustand in kurzer Zeit, so daß er im Mai des folgenden Jahres nach Wexiö zurückkehren und seine Amtsthätigkeit wieder antreten konnte.

Aber er wurde doch nie wieder das, was er gewesen war. Zwar die unglaubliche Triebkraft des Geistes, die wir schon an dem Knaben bewunderten, wirkte auch jetzt noch fort; diese Kraft war bei ihm unverwüstlich. Sogar auf der Reise nach Schleswig, unmittelbar nach dem Nervenschlage, der auch seinen Geist lähmte, dichtete er beständig. Und in dem Krankenhause zu Hornheim schrieb er eine unglaubliche Menge von Uebersetzungen aus dem Deutschen, Dänischen und Englischen. Aehnliche Arbeiten beschäftigten ihn ohne Unterlaß nach der Rückkehr in die Heimath, er lernte jetzt sogar noch die spanische Sprache, um sich für die Uebersetzung Calderon's vorzubereiten.

Die Gedichte, welche uns aus dieser letzten Periode aufbewahrt sind, rühren uns unendlich durch das klare Bewußtsein der gebrochenen Kraft, des nahenden Endes, das in ihnen sich ausspricht. Jetzt ist auch die Reiz-

barkeit, die wilde Bitterkeit verschwunden, welche bis zu der Katastrophe, die ihn leiblich und geistig knickte, Tegnér so zerfallen mit sich und der Welt, so ungerecht und so unglücklich machte. Die Hoffnung freilich ist auch jetzt nicht wiedergekehrt, aber die milde Resignation, die an ihre Stelle getreten, breitet über diese letzten Schöpfungen seines ersterbenden Genius einen sanft verklärenden Schimmer. Das umfangreichste unter diesen Gedichten, Heinrich IV., ist auch das schönste, ebenso rührend durch die traurige Geschichte, die es erzählt, wie durch den ruhigen, sanften, so ganz und gar nicht Tegnér'schen Ton, aus dem es geht. Es ist, so viel wir wissen, noch nicht übersetzt worden, und wir benutzen daher diesen Anlaß, es der Aufmerksamkeit der Uebersetzer angelegentlich zu empfehlen.

Im Spätherbst 1846 wurde der Dichter von einem neuem Schlaganfall getroffen, der sogleich das Schlimmste befürchten ließ. Ruhig und heiter sah er das Ende nahen; als eines Abends die Herbstsonne hell in das Krankenzimmer schien, brach er in die Worte aus: „Ich hebe meine Hände auf zu Gottes Berg und Haus," die er öfters wiederholte. Seinen abwesenden Kindern sandte er seinen Segen und seinem ältesten Sohne einen Ring mit Luther's Bild, den er seit dreißig Jahren selbst getragen hatte. Am 2. November 1846 um Mitternacht entschlummerte er sanft.

Sich selbst zu überleben ist ein hartes Schicksal, wahrhaft tragisch wird es, wenn dem, welchen es trifft, die Fähigkeit bleibt, das fortschreitende Werk der Zerstörung wie ein Fremder an sich zu beobachten. Mögen dies diejenigen, die sich an den unsterblichen Werken erfreuen, welche Tegnér's Genius in seiner Blüthezeit geschaffen hat, nicht vergessen; dann werden sie mit der Ehrfurcht, welche das Unglück gebietet, des Mannes gedenken, welcher, indem er durch das, was er schuf, tausend Herzen entzückte, dem furchtbarsten Verhängniß entgegenging. Und wie wir schon gesagt haben, gerade die riesenmäßige Anspannung aller Kräfte, mit der er in jungen Jahren an seiner Vervollkommnung arbeitete, und durch die er seinen Geist zu der Höhe universaler Bildung erhob, deren reife Frucht er der Welt in seinen Dichtungen reichte, — gerade sie legte den Keim auch zu seinem späteren Unglück.

Sein Leben zu beschreiben war leicht; denn Tegnér war nicht nur ein großer Dichter, er war auch einer der aufrichtigsten Menschen, die je gelebt haben. Alles, was ihn tief bewegte, sprach er aus; und gerade das ist auch der Charakter seiner Poesie, daß sie durchaus subjectiv, der Ausdruck dessen ist, was ihn im realen Leben erregte; daher kann man auch von wenigen Schriftstellern mit so großem Recht wie von ihm sagen, daß sie in ihren Werken ihr Bild gezeichnet, selbst in ihnen ihr Leben beschrieben haben. Sein Volk wird in ihm, so lange die schwedische Sprache

lebt, seinen größten Dichter verehren, wenngleich er selbst in seiner wahrhaft großartigen Bescheidenheit sich nur einen Dilettanten, einen Homeriden, höchstens einen Täufer Johannes nennt, welcher dem, der da kommen soll, den Weg bereitet.

Mögen diese Zeilen, in denen der Versuch gemacht wurde, zu zeigen, was er war, dazu beitragen, daß man ihn auch in Deutschland richtig und erschöpfend würdigt; erreichen sie diesen Zweck, dann kann es nicht ausbleiben, daß sie dem schwedischen Dichter auch bei den „absoluten Deutschen," wie er uns spottend nannte, manchen neuen Freund erwerben.

G. v. Rappe.

Rafael's Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte.

Anmerkungen zu Passavant's Leben Rafael's.

II.

Wenden wir uns von der Disputa zu dem gegenüberliegenden Gemälde zurück.

Auch der Schule von Athen würde jede Bewegung abgehen, wenn wir sie für das gelten ließen, was die neuere Erklärung aus ihr gemacht hat. Statt mit einem Gedichte, müßte man sie dann mit einer gelehrten Vorlesung vergleichen. Welcher belebende Gedanke hätte diese Massen so geformt, wenn es lauter einzelne Erscheinungen aus der Historie der Philosophie wären? Worüber disputiren Plato und Aristoteles? Was lockt die Anderen, ihnen mit so plötzlich erwachendem Eifer zuzuhören? Was bewegt die Gruppen im Vordergrunde? Was ist geschehen, ehe alle diese Männer so zusammen kamen? Was geschieht im Momente? Was wird geschehen? — Das sind die drei Fragen, die ein ächtes Kunstwerk beantworten muß, und die hier vergebens gethan würden. Man könnte höchstens denken, die Männer würden so sitzen und stehen bis sie ermüdeten und dann nach Belieben dahin und dorthin gehen. Es wäre nichts als eine große Gelehrtenparade.

Hätte man wenigstens gesagt, der symbolische Augenblick sei dargestellt, in welchem Plato und Aristoteles ihre im höchsten Widerspruche befindlichen ersten Ideen einander gegenüber geltend machen und die übrigen

[illegible]

[illegible] Gericht über die Auferstehung [illegible]"

[illegible] Schlage [illegible] in die Masse und erklärt [illegible] klar wie dieses Blatt die Mittelgruppe deutet, [illegible] noch früheren Kupferstechers, welcher Kern in [illegible] Ausgabe, [illegible] Gruppe vorn links seien die Evangelisten, eigentlich [illegible] Agostino Veneziano, ein Schüler Marc Anton's, stach im

Jahre 1524 diese Figuren allein, zu einer Zeit also, zu der das Gemälde kaum funfzehn Jahre alt und weder der ersten Beschädigung im Jahre 1527, als der Vatican nach der Eroberung der Stadt vom Prinzen von Orange bewohnt wurde, ausgesetzt, noch auch von den unzähligen späteren Mißhandlungen berührt worden war, die es durch Beschmutzen, Reinigen, Uebermalen und fahrlässiges Copiren erfahren hat. Aus Agostino's Arbeit erkennen wir, daß zwar nicht Matthäus, wie Vasari will, wohl aber der Evangelist Lucas in dem schreibenden Alten dargestellt sei. Auf den Blättern des Buches, in das er schreibt, steht „*τῷ καιρῷ ἐκείνῳ ἐπάρασά τις φωνὴν γυνὴ ἐκ τοῦ ὄχλου εἶπεν αὐτῷ Μακαρία ἡ κοιλία ἡ βαστάσασά σε καὶ μαστοὶ οὓς ἐθήλασας.*“ (Lucas 11, 27. Da er solches redete, erhob ein Weib im Volk die Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat und die Brust, die du gesogen hast.) Ferner „*Χαῖρε κεχαριτομένη*“ (Gegrüßet seist du Holdselige). Auf der Tafel des Engels „*ὁ κύριος μετὰ σοῦ εὐλογημένη ἐν γυναιξὶν, καὶ εὐλογημένος ὁ καρπὸς κοιλίας σου. Ἅγιος, ἅγιος, ἅγιος ὁ κύριος Θεός.*“ (Lucas 1, 42. Der Herr sey mit dir gebenedeite, unter den Weibern und gebenedeyt die Frucht deines Leibes. Heilig, heilig, heilig Gott der Herr.) Drei Stellen zum Lobe der heiligen Jungfrau. Aus den Ueberbleibseln der Schrift auf der Tafel des knieenden Engels hat man später dann die Worte diapason, diapente, diatesseron herausgelesen, auf die hin der Evangelist von den Neueren zum Pythagoras und der vor ihm knieende Engel zu dessen Sohn gemacht worden ist. Daß schon zu Vasari's Zeit die Schrift undeutlich war, ergiebt sich wohl daraus, daß er sie gar nicht erwähnt. Agostino Venetiano dagegen ließ Fi-Figuren aus, scheint mir, weil die Schrift, die er, um sie deutlich zu schreiben, dem Verhältniß nach ziemlich groß schreiben mußte, den ganzen Raum wegnahm. Was aber enthält diese Schrift? die Ankündigung Christi. Und nun betrachte man die Gruppe der Jünglinge um die Astrologen auf der rechten Seite des Gemäldes, das freudige, entzückte Erstaunen der Umstehenden. Es muß sich um etwas ganz Bestimmtes handeln. Hätte Vasari dennoch Recht? Jene Astrologen haben das gefunden, was der Welt zum Heil gereichen wird, und ihre Tafeln hinübergesandt zu den Evangelisten, welche, die Figuren in Gedanken und Thatsachen übertragend, schreiben, was alle die Umstehenden mit noch höherer Freude erfüllt? Damals hatte man noch keine Ahnung von der Entstehung der Evangelien, es waren göttliche Schriften, welche durch göttlichen Einfluß entstanden die Erscheinung Christi beschrieben. Ihre Abfassung und zugleich ihre Verbreitung sollte hier dargestellt werden, deshalb Männer, Kinder, Alt und Jung und selbst eine Frau in dem Volke, das

sich von der linken Seite her mit den Bewegungen gläubiger Sehnsucht herandrängt.

Was bedeutet danach nun das Gemälde? Gewiß war nicht beabsichtigt, die Scene historisch darzustellen, wie Paulus in Athen den unbekannten Gott verkündet, sondern das Ereigniß sollte nur benutzt werden, um symbolisch den Contact des Christenthums mit der antiken Philosophie vor Augen zu führen. In seiner historischen Bedeutung hat Rafael das Auftreten des Apostels in Athen auf einem der für die Sistina gewirkten Teppiche zur Anschauung gebracht. Da sehen wir den Kreis der lauschenden Athener, denen er mit zitternd emporgestreckten Händen entgegenredet. Auf beiden Gemälden steht er vor dem Eingange eines Gebäudes, zu dem Stufen hinanführen, und sogar die Gewänder und das Aeußere sonst entsprechen sich. Nur daß Paulus in der Schule von Athen eine vornehmere, man möchte sagen, elegantere Haltung zu bewahren scheint, während er auf dem Teppich ganz seinem Eifer hingegeben ist. Aber auch das wieder ist nur eine Sünde der Restauratoren, die auf Volpato's Kupferstich übergehen mußte. Man betrachte den Carton der Schule von Athen, der in Mailand aufbewahrt, jetzt durch vortreffliche Photographien zugänglich gemacht worden ist: ein ganz anderer Mann ist der Apostel da; das Haar buschiger, der Bart weniger eng anliegend, der Blick feuriger, der Ausdruck weniger zurückhaltend, sondern in dem ganzen Wesen der Erscheinung Paulus, der Prediger des Evangeliums in der Fremde so fest und unverkennbar hingestellt, daß der Vergleich mit der Figur auf dem Teppich nun fast völlige Uebereinstimmung zeigt.

Und um ihn her die griechischen Philosophen. Den Eindruck sehen wir, den die neue Lehre macht. Einer in tiefes Sinnen versunken, der andere nachschreibend, ein dritter aus der Ferne die Freunde herbeiwinkend, die meisten aber in hingebender Aufmerksamkeit. Es sei unverwehrt, den Männern Namen zu verleihen und, da Sokrates und Diogenes einmal genannt sind, auch den übrigen ihr Recht zu Theil werden zu lassen. Allein an der Bedeutung des Ganzen ändern solche Entdeckungen nichts. Hauptsache sind die beiden Gruppen des Vordergrundes, deren Bedeutung auch dann dieselbe bliebe, wenn statt Paulus und irgend eines namenlosen Philosophen wirklich, wie Vasari will, Plato und Aristoteles gemeint wären. Immer bleiben vorn links die Evangelisten, rechts die Astrologen, beide mit der Erscheinung Christi beschäftigt. Daß die Titel Timeo und Etica aber, selbst wenn die Bücher ehedem diese Inschriften trugen, in ihrer jetzigen Gestalt modern sind, wird wohl Niemand bestreiten. Schwerlich würde man sie zu Rafael's Zeiten an dieser Stelle in dieser Ortho-

graphie geduldet haben. Sie sind aber wohl nur auf Vasari's Angabe hin von den Neueren angebracht worden.

Lassen wir die Bedeutung der Mittelfiguren unentschieden. Bleiben wir bei Aristoteles und Plato, so zeigen sie den althergebrachten Gegensatz zweier sich in der Kirche bekämpfender Richtungen, bestehen wir auf Paulus, so erblicken wir die Berührung der antiken Philosophie mit der christlichen Lehre.

Vasari sagt, die Vereinigung der Theologie und Philosophie und Astrologie solle hier gezeigt werden. Und so haben wir als ersten Bestandtheil des Gemäldes die urehrwürdige Thätigkeit der Evangelisten vor uns, die von den Malern von jeher als das Symbol der Schriftstellerei aufgefaßt wurde. Sehr oft sehen wir die Vier so dargestellt, daß der eine die Feder haltend nachsinnt, der zweite eintaucht, der dritte schreibt, der vierte liest. Wenig Schritte von den Stanzen, in denen Rafael malte, konnte er sie in dieser Weise von der Hand Fiesole's an der Decke der Capella di San Lorenzo finden.

Ich erlaube mir hier eine kurze Abschweifung. Passavant, in der deutschen Ausgabe des Werkes, bespricht den Einfluß, welchen Michelangelo auf Rafael gehabt haben könnte. Als Beweis dafür, daß dieser Einfluß vorhanden gewesen sei, führt er einige Blätter von der Hand Rafael's an, Zeichnungen nach Gemälden der Sistinischen Capelle, sodann die Nachahmung einer Marmorfigur Michelangelo's. Die Zeichnungen theilt Passavant auf ihre künstlerische Beschaffenheit hin Rafael mit Bestimmtheit zu und benutzt sie als ausgemachte Beweisstücke. Nun aber sagt Vasari nichts davon, daß Rafael nach Michelangelo's Deckengemälden gezeichnet, dagegen erzählt er im Leben Perin del Vago's, eines Schülers Rafael's, wie dieser sich vorgenommen habe, die wichtigsten Kunstwerke Roms zu copiren. „Messo in esecuzione questo pensiero, cominciò a disegnare nella capella di papa Giulio, dove la volta di Michelagnolo Buonarroti era dipinta da lui (von Michelangelo nämlich) seguitando gli andari e la maniera di Raffaello da Urbino.“ *) Diese etwas dunkle Stelle scheint mir durch obige Zeichnungen aufgehellt: Perin del Vaga arbeitete nach Michelangelo, und zwar zeichnete er à la Rafael. Perin del Vaga war mit Vasari in den Zeiten, wo dieser sein Buch verfaßte, in Rom zusammen, sie gehörten beide damals zu den Schützlingen Michelangelo's. Vielleicht daß Vasari gerade jene Blätter vor Augen hatte und von Perin die Aufklärung erhielt, wie sie entstanden

*) Indem er diese seine Absicht in's Werk setzte, begann er in der Capelle des Papstes Giulio zu zeichnen (wo die Wölbung von Michelangelo gemalt ist), indem er die Art und Weise und Manier Rafael's von Urbino dabei befolgte.

waren. Die Worte ließen sich auch so interpretiren, als habe Rafael dort gezeichnet und Perin del Vaga sich bei der Auffassung der Werke und in der Manier des Wiedergebens nach ihm gerichtet, gleichsam als habe er unter der Direction Rafael's gearbeitet; allein die Stelle im Leben des Girolamo von Treviso „fu coloritor vago nell' olio e nel fresco, ad imitavo grandamente gli andari di Rafaello" zeigt deutlich, daß die einfache Nachahmung der Manier von Vasari gemeint war. Jedenfalls mußten seine Worte herangezogen und besprochen werden. Was dagegen die Marmorfigur anlangt, die zum Grabmal Giulio's ursprünglich gehörige Statue des sterbenden Sklaven, die sich im Louvre befindet, so kann Passavant's Angabe, Rafael habe nach ihr den Apollo auf der Schule von Athen concipirt, nur auf einem Gedächtnißfehler beruhen: beide Figuren haben nichts Gemeinsames, als die ganz oberflächlich genommene Aehnlichkeit des rechten Armes.

Die französische Uebersetzung läßt diese ganze Ausführung fort. In der Lebensbeschreibung findet sich hier gar nicht erwähnt, daß Rafael in der Sistina gezeichnet habe, und im Kataloge werden die Blätter zwar als von Rafael's Hand angeführt, ohne daß jedoch weiteres dazu bemerkt oder die Stelle Vasari's überhaupt angeführt wäre. Die französische Uebersetzung nimmt Michelangelo gegenüber einen den Ausdrücken nach gemäßigteren, der Sache nach aber viel präciseren Ton an. Es wird jetzt ausgeführt, daß, wenn überhaupt eine Einwirkung stattgefunden habe, diese nur eine ganz allgemeine gewesen sei. Bei'm Isaias in San Agostino wolle man Michelangelo's Einfluß zugeben, allein hier könne nur von einem momentanen Rückschritt die Rede sein, zu dem Rafael verlockt worden sei. Bei drei Werken noch außer diesem statuirt Passavant die Einwirkung Michelangelo's: bei der Vision des Ezechiel, Rafael erscheint ihm hier surexcité par l'exemple de Michelange; bei'm Burgbrand, hier ist er aveuglément entrainé, und bei'm Gottvater in den Logen, wo er den von Michelangelo gegebenen Typus reproducirt. Alles nach Passavant zufällige Verirrungen, bei denen Rafael gelegentlich einmal der Lust nachgab, seinen Rivalen nachzuahmen. Von einer Veränderung seines Stiles aber, als durch Michelangelo bewirkt, dürfe nicht gesprochen werden. Passavant ist so sicher darin, es seien erst in der Zeit, wo Rafael's Talent sich zu voller Reife entwickelt hatte, mit dem Beginn der Regierung Leo des Zehnten also etwa, diese einzelnen michelangelesken Anwandlungen bei ihm eingetreten, daß er die Vision des Ezechiel, welche handschriftlichen Notizen zufolge bereits 1510 entstanden sein könnte, nur auf diese Rechnung hin vier bis fünf Jahre später ansetzt.

Passavant hegt, obgleich er gerecht sein möchte, eine individuelle Ab-

neigung gegen Michelangelo, ein Gefühl, das man ihm um so weniger zum Vorwurf machen kann, als es Viele theilen, denen Buonarroti nun einmal nicht zusagt. Goethe erzählt in seiner italienischen Reise, wie der Zank über die beiden Männer zu seinen Zeiten in Rom blühte: er wird auch sobald nicht ruhen, wie der über Schiller und Goethe nicht. Hier aber handelt es sich um factische Dinge. Hat Michelangelo bei der Schule von Athen eingewirkt auf Rafael oder nicht? Rumohr steht über Passavant in Besprechung dieser Frage. Er giebt in wenigen inhaltreichen Sätzen eine Geschichte der Controverse, entwickelt dann seine eigene Ansicht mit der ihm eigenen weltmännischen Bescheidenheit (welche Sicherheit nicht ausschließt), und kommt zu keiner Entscheidung: der Umschwung Rafael's, den die Schule von Athen zeigt, ist ihm ein unerklärlicher. Passavant schreibt ihn der plötzlichen Bekanntschaft mit den antiken Sculpturen zu.

Der Grund, weshalb Rumohr kein Endurtheil zu fällen im Stande war, existirt jedoch nicht mehr für uns. Rumohr setzt die Malerei Michelangelo's in der Sistina zu spät an. Hätte er die richtigen Daten gekannt, er würde vielleicht Vasari ein unbefangeneres Auge und bessere Bekanntschaft mit dem Sachverhalt zugetraut haben als er zu thun geneigt war. Heute würde er außerdem aber jene Worte Julius des Zweiten kennen, die Passavant völlig ignorirt, und die der Papst, der gewiß nicht gegen Rafael eingenommen war, zu Sebastiano del Piombo sagte: „Man brauche ja nur die Werke Rafael's anzusehn: sobald dieser erblickt, was Michelangelo zu Stande gebracht, habe er die Manier Perugino's verlassen und sich der Michelangelo's zugewandt.“ „Guarde l'opera di Rafaele, che come vide le opere di Michelagnolo subito lassò la maniera del Perosino, e quanto più poteva si accostava a quella di Michelagnolo.“ Plötzlich also sei der Uebergang gewesen. Und der Papst, der beide Künstler berufen hatte und ihrer Fähigkeit nach so wohl zu beschäftigen verstand, muß doch wohl Augen gehabt haben, um nicht ohne Grund so zu urtheilen. Im Herbst 1512 fand diese Unterredung statt; nach 1512 erst sollen der bisherigen Annahme nach die Sistinischen Malereien vollendet worden sein, und von da ab höchstens, Passavant zufolge, von der Möglichkeit einer Einwirkung die Rede sein dürfen. Wie wir heute jedoch unterrichtet sind, müßte es fast als unmöglich erscheinen, daß Rafael, ehe er die Schule von Athen begann, die eine von Michelangelo so rasch vollendete Hälfte der Sistina nicht gesehen. Und was konnte der Papst, indem er von dem plötzlichen Verlassen Perugino's sprach, anders im Sinne haben, als die Camera della Segnatura, deren Gemälde so auffallend den neuen Geist zeigen, der in Rafael mächtig wurde? Giulio meinte in erster

Linie vielleicht die vier reizenden Frauengestalten der Decke: die Dichtkunst, die Gerechtigkeit, die Religion und die Philosophie, die nimmermehr ohne die Sibyllen Michelangelo's entstanden wären. Nichts zeigt so rein und herrlich das Verhältniß beider Meister zu einander: aus den Titaninnen des einen gingen die elfenartigen Genien des anderen hervor, beides die schönsten Abbilder idealer Weiblichkeit, die, soviel ich weiß, jemals gemalt worden sind. Keine Nachahmung, ein und derselbe Geist gleichsam in zwei Meistern, aus denen sie hervorgingen. Michelangelo aber war es, in den sich die himmlische Flamme zuerst herabsenkte und an dem Rafael sich dann entzündete.

Was die Sibyllen thaten zeigte sich so, was die Propheten aber vermochten, erblicken wir in den Evangelisten der Schule von Athen. Keine äußeren Attribute, aber die innere Bewegung, durch die Michelangelo seinen Schöpfungen solche Gewalt verlieh, auch in ihnen zur Erscheinung gebracht. Würde es Perugino oder irgend einem früheren in den Sinn gekommen sein, sie so frei darzustellen? Michelangelo's Bedeutung in der Malerei, die Umwälzung, die er hervorbrachte und gegen die sich die alte Schule auflehnte, bestand nicht blos darin, daß er durch seine Kenntniß der Anatomie den Körpern eine ganz neue Beweglichkeit, durch sein Studium der Verkürzungen Leben und Freiheit verlieh: dies waren nur die Mittel zum Zweck; seine größte That war, daß er sich (wie das schon oft ausgesprochen worden ist) von aller Tradition in Betreff der Zusammenstellung und des Aussehns, man möchte sagen von der alten Taktik, den alten Waffen und Uniformen lossagte. Seine Vorgänger hatten die hergebrachten Typen der heiligen Gestalten so viel als möglich zu beleben versucht, sich immer aber dennoch in gewissen Grenzen gehalten. Diese durchbrach er. Die Figuren seiner Deckengemälde, die Sibyllen und Propheten, sind eine ganz neue Generation von Phantasiegeschöpfen. Er hält sich rein an die Natur. Er schafft individuelle Erscheinungen, ohne die alten Mittel, Ehrfurcht zu erregen, hervorgebracht, aber mit einer großartig einfachen Wahrheit hingestellt, die viel tiefer auf den Geist des Betrachtenden einwirkt, als irgend etwas von den früheren Meistern Geschaffenes, das Abendmahl Lionardo's ausgenommen, das aber, fernab in Mailand, seine Wirkung nicht so äußern konnte. Diese Freiheit war es, die Rafael verführte, wenn wir überhaupt da das Wort verführen brauchen wollen, wo Widerstand unmöglich ist. Denn Michelangelo's Auffassung war etwas so Natürliches, ein, sobald er einmal gethan war, so nothwendiger Schritt vorwärts, daß, im Gegensatz zu ihm, die alte Art und Weise festhalten zu wollen, nichts als ein Beweis von Schwäche gewesen wäre, ihm nicht nachzukönnen. Vollkommen erklärlich ist der Umschwung, für den die Schule

von Athen einen Beweis liefert wie er gründlicher nicht verlangt werden kann. Nur eines Blickes bedurfte es für Rafael. Parnaß und Disputa sind noch im alten Stil gearbeitet, die Schule von Athen ist die Frucht des Abfalls von Perugino und der Hingabe an Michelangelo. Deshalb die ungemeine Bewegung aller Gestalten darauf. Nichts hat Rafael bei den Evangelisten beibehalten, als jene symbolische Vertheilung des Schriftstellergeschäftes in die vier Handlungen die ich nannte, in allem Uebrigen sind die vier Gestalten frei erdacht und unabhängig von früherer Auffassung erfunden und ausgeführt. Deshalb fehlen auch die sonstigen Attribute, die ihnen bis dahin stets beigegeben werden mußten. Es sind vier Männer, großartig einfach, wie Michelangelo seine Propheten malte, zusammengestellt, und Zeugniß ablegend für die Wandlung, die in den Anschauungen ihres Meisters vorgegangen war. —

Soviel über die Evangelisten. Wir haben als zweiten Bestandtheil der Schule von Athen die astrologisch-cabbalistisch-mathematische Gelehrsamkeit. Es wurde bereits gesagt, wie abhängig das Volk von ihr war. Savonarola verfehlt selten die Capitel- und Verszahl der biblischen Texte, über die er spricht, ihrer cabbalistischen Bedeutung nach zu erwähnen und diese als einen Theil des Inhaltes anzusehn. Bei den Festlichkeiten, welche 1505 zur Verherrlichung des Einzugs des siegreichen Papstes veranstaltet wurden, figurirte ein auf der Höhe eines prächtigen Wagens stehender Knabe, über dem eine astronomische Kugel angebracht ist, und auf dieser wieder eine goldene Eiche mit ausgebreiteten Aesten, das Symbol der Rovere's. (Raynaldus, nach den Aufzeichnungen Grassi's, sub anno 1505.) Rafael hat bei den dem Inhalte der Wandgemälde entsprechenden Deckengemälden die Gestalt der Astrologie angebracht, so daß sie durch diese Andeutung schon als etwas besonders Hervortretendes bezeichnet wird.

Als dritter Bestandtheil bietet sich die Geistesthätigkeit der antiken Heiden, welcher, neben seiner umfassenderen Bedeutung, der Name „Philosophie" vorzugsweise gegeben ward. An einen Ausspruch des Grafen Pico von Mirandula möchte ich hier noch erinnern, der jung, schön, reich, vornehm und mit erstaunlicher Gelehrsamkeit ausgestattet, durch sein Bestreben, alle geistige Arbeit, wohin sie sich auch wende, zu einem großen Ganzen zu vereinigen, die Epoche charakterisirt, in der er lebte. Er stand Giulio dem Zweiten nahe. „Die Philosophie," sagt er, „forscht nach der Wahrheit, die Theologie entdeckt, die Religion besitzt sie." „Philosophia veritatem quaerit, theologia invenit, religio possidet." (Ritter, Gesch. d. Phil. IX. 296.) Sollte dieser Gegensatz sich vielleicht auf den beiden Gemälden wiederfinden? Hier die Wissenschaft in der Vereinigung von Philosophie und Theologie, dort die Religion, der allein die Offenbarung

zu Theil wird? Alle drei zusammen den Inhalt des katholischen Christenthums jener Tage bildend. Im Hinblick hierauf schließe ich mich den Vermuthungen derer an, welche in dem Gebäude, vor dessen Säulengängen Paulus und die Philosophen stehen, und das von Rafael nach einem Aufrisse von der Hand Bramante's gemalt worden sein soll, die Peterskirche in ihrer projectirten Vollendung nach Bramante's Plänen erblicken.*) Daß Apollo und Minerva in den Nischen Plätze gefunden, hat nichts Auffallendes für eine Zeit, in der der Papst einem Poeten für sein den Göttervater Jupiter verherrlichendes lateinisches Gedicht im Vatican eigenhändig und, wie er dabei sagte, kraft apostolischer Machtvollkommenheit, eine Lorbeerkrone auf's Haupt setzte. Zuerst erachtete er dies allerdings des heidnischen Gegenstandes wegen für unzulässig, that es hinterdrein aber doch. Es waren die guten alten Zeiten, in denen man sich in Rom um nichts zu bekümmern brauchte.

Ich halte mich für berechtigt, folgendes Resumé aus meiner Untersuchung zu ziehen. 1) Ueber Disputa und Schule von Athen haben wir eine nicht verworrene, sondern einfache Erklärung Vasari's, der die Werke in Rom gesehn und Männer dort gekannt hat, welche ihre Entstehung miterlebten. 2) Vasari's Erklärung läßt sich vereinigen mit Kupferstichen Ghisi's und Agostino Venetiano's, welche beide, unabhängig von Vasari, die Kenntniß der Werke Rafael's ihrem Berufe wie ihrer künstlerischen Erziehung nach mehr als irgend Andere sich zu eigen gemacht haben mußten. Agostino's Stich insbesondere muß unter den Augen Marc Anton's, welcher erst 1827 Rom verließ und auf's intimste mit Rafael verbunden war, entstanden sein. 3) Von den Neueren ist das, was jene Männer und mit ihnen andere des sechzehnten Jahrhunderts in den beiden Gemälden gefunden haben, ohne gebührende Prüfung für falsch erklärt und eine neue Erklärung aufgebracht worden, für die sie nichts als ihr individuelles Gefühl, daß es eben die passendste sei, anzuführen im Stande sind. Und viertens und zum Schluß: Das Recht darf nicht bestritten werden, Kunstwerke rein aus sich selbst zu deuten. Liegen jedoch Erklärungen von Zeitgenossen des Künstlers vor und lassen diese Erklärungen sich dem Kunstwerke anpassen, so ist es unzulässig, sie umzustoßen.

Gegen den letzten Satz hat man gefehlt, scheint mir. Sollte ich in meinen Ausführungen geirrt haben, und die Erklärung Passavant's und der andern Ausleger, die in seinem Sinne schrieben, vorzüglicher scheinen, so wäre von mir das wenigstens geleistet worden, daß Alles, was

*) Im vorigen Hefte, S. 38, wurde Papst Anaklet falsch bezeichnet. Nicht der auf der ersten Stufe stehende, sondern der links daneben weiter hinter hervortretende Papst ist Anaklet.

sich zu Gunsten Vasari's vorbringen läßt, zusammengestellt worden ist. Soviel darf nicht bestritten werden: Vasari darf immer erst dann für übelberathen gelten, wenn die Unmöglichkeit seiner Darstellung, durch vollgültige Beweise dargethan, als Thatsache feststeht. Er ist an vielen Stellen unzuverlässig; wo sichere Daten gegen ihn vorliegen, braucht man seine Mittheilungen nicht für allzu schwer wiegend anzusehn. Meistens aber trifft dieser Vorwurf doch nur die Partien seiner Arbeit, die ihm der Zeit oder den Persönlichkeiten nach ferner lagen. Passavant selbst erkennt an, daß Rafael's Leben mit besonderer Sorgfalt gearbeitet worden sei. Vasari's Werk entstand auf directe Anregung des unter dem jungen Cardinal Farnese gebildeten Cirkels von Kunstliebhabern: Männer aus den höchsten Kreisen, Gelehrte und Künstler. Ohne Zweifel war die Arbeit Gegenstand der gründlichsten Debatten. Sie erlebte eine zweite Auflage. Vasari hat für diese Michelangelo's Leben ganz umgearbeitet, Rafael's Leben nur mit wenigen unbedeutenden Zusätzen versehn. Hätte seine Erklärung dieser wichtigsten Werke, um die sich Hoch und Niedrig bekümmerte, etwas gegen sich gehabt, er würde dieselbe entweder verbessert oder wenigstens seine Gegner zurückgewiesen haben. Dieser Umstand auch macht mich bedenklich in Betreff des Paulus. Ghisi's Meinung muß entweder wenig verbreitet gewesen oder als zu unwichtig erachtet worden sein, um Widerspruch zu erheben. Das allerdings läßt sich begreifen, daß Vasari's Gesellschaft mehr für Plato und Aristoteles stimmte. —

III.

Die Disputa giebt noch in besonderer Weise Aufschluß über Rafael's Privatleben. Auf Skizzenblättern, die sämmtlich nur zu diesem Gemälde gehören, haben sich vier Sonette gefunden, deren Inhalt uns darthut, daß Rafael während der Arbeit, im Sommer 1508 also vielleicht, eine Frau liebte, mit der er auf räthselhafte Weise zusammentraf. Die Sonette sind bisher nur in sehr mangelhafter Redaction bekannt gewesen. Ehe ich sie mittheile, einige Worte über Rafael's Charakter und über die Art, wie derselbe bis jetzt genommen zu werden pflegte.

Ich glaube, Jedermann muß fühlen, daß nur eine große und edle Natur schaffen konnte, was Rafael geschaffen hat. Niemand würde sich diese Ueberzeugung ausreden lassen. Es könnte deshalb all' das wahr sein, was Vasari in Betreff seiner Ausschweifungen andeutet oder, wenn man will, gerade heraussagt: dergleichen fällt ab von Rafael. Wenn wir in Byron's eignen Worten lesen, daß er zu Zeiten ein aufreibend tolles Leben geführt, worin es ihm nur um den Genuß des Genusses halber ankam, so bildet das sogar eine Folie für die Kraft, mit der er

sich mitten aus den Strapatzen des niederen Lebens zur edelsten dichterischen Thätigkeit wieder herausriß. Es bedarf hier gar keines Widerspruchs, keiner Vertheidigung, keines Beweises der Verleumdung, man hört und vergißt es. Man hält sich an die Werke. Soll dagegen mit Gewalt Alles für unwahr erklärt werden, was anstößig erscheint, soll böser Wille, Zuträgerei, Mißverständniß walten, wo für die Annahme, daß sie gewaltet, doch nur das persönliche Gefühl geltend gemacht werden kann, da erregen solche Versuche unwillkürlich den Gegensinn, wie es einem selbst je zuweilen passiren könnte, daß man unter einer in Tugend, Reinheit und sittlicher Vortrefflichkeit schwelgenden Gesellschaft, nur um mit den Leuten nicht derselben Meinung zu scheinen, sich für schlechter gäbe, als man ist und sein möchte.

Passavant hat ein bestimmtes Ideal vor Augen, dem sein Held entsprechen soll.*) Wenn Vasari erzählt, wie Rafael seinem Freunde, dem fürstlich reichen Banquier Chigi, versprochen hat, in seinem Gartenhause die Decke eines offenen Saales zu malen, aber immer wegbleibt ohne zu arbeiten, bis Chigi entdeckt, daß eine Frau daran Schuld ist (una sua donna), von der Rafael sich nicht losmachen konnte; wenn wir hören, wie er es nun auf Umwegen dahin bringt, diese Frau in das Haus und auf die Malergerüste zu versetzen, so daß Rafael dort die Geliebte immer um sich hatte, so kann das freilich eine Klatschgeschichte sein, die man für erfunden halten kann, jedoch eine Verleumdung, wie Passavant will, liegt nicht darin, noch scheint mir bedauernswerth wie ihm, daß Vasari sie mittheilt, um Rafael's „edlen Charakter zu trüben." Im Gegentheil, es ist eine der reizendsten Anekdoten, die Vasari's Buch enthält und ganz entsprechend sowohl Rafael's feurigem Charakter als der Feinheit Chigi's. Giovio sagt in seiner kurzen Lebensbeschreibung Rafael's: „Is multa familiaritate potentium, quam omnibus humanitatis officiis comparavit, non minus quam nobilitate operum inclaruit." Darin sieht Passavant die Absicht, Rafael als einen Höfling darzustellen, der durch seine Gewandtheit sich den größten Theil seines Ruhmes erworben, während Giovio doch nichts erzählt, als was unter größeren Verhältnissen und bei reiferen Jahren nur die natürliche Folge jener gentilezza sein mußte, durch welche sich Rafael als Jüngling in Florenz alle Herzen gewann. Zudem theilt Passavant selbst die (von Pungileoni gefundenen) Stellen aus den Briefen Bembo's und Bibiena's mit, aus denen hervorgeht, mit welcher Gewandtheit sich Rafael unter den höchsten Herrschaften Roms bewegte. Die Ehre kennt man, deren er genoß, den Train,

*) In der deutschen Bearbeitung seines Buches. Die französische Uebersetzung ist hier viel kürzer gehalten.

den er führte, die Reichthümer, die er besaß, die graziösen Schmeicheleien, die seine wenigen Briefe enthalten, zeigen, wie er seine Gedanken fein zu kleiden wußte. „Nach Ew. Herrlichkeit Idee habe ich mehrere Zeichnungen entworfen," beginnt sein Brief an den Grafen Castiglione, „Allewelt ist damit zufrieden, wenn nicht anders Allewelt mir etwas vorlügt, aber meinem eignen Urtheil gegenüber genügen sie nicht und deshalb, fürchte ich, auch dem Ihrigen nicht."*) Kann man feiner einem hohen Herrn sagen, „alle die Uebrigen verstehn nichts, nur wir beide sind die wahren Kenner?" Und dann weiter, wie er das Lob des Grafen zurückweist, wie er ihn auffordert, ihn in der Auswahl der Schönheiten zu unterstützen —, oder wenn er Francia schreibt, er sei nicht im Stande, ein Portrait von sich zu malen, so vortrefflich, wie Francia eines von sich geliefert und ihm zugesandt hatte; wenn Castiglione ein noch so scharfer Kenner, Francia ein noch so guter Maler war, Rafael wußte beiden gegenüber recht gut, daß er selber mehr verstand und besser malte; aber es giebt Naturen, die eine innere Nothwendigkeit antreibt, diejenigen, denen sie gegenübertreten, durch eine schmeichlerische Bescheidenheit auszusöhnen mit ihrer Ueberlegenheit. Wie aber könnte man ein solches Verhältniß zur Welt schicklicher ausdrücken, als indem man familiaritas potentium und humanitatis officia als das bezeichnete, wodurch Rafael sich die Wege ebnete? Er war ohne Zweifel ein Menschenkenner, der die Leute zu durchschauen und zu gebrauchen verstand, im besten Sinne, wir sehen es schon daran, wie er seine Schüler zu wählen und zu fesseln verstand, auch zu benutzen. Er wußte, was seine Arbeit werth war so gut als Michelangelo, und gab sie nicht unter dem Preise. Er war nicht sentimental am falschen Orte, der Brief, den er an seinen Onkel über das Heirathen schreibt, beweist es. Wie ungemein praktisch und kühl bespricht er dies Geschäft, denn das ist eine Verheirathung in Italien, sieht nur auf's Geld und betrachtet die zwischen ihm und dem Cardinal Bibiena schwebenden Verhandlungen unter diesem Gesichtspunkte. Kein Anklang auch nur, daß ihm an der Person gelegen sei, mit der er sich verbinden wollte; Geld und gute Familie, keine weiteren Requisite. Ganz unpassend deshalb, Rafael, nachdem seine Verlobte gestorben, als einsamen, trauernden Bräutigam zu denken. Er suchte, sieht man deutlich, schon zu ihren Lebzeiten von ihr loszukommen. Vasari sagt, Rafael habe die Heirath hinausgeschoben, weil er sich Hoffnung gemacht auf die Ernennung zum Cardinal. Von andern Seiten wird das bestätigt. Dies soll nun ganz unglaublich sein.

---

*) ma non sodisfacio al mio giudicio, perchè temo di non sodisfare al vostro. Passavant und Guhl, Quatremère und Duppa nehmen das perchè in der Bedeutung von quia. Es muß wohl in der von quamobrem genommen werden.

Ich will nichts dafür oder dagegen sagen, aber bekannt ist, welche Anzahl Cardinäle Leo auf einen Schlag ernannte, um seiner Kasse aufzuhelfen, und wie Jedermann zu dieser Würde qualificirt war, zu der Giulio III. einen Straßenjungen erhob, der ihm besonders am Herzen lag. Rafael hätte den Preis bezahlen können. Man muß die römischen Verhältnisse von damals vor Augen haben. Vasari endlich erzählt den Tod Rafael's. Eine andere alte Notiz ist aufgefunden durch Pungileoni, die ihn ähnlich erzählt. Nun soll Vasari durchaus nur aus dieser Quelle geschöpft haben, und deshalb beides gelogen sein. Wie gesagt, ich glaube selbst nicht daran, aber die Folgerung ist falsch. Indessen, wie nun Rafael gelebt haben mag und wie er gestorben ist, ob an einem Fieber, das er sich bei den Vermessungen des alten Roms zuzog, ob an einem falsch verordneten Aderlaß, da er dem Arzte verschwiegen hatte, daß seine Krankheit momentane Erschöpfung sei, er ging nicht aus der Welt als schmachtender Jüngling, sondern als 37jähriger, starker, breitschultriger Mann. Die Portraits der letzten Jahre zeigen ihn so, das im Louvre besonders, wo Giulio Romano, mit ihm auf derselben Leinwand, den Degen vor ihm in die Scheide steckt. Rafael, der zuletzt so etwas wie das Ministerium der schönen Künste unter Leo X. inne hatte und zugleich das Meiste in seinem Fache selbst that, muß ein Mann von ungewöhnlicher Spannkraft, körperlicher wie geistiger, gewesen sein, um soviel zugleich fortzuführen und soviel Neues einsam zu schaffen. Von dem empfindlichen, die Zurückgezogenheit suchenden Wesen Michelangelo's kann er nichts gehabt haben, nichts von dessen selbstquälerischer Beobachtung der eignen Seele, dem Zweifel, der Betrübniß, dem Hingehn durch's Leben, wie der Mond durch Wolken schleicht, sondern mit einer siegreichen Macht über die Menschen begabt, in seinem Auftreten mehr noch als in seinen Werken vielleicht (denn es scheint, als wären diese bei aller Bewunderung, die man ihnen zollte, doch mit einer gewissen Kühle von Seiten des Publicums beurtheilt worden), führte er ein sonnenhaftes Dasein und verlöschte plötzlich im Momente seines höchsten Glanzes. Was die kühle Beurtheilung seiner Werke anlangt, so findet sich diese bei Vasari trotz aller Bewunderung, wie auch bei Giovio, und durchaus nicht etwa, um Michelangelo zu heben. Man stellte Michelangelo damals höher, ließ sogar nach ihm Lionardo folgen und dann erst Rafael. Jedenfalls wurde seine bezaubernde Art, zu leben, der Wirkung seiner Kunst ebenbürtig an die Seite gestellt. Soll das ein Tadel sein? Sagte doch ein Freund zu Goethe: „Was du lebst ist besser, als was du sprichst, was du sprichst besser, als was du schreibst," und Vittoria Colonna Michelangelo in's Gesicht, sein Charakter stehe ihr höher als seine Werke. Rafael muß etwas an sich gehabt haben, was die-

jenigen entzückte, die mit ihm in Berührung kamen. Was es gewesen, würde Niemand, auch der nicht sagen können, der es selbst an ihm erlebte. Durch einen Gegensatz ließe es sich vielleicht deutlich machen. Wenn man heutzutage solchen, in ihrem Umgange berauschenden Naturen begegnet und nach der ersten Ueberraschung zur Beobachtung übergeht, findet man meistens, daß sie bei einem bedeutenden Capital an Lebenskraft und der daraus entspringenden Gewalt, stets frisch und unermüdet aufzutreten, zugleich die Fähigkeit besitzen, über das, was sie eigentlich sind und wollen, einen geheimnißvollen Schleier ausgebreitet zu halten, dessen Falten viel versprechen, aber nie gelüftet werden. Ein Zufall läßt dann einmal aber doch dahinterschauen und man entdeckt nichts als leere Nichtigkeiten. Ihre ganze Existenz zeigt sich nun als eine für die Welt und für sich selbst arrangirte Reihe geistiger Täuschungen, die bei klarem Lichte besehen sich zur großen Arbeit des Menschengeschlechtes als überflüssige Spielereien verhalten. Der Zauber aber, den die ächten Genien um sich verbreiten, besteht darin, daß ihr Dasein und ihre Thaten jede Beleuchtung ertragen. So das Leben Goethe's, so auch wohl das Rafael's. Die erste Bedingung des Genies ist Wahrheit, sagt Goethe. Rafael erfüllte sie.

An wen Rafael's Sonette gerichtet waren, wissen wir nicht. Nur das ist wohl sicher, daß er sie als junger Mensch dichtete und daß glühende Leidenschaft aus ihnen redet. Ich lasse diese Dichtungen hier folgen, da sie bisher nicht in genügender Weise mitgetheilt worden sind.

1.

Amor, tu m'invescasti con due lumi
Dei occhi dov'io me strugo, e face
Da bianca neve e da rose vivace,
Da un bel parlar, e d'onesti costumi.

Tal che tanto ardo che nè mar nè fiume
Spegner potrian quel foco, ma piace
Poich'il mio ardor tanto di ben mi face
Ch'ardendo ognor più d'arder mi consuma.

Quanto fu dolce al giogo! E la catena
De' suoi candidi bracci al col mio volti
Che sciegliendomi io sento mortal pena.

D'altre cose non dico che son molti,
Chè soverchia dolcezza a morte mena,
E però taccio, a te i pensier rivolti. *)

*) Zuerst im Merkur von 1803 durch Fernow mitgetheilt, der es in Italien von der Handzeichnung, die in Besitz eines urbinatischen Edelmanns war, copirte. Ebenso bei Passavant. Oefter in englischen Büchern, da das Blatt heute in Oxford ist. Rafael's Schrift ist sehr nachlässig. Ich habe die moderne Orthographie zu geben versucht.

Mit ihrer Augen zaubervollem Licht
Lockt' sie mich an. Mir vor den Blicken flimmert
Ein Glanz, wie Schnee von Rosen überschimmert,
Wenn ich sie seh' und lausche wie sie spricht.

Das Meer und alle Ströme löschten nicht
Die glüh'nden Flammen aus, die an mir zehren,
Ich aber trachte nur sie zu ernähren,
Und mich entzückt was mir das Herz durchsticht.

Wie süß sie nachgab! Wie sie mich umschlang!
Mit weißen Armen mir den Hals umkettend,
Ich riß mich los, mir war als müßt' ich sterben!

Doch still! Nicht mehr verrathe mein Gesang,
Nur an dich denken darf ich — so errettend
Mein Glück, denn zuviel Glück stürzt in's Verderben.

Was unter diesem Verderben zu verstehen sei, sagt das zweite Sonett.

2.

Come non potè dir arcana Dei
Paul, quando disceso fù dal cielo,
Così il mio cor d'uno amoroso velo
A ricoperto tutti i pensier miei.

Però, quanto ch'io viddi e quanto fei
Pel gaudio taccio che nel petto celo,
E prima cangerò nel fronte il pelo
Che mai l'obbligo volga i pensier rei.

Guarda al ardor mio, non abbi appico,
Che, send'io tuo soggetto, mi or concede
Che per mia fiamma ardresti apoco, apoco.

E se'l pregarmi in te avesse loco,
Giammai non restaria chiamar mercede
Sin che nel petto fosse il parlar fico. *)

Wie Paulus einst, was er geschaut da oben
Verschwieg, so schweig' ich, denn es hat die Liebe,
Damit mein Glück ein süß' Geheimniß bliebe,
Mit einem Schleier mir das Herz umwoben.

---

*) Auf einem heute gleichfalls in Oxford befindlichen Blatte. Passavant hat Fernow's Version gegeben, bei der die letzten sechs Verse ganz anders lauten. Rafael hat sich nicht entschließen können, immer wieder streicht er aus und beginnt auf's neue, bis das obenstehende als letzter beibehaltener Versuch stehn bleibt, wahrscheinlich auch so nicht als letzte Redaction, die in der Reinschrift vielleicht fernere Aenderungen erlitt. Fernow hat aus dem, was theils ausgestrichen theils vereinzelt dastand, etwas componirt, das nur dadurch Zusammenhang erhalten konnte, daß er eigene Veränderungen hineinbrachte.

Deshalb, verbergend was ich sah und that,
Laß ich's in mir von keinem Blick erreichen;
Eh' soll das Haar mir auf der Stirne bleichen,
Eh' sich die Treue kehrte in Verrath.

Doch nun — sieh' wie ich leide! Darf ich denken,
Da ich so ganz mich dir gehorsam zeige,
Es könne dich erbarmen wenn ich klagte?

Wär' es erlaubt, zu bitten! Zu dir lenken
Würd' ich unendlich mein Gebet: „O neige
Dich zu mir!" bis die Sprache mir versagte.

Ihre Gunst hat sie gewährt also, ein einziges Mal aber nur, und unter der Bedingung, mit keiner Silbe zu verrathen, was geschehen sei, ja nicht einmal sie selbst daran zu erinnern. Er hat es gelobt und will es halten, aber es quält ihn. Endlich erträgt er es nicht mehr und, wenn auch nur sich selbst gegenüber, er verräth, was sich ereignete:

3.

Un pensier dolce è rimembrare il modo
Di quello assalto, ma più grave il danno
Del partir, ch'io restai come quei ch'hanno
In mar perso la stella, se'l ver odo.

Or lingua di parlar dissogli il nodo,
A dir di questo inusitato inganno
Ch'amor mi fece per mio grave affanno,
Ma lui pur ne ringrazio, e lei ne lodo.

L'ora sesta era che l'occaso un sole
Aveva fatto, e l'altro surse in loco,
Atto più da far fatti che parole.

Ma io restai pur vinto al mio gran foco
Che mi tormenta, chè dove l'on sole
Disiar di parlar, più riman fioco. *)

Wie süß, dich zu umfassen in Gedanken,
Dann aber quält der Schmerz der Trennung wieder;
Du gingst, und wie ein Schiffer fiel ich nieder,
Um den die Sterne plötzlich all' versanken.

Jetzt Zunge brich die Fesseln! sage an,
Wie unerhört die Liebe mich betrogen,

*) Zweimal vorhanden; einmal in reiner, glatter Schrift, die Passavant im Facsimile mittheilt, das Blatt ist heute in Oxford; nur „il modo" fehlt. Passavant ergänzt „e godo." Auf einem in Wien befindlichen Blatte befindet sich das Sonett in einem früheren Stadium und hier steht „i modo," mit einem circumflexartigen Strich über dem i, der allerdings meistens n bedeutet, zuweilen aber von Rafael's Hand im Feuer des Schreibens nur so hingeschrieben wird und hier für l genommen werden kann.

In welchen Abgrund mich hinabgezogen,
Ach — und ich dank' ihr doch, daß sie's gethan!

Um Mitternacht! Längst war die eine Sonne
Hinab, als jene andre mir erschien,
Sie sprach nicht viel, doch wußte sie zu handeln!

Und dieser Schmerz seitdem, und diese Wonne
Trag' ich. Spräch' ich ihn aus, so zwäng' ich ihn, —
Doch wer kann das Gefühl in Worte wandeln?

Er hat gesprochen also, obgleich er zu schweigen gelobte. Er verzweifelt, aber er ist nicht ganz hoffnungslos: auf dem Wiener Blatte findet sich „molte speranze nel mio petto stanno“ statt „Del partir, ch'io restai come quei ch'hanno“ und darauf eine andere Fortsetzung, aber er verwarf es später. Die Geliebte kehrte nicht zurück. Was er gelitten und wie er sich getröstet endlich, sagt das letzte Gedicht.

4.

Fello pensier, ch'in te cercar affanni
E dare in preda il cor per più sua pace,
Or vedi tu gli effetti aspri e tenace
Sciolti che m'usurpar i più belli anni.

Ma le fatiche, e voi, famosi affanni
Risvegliate il pensier che in ozio giace
Mostrategli quel calle alto che face
Salir dai bassi ai più sublimi scanni —*)

---

*) Mehr ist nicht vorhanden. Das Blatt befindet sich im Museum Favre zu Montpellier, von woher ich die Durchzeichnung eines Facsimile's durch freundliche Vermittelung des Herrn Walter Twight zu Marseille erhielt. Fello vermuthe ich, da sich bei Rafael das Wort an anderer Stelle findet; effetti ist gebraucht in der Bedeutung von affetti; sciolti ist sehr zweifelhaft. Passavant's französischer Uebersetzer, dem es leicht gewesen wäre, eine bessere Version zu erhalten, begnügt sich damit, die unverständliche Abschrift wieder abzudrucken, welche sich im dritten Bande der deutschen Ausgabe findet. Das Original giebt Folgendes:

llo pensier che intecercar ?afanni
e dare inpreda el cor ꝑ piu sua pace
? uedi tu gliefetti aspri e tenace
sc?l?? che misurpa i piu belli anni

e fatiche euoi famosi a fanni
isuegliate el pensier che inotio giace
?ostr?teli quel cole alto che face
alir da bassi aipiu sublimi scanni

Der vordere Rand ist abgeschnitten. Jules Renouvier giebt im Musée de Montpellier (De Lyon à la Méditerranée, par Mr. J. B. Laurens, II. livraison) folgende Lesart:

Nello pensier che in te cercar tafanni
E dare in preda el cor per più tua pace
Non vedi tu gli efetti aspri e tenace
Vincolvo che nusurpa i piu belli anni?

Le fatiche e voi famosi afanni
Isvegliate el pensier che in otio giace

Mein Herz gab ich zur Beute dir —: vergebens
Sucht' es den Frieden so, nur Kummer fand es;
Da liegen sie, die Kohlen meines Brandes,
Die Qual der schönsten Jahre meines Lebens!

Doch all' mein Müh'n, und du, ruhmvoller Schmerz,
Weckst den versunknen Geist, und neue Bahnen
Ihm zeigend, läßt du ihn die Höhe ahnen,
Zu der ein Weg sich aufthut für mein Herz.

Wie sel'ge Geister, die in Lüften schweben
Hoch über Wald und Thal in leichtem Fluge
Und Thron und Königreiche tief verachten .....

Hier bricht das Sonett ab; die drei letzten Verse fügte ich hinzu, die unzusammenhängenden, auf demselben Blatte stehenden wenigen Reihen so auslegend. — Er hat sich losgerissen also. Er will arbeiten. Der Ruhm, auf den er hoffte, ist nicht ausgeblieben. Freilich aber, das vierte Sonett könnte das erste gewesen sein. Die Ordnung, in der ich die Gedichte hier vorführe, ist eine willkürliche. Es können andere dazwischen liegen, folgen oder vorhergehen, die vielleicht auf ewig verloren bleiben. Keine Ahnung, wer die Frau war, an die er sie richtete.

Passavant hat die verschiedenen Mythen zusammengestellt, die sich über Rafael's Herzensverhältnisse in der Literatur gebildet haben. Ganz jung soll er in Urbino die Tochter eines Töpfermeisters geliebt haben. Rumohr nennt die Geschichte eine alte, später ganz verworfene Sage. Aber Rumohr hat einen Majolicateller aufgefunden, auf dem ein Jüngling von jugendlich rafaelischer Bildung ein auf einer Bank neben ihm sitzendes Mädchen umarmt hält. Durch diesen Teller erhält die alte Sage für Rumohr neuen Bestand. Rafael hat ihn gemalt, auf die Töpferei in Urbino eingewirkt, die „Veredlung der gestaltenden Gewerbe lag ganz in seinem Sinn." Da kommt Passavant, beweist, es habe damals gar keine Majolicatöpferei existirt in Urbino, und die Sage versinkt wieder in ihre Nichtigkeit.

Dies ist beseitigt. Für Rom tritt nun die Fornarina ein, die schöne Bäckerin oder Bäckerstochter, deren Auftauchen, ohne an bestimmte Zeit gebunden zu sein, im Allgemeinen in die vierzehn Jahre verlegt wird, die Rafael in Rom zubrachte. Sie wohnt via Santa Dorotea No. 20, ihr Haus wird noch gezeigt. Auf den Zehen stehend über die Mauer eines

---

Mostrateli quel cole alto che face
Salir da bassi ai piu sublimi scanni.

Mr. Blanc, durch dessen Güte Mr. Twight die Durchzeichnung der Schrift für mich erlangte, hält Vincolvo für falsch und Mostrateli für zweifelhaft. Am besten wäre, das Blatt photographisch herauszugeben.

Gärtchens sehend erblickt Rafael sie zuerst. Auch hierfür eine Illustration: ein liebendes Paar, das Sebastian del Piombo gemalt haben soll und sich in England befindet. Passavant weist in dem Bilde ein späteres Machwerk nach, spricht der von Missirini zuerst mitgetheilten Geschichte alle Autorität ab und zeigt, daß der Name Fornarina vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts gar nicht nachzuweisen sei. Damit ist auch diese Mythe abgethan und zugleich die Vermuthung Nagler's, daß diese Bäckerin und die aus Urbino nach Rom gekommene Töpferstochter ein und dieselbe Person seien. Das einzige, was wir über den Namen einer Frau wissen, die Rafael in Rom liebte, ist, daß sie Margarita hieß. Dieser Name soll sich als alte Randbemerkung auf einem Exemplar der zweiten Ausgabe des Vasari finden, das ein Advocat Vanutelli in Rom besitzen soll. Und so begnügen wir uns, wie Passavant im ersten Bande seines Werkes, mit der farblosen Angabe, daß Rafael eine Frau liebte, welche bei ihm wohnte als er starb und der er in seinem Testamente anständig zu leben hinterließ. Als er zu Sterben kam, berichtet Vasari, „face testamento; e prima, come christiano, mandò l'amata sua fuor di casa, e le lasciò modo di vivere onestamente: dopo divise le cose sue fra' discepoli etcet.“ d. h. „er machte seine letzten Verfügungen, und zwar sorgte er als anständiger Mann in erster Linie für seine Geliebte, der er einen schicklichen Unterhalt aussetzte.“ Was das „aus dem Hause schicken anlangt,“ so ist es in Rom hergebracht, daß bei Todesfällen die nächsten Angehörigen auf der Stelle das Haus verlassen, während die Leiche von den Freunden besorgt wird. Vasari sagt nicht etwa, daß Rafael damit eine besondere Treue belohnte, oder besondere Liebe bewies, sondern theilt eben nicht mehr und nicht weniger mit, als seine Worte enthalten. Auch sagt er nicht, daß diese Frau immer bei Rafael gewesen, oder daß es seine einzige Liebe gewesen. Wo er von Rafael's Frauenportraits erzählt, heißt es: „ritrasse Beatrice Ferrarese, ad altre donne, e particularmente quella sua, ed altre infinite.“ Passavant meint, in dem particularmente liege, daß Rafael seine Geliebte verschiedenfach portraitirt. Es kann ebensogut bedeuten, daß er sie vorzüglich schön gemalt, oder daß das Bild vor andern bekannt sei.

Ein Portrait nun einer amata Rafael's haben wir, denn es kann billig kein Zweifel erhoben werden, daß das zwischen Achsel und Ellenbogen um den nackten Arm gelegte Armband mit dem Namen Rafael's, das sich auf dem im Palaste Barberini befindlichen Gemälde einer jungen Frau findet, ein besitzandeutendes Symbol sei. Allerdings ist diese Arbeit ganz besonders schön. Unbekleidet sitzt die Frau da, doch nicht nackt, denn ein Purpurgewand liegt über ihrem Schooß und den Knien, und einen

leichten Flor zieht sie von da aus mit der einen Hand nach der Brust empor. Um das schwarze Haar ist turbanartig ein buntes Tuch gewunden. Die Malerei erscheint derart, daß sie nicht aus Rafael's letzten Zeiten sein dürfte.

Im zweiten Bande seines Werkes setzt Passavant dies Portrait, ohne Weiteres darüber entdeckt zu haben, in's Jahr 1509, indem er Rafael's Sonette als an diese Frau gerichtet annimmt. In demselben Bande beweist er, d. h. nimmt er als bewiesen an, daß das in den Ufficien zu Florenz befindliche Frauenportrait, welches mit 1512 gezeichnet ist, zwar von Rafael herrühre, dessen Geliebte aber nicht sein könne, wie vielfach angenommen wurde. Mir erscheint, was dafür und was dagegen gesagt wird, gleichmäßig in der Luft zu schweben. Dagegen theilt er diese Ehre einem im Palaste Pitti befindlichen Gemälde zu, das jedoch zum Titel, von Rafael gemalt zu sein und seine Geliebte darzustellen, nur deshalb gelangte, weil es im Ausdrucke des Antlitzes an die zu Dresden befindliche sistinische Madonna erinnert. Die Möglichkeit, daß diese Aehnlichkeit etwa in das Bild hineincopirt sein könnte, erwähnt er nicht, dagegen, weil besonders Gewand und Hände am deutlichsten den fremden Ursprung andeuten, soll Rafael nur den Kopf gemalt und seine Schüler das Uebrige gethan haben. Endlich, im dritten Bande, weist Passavant auf einen Stich Marc Anton's hin, der nach einer Zeichnung Rafael's angefertigt, ihn, seinen Diener und seine Geliebte darstellen könne. Zugleich aber wird jetzt nun das eben erwähnte Portrait im Palaste Pitti mit unbefangener Sicherheit als Rafael's Geliebte in „völlig ausgebildetem Alter" erwähnt, als dieselbe Frau in späterer Zeit, die wir aus jüngeren Jahren im Palazzo Barberini vor uns haben. In der französischen Uebersetzung wird dies Alles nun als ein ausgemachtes Factum mitgetheilt, und durch Stahr, in seinem zu Schauer's Rafaelalbum geschriebenen Texte, hat die neue Mythe ihren letzten Abschluß erhalten. „Rafael's Liebe," erzählt dieser, „blieb bis zu seinem Tode seiner Geliebten (an die die Sonette gerichtet sind, nämlich, und die wir jung im Palaste Barberini, älter im Palaste Pitti sehen, und deren Name Margarita war), die stets in seinem Hause an seiner Seite lebte, und für die er bei'm Herannahen seines Todes treulich Sorge trug. Kein Zeitgenosse meldet, daß seine Freunde oder seine fürstlichen Gönner irgend welchen Anstoß genommen an diesem treuen Liebesbunde mit dem schönen und guten Weibe, das durch Herkunft und auch wohl durch die Bildung nicht geeignet, die Stelle seiner Gattin einzunehmen, bescheiden und anspruchslos sich mit der Stellung einer treuen dienenden Geliebten begnügte." —

Sei indessen nichts gesagt gegen die Autorschaft Rafael's bei dem

Gemälde im Palaste Pitti, auch nichts dagegen, daß es einen Schimmer von Aehnlichkeit mit der sistinischen Madonna habe: das wird Niemand begreifen können, wie die junge Gestalt im Palaste Barberini sich so sehr verändern konnte, um zehn oder irgend welche andere Anzahl Jahre später zu dem zu werden, was wir auf dem Gemälde im Palaste Pitti sehen. Anderer Gesichtsschnitt, andere Augen, ganz anderer Typus auf beiden. Es giebt nur ein Gemälde, das diese jugendliche Frau in späteren Zeiten darstellen könnte, ein Werk freilich in so traurigem Zustande, daß man es ohne Bedauern nicht ansehen kann, das aber, zerkratzt und theilweise übermalt wie es dasteht, dennoch die Hand Rafael's nicht verkennen läßt, und neben einer gewissen Aehnlichkeit mit dem Gemälde im Palaste Barberini eine Verwandtschaft mit dem Typus sowohl der sistinischen Madonna als der della Sedia genannten zeigt, daß sich alle übrigen Folgerungen unwillkürlich aufdrängen und ihm gegenüber der Schluß gerechtfertigter erscheint, Rafael habe dasselbe Wesen Jahre lang geliebt und in verschiedenen Altersstufen dargestellt. Früher im Besitz des Legationsrathes Kestner zu Rom ist das Portrait jetzt in die seinen Erben gehörige Gallerie zu Hannover übergegangen, deren ausgezeichneter Besitz an Werken italienischer Kunst bekannt ist. Wie bei der jugendlichen Frau im Palast Barberini sehen wir auch hier ein Tuch um den Kopf geschlungen. Dasselbe Haar scheinen wir vor uns zu haben, denselben zarten Hals, nur Alles feiner, gereifter, geistiger. Die Hände greifen an verschiedenen Stellen in einen um die Schultern gelegten, herabsinkenden Pelz, der die von einem niedrig zusammengezogenen feingefaltelten Hemde bedeckte Brust frei läßt, in deren Mitte, da wo sich das mit einer Schleife zusammengeknüpfte Hemd ein wenig theilt, eine goldene Kette hineinsinkt. Aber wer war es? Die Frau, die Chigi auf das Gerüst seines Gartenhauses brachte, oder die, der Rafael's Diener Baviara zu besonderem Dienste beigeordnet war, oder die, die bei seinem Tode bei ihm im Hause war? „Fu Rafaello persona molto amorosa,“ sagt Vasari, „ad affezionata alle donne, e di continuo presto ai servigi loro,“ Vasari kann so geschrieben haben, weil ihm viele lügenhafte Klatschgeschichten im Sinne lagen, die er leider glaubte, es kann aber auch die Wahrheit gewesen sein. Niemand ist in der Lage, darüber zu entscheiden.

Entbehren wir aber wirklich so viel? Ist es durchaus nothwendig, über Rafael's Verhältnisse zu den Frauen, die er liebte, bürgerlich genaue Auskunft zu besitzen? Angenommen, es würden uns gegen Einbuße der Sonette die sichersten Nachrichten angeboten: Namen der Geliebten, Vaternamen, Geburtsort und Tag, ja Tag und Stunde durch Documente nachgewiesen, wo Rafael die Frau oder das Mädchen zuerst gesehen, die er

liebte — nützte das zu tieferer Erkenntniß seines Charakters? Stände er uns näher dann als nun, da Niemand weiß, was in jener Nacht geheimnißvoll in seine Arme sich drängte, und wer jenes junge Geschöpf gewesen ist, das uns aus dem Gemälde des Palastes Barberini mit so glühenden Augen anblickt?

Es giebt geheime Erlebnisse, die zu wissen wichtig, und die zu entdecken fruchtbar ist. Wenn wir lesen, wie Alcibiades als Flüchtling in Sparta aufgenommen, dort die Gemahlin des Königs verführt, so fällt ein neues Licht auf den Charakter dieses grandiosen Abenteurers. Wenn wir finden, daß Michelangelo niemals glücklich geliebt hat, wenn wir aus Goethe's eigener Erzählung von den Frauen lesen, die ihn eine nach der anderen fesseln ohne ihn zu halten: die Art, wie er sich losmacht, ist ein Theil seiner Entwickelung. Diese Verhältnisse aber auf den genauen Thatbestand reduciren zu wollen, wäre selbst bei den ungemeinen Actenstücken, die aus Goethe etwa hierfür zu Gebote ständen, ein unglückliches Unternehmen, das mit der wahren Geschichtsforschung nichts zu thun hat. Und so finde ich, für Rafael genügt das Vorhandensein dieser Sonette. Sie sagen soviel, daß alles Hinzukommende Nebensache wäre. Es haben in neuerer Zeit wenig Männer in Italien gelebt, deren Schicksal uns so sehr bewegte als das Leopardi's. Nun wohl, es liegen Bände voll Briefe vor, die er mit Freunden, Geschwistern und Eltern gewechselt hat. Tag für Tag verfolgen wir, was er ersehnte und entbehrte, sehen ihn sich verzehren und verfolgen seine Kämpfe bis zum Unterliegen. Was aber blieb mir zuletzt, nachdem alles durchlesen war? — Leopardi's Gestalt stand unklar, schmerzlich verzerrt und wie stückweise wieder grell beleuchtet vor mir, ein Gemisch unzähliger trauriger Momente als die Hülle seiner Seele, und suchte ich einzeln zusammen, was mich wahrhaft bewegte, den eigentlichen Inhalt seines Daseins, die Dörner, die ihn zu Tode stachen, so waren es wenige Dinge, bei denen es auf Ort und Datum eben nicht ankam und die sich auf ein paar Seiten drängen ließen. Und sehe ich in seine Verse hinein, so verschwindet selbst das als unnöthig, denn diese athmen seine Seele aus wie schwere Seufzer und erzählen mehr, als alle Briefe vermochten. Er besingt den Tod eines jungen Mädchens, das er liebte und das hinstarb, ehe es noch völlig erblüht war. Sie erscheint ihm im Traum und redet mit ihm. Actenstöße über Herkunft, Leben und Krankheit dieses Kindes würden nicht einen einzigen Gedanken verrathen von dem, was seine Verse so völlig aussprechen. Alles persönlich Zufällige bei'm Menschen, das nicht ein geistig nothwendiger Theil seiner Existenz war, fällt ab wie todtes Laub, das kein Frühling wieder ergrünen macht. Nur die Mittheilung erweckt eine Vorstellung vom wahren Wesen eines Men-

schen, welcher der menschliche Geist die Kraft dazu beilegt. Berichte und Merkmale giebt es freilich, die das entbehren zu können scheinen, factische Dinge, welche die Neugier so stark reizen, daß im Moment des Empfangens ein täuschender Schein von Befriedigung eintritt, bald aber erkennt man ihre Leerheit und wendet sich kalt ab. Man will, wenn man von großen Menschen liest, Worte mit einem Anfluge dichterischer Kraft empfangen, die sein Bild in uns aufsteigen lassen in Wahrheit.

In diesem Sinne läßt sich sagen, es sei unmöglich bei dem stehen zu bleiben, was überliefert worden ist. Wo zu viel Detail erhalten blieb, schüttelt man das Uebermaaß ab, hält sich an eine kleine Anzahl Hauptdaten und bildet mit ihrer Hülfe frei schaffend die neue Gestalt; wo wenig überliefert wurde, verbinden sich diese Punkte untereinander, ohne daß wir das Eintreten dieser Verbindung zu verhindern vermöchten. Ich stehe vor dem Gemälde im Palaste Barbarini: ich lasse meine Augen über das reizende Bildniß hingleiten. Der Blick, der Zug der Lippen, das momentan Naive der Stellung: Alles erzählt. Unwillkürlich erinnere ich mich der Gedichte. Ohne bei mir anzufragen, ob sie dürfe, läßt die schaffende Phantasie mich diese Frau erblicken, wie sie Nachts zu ihm schleicht, wie er sie staunend erblickt zuerst, wie sie endlich sich von ihm losmacht. Ich sehe sie an seinem Krankenlager sitzen. Irgend Jemand hat berichtet, sie habe sich verzweiflungsvoll in den Leichenzug gestürzt: ohne Zweifel eine Erfindung, aber ausgesprochen einmal und darum, falsch oder wahr, dennoch in der Phantasie haftend. Immer und immer werden diese Märchen wieder auftauchen, so lange vielleicht bis man endlich überzeugt sein wird, sie waren unzweifelhafte Wahrheit. Es giebt Mittheilungen, die in Jedem eine Art zauberhafter Productionskraft erwecken. Schließen die wenigen Strophen der Sappho, die uns noch übrig sind, nicht einen Abgrund von Sehnsucht auf, als hätten wir ein langes Gedicht empfangen, das von Leiden und Verzweiflung erzählte? Wir sehen sie vom Felsen in das nächtige Meer hinabsehen. Und so bei Rafael, wir sehen die weißen Arme, die zu einer Kette um seinen Hals wurden, es überströmt uns mit Bildern und Gedanken. Wer verlangte nach Namen und Zeitbestimmung, wenn er das empfindet? Ja, dies Nichtwissen bei dem Bilde eben und bei den Gedichten ist wie ein Reiz mehr, der Rafael's Leben umwebt, und wer hier sichere Daten herbeibrächte, würde, auch wenn es Niemand zugestände, eher vielleicht einen Raub begehen, als eine Bereicherung eintreten lassen. Was wir haben, genügt. Rafael ist uns bekannt genug, die Geschichte seines Herzens bedarf keiner Aufklärung.

Herm. Grimm.

Schleswig-Holstein und die preußischen Waffen.

Als vor drei Monaten die Sache Schleswig-Holsteins durch Gottes Fügung plötzlich aus dem Stande der Bundestagsprotokolle und der diplomatischen Noten herausgehoben wurde, als sie im Fluge einer mächtig anschwellenden Bewegung vor Preußen, vor Deutschland mit der ernsten Forderung unmittelbarer, bleibender Entscheidung hintrat: — da schien es einen Augenblick, als wolle der gesunde Luftstrom, die glückliche Vereinigung von Fürsten- und Volksrecht, von Ansprüchen der Ehre und der Macht, so wie er im übrigen Deutschland die Gemüther rasch über den Parteihader erhoben hatte, auch in Preußen das schlimmste Uebel des Staats, den Gegensatz zwischen Heer und Volk, hinwegtragen. Damals vernahm man selbst von einem so schroffen Parteiblatt, wie die „Militärischen Blätter" in Berlin das Wort: in Schleswig-Holstein sei die Ehre der preußischen Waffen verpfändet. Daß zwar das Blatt mit diesem Worte nicht sofort für die Sache selbst und das gute deutsche Recht in ihr sich begeistern würde, das konnte man wissen, auch wenn es nicht selbst sich beeilt hätte, darüber Aufschluß zu geben. Aber die Erinnerung an das, was preußische Soldaten einst für die Sache gethan und versprochen hatten, und was dann daraus geworden war, schien doch auch in diesen militärischen Kreisen kräftig genug, um die einseitige politische Doctrin einmal mit einem gesunderen und stärkeren Gefühle zu durchbrechen. Sogar die unfehlbare Weisheit der Kreuzzeitung wollte nicht mehr verfangen, die alte politische Vormünderin mußte sich von dem militärischen Mündel tüchtig den Kopf waschen lassen. Dieses verlangte nach Krieg, nach Thaten; und ein wirklicher ernster Krieg, das durfte man hoffen, mußte dem guten militärischen Kern gegen die falsche Umhüllung zum Durchbruch helfen, mußte in der Gemeinschaft blutiger Ehren Vieles vermitteln und versöhnen, wofür es im Kampf der Worte keine Ausgleichung gab. Es war eine Täuschung; das officiöse Organ belehrte die jugendlichen Brauseköpfe: was redet Ihr von verpfändeter Ehre, dort ist Eure Ehre, wo Euch der König hinstellt; und sehr bald ergoß sich ihr Zorn über den Herzog Friedrich, „den Major im ersten Garderegiment, der sich mit allen revolutionären Elementen in Deutschland in Verbindung gesetzt hat;" der Durst nach Thaten erwies sich zu schwach, sobald es auf die Gemeinschaft in einer Sache ankam, die zugleich die Nation für sich hatte; auch das legitime Recht eines deutschen Fürsten, auch die schweren männlichen Schritte, die er wählte und wählen mußte, waren in dieser Gemeinschaft mit dem Recht und dem Streben der Nation sofort mit unaustilgbaren Flecken behaftet. Es zeigte sich auf's Neue, daß in dem militär-politischen Katechismus dieser Kreise als der oberste Satz gilt: Eine Sache, welche die Bewegung des Volkes für sich hat, ist verwerflich.

Das preußische Heer soll jetzt in der Durchführung der ministeriellen Politik seine Waffenehre suchen. In einem solchen Augenblick drängt sich die Erinnerung an das, was es einst in Schleswig-Holstein gethan und eingesetzt hat, mit besonderem Nachdruck hervor. Wir wollen sie hier im Umriß in kurzen Zügen zusammenfassen. Neues vermögen wir dabei nicht zu sagen, — es ist eine

alte Geschichte; aber sie kann uns eben jetzt doch vielleicht etwas mehr lehren, als es auf den ersten oberflächlichen Anblick scheint. Von der Einbildung, als vermöchte eine solche Belehrung über jene Genossenschaft etwas, welche im demüthigen Bewußtsein, alle Wahrheit allein zu besitzen, unter dem Zeichen des Kreuzes dahin wandelt, wissen wir uns dabei völlig frei; für andere Menschen aber, welche nicht vollkommen sind, gilt es ja wohl noch, daß die Schuld und die Sünden der Vergangenheit die beste Warnung für die Zukunft enthalten. Vieler Betrachtungen von unserer Seite bedarf es dabei nicht; die Thatsachen allein reden deutlich genug, und sie werden auch einen Beitrag zur Berichtigung des Satzes geben, daß mit dem Gehorsam gegen den obersten Befehl schon für sich allein die Waffenehre gewahrt sei.

Am 24. März 1848 schrieb König Friedrich Wilhelm IV. an den Herzog Christian von Augustenburg, der seine Hülfe für das von Dänemark bedrohte Recht der Herzogthümer Schleswig-Holstein erbeten hatte, die Worte: „Ich habe mich der Wahrung der deutschen Sache für die Tage der Gefahr unterzogen, nicht um die Rechte Anderer zu usurpiren, sondern um das Bestehende nach Außen und im Inneren nach Kräften zu erhalten. Zu diesen bestehenden Rechten rechne ich dasjenige der Herzogthümer Schleswig und Holstein, welches in diesen, die Rechte des Königreichs Dänemark in keiner Weise verletzenden Sätzen ausgesprochen sein wird: 1) Daß die Herzogthümer selbständige Staaten sind, 2) daß sie fest mit einander verbundene Staaten sind, 3) daß in den Herzogthümern der Mannsstamm herrscht." Im Sinne dieser Sätze erklärte sich der König bereit, die Herzogthümer „gegen etwaige Uebergriffe und Angriffe mit den geeigneten Mitteln zu schützen." In Folge dieses königlichen Versprechens trafen zu Anfang April zum Schutze der Herzogthümer 13,000 Mann preußische Truppen in Holstein ein. Eine Verständigung mit Dänemark war nicht möglich. Die Union zwischen Schleswig und Dänemark, die unzertrennliche Vereinigung zwischen beiden war am 24. März in der Antwort an die Deputation der Herzogthümer förmlich als Wille des dänischen Königs verkündigt worden; die Erhebung der Herzogthümer gegen diesen Bruch ihres alten Rechtes war als Aufruhr behandelt. Es blieb nur die Entscheidung durch die Waffen übrig; der deutsche Bund ersuchte Preußen, die Räumung Schleswigs zu erzwingen und ernannte den General v. Wrangel zum Oberfeldherrn der vereinigten Streitkräfte. Am 22. April trat dieser seine Stelle mit einem Tagsbefehl an, worin es hieß: „Soldaten, die Rechte Deutschlands sind von den Dänen verletzt und Ihr seid bestimmt, dieselben aufrecht zu erhalten. Ich betrachte es als ein hohes Glück und eine besondere Ehre berufen zu sein, Euch zu diesem Zweck in den Kampf führen zu dürfen. Vorwärts für Deutschland! sei fortan unser gemeinsames Losungswort und mit Gott im Herzen wird der Sieg dann unser sein."

General v. Wrangel hatte außer jenen 13,000 Preußen noch 8000 Mann vom zehnten deutschen Armeecorps und 6500 Schleswig-Holsteiner unter seinem Befehl, zusammen 27,500 Mann; die dänische Armee stand 15,000 Mann stark bei Schleswig. Am 23. April trat der General den Vormarsch an; ohne die Schlacht bestimmt zu wollen, ward er durch die Entschlossenheit seiner Unter-

feldherren zum Angriff und Sieg gezogen. Die Dänen nahmen in großer Verwirrung den Rückzug. Dem deutschen Feldherrn kam die Sache unerwartet; er wußte von seiner Uebermacht keinen Gebrauch zu machen; die geschlagene Armee fand, fast aufgelöst, doch ohne weiteren Verlust, Rettung und allmählich auch wieder Halt auf der Insel Alsen. Es wäre militärisch und politisch das einzig Richtige gewesen, den Feind sofort dort aufzusuchen. Statt dessen wählte man den Einfall in Jütland: politisch bedenklich, weil er den Schein bestätigte, als wäre Deutschland in einem Eroberungskrieg; militärisch untergeordnet, weil er nicht die feindliche Macht in ihrem Kerne, in den Streitkräften traf. Dennoch war bei der tiefen Erschütterung der dänischen Staatskraft ein Erfolg möglich; — allein das Unternehmen wurde nicht durchgeführt. General v. Wrangel überschritt am 2. Mai die Königsau, am 3. zog er in Friedericia ein; nirgends war Widerstand. Am 18. Mai schrieb er eine Contribution von 2 Millionen Thalern aus, welche Jütland als Ausgleichung für den von den dänischen Schiffen dem deutschen Handel zugefügten Schaden erlegen sollte. Die Eintreibung sollte mit dem 28. Mai beginnen; die Stimmung in Kopenhagen war tief gesunken, die Maaßregel konnte zum Frieden führen. Am 25. Mai aber mußte General v. Wrangel, in Folge gemessener Befehle aus Berlin, Jütland räumen; soviel bis jetzt bekannt ist, muß diese Weisung hauptsächlich dem Einfluß russischer Vorstellungen und Drohungen zugeschrieben werden. Von da an beschränkte sich der Bundesfeldherr auf die Vertheidigung des größeren Theils von Schleswig; die Dänen waren in ihrer Zuversicht gewaltig gehoben; sie hatten ihr Heer wieder hergestellt; vom 28. bis 31. Mai und dann wieder am 5. Juni waren Gefechte im Sundewitt, die sie sich wie halbe Siege anrechnen durften. Auch in den nachfolgenden Wochen gelang es ihnen, hier und da einen kleinen Vortheil zu erfechten; nur von der Tann mit seinem Freicorps brachte ihnen im Ueberfall bei Hoptrup (6. Juni) eine bedeutendere Schlappe bei. Im Juli und August kamen Verstärkungen für das Bundesheer, die der Oberfeldherr bei einer Parade am 24. August mit einer schwungvollen Ansprache und einem Hoch auf Deutschland und den Reichsverweser begrüßte. In der Kriegführung aber änderte sich nichts: es blieb bei der unthätigen Vertheidigung Schleswigs in weitausgedehnter Stellung, die den Dänen, abgesehen von der Gelegenheit zu einzelnen glücklichen Anfällen, nothwendig den Eindruck gab, daß ihre Gegner entweder den Willen oder die Kraft nicht hätten, etwas zu unternehmen. Es war ein kleines Ende gegen den mit so lautem Stolze angekündigten Anfang.

Preußen hatte sich nicht getraut, sein Schwert zu brauchen; erhielt als natürlichen Lohn dafür den Waffenstillstand von Malmöe. Es war darüber, wie es die praktische Staatskunst auch heute wieder für das allein Richtige hält, mit Europa lange verhandelt worden; am 26. August kam er zum Abschluß. Preußen und Dänemark setzen eine gemeinsame Regierung für die Herzogthümer ein, und ernennen außerdem je einen Commissär. Die Verordnungen der provisorischen Regierung werden für ungültig erklärt; die schleswigschen Truppen von den holsteinschen getrennt. Die Dänen behalten Alsen besetzt, in einem Theile Holsteins bleiben deutsche Truppen; der Waffenstillstand dauert sieben Monate; England übernimmt die Garantie. Das waren die Bedingungen. Wenn sie

sich bei der Ausführung etwas günstiger gestalteten, so war das nicht das Verdienst Preußens, sondern die Wirkungen der Parlamentsverhandlungen in Frankfurt und der öffentlichen Stimmung in Deutschland, welche einen Druck auch auf die fremden Mächte ausübte. Von den Demüthigungen, die sich Preußen in der Form der Verhandlungen gefallen lassen mußte, von der Düpirung seiner Diplomaten bei der Auswahl der Männer für die gemeinsame Regierung wollen wir schweigen; der sachliche Inhalt der Bedingungen sagt genug. Dänemark war von seinem ungerechten Angriff auf die Herzogthümer in keiner Weise zurückgetreten, es hatte ihnen vorübergehend eine getrennte selbständige Regierung eingeräumt, das war Alles. Von den drei Sätzen jenes königlichen Briefs war kein einziger anerkannt; noch waren die Rechte der Herzogthümer allerdings nicht preisgegeben, aber der Gegner, weit entfernt besiegt zu sein, durfte sich gegen die weit überlegene Macht eher selbst des halben Sieges rühmen. Das war der erste Feldzug der preußischen Waffen gegen Dänemark. Was dabei ihre Ehre berührt, das sind nicht etwa einzelne militärische Fehler und Versäumnisse, sondern die Frage ist: ob das der Ausgang sein durfte, wenn Preußen überhaupt einmal seine Waffen in die Wagschale warf. Man ziehe die politischen Verhältnisse zur Entschuldigung herbei, soviel man mag: der Eindruck vor Europa, vor Deutschland, vor Preußen selbst und seinem Heere blieb doch der, daß dieses große Preußen nicht über das kleine Dänemark Herr werden konnte: er blieb es um so mehr, je gewisser dieses Heer sich sagen durfte, daß sein Muth und seine ganze Haltung während des Krieges dem alten Ruhm seiner Fahnen in jeder Weise entsprochen habe.

Im Frühjahr 1849 begann der zweite Feldzug. Preußens Heer war diesmal noch näher betheiligt, als 1848; es stellte nicht nur im Generallieutenant v. Prittwitz den Obergeneral des Reichsheeres und 10,000 Soldaten dazu; der preußische General v. Bonin hatte auch während des Waffenstillstandes mit seinen preußischen Offizieren den Herzogthümern eine Armee von 12 bis 14,000 Mann gebildet und führte sie mit eben diesen Offizieren jetzt in's Feld. Der General v. Prittwitz hatte sich der Centralgewalt verpflichtet: „bei dem ersten Angriff der Dänen, sei es zu Wasser sei es zu Lande, Alles daran zu setzen, die feindliche Armee mit einem Schlage, wenn auch mit dem Bajonnet an den Rippen zu vernichten." Der Feldzug nahm einen verheißungsvollen Anfang; am 5. April erfochten zwei schleswig-holsteinische Strandbatterien von zusammen 14 Geschützen, denen zuletzt eine nassauische Feldbatterie zu Hülfe kam, über eine dänische Flotte von vier Schiffen mit [illegible] Geschützen einen Sieg, der fast ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte dasteht. Die deutschen Reichstruppen, Hannoveraner, Bayern, Sachsen und Kurhessen, lieferten vom [illegible] bis 13. April im Sundewitt eine Reihe glücklicher Gefechte gegen die Dänen, deren Ergebniß die Eroberung und Behauptung der Düppeler Höhen war. Am [illegible] April nahm die Avantgarde des Generals v. Bonin Kolding, am [illegible] griffen [illegible] die Dänen ihrerseits mit versammelter Macht die Stadt an [illegible] 17,000 gegen noch nicht 12,000) Schleswig-Holsteiner [illegible] mußten die Dänen das Feld räumen. Aber der Fortgang des Feldzugs entsprach den [illegible] Erwartungen nicht. Schon die Wegnahme der Düppeler Höhen konnte zu einem

weit vollständigeren Siege führen, wenn General v. Prittwitz bessere Anordnungen traf. Nachdem sie geschehen war, begnügte er sich mit dem Bericht an die Centralgewalt in Frankfurt, daß jetzt „das Offensivvermögen des Brückenkopfs von Sonderburg vollkommen paralysirt sei." Der Sache aber irgend einen Nachdruck zu geben, sei es durch den Angriff auf Alsen, sei es durch den Einmarsch in Jütland, war er trotz jenes Versprechens weit entfernt; er setzte sich auch dann nicht in Bewegung, als er von Frankfurt durch einen besonders abgesendeten Officier ausdrücklichen Befehl zum Einmarsch in Jütland erhielt; es geschah gegen seinen Willen, daß Bonin den Angriff auf Kolding ausführte, und als dieser gleich nachher, statt zaghaft den Rückzug anzutreten, jenen schönen Sieg gewann, soll der Obergeneral sogar an ein Kriegsgericht über den Sieger gedacht haben. Erst zu Anfang Mai setzte er sich auf wiederholtes persönliches Andringen der Statthalterschaft nach Jütland in Bewegung. Von im Ganzen 56,000 Mann, die er unter seinem Befehl hatte, ließ er einen Theil zur Behauptung des Sundewitt zurück; die Dänen, welche in Allem über höchstens 28,000 Mann geboten, vermochten ihm weder hier noch dort eine auch nur annähernd ebenbürtige Macht entgegenzustellen. Der Feldzug in Jütland selbst hat bekanntlich auf die Zeitgenossen den Eindruck gemacht, als habe General v. Prittwitz die Sache Schleswig-Holsteins nicht zum Siege führen wollen. Uns scheint die Sache zu einem endgültigen Urtheil noch nicht reif; wie wenig Ehre aber bei dieser Kriegführung für die preußischen Waffen, welche den Haupttheil von Prittwitz' Armee ausmachten, zu holen war, das beweist die eben erschienene dänische Geschichte über den Rückzug des Generals v. Rye, dem Prittwitz selbst mit einer vierfachen Uebermacht folgte. Das Ergebniß des zweimonatlichen Feldzugs in Jütland war, daß die schleswig-holsteinsche Armee von der versammelten dänischen Macht am 6. Juli vor Friedericia eine schwere, blutige Niederlage erlitt. Man kann gegen den General v. Bonin den Vorwurf erheben, daß er sich in überkühner Zuversicht mit 7000 Mann dem Anfall von 17,000 aussetzte: aber die Hauptschuld des Unglücks trifft ohne allen Zweifel den General v. Prittwitz, der ihn in seiner Position ohne Unterstützung ließ. Das war das Loos, welches den preußischen Waffen im zweiten Feldzug für Schleswig-Holstein zufiel: zuerst ein thatloses Zusehen bei den rühmlichen Kämpfen und Siegen der verbündeten Waffen; dann ein kläglicher Vormarsch gegen einen drei- oder viermal schwächeren Feind; zuletzt die Ueberlassung der braven, jungen Armee, die von preußischen Officieren gebildet und geführt war, an die dänische Uebermacht.

Man sieht, die Kriegführung hatte seit dem ersten Jahre Fortschritte gemacht; es versteht sich, daß die Politik sich von demselben Geiste durchdrungen zeigte. Indessen die Staatsmänner erkannten damals doch eine Pflicht der Fürsorge für die Rechte der Herzogthümer an; die Predigt des nackten Treubruchs, womit die Umkehr von der Revolution eingeleitet werden müsse, blieb der Kreuzzeitung überlassen. In der Sache selbst war damit nur wenig gewonnen, da auf dem eingeschlagenen Wege die Dinge von selbst zu den Zielen der Fanatiker der Gegenrevolution hintrieben. Am 10. Juli 1849 wurden in Berlin sowohl die Präliminarien für einen Frieden als die Bedingungen für einen Waffenstill-

stand abgeschlossen. Die Friedensbasis enthielt in fünf Artikeln die wesentliche Bestimmung: daß Schleswig „unbeschadet seiner politischen Verbindung mit der Krone Dänemark" für die gesetzgebende Gewalt und die innere Verwaltung eine abgesonderte Verfassung erhalten solle, ohne mit Holstein vereinigt zu sein; während das letztere das Versprechen einer Repräsentativverfassung erhielt. Die Erbfolge sowie die eventuellen Rechte Dritter wurden vorbehalten; sie sollten nach dem Friedensschlusse durch die Initiative des Königs von Dänemark im gemeinsamen Einverständniß der Großmächte geregelt werden. Die Waffenstillstandsbedingungen setzten hiernach in vierzehn Artikeln in der Hauptsache fest: daß über Schleswig im Namen des Königs von Dänemark eine besondere Landesverwaltung von drei Männern gestellt werden solle, wovon den einen Preußen, den andern Dänemark, den dritten England zu ernennen hätte; sowie, daß im Herzogthum eine Demarcationslinie von Flensburg nach Tondern zu ziehen sei, wonach der südliche Theil durch 6000 Preußen, der nördliche durch 2000 Schweden, die Inseln durch die Dänen besetzt werden könnten. Der Waffenstillstand kam trotz des Protestes der Statthalterschaft von Schleswig-Holstein und der deutschen Centralgewalt zur Ausführung. Die Friedensbasis enthielt im ersten und dritten Artikel genau das Zugeständniß derjenigen Punkte an Dänemark, welche König Friedrich VII. am 24. März 1848 der Deputation der Herzogthümer als seine Willensmeinung bezeichnet hatte, gegen welche die Lande sich damals erhoben hatten, gegen welche Preußens König sich offen und feierlich erklärt hatte, gegen welche Preußens Soldaten in den Kampf gegangen waren. Noch einmal: die preußischen Waffen hatten im Kampfe die Brüder, sie hatten im Waffenstillstand die Rechte preisgeben müssen, für welche sie in's Feld gerufen waren.

Der dritte preußische Feldzug in Schleswig-Holstein war bekanntlich ein unblutiger. Preußen hatte in seinem und des deutschen Bundes Namen am 2. Juli 1850 zu Berlin mit Dänemark Friede geschlossen. Dieser Friede stellte in Artikel 1 und 2 die frühere Freundschaft und die Verträge wieder her, behielt im Artikel 3 beiden Theilen ihre Rechte vor, stellte im Artikel 4 die auf Verlangen des Königs von Dänemark zu leistende Bundesintervention in Holstein in Aussicht und verhieß im Artikel 5 die nöthige Grenzregulirung. Es waren damit die Herzogthümer zunächst sich selbst überlassen. Wie sie nach allen Täuschungen und Opfern dieser Jahre gestritten haben, ist bekannt. Die Schlacht bei Idstedt (25. Juli 1850) und mit ihr fast ganz Schleswig ging verloren; an der Eider aber fand die Macht der Dänen ihre Grenze. Der König von Dänemark rief die Intervention des Bundes an; Graf Thun, der österreichische Präsidialgesandte, erließ unter'm 30. October ein Schreiben an die Statthalterschaft, worin er Einstellung der Feindseligkeiten und Beurlaubung des Heeres forderte, unter Androhung der Execution. Preußen erkannte die Bundesversammlung nicht an und rief zu Anfang November gegen das gewaltsame Vorgehen Oesterreichs und seiner Genossen sein Heer unter die Waffen. Vier Wochen später ging Herr von Manteuffel nach Olmütz, und die preußischen Soldaten, statt Kurhessen und Schleswig-Holstein gegen Oesterreich zu schützen, zogen im Bunde

mit Oesterreich zur Unterdrückung Kurhessens und der Herzogthümer aus. So hatte es Herr von Manteuffel ausdrücklich verlangt, während der König von Bayern nach der Zusammenkunft in Bregenz sich wenigstens die Betheiligung an der Execution in Holstein verbat. Die Commissäre der Großmächte in Holstein, der preußische General von Thümen und der österreichische General von Mensdorf, verlangten Einstellung der Feindseligkeiten, Reduction des Heeres auf ⅓ seines Bestandes, Auflösung der Landesversammlung, wogegen sie sich ausdrücklich zu der Versicherung ermächtigt erklärten, daß der Zweck ihrer Sendung sei: „Die Rechte des Herzogthums (Holstein) und das altherkömmliche berechtigte Verhältniß zwischen Holstein und Schleswig zu wahren." Das Ende dieser und verschiedener anderer Versprechungen war die Entwaffnung und Auflösung der 40,000 Mann des schleswig-holsteinschen Heeres, die Ueberlieferung der Herzogthümer zunächst an Dänemarks Gewalt und zuletzt auch die Vernichtung ihres Rechts zu Gunsten Dänemarks durch das Londoner Protokoll. Es war um so nothwendiger, daß die preußischen Waffen bei diesen Thaten mitwirkten, da die preußische Regierung ein halbes Jahr früher den Berliner Frieden ausdrücklich dahin ausgelegt hatte, daß er den Herzogthümern freie Hand gebe, sich selbst zu helfen. So waren die drei Sätze, zu welchen sich einst Friedrich Wilhelm IV. bekannt, für welche sein Heer den ererbten Ruhm seiner Waffen eingesetzt hatte, umgestürzt; zu diesem Umsturz hatten die preußischen Waffen in diesem dritten Feldzug mitwirken dürfen: ihre Ehre sei verpfändet — so sagen die „Militärischen Blätter."

Gewiß, der Fortschritt vom ersten zum dritten Feldzug läßt nichts zu wünschen übrig. Die Buße, welche die frommen Männer predigten, in deren Hände während dieser Zeit allmählich in Preußen alle Gewalt überging, sie war auch für das Heer eine vollständige. Im bürgerlichen deutschen Leben pflegt man zwar einiges Gewicht auf die Treue zu legen, und Luther sagte sogar einmal, der römischen Kunst kaiserliche Zusagen zu deuten gegenüber, man müsse auch dem Teufel sein Wort halten; aber was will das geltende deutsche Sittengesetz, was will Luther's Christenthum gegen den „germanischen" Geist, den Geist des „Christenthums" in unseren Kreuzzeitungsmännern bedeuten? Mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit trägt sie der Satz über die schwersten Zweifel hinweg: „wo der Befehl Dich hinstellt, da ist Deine Ehre." Bewunderungswerthes Wort: ein eigenes Gewissen bedarf der Mann nicht mehr; der Inhalt, die Widersprüche des Befohlenen berühren ihn nicht. Oder ist's anders verstanden? Soll in der harten Wirklichkeit der Dinge eine Einschränkung erlaubt sein? Wäre es doch vielleicht nicht die Ehre der Garden gewesen, als sie am 18. März 1848 den Kampf einstellen und darnach Berlin verlassen mußten? Wir müssen bitten, an dem Satz nicht zu mäkeln, kein Tüttelchen von ihm abzuthun; denn ist er nicht mehr die absolute, untrügliche Regel und Wahrheit für alle Fälle, — was hilft er dann noch? Es bleibt dann am Ende nichts davon übrig, als die alte bekannte Wahrheit, daß die Treue gegen den König, der Gehorsam gegen sein Wort und seinen Befehl eine heilige Pflicht für den Soldaten ist. Es steht dann also so, daß uns jener Satz entweder Alles giebt, oder gar nichts? In der That, wir können uns nicht helfen; wir gehören zu der großen Menge, die mit der tiefen

Weisheit jenes Satzes und aller ähnlichen Sätze nichts anzufangen weiß. Für uns bleibt die unerbittliche Forderung, daß wir uns durch den schweren Kampf der Pflichten und der Gegensätze im Leben in redlicher Arbeit hindurchkämpfen und im Glauben an Gottes heilige Führung nach Licht und Wahrheit und Versöhnung ringen, in der Zuversicht, daß irgendwo die Widersprüche sich lösen. Darum müssen wir denn auch dabei bleiben, daß es für den Soldaten auch neben dem Befehl und der Pflicht des Gehorsams gegen denselben allerdings noch eine eigene Ehre giebt, und daß es dem Einzelnen wie dem Ganzen sehr wohl geziemt, von dieser Ehre zu wissen und auf sie zu halten. Es gehört zu dieser Ehre, zu diesem Eigenthum und dieser Erbschaft des Ganzen wie des Einzelnen, daß die Waffen, die das Ansehen, die Macht, den edlen Gehalt des Staates und des Volkes darstellen, nur für ernste Sachen mit ernstem Willen in die Wagschale geworfen werden. Der Staat wie das Heer sind dazu da, um etwas zu wirken und zu gelten in der Welt, und wohl pflegt man sie nach der Gerechtigkeit ihrer Sachen zu messen, aber auch nach der Kraft, womit sie sie durchführen. Darum soll man ein Heer nicht leichtfertigen Entschlusses in den Kampf schicken, aber noch weniger soll man es leicht der Sache wieder entziehen, für die es einmal eingesetzt ist. Es kann dergleichen nicht oft und nicht ohne schwere Verantwortung geschehen, denn es erschüttert die Grundlage des einfachen Glaubens, auf dem das Heer stehen soll. Daß dieser Theil der Waffenehre nicht angetastet werde, darüber haben vor allen Dingen die zu wachen, die an die Spitze gestellt sind; statt sich bequem hinter das Wort des Fürsten zu flüchten, den sie berathen. Wir wissen es wohl, wie viel allgemeine Schuld in den unglückseligen Wendungen lag, welche die Wege Preußens und Deutschlands in der Zeit von 1848 bis 1852 nahmen und wir kennen kaum einen Mann aus jener Zeit, dem menschlich ein so mildes Urtheil gebührt, als dem edel strebenden, schwer geprüften Könige von Preußen. Aber wir können darum keinen Buchstaben davon nachlassen, daß es mit der Ehre der preußischen Waffen in Sachen Schleswig-Holsteins so gegangen ist, wie wir es in den Thatsachen vorhin dargestellt haben.

So war es in der Vergangenheit; wir knüpfen an diese traurige Geschichte keine Betrachtungen für die Zukunft. Die Antriebe, die Ziele der preußischen Politik, der Ausgang, den die neue Action darnach nehmen kann, — dies alles ist hundertmal besprochen. Noch freilich sind die Meinungen gespalten; die Einen hoffen noch auf einen ernsten Krieg, auf rasche, entscheidende Siege, auf den Rücktritt von dem Londoner Protokoll, sobald die Kriegswürfel gefallen sind. Die Andern fürchten eine Fortsetzung jener Scheinkriege oder unblutigen Verhandlungen von 1849 bis 1850 und das Ende, das die Dinge 1851 nahmen. Noch wenige Monate, und es ist entschieden, ob dieses Mißtrauen, ob jene Hoffnungen berechtigt waren, ob die neue Ehre in dieser Sache größer sein wird als die alte.

Ein preußisch-schwedisches Seetreffen.

Gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) befahl Friedrich der Große dem Generalmajor von Manteuffel, mit Hülfe des Kammerpräsidenten von Aschersleben Maaßregeln zum Schutze der pommerschen Küste zu ergreifen, damit den Schweden die Zugänge zum Haff und damit die Annäherung an Stettin von der Seeseite her abgeschnitten würde. Der mit diesem wichtigen Auftrage beehrte General und der hohe Civilbeamte gingen sofort büreaukratisch-gründlich an's Werk und sahen sich in den preußischen Seestädten nach Kriegsschiffen um; solche fanden sie nun nicht, denn Holz ist sehr vergänglich und die stolzen Fregatten des großen Kurfürsten, welche einst die damals mächtigen Schweden und Spanier bekämpft, sowie den seebeherrschenden Holländern Achtung eingeflößt hatten, waren seit Jahrzehnten verfault und ihre schweren eisernen Geschütze nach allen Seiten hin verschleudert. Welche Erfahrungen die beiden Herren sonst von ihrer Inspectionsreise heimbrachten, — darüber sagt die Geschichte nichts; nur soviel ist bekannt, daß ein praktischer Erfolg aus ihren Untersuchungen und Berathungen nicht hervorging. Inzwischen hatte aber Friedrich II. zugleich „einen Marschall gegen die Schweden" ernannt, nämlich den unerschrockenen Lehwald, der die nordischen Feinde „unter allen Umständen," wie der große König zu befehlen gewohnt war, vom preußischen Gebiete fernhalten sollte. Feldmarschall Lehwald sah ein, daß er zu seiner Unterstützung einer bewaffneten Flotille bedürfe, deshalb befahl er nun seinerseits dem ihm untergebenen Generallieutenant Grafen zu Dohna, ihm eine solche „unter allen Umständen" sofort zu schaffen.

Der genannte Generallieutenant war ein geistvoller Officier, der sich in die gegebenen Verhältnisse zu finden wußte; auch war er klug genug, einzusehen, daß er vom Seewesen nichts verstünde und daß er sich einen Fachmann suchen müsse, welcher der Sache gewachsen wäre, sollte überhaupt etwas daraus werden. Die Wahl, welche er demgemäß traf, macht seinem Scharfblick alle Ehre, denn sie fiel auf den Stettiner Kaufmann und Rheder Daniel Schulz. Diese beiden Männer, ein hochgestellter Graf und ein schlichter Bürgersmann, deren Namen jeder Patriot in Ehren halten muß, gingen nun mit einem Eifer und einer Eintracht an's Werk, daß sie in wenigen Wochen ein Geschwader schufen, welches schon am 21. August 1757 mit den Schweden Schüsse wechseln konnte.

In Anbetracht der damaligen Verhältnisse war die Herstellung dieser Flotille eine große Leistung, denn man bedenke, daß ein im See- und Landkriege erfahrener, ja berühmter Feind vor der Thür stand; daß im Stettiner Hafen trotz der Blokade nur eine geringe Anzahl meist kleiner und sehr schwacher Schiffe war; daß weder Seeartillerie noch im Seekriege erfahrene Commandeurs vorhanden und daß es an allen Ausrüstungsgegenständen fehlte. Daniel Schulz schaffte dennoch Rath; er wußte 4 Gallioten, 4 große Fischerbarken und 4 Espings herauszufinden. Diese gebrechlichen Fahrzeuge wurden nun einigermaaßen kriegsmäßig aufgetakelt und vom Schiffszimmermeister soweit verstärkt und vervollkommnet, daß sie Geschütze tragen, die feuergefährliche Munition bergen, so-

wie eine außergewöhnliche Zahl Menschen, die zur Bedienung gehörte, nothdürftig aufnehmen konnten.

Daniel Schulz leitete die maritime Ausrüstung und warb die nöthigen Seeleute an, welch' letzteres Geschäft insofern schwierig war, als unter den freiwillig herbeiströmenden Theerjacken nur die tüchtigsten ausgewählt werden konnten. Graf Dohna ließ hingegen von den Wällen Stettins mehrere 12- und 16pfünder und von den einzelnen Regimentern eine Anzahl 3pfündiger Falkonets, sogenannte Regimentsstücke, herbeischaffen und wies außerdem die nöthige Zahl Artilleristen und Musketiere, sowie einige Lieutenants, Fähndriche und Corporale aus dem Landheere für den Seedienst an.

Jene Galliots entsprächen nach unseren Begriffen etwa den Schoonerbriggs; sie erhielten je zwei 16pfünder und 4 Falkonets; die gedeckten Fischerbarken taufte man in „Galeeren" um und bewaffnete jede mit einem 12pfünder sowie 2 Falkonets, während die Espings je ein Falkonet erhielten. Die letzteren kleinen Fahrzeuge entsprächen an Größe etwa unseren Schaluppen, sie führten aber Yachttakelage und segelten sehr schnell. — Die 4 Galliots waren: „König von Preußen," Capitän Schwarz und 81 Mann Besatzung; „Prinz von Preußen," Capitän Likfeld und 79 Mann; „Prinz Heinrich," Capitän Brun und 76 Mann; „Prinz Wilhelm," Capitän Braunschweig und 75 Mann; die vier sogenannten Galeeren heißen: „Jupiter," „Mars," „Neptunus" und „Mercurius" und hatten durchschnittlich je 60 Mann Besatzung; die Namen der vier Espings sind uns nicht überkommen, wir wissen nur, daß sie je 12—14 Mann Besatzung hatten. Die Capitäne und Obersteuerleute commandirten die Fahrzeuge und direct die Seeleute, während sie indirect die sogenannten Seesoldaten durch deren eigene Vorgesetzten befehligten. Diese so ungleichartig zusammengesetzte Bemannung schwacher Küstenfahrer und unbedeutender Fischerboote erfüllte ihren Zweck jedoch in bester Harmonie; sie hatten nicht Zeit, ihre abweichende Lebensanschauung gegen einander geltend zu machen. Der Haß der Seeleute gegen die Schweden, welche durch die Blokade der Odermündungen den Broderwerb Stettins lähmten, und der Stolz der Soldaten, welche sich für unüberwindlich hielten, machten das Außerordentliche möglich, daß 603 Mann auf 12 armseligen Fahrzeugen bis zur Vernichtung gegen 2659 Schweden auf 18 wirklichen Kriegsschiffen zwanzig Tage lang kämpften.

Die Schweden, welche durch ihre Spione sehr genau von Allem unterrichtet waren, was auf den Stettiner Werften vorging, rüsteten in Stralsund die vier großen Galeeren „Carlscrona," „Croneberg," „Malmö" und „Blecking" aus, dann die 4 halben Galeeren „Swärtfisken," „Delphin," „Stören" und „Cabillion," außerdem die 2 Galliots „Snäll" und „Wannwell," 2 Bombenschaluppen, 4 Kanonierschaluppen und 2 Bombenprahme. Sie bemannten diese eigens zu Kriegszwecken gebaute und schwer bewaffnete Flotte mit 366 Seeleuten und 2293 Landsoldaten. Am 19. August drangen sie auf der Peene bei der Anclamer Fähre und Mönchow ein, nachdem schon die Insel Usedom von ihren Truppen besetzt worden war. Am 20. schickten die Preußen 2 Espings nach der Ost- und Westklüne vor, um zu recognosciren; die Schweden eröffneten jedoch aus allen Geschützen ein heftiges Feuer auf diese beiden kleinen Fahrzeuge und

hätten sie unfehlbar in den Grund gebohrt, wenn ihnen nicht unsere Schiffe mit ihrem groben Geschütz zu Hülfe gekommen wären; der eine Esping erhielt einen gefährlichen Schuß in der Wasserlinie, wurde aber schnell wieder ausgebessert. Nun versuchten die Schweden das Fahrwasser bei dem Bock mit einer Galeere und dreien Espings zu sondiren, worauf ihnen eine preußische Galeere und zwei Espings entgegensegelten und sie nach einer heftigen Kanonade zwangen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Am 21. fielen von beiden Seiten nur einige Schüsse und die Unsrigen sahen von ihren Schiffen zu, wie die Schweden am Lande schanzten; am 22. indessen eröffneten die Schweden aus ihren neuen Schanzen um 5 Uhr Morgens eine furchtbare Kanonade, die bis 8½ Uhr Vormittags dauerte und besonders durch ein wohlgenährtes Haubitzenfeuer (Granatwürfe) für unsere Schiffe sehr gefährlich wurde. Die letzteren hielten zwar mit größter Ausdauer Stand und bestrichen mit ihren Kanonen und Falkonets jede Anhöhe und Schanze, mußten aber schließlich dennoch arg zerschossen und mit großem Menschenverlust nach dem Kühler Ort zurückfallen, woselbst sie sich so postirten, daß sie den Feind im Auge behielten und das Fahrwasser bestreichen konnten. Am 23. begann die schwedische Flotte vom Morgen bis zum Abend die unsrige aus beträchtlicher Entfernung mit Kugeln aus dem groben Geschütz und mit Bomben zu bewerfen; unsere Schiffe wichen jedoch nicht vom Flecke, sondern erwiderten das Feuer nach Kräften; am 24. aber drangen die Schweden mit einer großen Galeere, die sie vorher erleichtert hatten, und mit 4 halben Galeeren sowie 4 Schaluppen über die Untiefe und hielten auf die Bock Kämpen, um in das Fahrwasser bei der Ostklüne zu gelangen. Dieses gefährliche Manöver sollte verhindert werden, deshalb rückten unsere 4 Gallioten gegen die Flanke des feindlichen Geschwaders vor und begannen den Kampf; doch kamen sie hierbei nicht nur in den Feuerbereich aller schwedischen Schiffe, sondern auch in den der Landbatterien, so daß sie sich schließlich genöthigt sahen, in ihre alte Stellung zurückzugehen. Der Feind erreichte nun doch das Fahrwasser bei der Ostklüne und bedrohte hierdurch die Rückzugslinie unserer Schiffe. Durch die Landbatterien gedeckt und unter dem Schutze seiner günstigen Stellung benutzte er den 25. und 26., um seine sämmtlichen schweren Schiffe gelichtet über die Untiefe zu schaffen und sie dann in aller Gemächlichkeit wieder in Ordnung zu bringen, auch stellte er durch einen Prahm seine Verbindung mit dem Lande her.

Am 27. machten sich die Schweden daran, mit ihren halben Galeeren und Gallioten über den Borcker Grund zu kommen, vermuthlich, um zu versuchen, ob ihre schweren Schiffe ebenfalls hinüber zu bringen seien; glückte ihnen dies, dann konnten sie der preußischen Flotille in den Rücken fallen und sofort im großen Haff Landungsversuche wagen. Es kam gegenseitig zu einer kleinen Kanonade, die von den Preußen bald abgebrochen wurde, denn bei ihrer Kenntniß des Fahrwassers wußten sie, daß den Schweden ihr Vorhaben glücken mußte. Um die Flotille aus ihrer gefährlichen Lage zu bringen, ward der Rückzug bis hinter den Rebziner- und Wootziger Haken beschlossen und in der folgenden Nacht angetreten, jedoch unter beständigem Kreuzen gegen den Feind und so langsam, daß man erst am 1. September eine gute halbe Meile hinter den er-

wähnten Haken war. Hier angekommen, bemerkte man bald, daß sich die schwedische Flotte schon zwischen Grambin und Uckermünde aufgestellt hatte und nur auf guten Wind zu warten schien, um zum Angriffe zu schreiten. Die Zeit mochte ihr lang werden, denn am 4. September setzte sie sich mit Hülfe der Ruder in Bewegung, um unsere Flotille bei der Windstille anzugreifen. Da fiel plötzlich ein starker Regen und sie machte wieder Halt — angeblich deswegen, weil der Regen die freie Aussicht störte und die Kanonen am Losgehen verhindern möchte. Die Unsrigen aber fanden es für gut vorzurücken, theils um dem Feinde zu zeigen, daß sie sich nicht fürchteten, theils um den Rebziner- und Wootziger Haken wieder seitwärts, als eine Art Flankendeckung zu haben. Die Schweden lagen wegen nun eingetretenen Gegenwindes bis zum 10. still vor Anker.

Die seitherigen Gefechte hatten unserer Flotille doch gegen 60 Todte und Verwundete gekostet, dem Feinde hingegen über 100 Mann; hätte der letztere sein furchtbares Uebergewicht an Land- und Seeartillerie recht benutzt und besser geschossen, dann wäre die preußische Flotille wohl schon zur Hälfte vernichtet worden, um so mehr, da sie sich immer keck in das feindliche Feuer gewagt hatte. Wie die Sachen jedoch standen, hatte die geringe preußische Artillerie dem Feinde mehr Schaden zugefügt, wie er den Unseren.

Der 10. September sollte der verhängnißvolle Ehrentag für unsere junge Flotille werden, ein Tag — von dem der Feind viel Aufhebens gemacht hat, den unsere Geschichtschreiber, bis auf Raumer und nach ihm Jordan, aber gar nicht beachtet haben. Wie würde er gepriesen und mit Denkmälern verherrlicht sein, wäre er in die Blokadejahre 1848 und 1849 gefallen! Die glänzenden Kriegsthaten des damaligen preußischen Heeres mögen allerdings Schuld sein, daß der ruhmvolle Kampf und Untergang einer nothdürftig zusammengebrachten Flotille gegen einen mehr wie vierfach überlegenen Feind der Vergessenheit anheimfiel, ebenso wie der drei Jahre später von der wiederhergestellten preußischen Flotille über eine schwedische Rangflotte erfochtene Sieg, bei dem die Leute des alten Fritz eine Fregatte von 36 Kanonen eroberten und im Triumphe heimführten.

Also am 10. September sprang der Wind um und ermöglichte es den Schweden, kurz vor 9 Uhr Morgens in geschlossener Schlachtordnung vorzurücken. Sie hatten nichts unterlassen, um ihr Uebergewicht fühlbarer zu machen, und die Besatzung ihrer großen Galeeren war bis auf 300 Mann verstärkt. In weiter Entfernung begannen sie aus ihren schweren Geschützen zu schießen, bald aber rückte man sich so nahe, daß auch die dreipfündigen Falkonets wirksam mitspielen konnten. In dieser Schlacht zeigte sich wieder recht das Uebergewicht, welches die preußischen Kanoniere über die schwedischen hatten; denn obgleich die letzteren aus ihren hundert großen und kleinen Kanonen einen wahren Eisenhagel speien ließen, so erreichten sie damit doch verhältnißmäßig wenig; die meist zu hoch gerichteten Schüsse schmetterten zwar manchen braven Preußen auf seinem Deck nieder und nahmen Stangen, Spieren und Tauwerk mit fort, rissen auch die Segel in Fetzen, aber den Schiffskörpern und den Geschützen thaten sie nur geringen Schaden. All' das Verderben, welches auf die wackeren

preußischen Soldaten und Seeleute in Gestalt von Kugeln und Holztrümmern herniederregnete, konnte diese nicht aus der Fassung bringen; sie bedienten ihre Geschütze mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob es sich um ein Scheibenschießen auf dem Exercierplatze handelte; und nachdem der Kampf über drei Stunden gerast hatte, nahm es den Anschein, als sollten sie die Schlacht gewinnen, denn das Feuer ihres linken Flügels war so wirksam gewesen, daß eine der schwedischen halben Galeeren in Brand gerieth und, da die preußischen Geschütze jede Hülfe von dem brennenden Kriegsschiffe fernhielten, mit lautem Krachen in die Luft flog. Ein donnerndes Hurrah ertönte auf der linken preußischen Schlachtlinie und wurde bald darauf vom rechten Flügel her beantwortet; denn hier hatte man ein schwedisches Galliot so leck geschossen, daß es mit wehender Flagge versank; eine Kanonierschaluppe war ihm zu Hülfe geeilt, die Bemannung des sinkenden Schiffes war in solcher Ueberstürzung hineingesprungen, daß das rettende Fahrzeug umschlug und ebenfalls versank, und so die Mannschaft beider ihren Tod in den Wellen fand.

Diese Erfolge der Preußen belehrten die schwedischen Commandeurs, daß sie im Feuergefecht mit ihrem Gegner nicht fertig werden würden; sie schritten daher zu einem wirksameren Mittel, nämlich zum Entern. Zwei halbe Galeeren, ein Galliot und drei Schaluppen warfen sich auf die preußischen Galeeren „Mercurius" und „Jupiter," welche auf dem rechten Flügel (bei'm Woostiger Haken) fochten. Allein es glückte keinem der Schweden, den Fuß auf die preußischen Regelingen zu setzen; die Enterer wurden mit einem so mörderischen Musketen- und Pistolenfeuer empfangen, auch Handgranaten so freigebig unter sie geworfen, daß sie froh waren, von den geenterten Schiffen loszukommen. Bald jedoch erneuerten sie ihren Versuch, diesmal unterstützt von den beiden großen Galeeren „Croneberg" und „Blecking" und nun erst wurden die zwei schwachen Schiffe, von allen Seiten umringt und fast verschwindend unter den hohen Borden ihrer Gegner, überwältigt, doch nicht ohne ein blutiges Handgemenge.

Mit dem Falle des „Jupiter" und „Mercurius" war die Schlacht für die Preußen verloren, denn nicht nur der Verlust dieser beiden Schiffe und ihrer Besatzung (der fünfte Theil der Gesammtstärke) fiel für sie schwer in's Gewicht, sondern auch der Umstand, daß der Feind die beiden eroberten Fahrzeuge sofort mit seinen Leuten besetzte und nun, gerade in der Flanke der preußischen Linie, diese der Länge nach bestrich. Die Stellung wurde unhaltbar, der Verlust an Leuten zu groß, deshalb beschlossen die Preußen sich zurückzuziehen, und eine neue Position zu wählen. Unter beständigem Feuern führten sie ihren Entschluß aus und nahmen wirklich noch einmal Stellung, freilich nicht eine so günstige, wie die vom Morgen. Wieder entbrannte der Geschützkampf und nach Verlauf einer Stunde mußten sich eine Schaluppe und eine halbe Galeere der Schweden aus der Gefechtslinie zurückziehen, um die Lecke zu stopfen. Nun gingen die Schweden wieder an's Entern, diesmal jedoch klug gemacht durch den ersten Versuch, von vorn herein mit Aufgebot aller verfügbaren Kraft. Die Gallioten „König von Preußen" und „Prinz Heinrich," sowie die Galeere „Neptunus" wurden von den 4 großen schwedischen Galeeren und den 2 kampftüchtigen halben Ga-

[illegible] genommen. Eins un-
[illegible] daß es nach dem Schwinger Strande
[illegible] in die Hände fiel; doch hatte sich die
[illegible] Die drei anderen Es-
[illegible] möglich war und entkamen
[illegible] Die Galiotes „Prinz von Preußen“ und „Prinz Wil-
helm“ [illegible] versuchten, sich beim Rückzuge beständig
[illegible] nicht möglich, denn der
[illegible] der „Prinz von Preußen“
[illegible] So kam es denn, daß eins dieser
[illegible] nach heldenmüthiger Gegen-
wehr genommen wurde. Um 4 Uhr des Nachmittags fiel der letzte Schuß und
[illegible] herabgerissen — keine war
[illegible] mit verzweifeltem Muthe vertheidigt wor-
den. [illegible] Preußen bedeckten ihre blutbespritzten Fahr-
zeuge, [illegible] waren gefangen und nur einige [illegible] von den sechsthalbhundert ent-
kommen, welche am Morgen den Kampf begonnen hatten. — Der Sieger hatte
mehr gelitten, denn drei seiner Kriegsschiffe waren zertrümmert und lagen auf
dem Meeresgrunde und mit ihnen 120 seiner braven Leute; alle seine Schiffe
waren durchlöchert, einige zum Sinken leck geschossen und in ihnen lagen noch
90 Todte und über 200 Verwundete. Die eroberten Schiffe waren ihm eine
willkommene Beute, denn sie waren leicht und ihre Rümpfe hatten weniger ge-
litten wie die seinigen, deshalb wurden sie sofort besetzt, um zum Recognosciren
und zum Sondiren des Fahrwassers benutzt zu werden. Nur die beiden Ga-
leeren „Mercurius“ und „Neptunus“ wurden mit den Gefangenen unter der
Escorte eines Galliots nach Stralsund geschickt; 60 der gefangenen Matrosen
wurden gezwungen, auf den eroberten Schiffen Dienste zu thun, und zwar steckte
man je 10 auf ein Schiff. Von dieser barbarischen Maaßregel hatte man je-
doch wenig Nutzen, denn die Hälfte dieser Gepreßten nahm ihre Gelegenheit
wahr und entwischte auf schwedischen Jollen nach dem Festlande. Die 4 erober-
ten preußischen Galliots wurden am 21. September nach Swinemünde geschickt,
woselbst sie verkauft wurden; später folgten ihnen auch die beiden zurückbehalte-
nen Galeeren nach.

Mit den gefangenen Preußen, die gleich nach der Schlacht nach Stralsund
gebracht worden waren, ereignete sich etwas Besonderes, das wieder recht schla-
gend bewies, wie ungebrochen damals der Muth der Unsrigen nach der voll-
ständigsten Niederlage blieb. Die Gefangenen verhielten sich in der schwedisch-
pommerschen Festung, inmitten der Tausende von Feinden, ganz ruhig; gleich-
wohl wollte man sie nach Schweden schaffen, entweder weil man ihnen nicht
traute oder um den Landsleuten daheim eine seltene Augenweide zu geben. Die
140 Mann wurden demnach auf ein 20-Kanonenschiff gepackt, welches „Skild-
padden“ (Schildkröte) hieß, und segelten ab. Als die „Schildkröte“ nach gün-
stiger Fahrt die hohe See erreicht hatte, brachen die Gefangenen jedoch plötz-
lich aus, fielen mit Handspeichen und anderen groben Werkzeugen über die
Schiffsmannschaft her, schlugen einige nieder, machten die anderen zu Gefange-

nen und zwangen sie, die „Schildkröte" nach dem Colberger Hafen zu steuern. Dort lieferten sie Schiff und Mannschaft (über 100 Mann) als gute Beute ab, während sie selbst unverweilt nach Stettin zur Armee eilten.

Damit waren die Schweden um den Erfolg ihres Seesieges am Rebziner- und Wootziger Haken gebracht; denn einmal war das Kriegsschiff „Skildpadden" mehr werth, als die sämmtlichen genommenen preußischen Schiffe, und dann waren die unverwundeten Gefangenen entwischt und für die lästigen Verwundeten hatten die Preußen nun mehr wie hinreichende Deckung in der gefangenen Schiffsmannschaft. Im nächsten Frühjahr erfuhren die Schweden, daß die Preußen den Geschmack am Seekriege nicht verloren hatten, und zwei Jahre später lernten sie, wie schon gesagt, durch eine tüchtige Niederlage, daß die Gegner ihr Lehrgeld nicht umsonst gezahlt. Leider beachtete Friedrich der Große diese Zeichen der maritimen Kraft seines Volkes nicht und hatte für den genialen Colonisationsplan eines Nettelbeck keine Antwort. Doch bleibt deshalb die Erinnerung an die Seekämpfe unserer Väter nicht ein bloßer Unterhaltungsstoff, sondern ein Vorbild für uns, um in ähnlicher hülfloser Lage gleich unverzagt Hand an's Werk zu legen.

Briefe aus Schwaben.

II.

Anfang Februar.

Ich kenne das Kopfschütteln, das so manche Erscheinung unseres politischen Lebens hervorgerufen, die Vorwürfe des Eigensinns, der Rechthaberei, die man unsern Politikern, zumal in ihrem Verhalten zu den deutschen Fragen, wiederholt gemacht hat. Sie werden von mir weder erwarten, daß ich in diese Vorwürfe einstimme, noch daß ich ihre Richtigkeit in Abrede ziehe. Nützlicher scheint mir der Versuch, auf einige tiefer liegende Momente hinzuweisen, aus welchen jene Erscheinungen zu erklären sind. Hat auch das, was man die deutsche Frage nennt, und der Streit über diese augenblicklich von seinem unmittelbaren Interesse verloren, so ist sie doch der jetzigen Bewegung, die auf einen ganz bestimmten, enger begrenzten Gegenstand sich richtet, keineswegs fremd geblieben, und in jedem Falle dürfte der Moment, wo sie nicht unmittelbar praktisch ist, am geeignetsten sein, Erscheinungen, die sich wesentlich an sie knüpfen, unparteiisch zu erörtern.

Allerdings haben die Schwaben von jeher eine besondere Stellung zu den deutschen Fragen eingenommen. Eigenthümliche Charakteranlage wie geschichtliche Verhältnisse haben gleichmäßig dazu mitgewirkt. Denn wie einerseits die mittelstaatliche Existenz, die äußerlich auf andern Punkten dieselbe ist, doch nur hier so eigenartige Stimmungen und festgewurzelte Ansichten erzeugt hat, so war andrerseits nur eine in geschlossenem Kreise sich bewegende, Jahrhunderte lange geschichtliche Entwicklung im Stande, jenen Stimmungen so nachhaltige

Widerstandsfähigkeit zu verleihen. Seit Jahrhunderten haben die altwürttembergischen Lande eine gemeinsame, wesentlich um sich selbst sich drehende Geschichte. Durch einen langsamen, stetigen Zuwachs aus kleinen Anfängen gebildet, sahen sie nie ihren Mittelpunkt dauernd verrückt, jeder Zuwachs assimilirte sich leicht den vorhandenen Formen. Je geringer der Einfluß nach außen, oder auch nur die Berührung mit außen war, um so intensiver gestaltete sich das eigene Leben des Landes. Staat und Kirche erhielten davon ihr besonderes Gepräge. Wie zumal auch die württembergische Landeskirche eine wesentlich gesonderte Stellung einnimmt, zeigt nicht nur ihre Geschichte seit der Reformation, sondern neuere Vorgänge sprechend genug. Man wird es wohl bemerkt haben, wie die Anläufe zu einer freieren kirchlichen Bewegung, die in jüngster Zeit versucht worden sind und deren letztes, noch in unbekannten Umrissen vorschwebendes Ziel eine deutsche Landeskirche ist, gerade von Württemberg aus kein Echo gefunden haben. Obwohl die württembergische Kirchenverfassung, so gut wie die andern, einer Erneuerung im Sinne der Grundsätze des allgemeinen Priesterthums, der Autonomie der Gemeinde und der Trennung von Kirche und Staat bedürfte, so werden doch alle reformatorischen Versuche um so gewisser auf Mißtrauen und zuwartende Bedenklichkeit stoßen, wenn sie von auswärts angeregt sind und die Gefahr nahe scheint, die bisherige altgewohnte Cohärenz des kirchlichen Lebens gegen ungewisse Güter preiszugeben und in eine allgemeine, weitere Kreise umspannende Bewegung zerfließen zu sehen, in der man sich nur noch als ein Moment weiß.

Dasselbe wiederholt sich auf allen anderen Gebieten. Aber natürlich ist es nur die Kehrseite einer an sich ganz löblichen Tugend. Das schwäbische Naturell besitzt eine ungemeine Zähigkeit, die sich bewährte, so oft es galt, Rechte zu erringen, noch mehr, wo es galt, erworbene Rechte zu schützen und gegen gewaltsame Uebergriffe zu vertheidigen.

Die beste Schule waren in dieser Beziehung die unaufhörlichen Verfassungskämpfe. Mit Stolz beruft sich der Schwabe darauf, daß sein Verfassungsleben bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hinaufreicht, und daß, wenn auch zuweilen übermüthige Regenten dasselbe zu ersticken schienen, es doch immer wieder siegreich aus Noth und Vergewaltigung hervorging. Für die Entwickelung eines eigentlich politischen Geistes war damit allerdings wenig gewonnen. Eigensinn und Eigennutz waren oft genug nicht blos auf Seiten der Herzoge die Triebfedern des hartnäckigen Ringkampfes, und die Rechtspartei war besonders in den späteren Zeiten mehr eine kleine Aristokratie, als daß sie wirklich die Interessen des Volks zum Ausdruck gebracht hätte. Allein es war schon ein Gewinn, daß formell unausgesetzt die Mittel zu einem Verfassungskampf vorhanden und in Wirksamkeit waren. Mittelst der zahlreichen Vergleiche und Verträge waren freilich die streitigen Punkte zwischen den Ständen und dem Fürsten niemals zum Austrag zu bringen; allein es blieb doch immer das Bewußtsein lebendig, daß der Fürst an Verträge mit seinem Volk gebunden, daß auch dieses Rechte besitze, mit denen der Fürst sich auseinanderzusetzen habe. Der Streit war im Grunde weniger politischer als vielmehr juristischer Natur, und es ist vielleicht kein Zufall, daß noch heute unser

öffentliches Leben fast durchaus sich in den Händen von Rechtsgelehrten befindet. Es war wesentlich ein Privatstreit, der geführt wurde, der Advocat wurde naturgemäß auch der politische Vorkämpfer.

Eben diese Verfassungskämpfe bildeten nun einen festen Kitt, der Fürst und Volk, Kirche und Staat, alle bürgerlichen und moralischen Interessen zu jener provinziellen Besonderheit zusammenhielt, deren Wirkungen wohl noch lange nachdauern werden. So tief waren jene Formen in's Bewußtsein des Volks gedrungen, daß man ohne sie ein Verfassungsleben sich gar nicht denken konnte, und als nach den Revolutionsstürmen ein solches neu begründet werden sollte, die altwürttembergische Volkspartei im Bunde mit den Vertretern der ständischen Privilegien genau wieder da anknüpfen wollte, wo die Willkür König Friedrich's den Strich durch die Landesrechte gemacht hatte. Obwohl der aufgeklärte Despotismus dieses Fürsten die bestehenden Ordnungen völlig über den Haufen geworfen hatte, und außerdem die jetzt hinzugekommenen neuen Landestheile ganz andere Bedürfnisse und Wünsche hatten, als nach der Schablone des altwürttembergischen Ständewesens regiert zu werden, obwohl die inneren Uebelstände und Ausartungen des letzteren nur durch die verfassungslose Zwischenzeit einigermaaßen vergessen sein konnten, war es doch bekanntlich nicht die Schuld der „Altrechtler," wenn der junge Wein nicht völlig in die alten Schläuche gefaßt wurde. Aber wie man auch über die damaligen Streitigkeiten urtheilen mag, in jedem Falle zeigte sich bald, daß die Stellung der obersten Gewalten jetzt eine ganz andere geworden war, daß sie in Zukunft wesentlich von auswärtigen Factoren abhängig wurden. Sonderbar! so lange das Reich bestand, hatte sich innerhalb der einzelnen Länder ein ganz selbständiges unabhängiges Leben entfaltet. Wurde auch zeitweilig der Kaiser oder der König von Preußen als Schiedsrichter, als Garant der Verträge, welche Landschaft und Herzog mit einander schlossen, aufgerufen, so stand ihnen doch kein wirkliches Einmischungsrecht, kein Recht zu Eingriffen in den häuslichen Zwist jener Parteien zu. Die Bundesacte aber, welche die Souveränetät der einzelnen Staaten garantirte, hatte auf einmal zur Folge, daß über den streitenden Theilen sich eine höhere Macht erhob, welche sich bald fühlbar genug machte. Die neue Verfassung war schließlich unter dem Eindruck der Karlsbader Beschlüsse zu Stande gekommen: unter diesem Zeichen stand sie nun in den folgenden Decennien. Es war jetzt wesentlich nicht mehr ein Kampf zwischen Ständen und Regierung, sondern zwischen dem Verfassungsleben des Einzelstaats und der polizeilichen Obergewalt des Bundes, oder genauer der beiden Großstaaten. Diese Gewalt erstreckte sich über die Regierung im Grunde nicht minder, wie über die Stände. Und die Regierung konnte — wie sie es im Anfang that — auf ihr Volk sich stützend den Kampf am Bunde gegen die Großstaaten versuchen. Sie konnte aber auch — und dies fand sie bald ihrem Interesse entsprechender — ihren Ständen gegenüber auf die Uebermacht des Bundes sich berufen. Damit erreichte sie einen doppelten Zweck. Sie trat einmal den liberalen Forderungen des Volks mit einem zureichenden Grunde entgegen. Aber sie wälzte zugleich die Schuld von sich ab auf die Großmächte, gegen welche sie doch in der Stille fortwährend sich sträubte, und wobei sie an dem wachsenden

Widerwillen der Opposition gegen Preußen und Oesterreich einen willkommenen Bundesgenossen fand.

Denn dies war nun die natürliche Folge jenes Drucks von Seiten des Bundes, daß die liberale Opposition eine wesentlich antipreußische und antiösterreichische Färbung annahm. Preußen und Oesterreich trugen ja die Schuld, nicht nur daß die Erwartungen vom Bunde getäuscht und Deutschland an einer nationalen Machtentfaltung gehindert, sondern auch daß das Verfassungsleben der einzelnen Staaten verkümmert wurde. Allein trotz aller Verkümmerung besaß man doch wenigstens parlamentarische Formen und Rechte, welche die Bevölkerungen der beiden Großstaaten entbehrten. In den Kammern der kleineren Staaten durfte zuerst der Ruf nach größerer Concentration der nationalen Kräfte, nach Vertretung des Volks am Bunde laut werden, und er wurde um so lauter, je augenscheinlicher das eigene Verfassungsleben unter dem Druck der allgemeinen deutschen Verhältnisse lag. Kein Wunder deshalb, daß man sich nicht nur im Gegensatz zu Preußen und Oesterreich, sondern auch in jeder Beziehung fortgeschrittener gegen diese beiden Staaten wußte. Das Freiheitsbewußtsein wie das Einheitsbewußtsein schien weit entwickelter, schon deshalb, weil es nur hier in gesetzlichen Organen zum Worte kam. Aber auch kein Wunder, daß das Einheitsbewußtsein selbst wieder mit particulären Momenten versetzt blieb, eben da es wesentlich im Gegensatz zu Preußen und Oesterreich sich entwickelte, und nur Wenige, wie Paul Pfizer, jetzt schon prophetischen Auges voraussahen, daß Preußen mit Nothwendigkeit einer constitutionellen Entwickelung zutrieb, welche eine deutsche Gesammtentwickelung wesentlich vereinfachen, und zum festen Stützpunkt für dieselbe werden mußte. Kein Wunder endlich, daß die liberale Opposition, da alle ihre Anstrengungen in freiheitlicher Beziehung nur einen höchst dürftigen, in nationaler gar keinen Erfolg hatten, mehr und mehr ein demokratisches Gepräge annahm. Je weniger Geltung sie sich verschaffen konnte, um so mehr verschärfte sie sich in sich selbst. Indem es an nächsten, praktisch erreichbaren Zielen fehlte, verbitterte sich die Stimmung, und der Liberalismus trieb in jene abstracte Richtung, die sich an außerdeutschen Vorgängen, an französischen und schweizerischen Ideen, an den Erhebungen Griechenlands und Polens nährte. Die Großmächte hatten sich schwer verrechnet. Sie erreichten durch ihren Druck nur, daß sich die liberalen und nationalen Ideen in einer weit gefährlicheren Form entwickelten, und nur des Erfolges konnten sie sich rühmen, daß eine gleichmäßige Entwickelung der öffentlichen Meinung Deutschlands dadurch verhindert wurde. Die Süddeutschen waren nicht nur vorausgeeilt, sondern es hatten sich in ihren Anschauungen zugleich ganz bestimmte Besonderheiten festgesetzt, die dann zu Tage kommen mußten, wenn Preußen endlich nachrückte und es zu Entwürfen einer allgemeinen Reform kam.

Diese Momente sind es, auf welchen noch heute — durch alle bisherigen Erfahrungen hindurch — die Stellung Schwabens zu den deutschen Fragen im Allgemeinen beruht. Sie läßt sich kurz dahin bestimmen, daß man sich daran gewöhnte, das deutsche Interesse wesentlich im Gegensatz gegen Preußen und Oesterreich sich vorzustellen. Gerade der Wechsel der Erfahrungen seit

funfzehn Jahren schien hierin bestärken zu müssen. Brachte es der Gang der Dinge mit sich, daß sich abwechselnd Strömungen nach der einen oder andern Seite hin bildeten, so hielten diese doch nicht auf die Länge vor. Lenkte Preußen in die constitutionelle Entwickelung ein, so wurde diese bald wieder durch stärkere Mächte unterbrochen; stellte es sich heute an die Spitze der deutschen Bewegung, so wurde es allzubald wieder seinen guten Vorsätzen untreu; schien heute eine Gelegenheit für Preußen gekommen, seinen deutschen Beruf zu bewähren, so schwankte es unschlüssig hin und her, bis die Gelegenheit vorbei war. Die Folge war, daß man gerade gegen Preußen eine besonders strenge Kritik kehrte. Es hätte Preußen zu wiederholten Malen nicht an freudiger Zustimmung von Seite der süddeutschen Bevölkerungen gefehlt, aber die öftere Wiederkehr trauriger Enttäuschung begründete Mißtrauen, das dann von anderer Seite geschickt ausgebeutet wurde. Oesterreich hatte niemals so weitgehende Erwartungen rege gemacht, aber was es that, wußte es geschickter in Scene zu setzen und auf die natürlichen Neigungen und Instincte zu berechnen. Wenn es den Bestrebungen der deutschen Nation in's Gesicht schlug, sorgte es dafür, daß die Hälfte der Schuld und die Hälfte des Hasses auf Preußen fiel. Neigten die Gebildeten sich mehr zu Preußen, so waren die Massen mehr für das „stammverwandte" Oesterreich. War auch eine tiefe Kluft zwischen unsern politischen Bedürfnissen und den Einrichtungen des Concordatsstaats, so spielten dafür die gemüthlichen Beziehungen eine um so größere Rolle. Und diese selbst waren nicht ohne politischen Hintergrund. Denn wenn auch eine wesentliche Identität der preußischen und deutschen Interessen nicht geleugnet werden konnte, so widerstrebte dem ausgebildeten Individualitätstrieb der Schwaben durchaus das straffe Wesen des preußischen Staats. Die aufdämmernde Ahnung, daß dieser strenge Militärstaat, der bereits verschiedene Provinzen des Vaterlandes zur Uniformität hergebildet, den künftigen deutschen Staat in nuce darstelle, erschreckte. Allerdings war die Attractionskraft Preußens eine ungleich größere, aber eben darum war auch der Widerstand nach dieser Seite ein schrofferer. Je mehr das Bewußtsein sich instinctiv aufdrängte, daß diese Macht doch trotz alledem dazu bestimmt sei, zum festen Mittelpunkt einer künftigen deutschen Organisation zu dienen, um so ängstlicher klammerte man sich an Oesterreich an, von dem man nichts erwartete, das man aber „mit dabei haben" wollte, weil man an ihm einen Schutz gegen Vergewaltigung und Absorption zu finden hoffte. Wenn diese beiden Mächte sich gegenseitig im Schach hielten, so blieb freier Raum für die Fortdauer der provinziellen Sonderexistenz, die man wohl in etwas, aber nur bis auf einen gewissen Grad zu opfern bereit war. Diese Rücksicht überwog die andere, daß, so lange Preußen und Oesterreich innerhalb der Bundesverfassung sich gegenseitig im Schach hielten, eine deutsche Entwickelung überhaupt unmöglich war.

Es war also eine wesentlich neutrale Stellung, die man zwischen Preußen und Oesterreich einnehmen wollte, und an der man um so zäher festhielt, auf je größere Schwierigkeiten sowohl großdeutsche als kleindeutsche Entwürfe stießen. Unermüdlich war man darin, das Schwierige, das Einseitige und Mangelhafte einer jeden Lösung in dem einen oder andern Sinn aufzusuchen und hervorzu-

kehren. Hier mißfiel dieses, dort jenes. Die kritische Betrachtung wog vor. Man gewöhnte sich, aus der Ferne als wenig betheiligter Zuschauer den Parteikämpfen zuzusehen und sie zu kritisiren, überzeugt, daß weder auf der einen noch auf der andern Seite die volle Wahrheit, eine ungetrübte, allgemein befriedigende Lösung war. Jener Geist der Reflexion, des Widerspruchs, des Besserwissenwollens, der überhaupt ein ächt schwäbischer Zug ist, hinderte an einer vollen begeisterungsfähigen Theilnahme an der nationalen Arbeit, die ohne das Eingehen auf fremde Ueberzeugung, ohne Unterordnung individueller Meinung unter das Allgemeine nicht denkbar ist. Erst kürzlich hat ein geistvoller und unparteiischer Beurtheiler des schwäbischen Volkscharakters eben diesen Zug treffend hervorgehoben. Rümelin in der bezüglichen Abhandlung*) erklärt es für ganz schief, „wenn man einen Gegensatz von Gefühls- und Verstandesmenschen aufstellen, und den Schwaben dabei zu den ersteren rechnen will; man würde ihm mit mehr Recht einen Geist der Kritik, der Dialektik, des Raisonnements, wo nicht des Widerspruchs beilegen," und fährt dann fort: „Die politische Befähigung des Volks hat ihre starke Seite darin, Einschränkungen zu beseitigen, Rechte zu schützen, Neuerungen abzuwehren; sie tritt weniger hervor, wo es sich um ein gemeinnütziges Zusammenwirken, um eine Unterordnung der individuellen Ansichten unter die Mehrheit und das allgemeine Interesse handelt. Die fremden Erfahrungen und die Vorgänge auswärtiger Staaten erscheinen als nicht maaßgebend; es wird Alles wieder unter andere und eigenthümliche Gesichtspunkte gestellt. Besonders in dem altwürttembergischen Stamm lebt das Bewußtsein, daß, wenn etwas sonst in der Welt seine Geltung habe, es damit noch nicht auch für sein auserwähltes Land legitimirt sei."

Man wird in diesen eigenthümlichen Zügen den tieferen Grund für manche Erscheinung finden, welche im Laufe der nationalen Bewegung der letzten Jahre in Schwaben hervorgetreten ist.

Ich komme nicht auf das Jahr 1859 zurück. Die Agitation für den Eintritt in den österreichisch-italienischen Krieg mit allen ihren Auswüchsen ist in frischem Gedächtniß. Der Friede von Villafranca bildete auch hier den wichtigen Wendepunkt. Einmal trat eine natürliche Ernüchterung ein, veranlaßt besonders durch die Wahrnehmung, daß Oesterreich keineswegs gewillt war, es auf den großen principiellen Krieg zu wagen, den man von ihm verlangte, vielmehr, um nur eine Provinz zu retten, schleunigst Frieden schloß, und zwar in demselben Moment, in welchem Preußen entschlossen schien, wirklich Deutschland in den Krieg zu führen. Sodann lenkte sich jetzt im Gegensatz gegen die einseitige Richtung nach außen der Blick auf die innere Verfassung Deutschlands. Gerade die Vorgänge, welche dem Friedensschluß unmittelbar vorangingen, hatten die hülflose Lage Deutschlands bei der bestehenden Bundesverfassung in's hellste Licht gesetzt. Die Gefahr einer auswärtigen Verwickelung schien aber nicht beseitigt, nur vertagt. Das Selbstgefühl der Nation war durch die lebhafte Agitation, die seit Jahren wieder zum ersten Male die Massen in

*) Sie ist einverleibt dem vom statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen Werke: „Das Königreich Württemberg." Stuttgart 1863.

Bewegung setzte, mächtig angeregt. Reform der Bundesverfassung war von nun an die Losung in den liberalen Kreisen, bald auch in den Cabineten.

Auch die Schwaben nahmen an jenen Vorberathungen Theil, welche dann im September zu der Bildung einer aus Elementen der constitutionellen und der demokratischen Partei zu vereinigenden Nationalpartei führten, die im Nationalverein ihren Mittelpunkt erhielt. Das Programm, welches damals aufgestellt wurde, erhielt nicht den Beifall der Schwaben. Zwar billigten sie das Ziel, sie waren auch einverstanden gewesen, als noch vor dem Friedensschluß das Programm aufgestellt wurde: Preußen als Führer des übrigen Deutschlands im Bunde mit Oesterreich. Allein als der praktische Zweck hinweggefallen war, konnten sie sich nicht entschließen, Preußen die Führung des zu verjüngenden Deutschlands zuzuerkennen. Zu der allgemeinen Abneigung gegen die preußische Hegemonie kam die natürliche Nachwirkung der jüngsten Ereignisse. Man hatte noch eben Preußen die bittersten Vorwürfe für seine schwankende, resultatlose Politik gemacht, sollte man ihm nun wie zum Dank dafür den Vorrang zugestehen? War es der größte reindeutsche Staat, so sollte es doch erst durch seine Haltung sich den Anspruch auf die Führerschaft erwerben. Man wollte auch nicht an Schritten sich betheiligen, welche voraussichtlich zu neuen Spaltungen führen mußten. So wurde denn verabredet, nicht eine gegensätzliche, aber eine zuwartende Haltung einzunehmen. Man behielt sich vor, wenn man sich nicht für den Anschluß erklären konnte, doch im Zusammenhang mit der Nationalpartei zu bleiben, wobei schon damals der Gedanke mitwirkte, bei den sich nun erhebenden Gegensätzen eine vermittelnde Thätigkeit entfalten zu können.

Allein nicht Alle waren hiermit zufrieden. Einzelne Filiale des Nationalvereins hatten sich gleichwohl gebildet, wenn sie auch wenig Bedeutung hatten. Für eine vermittelnde Wirksamkeit schien kein Raum gegeben, denn die einzige wirklich thätige Partei war eben die Nationalpartei, während die Großdeutschen noch völlig in der Negation verharrten. Schloß man sich also nicht an jene Bestrebungen an, so war man überhaupt außerhalb der Bewegung und ohne Einfluß auf dieselbe. Bald tauchte der Gedanke auf, gerade um im Sinne der süddeutschen Anschauungen zu wirken, müsse man innerhalb der Nationalpartei den Standort nehmen. Es erhoben sich Stimmen, welche das müßige, bequeme Beiseitestehen mit Entschiedenheit tadelten, und es muß gesagt werden, daß Adoph Seeger derjenige war, der unter seinen Parteigenossen am frühesten und energischsten diesen Standpunkt verfocht. Auf der anderen Seite bewarb sich auch der Nationalverein um den Beitritt der Schwaben. Stellte er sich auch noch nicht auf den Boden der deutschen Reichsverfassung, wie diese verlangten, so verallgemeinerte er doch im Herbst 1860 sein Programm. Die Bezeichnung des Führerstaats wurde ausdrücklich aufgegeben. Das wichtigste Hinderniß war hinweggeräumt. Die Stimmen mehrten sich, welche den Anschluß an die Nationalpartei verlangten.

Die Gelegenheit zu einem Ausspruch hierüber bot die Landesversammlung, welche am 3. Februar 1861, zunächst um ein Programm für die bevorstehenden Landtagswahlen aufzustellen, die schwäbische Fortschrittspartei zu Eßlingen hielt. Noch trat sie als geschlossene Partei auf, welche durch den Gegensatz

zum herrschenden Regierungssystem zusammengehalten war, in der deutschen Frage aber noch alle Gegensätze friedlich in ihrem Schooße vereinigte. Selbst daß die letztere überhaupt auf die Tagesordnung gesetzt wurde, war nicht ohne Kampf und Widerspruch geschehen. Das Resultat der Versammlung war eine erste Erschütterung jenes landsmannschaftlichen Standpunkts. Die meisten Führer waren in der Debatte selbst noch schwankend, sie glaubten das bisherige Zuwarten noch länger fortsetzen zu können und sprachen gegen den sofortigen Anschluß. Aber die Reden von A. Seeger und Metz, den die Nationalpartei zu Hülfe gerufen hatte, machten den Sieg vollständig, zumal da im Gegensatz gegen die leitenden Kreise in Stuttgart die vom Lande Erschienenen fast einmüthig auf dieser Seite standen. Mit Acclamation wurde der Beitritt zum Nationalverein beschlossen, unter einem Vorbehalt zu Gunsten der Reichsverfassung, und zugleich eine Adresse an die Deutsch-Oesterreicher erlassen, um doch den eigenthümlichen Standpunkt zu wahren, der — bezeichnend genug — durch jenes Votum im Grunde nicht alterirt werden sollte.

Letzteres war nun aber auch der Grund, warum, so unzweifelhaft der Erfolg, doch die praktische Wirkung der Versammlung nur gering war, und der Nationalverein im Lande nicht die Verbreitung fand, den sanguinische Freunde von ihr erwartet haben mochten. Zwar war jetzt die Mehrzahl der Führer dem Verein beigetreten, zum Theil solche, welche noch eben gegen den Anschluß gesprochen hatten, aber es blieb doch ein Etwas zurück, was sie vom Verein trennte und sie an einem entschlossenen freudigen Eingehen in seine Bahnen verhinderte. Die Anderen aber schienen nicht gewillt, sich irgendwie majorisiren zu lassen; sie wußten auch, daß, obgleich in der Versammlung geschlagen, sie doch im Lande selbst mit ihrem Widerspruch in weiten Kreisen auf Zustimmung rechnen durften. Denn wenn auch das Programm jetzt dem Wortlaut nach unverdächtig war, so klebte am Nationalverein gleichwohl der Vorwurf der preußischen Tendenz. Ein richtiger Instinct sagte dem Volk, daß der Nationalverein die preußische Partei, die Großdeutschen die österreichische Partei repräsentiren. Manche waren auch verstimmt, daß ein „Ausländer," der vielgenannte Nationalvereinsapostel durch seine „Suada" am meisten den Beschluß herbeigeführt habe, oder man bedauerte, daß über Fragen, die doch für den Augenblick nicht praktisch waren, die eigene Partei gespalten worden sei. Letztere Rücksicht war nicht ohne Grund. Bei den Landtagswahlen galt es, alle Kräfte der Opposition zusammenzuhalten. So wenig man die Bedeutung der deutschen Frage verkannte, war doch die Niederlage unvermeidlich, wenn man die Zustimmung zum Nationalvereinsprogramm als Bedingung der Parteigenossenschaft aufgestellt und nicht Probst und Moritz Mohl so gut als Seeger und Hölder unterstützt hätte. Auch so gelang es der vereinigten Opposition nur, etwa die Hälfte der Sitze in der Zweiten Kammer zu gewinnen. Der Streit war also nicht entschieden, er war nur offen gelegt. Er spann sich in dem eigenen Organ der Partei fort, das unbekümmert um den Ausspruch der Eßlinger Versammlung fortfuhr, die deutsche Frage als eine offene zu betrachten. Bei der Enge des schwäbischen Lebens nahm der politische Streit fast die Form persönlicher Fehden, wenigstens persönlicher Empfindlichkeiten an. Die großdeutsche Demokratie war vertreten durch Probst,

Oesterlen, Schott, Becher; alle Anderen stellten sich auf den Boden des Programms der Nationalpartei: Hölder, beide Seeger, Reyscher, Tafel, Röbinger, Ammermüller u. s. w.

Diese inneren Fehden brachen immer dann wieder auf's Neue aus, wenn äußere Ereignisse eintraten, welche der schwäbischen Fortschrittspartei eine Theilnahme und Entscheidung zur Pflicht machten. Zwar das Delegirtenproject, das endlich im Jahre 1862 das Licht der Welt erblickte, wurde sofort übereinstimmend verurtheilt. Auch die großdeutsche Demokratie wollte nichts damit zu thun haben. Selbst in conservativen Kreisen wagten sich keine Freunde dieser Schöpfung offen hervor, man müßte denn nur den großdeutschen Verein nennen, der sich jetzt in dem katholischen Oberschwaben unter Führung der Geistlichkeit eine unbemerkte Existenz geschaffen hatte. Ueberhaupt besteht eine großdeutsche Partei von der Lerchenfeld'schen Farbe bis auf diesen Tag in Schwaben nicht. Es sind nur Einzelne, die dieser Richtung angehören, und erst in neuerer Zeit scheint sich eine solche Fraction bilden zu wollen, die aber ihre Propaganda ausschließlich in conservativen Kreisen zu machen hat.

Der Herbst desselben Jahres sah dann aber nacheinander den Abgeordnetentag zu Weimar und die großdeutsche Versammlung zu Frankfurt zusammentreten. Beide veranlaßten die lebhaftesten Vorbesprechungen im Schooß unserer Liberalen. Nach außen wenigstens sollte noch um jeden Preis die Spaltung vertuscht, die Einheit der Partei festgehalten werden. Es war dies nur möglich, indem die Nationalpartei sich von ihren großdeutschen Freunden in's Schlepptau nehmen ließ und sich mit ihnen zu jenen farblosen Compromissen vereinigte, in deren Formulirung Probst eine so außerordentliche Virtuosität besaß. In der That machten sich die schwäbischen Mitglieder des Abgeordnetentages verbindlich, solchen Beschlüssen in Weimar die Zustimmung zu versagen, denen nicht auch die beiden großdeutschen Demokraten, Probst und Schott, zustimmen konnten — ein Terrorismus, den man sich im Interesse für die „Einheit der Partei" gefallen ließ, und der sich noch neustens bei dem Abgeordnetentag im December 1863 in ähnlicher Weise wiederholen konnte. Indessen war doch Probst von dem Gang der Dinge, zumal da seine dringend eingeladenen Oesterreicher ausblieben, so wenig befriedigt, daß er nach kurzer Zeit seine Stelle im Ausschuß des Abgeordnetentags niederlegte.

Zu einer gemeinschaftlichen Haltung hatten sich damals auch die Großdeutschen noch nicht verständigen können. Probst und Schott waren also nach Weimar gegangen. M. Mohl hatte den Muth, auf dem Convent der Großdeutschen in Frankfurt zu erscheinen, um hier zum Entsetzen der Versammlung, die sich auf Grund des gerichteten Delegirtenprojects constituirte, ein demokratisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Oesterlen aber und Becher waren schon damals zu jenem Programm gekommen, das bald darauf um seiner Einfachheit willen sich als allgemeines Programm der großdeutschen Demokratie empfahl: Wir gehen weder nach Weimar noch nach Frankfurt, dort ist das preußische, hier das österreichische Lager; Deutschland ist weder hier noch dort; wir sind die wahrhaft deutsche, die rein deutsche Partei.

Dieser Fraction mußte natürlich Alles daran gelegen sein, die wesentlich

negative Haltung, welche die schwäbischen Liberalen noch immer zu den deutschen Fragen einnahmen, auch künftig zu behaupten, sich mit Compromissen weiter zu behelfen, welche die Fiction einer einheitlichen schwäbischen Fortschrittspartei aufrecht hielten, und jede Entscheidung, zu welcher der Fortgang der Bewegung im übrigen Deutschland aufforderte, von sich abzuweisen. Umgekehrt mußte der Hölder-Seeger'schen Fraction Alles daran liegen, endlich eine solche Entscheidung herbeizuführen, um sowohl ihr Verhältniß zu den großen deutschen Parteien, als zur Masse ihrer eigenen Partei im Lande zu klären. Der Gegensatz in der deutschen Frage, sagten sie, hat sich nun seit der Bildung des großdeutschen Reformvereins in großen Organisationen verkörpert, wir dürfen nicht außerhalb dieser Parteibewegung stehen; gerade wenn wir vermitteln wollen, müssen wir uns an die eine Gruppe anschließen, und das kann selbstverständlich nur die Nationalpartei sein; die äußerliche Verklebung der Gegensätze, zu der uns die großdeutschen Freunde zwingen wollen, bindet uns die Hände und bringt uns in eine ohnmächtige Position.

Es ließ sich unschwer voraussehen, daß, wenn die Frage abermals dem Spruch einer Landesversammlung unterworfen würde, der Sieg wiederum für die Nationalpartei ausfallen werde. Die Stimmung derjenigen Volksschicht, welche sich activ an den politischen Fragen betheiligt und diese Versammlungen zu besuchen pflegt, war im ganzen Lande fortwährend weit entschiedener als in der Hauptstadt, wo die Rücksichten, Bedenken, Haarspaltereien kein Ende nahmen. Gerade das offene Hervortreten der großdeutschen Partei hatte über ihre Zusammensetzung und Tendenz Jedermann die Augen geöffnet, während andererseits der Nationalverein auf seiner Generalversammlung im Herbst 1862 die Reichsverfassung adoptirt und damit den alten Wunsch der Württemberger befriedigt, auch der Abgeordnetentag in seiner Erklärung wenigstens auf sie Bezug genommen hatte. Besonders aber hatten die Verhältnisse in Oesterreich und Preußen eine gewisse Umstimmung in den Volksanschauungen hervorgebracht. Was Oesterreich durch seine Verfassung an Sympathien gewann, verlor es wieder dadurch, daß diese Verfassung, als den ganzen Kaiserstaat umfassend, die Theilnahme Oesterreichs an einer deutschen Bundesreform geradezu unmöglich machte. Kein Wunder, daß die deutschen Bestrebungen bei den Oesterreichern einen sehr untergeordneten Rang einnahmen. Sie selbst entschuldigten sich fortwährend mit ihren inneren unfertigen Zuständen, welche ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nähmen. Dies war der stereotype Refrain ihrer Antworten, welche auf die wiederholten Mahnungen nach Wien erfolgten. Wie oft sie auch zu Besprechungen und Versammlungen eingeladen, wie oft ihnen Ausschußsitze reservirt wurden, — die Oesterreicher blieben aus, und selbst auf den Frankfurter Convent hatte Schmerling nur wenige Getreue zu schicken vermocht. In Preußen hatte zwar der Gang der Dinge jede Aussicht, an die Spitze Deutschlands zu treten, auf's Ungewisse vertagt. Allein darüber war man um so weniger unzufrieden, als man die preußische Spitze überhaupt nicht wollte. Auch Hölder und seine Freunde waren es ganz zufrieden, daß unter den jetzigen Umständen die Centralgewalt nur in Form eines Directoriums möglich schien; in Bezug auf die Reichsverfassung wurde in der Regel ein die Oberhauptsfrage

betreffender Vorbehalt in dieser Richtung beigefügt. Dagegen begannen sich nun vor dem hartnäckigen Widerstand, welchen das preußische Volk und seine Vertretung ihrer Regierung leisteten, alte Antipathien zu legen. Man sah die Prüfung, welche über die preußische Verfassung verhängt wurde, als eine willkommene Prüfung zugleich für die deutsche Gesinnung des preußischen Volks an. Denn eben in diesem Kampfe mußte sich dieses seiner Zusammengehörigkeit mit Deutschland nur um so inniger bewußt werden. Es war die Zeit, da, wie man behauptete, Herr Grabow zuweilen aus seiner nächtlichen Ruhe geschellt wurde, um die Telegramme in Empfang zu nehmen, welche ihm aus allen Theilen Deutschlands zukamen.

Unter diesen Eindrücken trat die zweite Landesversammlung zu Eßlingen am 14. December 1862 zusammen. Es war vielleicht seltsam und wiederum nur in Schwaben möglich, daß ein politischer Streit zur Sache des einzelnen Landes gemacht und einer Landesversammlung, die ohne Mandat blos auf die Aufforderung der politischen Führer zusammenkam, gleichsam zur Entscheidung vorgelegt wurde. Allein es war diesmal die Absicht, die widerspenstigen Elemente definitiv aus der Fortschrittspartei auszuscheiden und diese auf Grund eines neuen, auf der Versammlung festzustellenden Programms zu reconstituiren. Der parlamentarische Kampf war überaus lebhaft und interessant, von beiden Seiten waren die besten Kräfte in's Feld gestellt. Er endete mit einer Niederlage der Großdeutschen, wie sie nicht größer sein konnte. Von etwa 500 Theilnehmern war bei der Abstimmung nur etwa ein Dutzend auf ihrer Seite. Es wurde ein Programm angenommen, das den rückhaltlosen Anschluß der schwäbischen Fortschrittspartei an die große Nationalpartei bedeutete.

Die Nachwirkung dieser Versammlung war ungleich bedeutender, als die der ersten gewesen war. Der Riß in die Einheit der Partei, bisher künstlich zugedeckt, war nun für das In- und Ausland offen constatirt. Der „Beobachter," das Organ der schwäbischen Demokratie, stellte nun seine Polemik gegen den Nationalverein ein und nahm eine correcte Haltung an. Probst und seine Freunde mußten sich als ausgeschlossen von der Fortschrittspartei betrachten, welche nun durch Aufstellung von Vertrauensmännern und Sammlung von Geldbeiträgen ihre Organisation durch das ganze Land begann. Doch war es schon ein bedenkliches Anzeichen, daß das Hauptcomité es über zwei Monate lang anstehen ließ, bis es seinen Bericht über die Versammlung und seine Ansprache an die Parteigenossen veröffentlichte. Auch war in dieser der Bruch nur mit sanften Händen berührt. Vielfach hörte man nun doch diesen Bruch bedauern, weil er die Sache der Opposition compromittire, ihre Kräfte zersplittere, und dies um eine Sache, die im Augenblick doch nur theoretisch verhandelt wurde; denn das Nationalvereins-Programm hatte nicht die mindeste Aussicht auf praktische Verwirklichung, überhaupt die deutsche Frage nach keiner Seite hin eine Aussicht auf Lösung. Wirklich war auch die Entscheidung in Eßlingen zu einer Zeit erfolgt, da in gewissem Sinne die auf Reform gerichtete Bewegung einen in der Natur der Sache liegenden Stillstand erlitt, und da — was die unausbleibliche Folge war — innerhalb des Nationalvereins selbst verschiedene Richtungen anfingen sich zu bekämpfen. Gerade die Erweiterung des Programms

des Nationalvereins hatte ihre bedenkliche Seite. Wozu, hörte man sagen, eine gewaltsame Sprengung unserer Opposition, wenn doch die Nationalpartei selbst ein unbestimmtes Programm hat, bei dem sich Jeder denken kann, was er will, das erhebliche Gegensätze in sich vereinigt und von dem Niemand eine authentische Interpretation zu geben vermag, ohne sogleich von eigenen Parteigenossen dementirt zu werden? Nahm es die preußische Hegemonie an oder nicht, schloß es Oesterreich aus oder nicht? Wer gab hierauf eine unzweideutige Antwort? Und wenn dem so war, war es dann gerechtfertigt, einen Zwiespalt in die Opposition der württembergischen Kammer zu werfen und dadurch ihre Thätigkeit zu lähmen?

Die so redeten, bedachten nicht, daß der Gegensatz einmal vorhanden, und daß es besser war, ihn ehrlich zu gestehen als künstlich durch Compromisse zu verdecken, welche doch nur der Ausdruck einer particularistischen Sonderstellung sein konnten. Schon dies war ein bedeutsamer Fortschritt, daß die liberale Partei erklärte, unter allen Umständen sich an die liberalen Parteien des übrigen Deutschlands anzuschließen, und *lieber innerhalb derselben in der Minorität zu bleiben, als außerhalb derselben schmollend bei Seite zu stehen.* War nicht damit die wichtige Thatsache constatirt und durch einen concreten Vorgang in's Bewußtsein des Volks gelegt, daß die deutsche Frage künftig auch innerhalb der einzelnen Länder die oberste, Alles beherrschende Frage sei, daß sie künftig das eigentliche Kriterium der Parteien bilden werde? Und gerade der Umstand, daß die Nationalpartei in Schwaben doch immer noch so manche Berührungspunkte mit den Ansichten der großdeutschen Fraction hatte, daß das landsmannschaftliche Moment nie ganz sich zurückdrängen ließ, machte den Entschluß, dennoch die Scheidung zu vollziehen, um so gewichtiger.

Allein welche praktische Folgen aus dieser Scheidung sich ergaben, hing nun von dem Gang der Dinge überhaupt ab. Und dieser war ungünstig genug. Sah man nur auf den nächsten Erfolg, so schienen alle Bundesstaatspläne zur Zeit unmöglich. Ebensowenig hielt die Begeisterung für die Haltung des preußischen Volks auf die Länge vor. Die *preußische Krisis* zog sich, ohne Hoffnung auf baldige Entscheidung, in's Endlose fort. Man wurde ungeduldig. Das Interesse erlahmte. Durch keine spannenden Episoden, durch keine dramatischen Momente wurde es wieder aufgefrischt. Die Absicht des Herrn v. Bismarck, das preußische Volk zu ermüden, schien bis auf einen gewissen Grad gelungen. Die Zuschauer wenigstens fühlten sich ermüdet von dem endlosen Conflict, der zugleich die Theilnahme des preußischen Volks an den allgemeinen nationalen Bestrebungen schwächte. Man hätte eine thatkräftigere Form des Widerstandes, eine lebhaftere Agitation gewünscht. Man glaubte, den rechten Zusammenhalt des Volks mit seinen Abgeordneten zu vermissen. Dazu kam jetzt der plötzliche Versuch des österreichischen Cabinets, sich durch die *Reformacte* und den *Fürstencongreß* an die Spitze der deutschen Bewegung zu schwingen. Die Zahl der Hoffenden und Jubelnden war freilich gering. Die Kritik ließ sich ihr Recht nicht nehmen. Aber die Art, wie jener überraschende Schachzug in Scene gesetzt wurde, hatte doch für den ersten Augenblick etwas

Blendendes. Es war doch eine Initiative, ein Versuch zur Action, dem das jetzige Preußen wenig mehr als die einfache Negation entgegenzusetzen hatte. Zum mindesten war damit wieder das Gleichgewicht zwischen der preußischen und der österreichischen Strömung hergestellt. Erkannte man bald genug in der Reformacte nur einen Versuch, Deutschland für fremde Interessen auszubeuten, so war man damit nur wieder auf den alten Standpunkt zurückgeführt, daß man von Preußen wie von Oesterreich nichts zu hoffen habe, und daß das eigentliche Deutschland sich im Lager der von beiden unbeeinflußten kleineren Staaten befinde. Auf diesem Standpunkt begannen die Gegner von gestern sich wieder zusammenzufinden, und nicht unerwähnt mag bleiben, daß auch die zahlreichen Feste des Jahrs einen gewissen Einfluß auf die Wiederannäherung und Neutralisirung der Parteigegensätze ausübten, wie denn z. B. zum Hauptfestredner am 18. October zu Stuttgart gerade einer der Führer der großdeutschen Demokratie ausersehen wurde.

Aber noch eine andere Nachwirkung hatte die österreichische Reformacte. So entschieden dieselbe in Süddeutschland im Interesse der Freiheit bekämpft wurde, so wenig war man gewillt, auch ihre föderative Grundlage und die Form des Directoriums zu bekämpfen. Auch in dieser Beziehung reichten sich die beiden Richtungen der schwäbischen Liberalen die Hand, nur daß das, was die eine principiell festhielt, die andere wenigstens unter den jetzigen Umständen als das allein Erreichbare und Wünschenswerthe betrachtete. Aber die Verhandlungen des zweiten Abgeordnetentags in Frankfurt zeigten, daß auch die Nationalpartei im Großen nicht gemeint war, das Project unbedingt über Bord zu werfen. Häusser's Bericht ging vielmehr auf eine detaillirte Amendirung desselben ein. Man schien, wenn man nur gewisse ausreichende Bürgschaften namentlich in freiheitlichem Sinne erhielt, nicht abgeneigt, vorläufig auch einen solchen auf föderativer Grundlage ruhenden, Oesterreich hineinziehenden Entwurf zu discutiren und wenigstens als einen Schritt zum Besseren anzunehmen. Man war damit bis an die Grenze der Resignation gegangen, so weit, daß der Gegensatz zur großdeutschen Partei fast zu einem relativen sich abschwächte. Die definitive Feststellung der Reformacte im Rath der Fürsten bedeutete nun zwar ihr unabänderliches Todesurtheil. Allein dazu hatten denn doch jene Vorgänge ermuthigt, die vermittelnden Versuche ernstlich wieder aufzunehmen, welche im Schooß der schwäbischen Fortschrittspartei wiederholt schon aufgetaucht und niemals ganz bei Seite gelegt waren. War überhaupt zwischen den beiden großen Parteien zu vermitteln, so empfahl sich allerdings sie in ihrer neutralen Stellung besonders dazu, die Initiative zu ergreifen. Es fehlte im übrigen Deutschland nicht an Elementen, welche einer solchen Annäherung günstig waren. Der bestehende Zwiespalt hemmte unstreitig die Bewegung, machte jeden Fortschritt unmöglich. So lange Preußen durch seine inneren Wirren machtlos war, blieb jede Partei der anderen gewachsen. War so jede für sich unfähig, den Widerstand der anderen zu überwinden, so fehlte es doch vielleicht nicht an gemeinsamen Zielen, welche unbeschadet der Principienfragen vorläufig gemeinsam verfolgt werden konnten. Es kam nur darauf an, mit den Versuchen Ernst zu machen. Am schwierigsten war es, die äußerste Rechte, die Oesterreicher und

die bairischen Großdeutschen, für das Vorhaben zu gewinnen. Auch dies gelang endlich. Im Spätherbst waren die Verabredungen so weit gediehen, daß eine gemeinsame Vorbesprechung nach Nürnberg ausgeschrieben werden konnte.

An diesem Punkte dürfen wir dieses Mal abbrechen. Denn jetzt kam jenes Ereigniß, welches die bisherige Lage der Dinge mit einem Male völlig veränderte — der Tod des Königs von Dänemark.

Aus Oesterreich.

Als am 11. Januar 1864 das österreichische Abgeordnetenhaus nach dreiwöchentlichen Ferien wieder zusammentrat, brachte Herr von Plener eine Vorlage ein, in welcher für das Jahr 1864 ein Nachtragscredit an das Kriegsministerium von zehn Millionen für die im Zuge befindliche Execution in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit verlangt ward. Es ist selbstverständlich, daß man im auswärtigen Amte an jenem Tage bereits vollständig auf die Vorgänge gefaßt war, die drei Tage darauf in Frankfurt eintraten. Daher die Höhe der geforderten Summe; während man von Execution in Holstein-Lauenburg sprach, meinte man in Wahrheit schon die längst in's Auge gefaßte Pfandnahme Schleswigs, durch welche Dänemark zur Einhaltung der 1852 eingegangenen Verpflichtungen gezwungen werden sollte. Es ist von Wichtigkeit, diese unzweifelhafte Thatsache zu constatiren, weil späterhin die Regierung mittelst der Behauptung, sie habe ja lediglich für die Vollziehung des Executionsbeschlusses, durchaus aber nicht für eine vom Bundestage perhorrescirte Maaßregel Geld verlangt, ihren Rückzug zu decken, die Differenz mit dem Abgeordnetenhause jedes principiellen Charakters zu entkleiden und den ganzen Streit auf einen bloßen Unterschied in der pecuniären Auffassung der, durch die Bundesbeschlüsse verursachten Kosten zu reduciren suchte. In Abgeordnetenkreisen — am allerwenigsten in den Reihen der Opposition — konnte man am 11. noch nicht so weit in die Zukunft blicken. Indessen zeigte die Mühlfeld'sche Interpellation, daß kommende Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen. In der Nacht des 14. auf den 15. lief die Depesche über die Sprengung des Bundes hier ein. Am 15. forderte Rechbauer — dem diese Domaine eigentlich gebührt und der nur am 11. noch nicht in Wien eingetroffen war — den Finanzausschuß zu beschleunigter Berichterstattung auf, damit das Haus Gelegenheit habe, sobald als möglich offen und unumwunden seine Mißbilligung der Politik des Grafen Rechberg auszusprechen und Gelder zu verweigern, deren Bewilligung geradesweges Oesterreich in's Verderben und Deutschland in den Bürgerkrieg führen müsse.

Man hat vielfach behauptet, die Begeisterung für die Herzogthümer in Oesterreich sei nichts als Schein. Das ist unrichtig, wenn man darunter nicht etwa blos die sehr triviale Wahrheit verstehen will, daß der Enthusiasmus der Deutschen an der Donau für Nordalbingien nicht so unbegrenzt sein kann, wie der ihrer Stammesbrüder an dem baltischen Meere, und daß sie als Glieder eines großen Staatswesens die Interessen und Bedürfnisse desselben

voranstellen. So viel aber ist ganz unzweifelhaft, daß — trotz alles Vorangegangenen — die Frankfurter Ereignisse vom 14. nirgends einen niederschlagenderen, verblüffenderen Eindruck gemacht haben, als in Deutschösterreich. Gerade die naive Unbefangenheit, mit der man dort der Reformacte zugejubelt und den Kaiser bei seiner Rückkehr aus Frankfurt in Wien wie einen Triumphator empfangen, hatte allerlei Illusionen Vorschub geleistet, die um ihres Anfluges von Kindlichkeit willen nicht minder aufrichtig gemeint waren. Schützen- und Turnfest, Juristentag und Schwabenaufnahme, neue Aera und Reformacte: nun wird doch Deutschland endlich den österreichischen Bruder nicht mehr zurückstoßen? Ja, Hand auf's Herz! konnte nicht auch ein wirklicher Politiker der festen Ueberzeugung leben, all' der Gefühlsaufwand und all' die Diplomatenweisheit des Fürstencongresses sei nicht blos zu dem einzigen Behufe von Oesterreich verpufft worden, um bei erster Gelegenheit das Tischtuch zwischen sich und den Mittelstaaten für immer entzweizuschneiden? Verargen wir es daher dem Wiener, dem Deutschösterreicher nicht gar zu sehr, wenn er das freilich apokryphe Wort, welches Franz Joseph, im Gegensatze zu der Haltung Preußens während der italienischen Campagne, in den Mund gelegt ward: „ich lasse mich majorisiren!“ für baaren Ernst genommen! Wenn er eine Scene, wie die Frankfurter vom 14. Januar, von Seiten jenes Oesterreich, das eben erst für die Bestimmungen der Reformacte eingestanden war und auf Herrn von Bismarck wegen seines Verlangens nach einem Recht des Veto für Preußen gegen Bundesbeschlüsse losgezogen, nicht erwartet! Hatten ja doch keine acht Wochen früher unsere eigenen officiösen Federn ausführen müssen, das sei eben der Unterschied zwischen den Aufschlüssen, die Herr von Bismarck und Graf Rechberg den respectiven Kammern ertheilt: daß jener die Entscheidung über die Hinfälligkeit des Londoner Vertrages lediglich der königlichen Regierung vorbehalte; dieser dagegen sie dem Bundestage anvertraue und sich jedes Urtheils enthalte!

Nein, die Erbitterung über die Sprengung des Bundes war bei den Deutschösterreichern keine gemachte. Es schien ihnen, daß Herr von Bismarck, indem er endlich den Bund unter Curatel gestellt, ein gutes Theil jener Zwecke erreicht habe, die er sich in seiner vielcitirten Depesche vom 24. Januar 1863 vorgesteckt: Emancipirung Preußens von der Bundesautorität, ohne Aufgeben der Rechte Preußens auf Deutschland. Was aber kein Mensch verstand, das war: weshalb Graf Rechberg seinem früheren Feinde zu diesem Triumphe verholfen? Die Officiösen verschworen sich hoch und theuer, eine Garantie Venetiens als Gegenleistung sei nicht erfolgt; woher also die allen wahren Interessen Oesterreichs schnurstracks entgegenlaufende und so urplötzlich entstandene Freundschaft zwischen den beiden Ministern? Bei dem besten Willen konnte man keinen anderen Grund auffinden, als ihre gemeinsamen Neigungen für den dänischen Gesammtstaat und ihre gleich starken Antipathien gegen alle liberalen Ideen, wie man dieselben vor zwölf Jahren kennen gelernt. Demgemäß betrachtete man auch als den Zweck des neugeschaffenen Duumvirates: den Theorien der „Kreuzzeitung“ und des „Vaterland“ in Oesterreich wie in Preußen, dann durch die beiden Großmächte in ganz Deutschland zum Siege zu verhelfen. Hier haben Sie den Punkt, wo alle Stämme Oesterreichs an

der Herzogthümerfrage ein warmes und nicht erkünsteltes Interesse nehmen — obschon Schleswig-Holstein selber dabei nur in zweiter Linie in Betracht kommt. Dem denkenden Politiker mußte es von vorne herein klar sein, daß der Mann, der als Reichsminister den Waffenstillstand von Malmöe mit unterzeichnet, den Herzogthümern gegenüber keine wesentlich andere Stellung einnehmen konnte als Rechberg. Die Maaßregeln, mittelst deren die Regierung und die unmittelbar vom Staatsministerium abhängigen Beamten der schleswig-holsteinschen Bewegung im Innern entgegentraten, brachten diese Wahrheit binnen kurzem auch der großen Masse zum klaren Bewußtsein. Versammlungen, Liedertafeln, Volksfeste, ja selbst Subscriptionen (insofern sie irgend einen corporativen Charakter hatten) zur Herbeischaffung von Geldmitteln für die aus Amt und Brod vertriebenen Holsteiner wurden nirgends geduldet. Die Krone setzten dem Ganzen jene telegraphischen Depeschen direct aus dem Staatsministerium auf, wodurch die Abhaltung derartiger Versammlungen noch im letzten Momente verboten ward, wenn — wie in Linz — die Localbehörden, in der Erinnerung an die schwarzrothgoldene Begeisterung vom August und September, Anfangs naiv genug gewesen waren zu meinen, sie träfen durch ruhiges Gewährenlassen am besten die Intentionen der Centralregierung. Schmerling nimmt, meiner festen Ueberzeugung nach, zur deutschen Frage, noch heute genau dieselbe starr österreichische Position ein, wie vor anderthalb Decennien in der Paulskirche — eine Stellung, welche als die äußerste Reserve zu charakterisiren ist und sich je nach den Umständen bald in trotzigem Abwehren, bald in hochmüthigem Begehren kund giebt. Noch aus der Zeit des Juristentages schreibt sich seine Aeußerung her; er begreife gar nicht, was das viele Gerede über die Aufnahme Gesammtösterreichs in den Bund heißen solle, — seines Wissens sei es schon drin .... „oder schicken wir den Herren nach Mainz und Rastatt nicht ganz nach Belieben ungarische, kroatische, italienische, polnische Regimenter? und darauf, meine ich, kommt es an!“ Zu diesem Grundtone seiner Politik aber tritt bei einem Manne mit so scharfen persönlichen Sym- und Antipathien, wie der Staatsminister es ist, seit dem Fürstencongresse, der auf eine Zeit von zwei Monaten hinaus Schmerling ganz in den Hintergrund drängte, noch eine sehr derbe und in ihren Aeußerungen bisweilen recht zwanglose individuelle Rancune. Als die Statthalter immer höhere und höhere Trumpfe gegen den Schleswig-Holstein-Enthusiasmus ausspielten, als Graf Strassoldo in Steiermark endlich gar alle Bezirksvorsteher zu den energischsten Schritten aufforderte und regelmäßige detaillirte Berichte über alle, schwarzrothgoldener Sympathien Verdächtigen — namentlich über die Turn- und Gesangvereine, bei denen „ohnedies deutsche Tendenzen zu vermuthen“ seien, verlangte: hat Schmerling sich sicherlich in den Bart gelacht und das Ganze als eine Revanche für jenen Septembertag betrachtet, wo ganz Wien in schwarzrothgoldenem Flaggenschmucke prangte, um den Kaiser bei der Rückkehr aus Frankfurt zu begrüßen, und Rechberg die Geschicke Oesterreichs in seiner Hand zu halten schien, während der bis dahin allmächtige Staatsminister eine nicht ganz freiwillige Muße in Ischl und Baden genoß.

So war es denn wahrlich kein Wunder, daß in dem so gebelustigen Wien

nur ein paar Tausend Gulden zusammenkamen: insoweit es sich um Schleswig-Holstein handelte, war die Rechbauer'sche Anfrage, ob für Rechberg's Politik in dem Dänenstreite nur der Staatskanzler, oder das Gesammtministerium einstehe, überflüssig. Aber für Oesterreich war eine andere Frage zuerst in Betracht zu ziehen: und ich wenigstens glaube, daß sie, wenngleich in verhüllter Form, von dem Abgeordnetenhause mit vollem Rechte und jedenfalls in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung in den Vordergrund geschoben ward. Sie lautet kurz und bündig: soll die Herzogthümer-Angelegenheit zur Handhabe werden, um in Oesterreich den Sieg Rechberg's, d. h. der „Vaterlands"-Politik über die Februarverfassung zu sichern? Diesen Punkt muß festhalten, wer die Zehnmillionendebatte verstehen will. Nicht was in Schleswig-Holstein geschieht, sondern wer es ausführt, war für uns im Momente die Hauptsache. Daß bei einem Siege Schmerling's über Rechberg die Herzogthümer nicht besser fahren, ist auch meine Ansicht: aber ein Triumph Rechberg's wäre der erste Nagel zum Sarge des Februar-Patentes — und wer sich der Thaten des Kurhessen-Bewältigers von anno 50 noch erinnert, der wird zugeben, wie das auch für Deutschland nicht gleichgültig wäre, ohne daß die geringste Wahrscheinlichkeit vorliegt, durch diesen Niedergang aller Freiheit in Mitteleuropa die Sache Schleswig-Holsteins im mindesten gefördert zu sehen. Das ist es, was uns in der schleswig-holsteinschen Frage vor allen Dingen den Kampf Schmerling's mit Rechberg um die Suprematie im Ministerium mit so intensiver Spannung verfolgen läßt; uns die Ueberzeugung einflößt, derselbe habe auch für Sie ein Interesse. Denn Niemand wahrlich kann uns vorwerfen, daß wir uns mit unbegründeten Befürchtungen schleppen: wie der Schiffer den Flug der Möven beobachtet, so brauchen wir nur auf die Bewegungen im Lager der „Nationalen" zu achten, um jederzeit zu wissen, was die Glocke geschlagen hat, wenn es uns schon selten gegönnt ist, das Ineinandergreifen des auf so „intimen" und uncontrollirbaren Beziehungen beruhenden Räderwerkes zu verfolgen, welches den Zeiger gerade so und nicht anders gestellt. Doch wie viel uns vom Zusammenhange entschlüpfte, das Resultat war unverkennbar. Wäre die Reformacte nicht gar so kläglich in's Wasser gefallen: der Sieg Rechberg's und damit der Fall der Februarverfassung wäre seit vier Monaten entschieden — man braucht nur nachzulesen, wie keineswegs blos der officielle „Sürgöny" in Pest, das Organ der Hofkanzlei, sondern auch Deak's Blatt, der liberal sein wollende „Naplo," der doch noch vor kurzer Frist bis über die Ohren kleindeutsch gewesen, das Weihrauchfaß vor dem Fürstencongresse schwangen. Es war eine weitere Heimzahlung Schmerling's an Rechberg für die Vorgänge des Herbst, als er ihn im November bei der Debatte über das Budget des Auswärtigen so vollständig im Stiche ließ. Die Haltung des Staatsministers war bei dieser Gelegenheit um so demonstrativer, als er zur selben Zeit mit größter Energie und mit Hintansetzung jeglicher Rücksicht auf seine Popularität gegen die Polen bei deren Beschwerden über die Vorgänge in Galizien auftrat, so entschieden auch Polizeiminister Baron Mecsery die erhobenen Anklagen zurückgewiesen; — es lag Schmerling offenbar daran, dem Hause zu zeigen, daß sein College nicht allein stände. Mit derselben Ostentation aber trug

der Staatsminister umgekehrt die vollständige Isolirung Rechberg's während jener Budgetdebatte zur Schau, welche die Gesammtpolitik des Grafen in Fetzen riß und auf die er so gar nichts zu entgegnen wußte. Schmerling's sorgloses Dasitzen, sein Lächeln, sein Schweigen, sein freundschaftliches Conversiren mit den Rednern der Opposition, wenn sie von und nach der Tribüne gingen — Alles war sprechend an dem Staatsminister bei jener Discussion: und unwahrscheinlich wenigstens ist die Angabe nicht, daß der Graf unmittelbar nach dem Schlusse der Sitzung des Abgeordnetenhauses sein Portefeuille in die Hände des Erzherzogs Rainer habe niederlegen wollen. Demungeachtet führte der Angriff nicht zum Ziele. Es folgte jene Ministerkrisis, welche uns die letzten Wochen des alten Jahres verbitterte, und von der wir im Grunde wenig mehr wissen, als daß sie in der Schwebe war, und daß sie nicht beigelegt, sondern höchstens bis zum Schlusse der Reichsrathssession vertagt sein wird. Eine sehr wichtige Rolle bei diesem chronischen Leiden spielten natürlich, wie immer, die Ungarn. Der „liberale" Naplo, der unser harmloses Parlament alberner Weise der „Conventsgelüste" zieh, „Hirnök," das Organ der ungarischen Feudalen und Ultramontanen — ergingen sich um die Wette mit dem „Vaterlande" in Lobeserhebungen des Grafen Rechberg. Graf Apponyi, der gewesene Judex-Curiä, eilte von seinen Jesuiten in Kalchsberg nach Wien herbei, und alle die Magnaten, welche die Thüren der Hofkanzlei belagerten, zu denen sich Bischof Haynald bis aus Siebenbürgen gesellte, werden auch schwerlich blos durch die Eisenbahndesiderien ihres Vaterlandes gerade um die Neujahrszeit nach Wien geführt worden sein. Es war ein allgemeines Charivari der Reactionäre, der Altconservativen, der „Nationalen" gegen Schmerling als den Urheber der Februarverfassung, das sich unter den obwaltenden Verhältnissen zu einem Hymnus auf Rechberg gestalten mußte: nach dem Sturze des Staatsministers hätte diese unförmliche Allianz sich natürlich in ihre elementaren Bestandtheile zersetzt. Als Sieger auf dem Kampfplatze aber wäre einfach die äußerste sociale, kirchliche und politische Reaction geblieben: denn es wird im Grunde bei Ihnen wie bei uns um dasselbe Ziel von Seiten der „Kreuzzeitung" und des „Vaterland" gerungen — bei Ihnen ist es Ausrottung eines schon halb entwickelten Parlamentarismus; bei uns Zertretung des Eies, aus dem dies Ungeheuer mit der Zeit einmal ausgebrütet werden könnte.

Wie groß und wie ernst die Gefahr war, das zeigte dem großen Publicum unser Herrenhaus, das unmittelbar nach Neujahr zusammentrat und in dem jetzt Graf Thun, Cardinal Rauscher, General Clam Schlag auf Schlag jene Hiebe gegen den „Liberalismus voll Schmutz und Blut" führten, wie er ihrer Ansicht nach bei den Abgeordneten vertreten sein soll. Um den Geist zu kennen, der unsere Pairs-Sitzungen beseelte, braucht man nur der Einen Sitzung beigewohnt zu haben, in der Clam-Gallas dem Hause zurief: „der Kaiser will es so, und damit hört jede Debatte auf" — braucht man nur den endlosen Jubel, der diesen Worten folgte, mit dem eisigen Grabesschweigen zu vergleichen, dem unmittelbar darauf die kurze Replik Anastasius Grün's begegnete: er sei seines Wissens berufen, nach Pflicht und Gewissen zu stimmen. An wessen Willen dieser gewaltige Anlauf sich, wenigstens für eine Zeit lang, brach? Nach Allem,

was ich höre, einzig und allein an dem des Kaisers und des Erzherzogs Rainer, die Beide nach dem Zustand, in welchen die Octobermänner Ungarn und par ricochet die Monarchie versetzt, in zu gutem Andenken hatten, um so leichten Kaufes von Schmerling zu lassen. Erklärte Franz Joseph sich nicht gerade für unbedingt einverstanden mit dem Verlangen Schmerling's, der eine illimitirte Zeit beansprucht, um das magyarische Element zu isoliren und mürbe zu machen: so hörte er doch noch weniger auf die Stimmen, die ihm gar kläglich und beweglich in den Ohren lagen, daß er doch auch apostolischer König von Ungarn sei und seiner transleithanischen Unterthanen sich annehmen müsse. Die Zeit vom 20. October 1860 bis zum Sturze Vay's im Juli 1861 hat Sr. Maj. eben gezeigt, daß die Altconservativen in ihrem eigenen Lande eine Generalität ohne Armee sind, und daß nur Deak das Land wirklich zu pacificiren vermag, mit dem selbstverständlich nur die deutschen Liberalen, nicht aber die Männer des „Vaterland" verhandeln können. Diejenigen Acte nämlich, aus welchen die öffentliche Meinung zuerst einige Beruhigung schöpfte und deutlich ersah, daß unsere Lords noch nicht allmächtig sind trotz der tönenden Sprache, die sie in der Herrengasse und in den Spalten des „Vtld." anschlugen, standen in directen Beziehungen zur Person des Monarchen. Der Kaiser hatte den Oberbürgermeister als Ueberbringer einer gemeinderäthlichen Schleswig-Holsteinpetition hart angelassen: jetzt ließ er ihn zu sich berufen und empfing ihn auf's gnädigste. Daran zuerst ward man in Wien inne, daß etwas Oel in die hochgehenden Wogen der Reaction geträufelt sei. Im Herrenhause interpretirte General Clam seine soldatische Aeußerung hinweg; Anton Auersperg hielt seine prächtige Rede zur Verherrlichung des Constitutionalismus, ohne unterbrochen zu werden, obschon sein Vortrag eigentlich ein reines hors d'oeuvre war; und von hoher Stelle aus ward der Ausspruch des Kaisers verbreitet: Se. Maj. sei mit den Diatriben im Herrenhause höchst unzufrieden, die nur böses Blut machen könnten und zu nichts nützten, da die Ansichten des Monarchen einmal feststånden.

Das waren die Auspicien, unter denen die erste Section des Finanzausschusses über das Zehnmillionenanlehen zu beschließen hatte. Unter solchen Verhältnissen ist es denn wohl natürlich, daß Section und Ausschuß das Eine Ziel in's Auge faßten: ein eclatantes Mißtrauensvotum gegen Rechberg, richtiger gegen das Duumvirat Rechberg-Bismarck zu formuliren; dasselbe aber so abzufassen, daß Schmerling davon möglichst unberührt bleibe — kurz, den bei Gelegenheit des Budgetstreites mißglückten Angriff auf Rechberg jetzt, mit der Herzogthümerfrage als Handhabe, zu erneuern. Die Abgeordneten hegten die Hoffnung, daß der Staatsminister dies Beginnen unterstützen werde. Er war in der Section wie im Finanzausschusse nur äußerst kühl für seinen Collegen eingetreten und hatte die Nothwendigkeit des Zusammengehens mit Herrn von Bismarck ausdrücklich eine „bedauerliche" genannt. Auch war es höchst bezeichnend, daß die Beantwortung der Rechbauer'schen Interpellation nicht — wie es der dringende Wunsch des Grafen Rechberg war — vor dem Beginn der Zehnmillionendebatte erfolgte: Schmerling war also einer Eventualität ausgewichen, bei der er nicht umhin gekonnt hätte, schon damals in aller

Form die Solidarität seiner schleswig-holsteinschen Politik mit derjenigen Rechberg's zuzugeben. Abgeordneten der Linken aber, die ihn fragten, ob er im Fall einer Anlehnsweigerung zu einer Auflösung des Hauses schreiten werde, erwiderte er wie aus den Wolken gefallen: „auflösen? davon ist bei uns noch mit keiner Silbe die Rede gewesen!" Auch kann davon allerdings vernünftiger Weise gar nicht die Rede sein: denn die Auflösung des Abgeordnetenhauses wäre wirkungslos, wenn ihr nicht die Auflösung der meisten Landtage folgte; geschieht das aber, so wird bei den Neuwahlen sicherlich ein, dem beabsichtigten gerade entgegengesetzter Erfolg erzielt. Die Losung kann und wird bei dem etwaigen Sturze Schmerling's nicht: „auflösen" heißen, sondern: „mit der Verfassung ist nicht zu regieren!"

Auf Eine Stelle des Giskra'schen Referats sei mir noch gestattet hinzuweisen, da in derselben der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit für die Liberalen in Oesterreich liegt. Nachdem der Berichterstatter ausgeführt, wie der Beschluß der Occupation Schleswigs ganz darnach angethan sei, uns um den letzten Rest von Sympathien in Deutschland zu bringen; durch Heraufbeschwörung eines europäischen Krieges die Finanzen und Verfassung Oesterreichs aus den Bahnen gedeihlicher Entwickelung auf Jahre lang hinauszuschleudern, ohne daß auch nur Ein Mensch zu sagen vermöge, ob wir dabei eigentlich für die Integrität Dänemarks oder für das gute Recht der Herzogthümer einstehen — schloß er mit den Worten: „inmitten dieser folgenschweren Unbestimmtheit erscheint nur Eins klar, daß die kaiserliche Regierung einer anderen Regierung für die Erreichung ihrer Ziele auf dem Gebiete der inneren Politik willkommenen Vorschub leistet." Hier haben Sie den Kern alles Haders: wir wollen keinen Minister, der mit der preußischen Reaction Hand in Hand geht; und ist in einer bestimmten Frage ein Zusammengehen mit Preußen nicht zu vermeiden, so wollen wir, daß diese Cooperation österreichischer Seits einem Manne à toute épreuve anvertraut wird, nicht dem Grafen Rechberg. In der Section wie im Ausschusse traf der Minister des Auswärtigen nur auf Achselzucken und taube Ohren, wenn er andeutete, die Occupation Schleswigs werde ja von den beiden Großmächten eben hauptsächlich in der Absicht unternommen, um dadurch den ersten Kanonenschuß und mittelst desselben die regelrechte Entbindung der beiden Großmächte von dem Londoner Vertrage herbeizuführen. Die Section und späterhin der Finanzausschuß erkl[illegible]ten sich so gut wie einstimmig nur für die Bewilligung von 5⅓ Million[illegible]ng, Sor[illegible]stung der ausgeschriebenen Bundesmatricularumlage. Wenn man l[illegible]st dann daß Benedek fortwährend Verstärkungen nach Italien verlangt, war es [illegible] Ministerium schwer, die Worte Giskra's in seinem Berichte zu widerlegen: „die Action Oesterreichs im Norden leistet den mehrseitigen feindseligen Bestrebungen gegen seine Grenzen nur willkommenen Vorschub." Das Ministerium zog denn auch schon im Ausschusse die Segel ein; von der Bewilligung der ursprünglich geforderten 10 Millionen war bald nicht mehr die Rede. Der Kampf drehte sich nur noch um das, im Ausschusse mit Einer Stimme Mehrheit angenommene Mißtrauensvotum Herbst's, daß das Haus die Verantwortlichkeit für eine Politik ablehne, die weder den wahren Interessen Oesterreichs entspreche, noch den Frieden sichere. Während ich diese Mittheilungen schließe,

ist die Verwerfung der Resolution im Plenum entschieden. Graf Rechberg hat dem Hause die Einheit der Minister „auf dem Boden der Verfassung," Herr von Schmerling ihre Einstimmigkeit in dem auswärtigen Vorgehen versichert und die Besorgnisse vor einem reactionären Einflusse der preußischen Allianz zu beschwichtigen gesucht. So ist es auch nach der Abstimmung unentschieden geblieben, wem von den beiden Männern es in Zukunft gelingen wird, sich des anderen zu entledigen.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 3. Februar 1864.

Wir haben in den Kämpfen und Sorgen der letzten Wochen oft an die gewaltige Rede gedacht, welche Herr von Roggenbach am 17. December vor der badischen Kammer hielt. Der deutsche Staatsmann sprach in einem Augenblick, wo die Stimmungen der Nation durch den Executionsbeschluß tief niedergedrückt waren. Ich glaube, sagte er, es ist ein Erbfehler, vielleicht der politische Charakter des Volkes, daß wir uns so leicht niederschlagen lassen. Es wird keine politische Frage zum Ziel geführt, ohne daß sie den wechselvollsten Schicksalen ausgesetzt ist, bald steigen die Hoffnungen, bald sinken dieselben. Aber die Sachen stehen um so besser in dem Maaße, als wir nicht niedergeschlagen sind. In unserer Zuversicht selbst liegt die Macht, einen politischen Erfolg zu erzielen.

Das ist eine Mahnung von so großem praktischen Werth, daß wir sie nimmer vergessen wollen. Seit der Wendung vom 14. Januar sind viele Patrioten der Verzweiflung verfallen und selbst der Kanonendonner in Schleswig ist nicht im Stande, sie daraus aufzurütteln. Dem deutschen Bund, so sagen sie, ist unsere große nationale Sache aus der Hand gerissen und die, welche sie heute in ihrer Gewalt haben, werden früher oder später, vor oder nach dem Sieg ihrer Waffen das Schicksal Schleswig-Holsteins einer europäischen Conferenz ausliefern; da sie selbst in der Erbfolgefrage mit Europa gegen Deutschland eins sind, so wird das Joch der dänischen Herrschaft den Herzogthümern von Neuem auferlegt, und von der Personalunion und den sonstigen sch[illegible]sprechungen, die man zum Schutze der Länder heute macht, wird soviel ü[illegible]en, als das Ausland bei seinen Berathungen, und Dänemark bei der p[illegible]en Ausführung zulassen will.

Wir leugnen es nicht: diese düstere Prophezeihung deutet auf eine nicht unmögliche Eventualität; aber sie übersieht doch die anderen Wege, welche die Ereignisse nehmen können — vermöge der Regsamkeit all' der patriotischen Kräfte, die auf Thronen und im Volk für einen besseren Ausgang arbeiten; sie erkennt doch nicht scharf genug das Schwanken, den inneren Kampf, den Widerspruch der Richtungen, welcher in der preußisch-österreichischen Politik selber stattfindet; sie unterschätzt endlich die außerordentliche Hülfe, welche die Zerrüttung der westmächtlichen Allianz, die Ohnmacht Rußlands und vor Allem die

Lage des Kaisers Napoleon uns giebt. Von europäischen Conferenzen, von Coalitionen zu Gunsten des Londoner Protokolls ist voraussichtlich noch sehr lange keine Rede, und so wird der Stützpunkt fehlen, welchen das Bismarck-Rechberg'sche Programm gegen die weitergehenden Wünsche im eigenen Lager, wie gegen das Vorwärtsdringen des Bundes zu seiner Durchführung bedarf.

Wären diese europäischen Verhältnisse anders, dann allerdings hätte der Bund sein Spiel gegen Oesterreich und Preußen heute schon verloren. Die Hergänge der letzten Wochen am Bunde haben leider wieder bewiesen, wie gering die Einheit, die Voraussicht, die Entschlossenheit der Bundesmehrheit ist. Die Erbfolgefrage schwebt seit ein paar Monaten, der darmstädtische Occupationsvorschlag seit dem 28. December, also eben so lange, als der österreichisch-preußische, auf der Grundlage des Londoner Protokolls fußende Antrag. Die Rüstungen und Truppenaufstellungen Preußens waren den Mittelstaaten bekannt und ebenso die wichtigen Berathungen, welche nach dem 2. Januar in Berlin stattfanden und durch welche ein Vorgehen in Schleswig auf eigene Hand nur zeitweise zurückgeschoben wurde. Aber die Bundesmehrheit vereinigte sich nicht zu einem bestimmten Zielpunkt; sie blieb zusammenhangslos und ohne Energie. Statt einen positiven Plan rasch zu verfolgen und die Mittel dazu in Bereitschaft zu stellen, ließ sie die Pläne der Gegner an sich herankommen und versetzte sich in die Defensive. Die Herren von den Mittelstaaten sahen die Sachen viel zu sehr als Juristen, viel zu wenig als Politiker an. Vor einem wirklichen deutschen Conflict, behaupteten wir früher, wird Preußen zurückschrecken; aber freilich hatten wir eine solche Lage im Sinn, wobei der Bund mit raschem Entschluß eine Thatsache schuf, und nun an Preußen die Frage herantrat, ob es diese Thatsache wieder umstürzen sollte. Man hat gar viel über die Geschäftsordnung des Bundestages und über die Willkür geklagt, mit welcher der Präsidialgesandte seine Befugnisse ausbeute; indessen diese Hemmnisse wären längst überwunden, wenn nicht am Bunde selbst soviel lahme und träge Glieder sich befänden, wenn man in geschlossener Reihe im Wege dringlicher Anträge ꝛc. vorgegangen wäre. Statt dessen ist eben erst der Pfordten'sche Entwurf — nicht für das Plenum, sondern für den Ausschuß fertig geworden und demnach haben wir vor Mitte dieses Monats, d. h. vor den Kriegsentscheidungen in Schleswig, nicht auf die Abstimmung zu rechnen. Ein solches Verfahren mag erklärlich sein, wenn viele Köpfe unter einen Hut zu bringen sind, wenn Einschüchterung, Sorge vor den Folgen den Entschluß der Einzelnen hemmen, aber es beweist dann eben, daß diese vielen Köpfe nicht fähig sind, eine wirksame nationale Politik zu machen.

Der Bund begnügte sich mit der Negation. Er verwarf am 2. Januar die Forderung, den Herzog Friedrich aus Holstein zu entfernen. Dann kam wieder eine Pause, während welcher einige seiner Glieder beschäftigt waren, nach Anweisung des preußisch-österreichischen Circulars die Organisation der schleswig-holsteinischen Vereine und ihre Verbindung mit dem Centralausschuß zu Frankfurt zu verbieten. Was die Großmächte vorhatten, wurde jeden Tag klarer, bis endlich Graf Rechberg in seiner Depesche vom 10. Januar dem Freiherrn von Schrenck es offen ankündigte. Uns droht die doppelte Gefahr, daß

Ihr am Bunde die Erbfolgefrage entscheidet und die Occupation Schleswigs im Interesse des von Euch anerkannten Prätendenten beschließt. Zu dem Einen wie zu dem Anderen seid Ihr nicht competent, und wir werden Beides beseitigen, indem wir, wenn Ihr uns nicht folgt, an die Stelle der Bundesbeschlüsse unser unabhängiges Handeln setzen! Man hatte ja den beiden Lenkern der auswärtigen Politik in Berlin und Wien Zeit gelassen, ihre Ansicht durchzusetzen; die Bedenken, die Hemmnisse zu überwinden. Es folgte am 11. Januar die dringliche Forderung der beiden Mächte, über ihren Antrag vom 28. December sofort oder schleunigst schlüssig zu werden. Die Abstimmung geschah am 14. Januar; kräftiger allerdings, als am 7. December, lehnte der Bund mit elf gegen fünf Stimmen die Zumuthung ab, mit der dänischen Krone über die Zurücknahme des Incorporationsgesetzes zu verhandeln und zur Erfüllung dieser „gerechten Forderung" Schleswig event. in Pfand zu nehmen. Er ließ sich durch den Vorbehalt der Successionsfrage nicht mehr irre machen; die kleineren Regierungen hatten doch jetzt alle begriffen, daß dieser Vorbehalt keinen praktischen Werth habe und auf eine Täuschung hinauslaufe. Jenes „Nein" war für die Zukunft von großer Bedeutung, aber für den Augenblick war es zu schwach, um die militärisch gerüsteten Großmächte aufzuhalten. Sie erklärten nunmehr, selbständig vorgehen zu wollen; sie konnten sich auf Artikel 46 der Wiener Schlußacte, auf ihr Recht als europäische Mächte, auf die Lage Schleswigs außerhalb des Bundes berufen. Was hatte man ihnen entgegenzusetzen? Noch lebte Herzog Friedrich als Privatmann in Kiel, ohne Regierungsgewalt, ohne Stütze der Stände; noch war in Holstein kein definitiver Zustand geschaffen, den gewaltsam zu durchbrechen denn doch einen größeren Entschluß gefordert haben würde. Und endlich — was bedeuteten die halben und unklaren Vota für den darmstädtischen Antrag? Keine von den acht Regierungen war gerüstet, keine hatte die militärischen Vorbereitungen getroffen, um den Großmächten vorauseilend den Occupationsbeschluß in's Werk zu setzen.

Mit dem 14. Januar schien die Sprengung des deutschen Staatenverbandes vollendet. Die tiefste Demüthigung war den Mittel- und Kleinstaaten bereitet, die vollkommene Werthlosigkeit der Form und Verfassung des Bundes, dem Gebot der Mächtigen gegenüber, war an das Licht gestellt. Eine Angelegenheit, die durch den wiederholten österreichisch-preußischen Antrag selbst als Bundessache anerkannt war, bei der es sich um die 1852 im Auftrage und unter der Sanction des Bundes „erworbenen Rechte" handelte, sollte nun in einem, seine Absichten durchkreuzenden und von ihm verworfenen Sinn, und gleichwohl in seinem Namen, und unter dem Vorwand auch seiner Interessen, durchgeführt werden. Es blieb der Mehrheit kein Widerstandsmittel, als der Protest; aber der Zerfall des Bundesorganismus, die Bildung einer Coalition zum Schutze gegen Vergewaltigung mußte dem folgen. Es ist noch nicht bis dahin gekommen. Nach den Verwahrungen vom 14. wurde am 19. Januar ein Antrag Sachsens angekündigt, Commissäre und Commando in Holstein dahin zu instruiren, daß sie nur der Bundesversammlung Folge zu leisten und lediglich der Gewalt zu weichen hätten. Er wurde nicht gestellt; die Großmächte hatten einlenkende Schritte gethan, sie suchten die Verschärfung des Conflictes

zu verhüten. Neben anderen Gründen, die wenigstens hier in Berlin wirkten, hatte ein bedeutendes Ereigniß — die französische Note vom 8. Januar — beide Cabinette verhindert, ihre Absichten bis auf die Spitze zu treiben. Frankreich bewies die äußerste Rücksicht gegen Deutschland; es machte den Beitritt zu dem englischen Conferenzvorschlag von der freien Zustimmung des Bundes abhängig; es gab das Londoner Protokoll indirect Preis — sollten die Cabinette von Berlin und Wien, um es aufrecht zu erhalten, Deutschland zerreißen, mit Gewalt den Rheinbund provociren?

Ihre Sprache wurde versöhnlicher. Sie gaben am 19. die Erklärung, daß die fernere Ausführung der Bundesanordnungen in Bezug auf Holstein nicht beirrt, daß eine Beeinträchtigung der bundesexecutionsmäßigen Besetzung und Verwaltung Holsteins nicht bezweckt werde. Gleichzeitig ging die preußische Circulardepesche ab, die der Augustenburger Erbfolge sich wenigstens nicht principiell entgegenstellte, und „für den Fall, daß die Herstellung einer neuen Dynastie in den Herzogthümern sich nicht erreichen läßt," in der Verfassungsfrage die weitesten Ziele aufstellte. Der Bund wies diese Annäherung nicht zurück; er beschloß am 22. Januar, dem Durchmarsch durch Holstein nicht entgegenzutreten, unter der von Oesterreich und Preußen anerkannten Voraussetzung, daß seinen Rechten und dem Vollzug seiner Beschlüsse in dem Herzogthume in keiner Weise zu nahe getreten werde. In diesem Sinne wurden die Commissäre instruirt. So ist Holstein in der Hand des Bundes geblieben; aber nur die Kurzsichtigkeit könnte leugnen, daß dieser Besitz nur ein formeller ist, und daß, um ihn zu sichern, die äußerste Beschleunigung der Successionsfrage, die Berufung der holsteinschen Stände und die Ergänzung der um ihre Reserve verkürzten Executionstruppen dringend erforderlich ist. Es ist ja möglich, daß die Anerkennung des Herzogs Friedrich zum Conflict führt; daß man ihn hindert, die Regierungsgewalt zu übernehmen, daß man den Beschluß des Bundes für eine Competenzüberschreitung, für eine revolutionäre Ueberstürzung erklärt; — aber irgend einmal muß die Probe gemacht werden, und sie hat die größte Aussicht auf Gelingen in dem Augenblick, wo die preußische Armee ihr Blut im Kampf mit den Dänen vergießt.

Die Kraft, auf die Entwickelung der Ereignisse in dieser Richtung zu wirken, ist dem Bunde nicht entzogen, obwohl er augenblicklich bei Seite geschoben ist. Seit dem 14. Januar haben die Schritte Oesterreichs und Preußens gegen Dänemark einen raschen Verlauf genommen. Am 16. ward die Sommation in Kopenhagen überreicht und eine Bedenkzeit von 48 Stunden gegeben. Auf die ablehnende dänische Note vom 18. begann ohne Zeitverlust die militärische Aufstellung; über 30,000 Preußen, über 20,000 Oesterreicher standen am 30. bereit, die Eiderlinie zu überschreiten. An diesem Tage erging die Aufforderung an den dänischen Oberbefehlshaber, Schleswig zu räumen; am 1. geschah der Einmarsch; und in diesem Augenblicke sind unsere Truppen im Begriff, gleichzeitig den Uebergang über die Schlei zu forciren und die Dannewirkschanzen zu stürmen. Mit Raschheit und Präcision sind die militärischen Operationen ausgeführt; alle Zweifel sind gelöst, der Krieg ist da — welches wird sein Ziel sein? Ist es möglich, daß Hunderte, Tausende von unseren

Söhnen und Brüdern ihr Leben dahingeben — um die Integrität Dänemarks zu erhalten?

So schien es bis vor kurzem; das wenigstens war die Grundlage, auf welcher Oesterreich und Preußen sich zusammenfanden, das Motiv, weshalb sie der Nation und dem Bunde sich entgegenstemmten, Deutschland in zwei Lager zertheilten. Von diesem Standpunkte aus fand Graf Rechberg den Muth zu der Behauptung: der Anspruch Christian's IX. auf Holstein beruhe, ganz abgesehen von dem Londoner Protokoll, auf dem Thronfolgegesetz von 1853, welches sein Vorgänger auch als Herzog von Holstein gegeben; und der Bund habe nur das Recht, anderweitige Reclamationen in den Formen eines geordneten Verfahrens und nach regelmäßigem Gehör aller Betheiligten zu erledigen. Wenn er weiter geht, wenn er den Prätendenten tumultuarisch anerkennt, wenn er gar über die „territoriale Begrenzung seiner Rechtssphäre" übergreift und zu Gunsten des Augustenburgers fremde Lande erobern will, so sind dies Beschlüsse, welche ohne Rücksicht auf Gesetz und Verfassung nach politischer Convenienz gefaßt werden, und die kann Kaiser Franz Joseph nicht anerkennen. Denn wohlverstanden, Schleswig ist nicht die Lombardei und nicht Venedig, ist keine österreichische Secundogenitur wie Modena und Toscana, mithin hat der Bund hier nicht einmal das Recht, das zu thun, was für ihn 1859 heilige Pflicht war. Mit mehr Offenheit als Klugheit hat der Schöpfer der deutschen Reformacte, Herr von Biegeleben, den österreichischen Gedanken ausgesprochen: Der Ruf „Deutschland bis zur Königsau" hat eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit dem anderen Ruf „Italien bis zur Adria" und das sei doch genug, um in einem österreichischen Parlament gerechte Bedenken wach zu rufen!" Es ist eine nationale Bewegung, wenn auch eine deutsche, also muß sie im Interesse des nationalitätslosen Oesterreichs unterdrückt werden. Herr v. Biegeleben bestritt sogar einen bedingenden Zusammenhang zwischen den dänischen Versprechungen von 1852 und der Gültigkeit des Londoner Vertrages. Er behauptete, daß Oesterreich kraft desselben unbedingt verpflichtet sei, in Bezug auf Schleswig die neue Thronfolgeordnung anzuerkennen.

Die officielle Sprache in Berlin war etwas anders gefärbt, aber sie hatte doch im Ganzen dasselbe Ziel. Auch Herr von Bismarck meinte: der Bund darf das Erbfolgerecht wohl prüfen, langsam und bedächtig prüfen, er darf die Legitimation eines Gesandten untersuchen — aber von da bis zur Entscheidung ist noch ein großer Sprung! Er erklärte den Rücktritt vom Londoner Protokoll für eine Frage der Opportunität, aber er galt ihm bisher für inopportun, da der Vertrag die „einzige Scheidewand zwischen uns und einem höchst gefährlichen Kriege" bilde und da eine Vermehrung der, Preußen feindlich gesinnten kleinen Staaten unserem Interesse nicht entspräche. Ein selbständiges Schleswig-Holstein, sagte das officiöse Organ, verstärkt die Machtgruppe der oppositionellen Mittelstaaten, — also ist es besser, das Ausland behält die beiden Länder. Zu dieser politischen Weisheit, durch welche der Hort und Beschützer Deutschlands mit einem Male in seinen schlimmsten und gefährlichsten Gegner verwandelt wurde, gesellte sich der reactionäre Wahnsinn der Kreuzzeitung. Was kümmerte sie das historische Recht und die fürstliche Legitimität! Das Recht ist nicht mehr

Recht, wenn die Demokratie es auch anerkennt, und die Legitimität wird illegitim, sobald der Nationalverein sie auf seine Fahnen geschrieben hat. Die schleswig-holsteinische Sache war wiederum die Sache der Revolution, wieder galt es einen großen Entscheidungskampf aller conservativen Kräfte im Innern und nach Außen, wieder sollten, wie 1851, Oesterreich und Preußen sich an der Eider die Hand zum neuen reactionären Bunde reichen!

Wir mußten an diese Stimme erinnern, weil sie eine höchst einflußreiche Richtung bezeichnet. Aber diese Richtung beherrscht unsere auswärtige Politik doch nicht ganz, ihre Tendenzen sind bisher nur theilweise durchgesetzt und gerade jetzt scheint der Augenblick gekommen, wo sie völlig zurückgedrängt werden können. Der bisherige Gang der preußischen Politik war das Product von mehreren Willen, deren Zielpunkte sehr weit auseinander lagen. Es ist allbekannt, daß schon zum 1. Januar jenen Orts der Rücktritt vom Londoner Protokoll beabsichtigt war, und daß dann an die Stelle dieses Entschlusses der Antrag vom 28. December geschoben wurde. Dieser Antrag zeigte ein doppeltes Gesicht. Er konnte den Zweck haben, ein friedliches Arrangement mit Christian IX. zu ermöglichen, ihm zur Erfüllung der Bedingungen, von denen seine Anerkennung bisher allein abhängig gemacht war, Gelegenheit zu geben. Auf diese Absicht deutete die lange Frist von einem Monat, welche ursprünglich zugestanden werden sollte, und die den Dänen Zeit zum Besinnen, den Engländern Zeit zum Nachdrücken ließ. Als dann Herzog Friedrich in Holstein proclamirt wurde, kamen noch die Zwecke hinzu: dem Bundesregiment dort ein Ende zu machen und den Prätendenten zu entfernen. Dies waren die eigentlichen Ziele im Kreuzzeitungslager, und zugleich die Gedanken, welche den Grafen Rechberg zum Zusammengehen mit Preußen bewogen. Aber der Antrag bot noch eine andere Seite, von welcher aus er auch einem patriotischen Willen annehmbar zu machen war. Man konnte sagen: wir müssen vorläufig auf der von Europa anerkannten Basis beharren, damit wir gedeckt vor Europas Einspruch nach Schleswig hineinkommen. Die Dänen werden unsere Forderungen verwerfen, dann sind wir zum Kriege legitimirt und — der Krieg löst alle Verträge. Diese Argumentation war von zweifelhaftem Werth, denn die größte Schwierigkeit liegt nicht darin, Schleswig im raschen Anlauf zu nehmen — das geschah auch 1848 und 1849 — sondern es später zu behaupten; und hat man es genommen, so wird die fremde Intervention dann am leichtesten eintreten, wenn man seine Ziele vorher nicht klar bezeichnet oder wohl gar bei den fremden Höfen Versicherungen gegeben hat, welche den nun plötzlich hervortretenden Hintergedanken widersprechen. Indessen der Antrag konnte in diesem Sinne als die zweckmäßigste Einleitung des Krieges aufgefaßt werden und so geschah es an der entscheidenden Stelle. Von hier aus fühlte man sich eins mit dem nationalen Ziele des Bundes und nur verschieden in der Wahl der Wege, in der Methode. Von hier aus bestimmte man die kürzeste Frist — jene 48 Stunden, an denen denn freilich die friedlichen Tendenzen der Diplomatie zu Schanden wurden. Von hier aus forderte man im Bewußtsein der guten Absicht dann allerdings auch den Anschluß des Bundes; aber als es nun doch zum Bruch gekommen war, ward wieder eingelenkt, sein Recht in Holstein ge-

achtet; die Polizeizwecke fielen zu Boden. Ein Schritt vorwärts war dann auch die Circulardepesche vom 19. Januar; sie sollte das Mißtrauen beseitigen, als ob die preußische Politik die Zustände von 1852 in den Herzogthümern wiederherstellen wolle. Zwischen diesen Zuständen und der sofortigen Errichtung eines neuen selbständigen Staates lägen noch andere Combinationen: eine Personalunion, wie zwischen Schweden und Norwegen, welche durch die Erhebung Rendsburgs zur Bundesfestung und Kiels zu einer Art von Bundeshafen Garantien gewinnen könne. Die Erläuterungen zu diesem Circular gingen noch weiter: man wolle eine volle Realunion zwischen Schleswig und Holstein, eine einzige Landesversammlung, Aufnahme Schleswigs oder doch des deutschen Theiles von Schleswig in den Bund; eine reine Personalunion mit Dänemark, getrennte Regierung und Verwaltung, getrenntes Heer und Marine, lediglich Gemeinschaft in der Person des Souveräns.

Diese Erklärungen bewegten sich noch innerhalb des Londoner Protokolls, obwohl gegen die Herstellung einer neuen Dynastie in den Herzogthümern doch nur der eventuelle Einwand gemacht wurde, daß sich dieselbe ohne Aufopferung Schleswigs vielleicht nicht erreichen lasse; jedenfalls aber war die für so wichtig erklärte Basis von 1852 nun doch schon vor dem Ausbruch des Krieges aufgegeben. Daß die Dänen sich gegen solche Absichten bis zum Aeußersten wehren würden, verstand sich von selbst. Aber auch wer sonst in Europa für die Integrität der dänischen Monarchie die Waffen ergreifen wollte, mußte es auch gegen jene Forderungen. Denn unter der Integrität war doch gemeint, daß die deutschen Lande zu der Staatskraft des Ganzen beitragen sollten. Dieser Zweck war vereitelt, wenn die dänische Regierung über Finanzen, Militär ꝛc. der Herzogthümer zum Nutzen der Monarchie nicht mehr zu verfügen hatte. Was also in Europa dänisch gesinnt war, mußte dieses Project mit fast dem gleichen Widerwillen aufnehmen, wie die Lossage von dem Londoner Protokoll. Es geschah auch; die englische Diplomatie gerieth in verstärkte Bewegung, die englische Presse tobte gegen die Großmächte jetzt so stark wie früher gegen den Bund; das übrige Europa schwieg. Warum also ging man nicht noch einen Schritt weiter, da dieser Schritt so evident ohne ernste Gefahr war? Warum hatte man den Bund und die Nation von sich gestoßen, da der eigene Weg doch auch zum Kriege führte? Wenn dieser Krieg localisirt blieb, so lag dies doch nicht in dem beschränkteren Ziel, das man sich gesteckt, sondern an der Zwietracht Europas, an der Scheu jeder einzelnen Macht vor einer activen Einmischung. Und wenn selbst heute, wo die Kraft Deutschlands in zwei Theile gespalten war, eine europäische Coalition nicht zu Stande kam, wie viel weniger würde sie sich vor der geeinigten Macht der beiden Großstaaten und des Bundes gebildet haben?

Diese Widersprüche und Räthsel unserer Politik kann man nur verstehen, wenn man die entgegengesetzten Triebe und Tendenzen sich vor Augen hält, von denen bald die einen bald die anderen den Sieg gewannen. Eine Entwickelung nach vorausbedachtem Plan ist dabei nicht möglich. Man muß zufrieden sein, wenn der bessere Wille vorwärts drängt, wenn er mit Ungeduld es zum Schlagen bringt, wenn er die klugen Bedenken und die fremden Einreden endlich mit Heftigkeit von der Hand weist. Der Militär hat das Uebergewicht über den

Diplomaten erhalten, und wenn es jenem gelingt, mit einem großen Schlage den Feind zu vernichten, dann wird es ja wohl unmöglich geworden sein, den Boden, der von Neuem geweiht ist durch die Siege unserer Waffen und das Blutopfer unseres Volkes, dem Feinde zurückzuliefern.

Unmöglich — wir gestehen, das ist eine Hyperbel, zu der wohl das sittliche, das patriotische Gefühl, aber nicht die Erfahrung uns berechtigt. Unmöglich schien es auch, daß auf die Siege von Schleswig und Kolding ein Ende kommen könne, wie es 1851 geschah; unmöglich, daß nach dem 15. November 1863 Preußen, statt an die Spitze des Bundes und der Nation, sich in den Kampf gegen Beide stellen könnte. Wir haben so viel erlebt, daß wir keine Fähigkeit zum Glauben mehr haben; wir müssen die vollendete That sehen. Wenn auch durch die Convention, die zwischen Berlin und Wien geschlossen ist, weitergehende politische Entschlüsse nicht abgeschnitten sind, so ist doch eine Gemeinsamkeit der Schritte verabredet und Oesterreich — zu diesem Zwecke befinden sich seine 25,000 Mann in Schleswig — wird sich bis zum Aeußersten sträuben, den Sieg des nationalen Princips über den künstlichen Gesammtstaat Dänemark anzuerkennen. Nur wenn der königliche Entschluß in Preußen feststände, wird es nachgeben und uns vorauszueilen suchen. Die Besorgniß vor einer solchen Wendung quält die österreichische Diplomatie seit einiger Zeit so sehr, daß sie nach allen Seiten geheimnißvolle Winke über ihren baldigen Rücktritt vom Londoner Protokoll giebt. Das ist der Vortheil der Position des Bundes vor der der Großmächte; er hat eine feste starke Rechtsbasis, sie dagegen handeln nach politischer Convenienz, und werden durch die Ereignisse wie durch das Mißtrauen gegen einander vorwärts geschoben.

Das Bismarck-Rechberg'sche Programm, die Eindämmung der deutschen Rechtsforderungen in die Schranken des Londoner Protokolls, bedürfte zu seiner Durchführung eines stärkeren europäischen Drucks, einer größeren Neigung zu Coalitionen, als sie voraussichtlich vorhanden sein wird. Wenn schließlich Niemand für das russisch-englische Machwerk die Waffen ergreifen will, so muß es endlich an seiner Ohnmacht zu Grunde gehen, und auch der widerwilligste Gegner der Augustenburger muß ihr Erbrecht endlich zulassen. So aber war bisher der Gang der Dinge in Europa, auf den wir noch einen raschen Blick werfen wollen.

Einen nachhaltigen Eifer für das Londoner Protokoll hat bekanntlich nur England entfaltet. Es hat sich zum Werkzeug der dänischen Interessen gemacht, alle Welt mit Vorstellungen bestürmt, und ist so erfinderisch in parteiischen und fruchtlosen Combinationen gewesen, daß es kaum möglich und lohnend ist, sie alle aufzuzählen. Während es am Bunde vor französischen Gelüsten warnte, arbeitete es in Paris für Conferenzen und Coalitionen; seine Mahnungen, durch den Fanatismus seiner diplomatischen Agenten noch weit über die von Russell eingehaltene Linie verschärft, waren eine Zeit lang die Hauptstütze, an welcher die antinationalen Tendenzen in Berlin sich hielten. Lärmend und hochfahrend, wo eine Aussicht zu sein schien, mit großen Worten auf schwankende Entschlüsse zu wirken; rücksichtslos und brutal gegen die kleineren Bundesstaaten, voll Verachtung und Hohn gegen die heiligsten Gefühle der Nation; und bei all' der

widerwärtigen Anmaaßung doch vollkommen unfähig zu einer selbständigen Action, vollkommen abhängig von den Entschlüssen des mächtigeren Frankreich — so hat England bei uns einen mit Geringschätzung verbundenen Haß geweckt, der heute ein Gemeingut aller deutschen Stämme von dem Meere bis zu den Alpen geworden ist. Indessen dieser lästigen Geschäftigkeit ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt; sie hat in Europa Fiasko gemacht, in Berlin den letzten Rest der vorhandenen Geduld verbraucht, und in Dresden Namens der Mittelstaaten eine so stolze und meisterhafte Zurechtweisung empfangen, daß wir Deutsche Herrn v. Beust dafür wirklich zum aufrichtigsten Danke verpflichtet sind. Lord Russell wird es heute bedauern, daß er sich so unvorsichtig avancirt hat; wir berühren nur flüchtig die Hauptstadien seiner Thätigkeit. Das erste war die Conferenz aller Protokollstaaten in Paris oder London, zu welcher in der Depesche vom 31. December auch der Bund eingeladen wurde. Der Vorschlag, von der officiösen Presse Wiens und Berlins damals befürwortet, fiel bekanntlich an der Ablehnung Frankreichs. Gleichwohl war Lord John unvorsichtig genug, das dänische Ansuchen um eine Intervention der vier außerdeutschen Tractanten zu acceptiren, und an demselben 8. Januar, als Frankreich den Mittel- und Kleinstaaten jene Note zustellen ließ, welche den Bund gegen die europäische Majorisirung sicherte, flogen die englischen Couriere nach Petersburg, Stockholm und Paris, um diese Staaten zu der Uebernahme des Schiedsrichteramts aufzufordern. Es war ein todtgeborner Versuch; und nun kam zum Jubel der Engländer der Streit der deutschen Großmächte mit dem Bund und ihre selbständige Action, an der nur das Eine bedenklich schien, daß sie den Dänen zur Nachgiebigkeit so wenig Frist ließ. Monrad verlangte sechs Wochen, um dem Reichsrath das Incorporationsgesetz vorzulegen, und er verhieß aus der Aufhebung eine Cabinetsfrage zu machen. Während nun Frankreich sich begnügte, dieses, bei den vier außerdeutschen Höfen gestellte Verlangen nachdruckslos zu befürworten, sandte Lord John wieder eine Drohnote, muthete er Preußen allen Ernstes zu, fast zwei Monate seine Armee Gewehr bei Fuß an der Eider stehn zu lassen, um die Entscheidungen des dänischen Reichsraths abzuwarten. Die Anstrengungen Englands waren damit nicht erschöpft, es drängte in Paris auf ein gemeinsames Veto gegen den Einmarsch nach Schleswig, es forderte wenigstens eine Declaration zu Gunsten des Londoner Protokolls — alle diese Schritte sind resultatlos geblieben. Das englische Cabinet wird mit eclatanten Niederlagen vor das Parlament treten.

Kein Verständiger hat geglaubt, daß das Whigministerium — ohne Frankreich activ gegen Deutschland vorgehen werde; alle liberalen Parlamentsmitglieder, die in diesen Wochen vor ihren Wählern sprachen, haben eine Einmischung Englands in den nordischen Streit für einen Unsinn erklärt, und Lord Russell selbst hat es zugestanden, es sei für England von geringer Bedeutung, ob in Schleswig-Holstein ein Prinz aus dem Hause Augustenburg oder aus dem Hause Glücksburg regiere. So lange das jetzige Cabinet regiert, wird es bei einigem drohenden Geräusch im Parlament sein Bewenden haben. Den Demonstrationen der Whigs lag zum guten Theil die Besorgniß zum Grunde, daß die Tories sich der dänischen Sache gegen sie bemächtigen würden. Indessen die To-

Diplomaten erhalten, und wenn es jenem gelingt, mit einem großen Schlage den Feind zu vernichten, dann wird es ja wohl unmöglich geworden sein, den Boden, der von Neuem geweiht ist durch die Siege unserer Waffen und das Blutopfer unseres Volkes, dem Feinde zurückzuliefern.

Unmöglich — wir gestehen, das ist eine Hyperbel, zu der wohl das sittliche, das patriotische Gefühl, aber nicht die Erfahrung uns berechtigt. Unmöglich schien es auch, daß auf die Siege von Schleswig und Kolding ein Ende kommen könne, wie es 1851 geschah; unmöglich, daß nach dem 15. November 1863 Preußen, statt an die Spitze des Bundes und der Nation, sich in den Kampf gegen Beide stellen könnte. Wir haben so viel erlebt, daß wir keine Fähigkeit zum Glauben mehr haben; wir müssen die vollendete That sehen. Wenn auch durch die Convention, die zwischen Berlin und Wien geschlossen ist, weitergehende politische Entschlüsse nicht abgeschnitten sind, so ist doch eine Gemeinsamkeit der Schritte verabredet und Oesterreich — zu diesem Zwecke befinden sich seine 25,000 Mann in Schleswig — wird sich bis zum Aeußersten sträuben, den Sieg des nationalen Princips über den künstlichen Gesammtstaat Dänemark anzuerkennen. Nur wenn der königliche Entschluß in Preußen feststände, wird es nachgeben und uns vorauszueilen suchen. Die Besorgniß vor einer solchen Wendung quält die österreichische Diplomatie seit einiger Zeit so sehr, daß sie nach allen Seiten geheimnißvolle Winke über ihren baldigen Rücktritt vom Londoner Protokoll giebt. Das ist der Vortheil der Position des Bundes vor der der Großmächte; er hat eine feste starke Rechtsbasis, sie dagegen handeln nach politischer Convenienz, und werden durch die Ereignisse wie durch das Mißtrauen gegen einander vorwärts geschoben.

Das Bismarck-Rechberg'sche Programm, die Eindämmung der deutschen Rechtsforderungen in die Schranken des Londoner Protokolls, bedürfte zu seiner Durchführung eines stärkeren europäischen Drucks, einer größeren Neigung zu Coalitionen, als sie voraussichtlich vorhanden sein wird. Wenn schließlich Niemand für das russisch-englische Machwerk die Waffen ergreifen will, so muß es endlich an seiner Ohnmacht zu Grunde gehen, und auch der widerwilligste Gegner der Augustenburger muß ihr Erbrecht endlich zulassen. So aber war bisher der Gang der Dinge in Europa, auf den wir noch einen raschen Blick werfen wollen.

Einen nachhaltigen Eifer für das Londoner Protokoll hat bekanntlich nur England entfaltet. Es hat sich zum Werkzeug der dänischen Interessen gemacht, alle Welt mit Vorstellungen bestürmt, und ist so erfinderisch in parteiischen und fruchtlosen Combinationen gewesen, daß es kaum möglich und lohnend ist, sie alle aufzuzählen. Während es am Bunde vor französischen Gelüsten warnte, arbeitete es in Paris für Conferenzen und Coalitionen; seine Mahnungen, durch den Fanatismus seiner diplomatischen Agenten noch weit über die von Russell eingehaltene Linie verschärft, waren eine Zeit lang die Hauptstütze, an welcher die antinationalen Tendenzen in Berlin sich hielten. Lärmend und hochfahrend, wo eine Aussicht zu sein schien, mit großen Worten auf schwankende Entschlüsse zu wirken; rücksichtslos und brutal gegen die kleineren Bundesstaaten, voll Verachtung und Hohn gegen die heiligsten Gefühle der Nation; und bei all' der

widerwärtigen Anmaaßung doch vollkommen unfähig zu einer selbständigen Action, vollkommen abhängig von den Entschlüssen des mächtigeren Frankreich — so hat England bei uns einen mit Geringschätzung verbundenen Haß geweckt, der heute ein Gemeingut aller deutschen Stämme von dem Meere bis zu den Alpen geworden ist. Indessen dieser lästigen Geschäftigkeit ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt; sie hat in Europa Fiasko gemacht, in Berlin den letzten Rest der vorhandenen Geduld verbraucht, und in Dresden Namens der Mittelstaaten eine so stolze und meisterhafte Zurechtweisung empfangen, daß wir Deutsche Herrn v. Beust dafür wirklich zum aufrichtigsten Danke verpflichtet sind. Lord Russell wird es heute bedauern, daß er sich so unvorsichtig avancirt hat; wir berühren nur flüchtig die Hauptstadien seiner Thätigkeit. Das erste war die Conferenz aller Protokollstaaten in Paris oder London, zu welcher in der Depesche vom 31. December auch der Bund eingeladen wurde. Der Vorschlag, von der officiösen Presse Wiens und Berlins damals befürwortet, fiel bekanntlich an der Ablehnung Frankreichs. Gleichwohl war Lord John unvorsichtig genug, das dänische Ansuchen um eine Intervention der vier außerdeutschen Tractanten zu acceptiren, und an demselben 8. Januar, als Frankreich den Mittel- und Kleinstaaten jene Note zustellen ließ, welche den Bund gegen die europäische Majorisirung sicherte, flogen die englischen Couriere nach Petersburg, Stockholm und Paris, um diese Staaten zu der Uebernahme des Schiedsrichteramts aufzufordern. Es war ein todtgeborner Versuch; und nun kam zum Jubel der Engländer der Streit der deutschen Großmächte mit dem Bund und ihre selbständige Action, an der nur das Eine bedenklich schien, daß sie den Dänen zur Nachgiebigkeit so wenig Frist ließ. Monrad verlangte sechs Wochen, um dem Reichsrath das Incorporationsgesetz vorzulegen, und er verhieß aus der Aufhebung eine Cabinetsfrage zu machen. Während nun Frankreich sich begnügte, dieses, bei den vier außerdeutschen Höfen gestellte Verlangen nachdrucklos zu befürworten, sandte Lord John wieder eine Drohnote, muthete er Preußen allen Ernstes zu, fast zwei Monate seine Armee Gewehr bei Fuß an der Eider stehn zu lassen, um die Entscheidungen des dänischen Reichsraths abzuwarten. Die Anstrengungen Englands waren damit nicht erschöpft, es drängte in Paris auf ein gemeinsames Veto gegen den Einmarsch nach Schleswig, es forderte wenigstens eine Declaration zu Gunsten des Londoner Protokolls — alle diese Schritte sind resultatlos geblieben. Das englische Cabinet wird mit eclatanten Niederlagen vor das Parlament treten.

Kein Verständiger hat geglaubt, daß das Whigministerium — ohne Frankreich activ gegen Deutschland vorgehen werde; alle liberalen Parlamentsmitglieder, die in diesen Wochen vor ihren Wählern sprachen, haben eine Einmischung Englands in den nordischen Streit für einen Unsinn erklärt, und Lord Russell selbst hat es zugestanden, es sei für England von geringer Bedeutung, ob in Schleswig-Holstein ein Prinz aus dem Hause Augustenburg oder aus dem Hause Glücksburg regiere. So lange das jetzige Cabinet regiert, wird es bei einigem drohenden Geräusch im Parlament sein Bewenden haben. Den Demonstrationen der Whigs lag zum guten Theil die Besorgniß zum Grunde, daß die Tories sich der dänischen Sache gegen sie bemächtigen würden. Indessen die To-

ries werden augenblicklich wohl darauf verzichten, ihre Gegner zu stürzen, weil ihre Macht im Unterhause auf einer Coalition heterogener Elemente beruht, mit welcher sich eine lebensfähige Regierung nicht bilden läßt. Auch scheint es ihnen in ihrem Parteiinteresse gerathen, vor der Hand mehr auf die deutsche Gesinnung der Königin, als auf die dänische des Thronfolgers Rücksicht zu nehmen. Sie sollen ihrerseits beschlossen haben, sich für Neutralität zu erklären. Demnach haben wir allen Grund, das Auslaufen der Canalflotte sammt der Blockade und den 25,000 Mann Landungstruppen in das Gebiet der leeren Einschüchterungen zu verweisen.

So hat Napoleon III. für alle die Unbill, die er in der polnischen Sache und bei seiner Congreßidee von England erlitt, volle Rache genommen. Er hat seit dem 1. Januar mit Lord Cowley kein Wort gesprochen, und als man ihm Sir H. Bulwer schickte, um freundlichere Beziehungen wieder anzubahnen und die erwähnten Schritte zu erwirken, gerade heraus erklärt, daß er mit einer Regierung, die ihn derart im Stiche gelassen, nichts Gemeinsames unternehmen könne, es sei denn, daß sie sich für alle Eventualitäten im voraus verpflichte. Wir haben schon in dem vorigen Heft die Motive erörtert, die den französischen Kaiser zu dieser abwartenden Haltung bewegen würden: nicht die Erbitterung gegen England allein, sondern auch die Nothwendigkeit, die Sympathien Deutschlands zu gewinnen und die Gefahren einer östlichen Coalition durch die Förderung des nationalen Princips zu beseitigen. Darum beharren wir dabei, daß auf die Anerkennung des Herzogs Friedrich seitens des Bundes die Frankreichs bald folgen dürfte, und daß es in Schleswig Combinationen begünstigen wird, die, während sie das deutsche Nationalgefühl befriedigen, ein skandinavisches Reich, ein der französischen Protection bedürftiges Italien des Nordens schaffen. Daher die Zurückhaltung Schwedens, das seine Truppen erst dann nach den dänischen Inseln schicken möchte, wenn der Thron Christian's IX. im Begriff ist zusammenzustürzen.

Bei solchen europäischen Chancen, bei der Aussicht auf eine rasche und kräftige Kriegsführung, deren Eindrücke die politischen Entschlüsse fördern werden, bei der Gesinnung der Schleswiger, die ebenso kräftig und einmüthig sich ausdrücken wird, wie in Holstein — dürfen wir trotz der Kreuzzeitungspartei und ihrer Staatsmänner an dem Sieg der nationalen Sache nicht verzagen. Wir hatten hier den triftigsten Grund, schon bei dem ersten Kanonenschuß in Schleswig, den Rücktritt Preußens von dem Londoner Protokoll zu erwarten; und wir müssen annehmen, daß die Ausführung dieses Entschlusses nur bis zum Tage des entscheidenden Sieges vertagt ist. Wollte Gott, daß unsere innere Lage gleiche Hoffnungen böte! Der Landtag ist am 25. Januar geschlossen, nachdem er in der Anleihefrage das Votum gefällt, dem selbst ein Mann von so untadelhaft preußischer Gesinnung, von so hoher Gewissenhaftigkeit wie Graf Schwerin sich anschließen mußte. Die Regierung erklärte vor der Hand auf eine Verständigung zu verzichten. In glänzenden Reden und Berichten hat das Haus die schweren Fragen des inneren Conflicts zusammengefaßt; aber die Macht hat entschieden, und vielleicht hofft man jetzt, daß ein großer äußerer Erfolg die Opposition im Innern erdrücken werde. Indessen diese Rechnung ist

nicht ohne Lücke; der Krieg wird die finanzielle Bedürftigkeit vermehren und damit der Volksvertretung eine reellere Gewalt geben, die sie je nach dem Ausgang unserer nationalen Sache zu einem ehrenvollen Ausgleich oder zum erfolgreicheren Widerstand wird benutzen können.

Notizen.

Die Schaar deutscher Männer, welche für das Recht Schleswig-Holsteins mit den Waffen des Staatsrechts und der Geschichte stritt, ist heute abgelöst durch andere Kämpfer, deren Waffen kräftiger und durchschlagender sind. Wird die deutsche Wissenschaft den mit so viel Ehren geführten Streit nun ruhen lassen können? Wir hoffen es; und so wollen wir diesmal aus der reichen schleswig-holsteinschen Literatur nur einige Erscheinungen mit den kürzesten Worten berühren. Höchst verdienstvoll sind zwei staatsrechtliche Abhandlungen von Michelsen zur Vertheidigung des augustenburgschen Successionsrechtes. Die eine widerlegt den, aus dem vorzeitigen Institut der Gesammtbelehnung und der gesammten Hand hergenommenen, Einwand, als einen thatsächlich und rechtlich grundlosen und frivolen; die andere begründet, auf einen reichen Urkundenschatz gestützt, das Recht der Augustenburger auf Holstein-Gottorf. Das Resultat stimmt mit der, in diesen Blättern mitgetheilten, Hälschner'schen Untersuchung überein: Die Augustenburger succediren in Oldenburg und das vertragsmäßige Aequivalent für Oldenburg ist das großfürstliche Holstein. — In der Broschüre: „Rendsburg, die preußische Politik von 1658, 1849 und ihr Gegensatz 1863," von A. von Warnstedt redet mit tiefbewegtem Wort ein ehrlicher Royalist, ein Sproß altpreußischen Adels, von dessen Ahnherren sieben in den Schlachten des großen Kurfürsten und des großen Königs fielen. Die Broschüre enthält weit mehr, als eine Geschichte der gewaltsamen Trennung der Stadt und des Amtes Rendsburg von dem holsteinschen Gebiet; sie stellt den Gegensatz zwischen alt- und neupreußischem Wesen dar, sie ruft unserer kreuzritterlichen Genossenschaft zu: „Ihr revolutionirt die deutsche Gesinnung!" — Noch erwähnen wir eine Schrift von W. Schäfer, die in gedrängten Zügen die Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart erzählt. —

Gestehen wir es nur, wir waren in den letzten Zeiten oft in Gefahr, über das bescheidene Maaß reeller Hülfsleistung, welche den Herzogthümern von Seiten der Nation zu Theil ward, bitterer zu werden, als über die Sünden der Diplomatie. Die Worte zweier Schleswig-Holsteiner wecken vielleicht Manchem das Gewissen und rühren Manchem das Herz. In diesem Sinne empfehlen wir — es ist dazu auch heut noch nicht zu spät — die „Rede von Otto Jahn," in der Bürgerversammlung zu Köln am 20. December v. J. gehalten; denn sie richtet sich ganz gegen das phlegmatische und superkluge: „es hilft doch Alles nichts," und — als eine Stimme, die aus der Seele des treuen, ernsten Holsten-Volkes erklingt und uns fühlen läßt, wie demselben zu Muthe ist — die

„Fif nie Leder ton Singn un Beden voer Schleswig-Holsteen“ (Hamburg. 1864). Es ist der Dichter des Quickborn, der die Kampfgenossen von 1848 wieder antreten und sie singen läßt:

„De ehrlich dütsch un klingt dat:
Uns Friedrich lebe hoch!
Un Schleswig-Holsteen singt dat
Trotz alle Welt un doch.
Gundag denn Kameraden!
Gundag ok Herr Hauptmann!
Uns Herrgott gift't in Gnaden,
So tredt wi wedder an!

Für die Freunde unserer Zeitschrift wird es wenigstens ein flüchtiges Interesse haben, zu erfahren, in welchem Maaße neuerdings unsere publicistische Aufgabe erschwert wird. Zum dritten Male stand am 4. Januar d. J. der Herausgeber, und zwar diesmal wegen mehrerer Stellen eines in unserem Juliheft enthaltenen, die Preßverordnung vom 1. Juni v. J. besprechenden Artikels, als Angeklagter vor der betreffenden Deputation des Berliner Criminalgerichts. Die Anklage behauptete, daß in jenem Artikel gegen Paragraph 101 und 102 des Strafgesetzbuches verstoßen sei. Der Gerichtshof, indem er in seinen Gründen wesentlich der Vertheidigung beitrat, erkannte in beider Hinsicht auf Freisprechung. Schon indeß sind wir mit der Aussicht auf eine neue Anklage bedroht. Wenigstens hat das Gericht die Beschlagnahme unseres Decemberheftes bestätigt, und der Herausgeber hat bei Gelegenheit seiner vorläufigen Vernehmung den Grund dieser Maaßregel erfahren. Sie bezieht sich auf die Betrachtungen, welche in dem genannten Hefte zum Schluß einer Besprechung des vierten Bandes von Schleiermacher's Briefwechsel angestellt wurden. — —

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zur Geschichte und Kritik der deutschen Uebersetzungen antiker Dichter.

I.

Die culturgeschichtliche Entwickelung der modernen Nationalitäten ist von ihren ersten Anfängen an unter beständiger Einwirkung der classischen Literaturen vor sich gegangen.

Aber die Elemente, welche die christlichen Völker des westlichen Europas aus der antiken Bildung in sich aufnahmen, waren in den verschiedenen Perioden ebenso verschieden wie die Art und Weise der Herübernahme.

Im Mittelalter ist das Interesse an den Geisteserzeugnissen des Alterthums ein so vorherrschend stoffliches, daß es neben den Thatsachen der Geschichte und Sage sich nur auf diejenigen Gedanken und Anschauungen richtete, die entweder schon durch christliche Einflüsse gestärkt und daher nicht mehr antik waren oder die von jeder lebendigen Beziehung zu Ort und Zeit entblößt in der Form eines logischen Schematismus geordnet ein bequemes Fachwerk für scholastische Zwecke boten.

Deshalb treten uns zwar sofort an der Schwelle unserer deutschen Literatur Uebersetzungen in vorwiegender Zahl entgegen, aber sämmtlich von Prosaikern. Neben der Bibel und theologischen Tractaten, die philosophischen Schriften des Boethius, die Universalgeschichte des Orosius und Marcianus Capella's pädagogisch-encyclopädisches Werk: De nuptiis Philologiae et Mercurii. Für den Kern und das Wesen der antiken Weltanschauung, welche ihre reinste und vielseitigste Entfaltung in der poetischen Literatur gefunden hatte, ging Geistlichen und Laien das Verständniß wie die Theilnahme in gleicher Weise ab. Allerdings erhielt sich unter den ersteren durch die Routine der Klosterschulen und den Gebrauch der Kirche eine äußerliche Kenntniß der sprachlichen Form und eine gewisse Fertigkeit in ihrem Gebrauch nicht nur in Bezug auf die nothdürftigsten Regeln der lateinischen Grammatik, sondern auch auf die geläufigeren Versmaaße der römischen Poesie.

Ja, in den vielfach geistig angeregten Perioden der ersten Karolinger und der Ottonen ward die Phraseologie der nie ganz vergessenen Dichter Virgil, Ovid und Statius begabteren Geistlichen so geläufig, daß sie in der Einsamkeit ihrer Klosterzellen mit Lust und nicht ohne Geschick dem exclusiven Zeitvertreib sich hingeben konnten, bedeutende Sagenstoffe ihrer eigenen Heimath in die Sprachformen des Mantuaners und Peligners umzusetzen. Einige der köstlichsten Perlen altdeutscher Dichtkunst (Waltarius und das Thierepos in seinen ersten Entwickelungsstadien), die sonst nur von Mund zu Mund fortgepflanzt sicherlich mit der Generation, die sie erzeugt, untergegangen wären, sind in dieser fremdartigen Umhüllung wohlerhalten auf die Gegenwart gekommen.

Aber wie rein äußerlich dennoch und mechanisch jene Kenntniß des antiken Sprachschatzes und diese poetische Technik war, davon zeugt neben der gleich in den nächsten Jahrzehnten einreißenden bodenlosen Verschlechterung der Diction im Allgemeinen nichts schlagender als das Eindringen eines den antiken Metren völlig fremdartigen Elementes, des Reimes, in diese künstlichen Dichtungen. Man bauete den sogenannten Leoninischen Vers nach den einmal eingelernten Regeln des lateinischen Hexameters, aber man las ihn nicht danach. Der Accent, der unbedingte Herrscher der modernen Prosodie, bemächtigte sich auch des Mittellateinischen völlig. Die Salernitaner schrieben ihre wohl scandirten Gesundheitsregeln also:

Post coen|am sta|bis vel | passus | mille me|abis.

Aber sie lasen:

Post coénam stábis,
Vel pássus mille meábis.

Jeder Zweifel an der Richtigkeit dieser Auffassung wird durch den Gebrauch des mittelalterlichen Kirchenliedes beseitigt. Eines der beliebtesten Metren nämlich für den christlichen Hymnus ist die sapphische Strophe. Dieselbe erscheint darin nun überall mit leidlicher Genauigkeit nach der antiken Prosodie gemessen. Es hatte sich aber für sie bei den Römern schon seit Horaz der immer constanter werdende Gebrauch festgesetzt, in dem zweiten Fuß der drei ersten Verse stets den Spondeus zu gebrauchen, die Cäsur nach der fünften Silbe eintreten zu lassen, und in der Cäsur entweder ein mehrsilbiges Wort oder zwei einsilbige hintereinander zu gebrauchen. In Folge davon und durch die Wechselwirkung, welche in der vorletzten Silbe mehrsilbiger lateinischer Wörter zwischen Accent und Quantität statt findet, ergiebt sich in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle eine rhythmische Wiederkehr accentuirter und nicht accentuirter Silben, von deren ersteren zwei mit dem Versictus übereinstimmen und zwei damit in Widerstreit stehen, während die vierte der fünf Hebungen schwan-

fend bleibt. Liest man nun das Lateinische lediglich nach dem Accent, das heißt so, wie es nach der Tradition der Kirche und Schule, die sich dem fortschreitenden Entwickelungsgesetz der modernen Sprachen nicht entziehen konnte, heut zu Tage in der Prosa von uns allen gelesen wird — so nämlich, daß man die accentuirten Silben allein als lang, alle übrigen als kurz betrachtet, so entspringt daraus ein völlig anderes Versmaaß; nämlich statt

Íntegér vitaé scelerisque púrus

Íntegér vítae scelérisque púrus.

Diese letzte Auffassung liegt bekanntlich der verbreiteten Composition F. F. Flemming's zu Grunde, und ein deutscher Uebersetzer, welcher derselben einen singbaren Text unterlegen wollte, dürfte nicht strict nach Horaz schreiben:

Wér unsträ́flich lébt | von Verbréchen réin ist

sondern etwa:

Wér von Verbréchen | fréi ist und Verschúldung.

Nun war aber kaum eine kirchliche Melodie des Mittelalters berühmter als die des Hymnus auf Johannes den Täufer von Paullus Diaconus verfaßt und wahrscheinlich auch von ihm selbst componirt:

Ut queant laxis resonare fibris
Mira gestorum famuli tuorum
Solve polluti labii reatum,
Sancte Joannes —

dessen Hemistichien ihre Anfangssilben zur Benennung der mittelalterlichen Tonleiter ut re mi fa sol la hergegeben haben. Sämmtliche Kirchenliederdichter aber des funfzehnten und folgenden Jahrhunderts, welche nach der Weise jenes lateinischen Hymnus neue Lieder verfaßten, haben nicht den antiken, sondern gerade den von Flemming seiner Composition zu Grunde gelegten schlechthin accentuirenden Rhythmus angestrebt und meistens ziemlich exact ausgedrückt. So gleich Johannes Kolroß (J. 1532):

Gott gruess üch schone hie in einer gmeine
Uff disem plone alle gross und kleyne
Herren und gsellen losen was wir wellen
üch hie erzellen.

und ebenso Andere, die man in Wackernagel's Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre MD, in Daniel's Thesaurus hymnologicus suchen mag, vor Allem in Cholevius: Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen S. 365.*)

*) Der Verfasser dieses classischen Werkes, welchem wir die obige und manche andere schätzenswerthe Notiz des vorliegenden Aufsatzes verdanken, hat auffallender Weise aus den Versen der betreffenden deutschen Kirchenlieder Jamben herausgelesen.

Es erhellt daraus mit zwingender Nothwendigkeit, daß schon zur Zeit der Composition jenes sapphischen Hymnus jedes Gefühl für antike Prosodie erloschen und der Bau der Verse nach dieser Regel eine gar nicht für das Ohr bestimmte gelehrte Selbstquälerei geworden war. Zum Ueberfluß würden dies auch die Reime in den Hemistichien des ersten und dritten Verses bezeugen, die nur bei solcher Lesung zu ihrem Recht kommen.

Was Wunder also, daß die gelehrten Stände, denen der classische Boden selbst unter den Füßen fortglitt, keine Brücke von ihm zum Volksbewußtsein hinüberschlagen konnten. So entschwanden denn in der That die römischen Dichter immer weiter aus dem Gesichtskreise des Mittelalters; denn die angeblichen Uebersetzungen antiker Dichter von Notker darf man sich wie andere Arbeiten dieses gelehrten Mönches sicher nur als interlineare Exercitienbücher denken (s. W. Wackernagel's d. Literaturgesch. S. 80, 81). Und als nun im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Reihe an die ritterlichen Laien kam, die Vertretung der nationalen Cultur und vor allem der Poesie selbst zu übernehmen, da fanden sie die reinen Quellen der antiken Dichtkunst so gut wie versiegt, oder wenigstens alle Canäle, die ihnen den Zugang dazu hätten eröffnen können, für sich verschüttet.

Und doch war in der glorreichen Zeit der Hohenstaufen die poetische Schöpfungslust und Schöpfungskraft, die Fähigkeit, die jugendlich bildsame Sprache in den anmuthigsten und mannichfaltigsten Formen und Maaßen zu handhaben, so allgemein verbreitet und ein selbstverständliches Attribut jedes ritterlich gebildeten Mannes geworden, daß für so viele emsige und rüstige Kräfte das Feld der deutschen Sage bei weitem nicht ausreichte.

Allerdings ist in manchen der von Wackernagel mitgetheilten Proben (abgesehen von falschen Schreibungen der noch ungefügen Orthographie) der erwähnte Rhythmus mehr angestrebt als erreicht. Das kann aber in einer Zeit nicht Wunder nehmen, welcher die Prosodie des Mittelhochdeutschen längst abhanden gekommen war und die erst instinctiv nach der neuen Silbenmessung tappte. — Uebrigens ist die hier ventilirte Frage durchaus nicht mit der ganz andern nach dem Vordringen des Accentes über die Quantität in den letzten Jahrhunderten der lebenden lateinischen Vulgärsprache zu verwechseln, die sich natürlich auch in der Schriftsprache schon von Ambrosius' Zeitalter an geltend macht. Sie findet sich neben sonstiger Mißachtung der Quantitätsgesetze unter anderm in dem den Ambrosianischen Gesängen zugezählten Hymnus XVI b. Daniel: V. 30. angélico. 41. ánima. 47. túa. génetrix. 49. páter. 50. génuit. 53. facínora. Noch stärker in anderen, späterer Ausartungen gar nicht zu gedenken. Aber in allen diesen Fällen dient der Accent dem antiken Metrum und soll ihm, wenn auch in roher Weise, aufhelfen, während er in Paullus' Hymnus neben und im Widerspruch mit der ursprünglichen metrischen Anlage einen selbständigen Rhythmus bildet. Dagegen scheint mir allerdings unter den Ambrosianischen Hymnen No. XCVI b. Daniel (de dedicatione ecclesiae) nach dem Accent geordnet. Denn nach dem Sapphischen Metrum gelesen würde er nicht weniger als 16 prosodische Fehler enthalten; nach dem accentuirenden Rhythmus keinen einzigen.

Nun boten ihnen freilich sofort die beweglicheren Nachbaren jenseits des Rheins, die wie fast bei jedem großen Impuls der allgemeinen Cultur auch diesmal dem übrigen Europa um einen Schritt voraus waren, eine Fülle neuer und bequem zubereiteter Stoffe dar, nicht nur in der Karls-sage, an der auch diesseits noch ein patriotisches und für die ganze kreuz-fahrende Welt ein religiöses Interesse haftete, sondern auch in den um-fangreichen Schätzen phantastischer Sagengebilde, welche die celtischen Völker-schaften seit einem Jahrtausend aufgespeichert hatten, und deren tief-ethische Grundelemente aus dem Schutt wirrer Zufälligkeiten an das Tageslicht zu ziehen und zu frischem poetischem Leben zu entbinden, eine der innigen Empfindungsfülle des deutschen Nationalcharakters würdige Aufgabe war. Aber alle diese Stoffe genügten nicht dem rastlosen Bildungstrieb des dich-terischen Deutschlands. Reminiscenzen aus den großen Sagenkreisen der antiken Welt waren in den nächst vorhergehenden Jahrhunderten in genü-gender Zahl in die Laienwelt gedrungen, um ihren Sinn für abenteuer-liche Mähren und ihre Lust zu selbständiger Nachbildung zu reizen. Der Zug der Argonauten, der Trojanerkrieg und die Schicksale der heimkeh-renden Helden, Aeneas' Irrfahrten und endlich des großen Alexander's wundersame Thaten, alles dies waren Stoffe, die einem ritterlichen Ge-müthe die unbedingteste Theilnahme abnöthigen mußten. Aber nur höchst wenigen unter ihnen waren die unmittelbaren Quellen zugänglich. Nicht die römischen Dichter und Geschichtschreiber — von Homer und den Grie-chen überhaupt zu schweigen — lieferten ihnen das Material. Für den Trojanerkrieg sind ihre Quellen völlig unkritische und dürftige Excerpte und Compilationen aus den letzten Jahrhunderten des untergehenden Rö-merreiches: Dares Phrygius und Dictys Cretensis, für Alexander's Züge der falsche Kallisthenes, ein Machwerk später Byzantiner; ja selbst für Aeneas lag der immer noch in den Klosterschulen viel gelesene Virgil un-serm Heinrich von Veldeck zu fern. Er mußte sich an eine französische Ueberarbeitung halten, die bereits die Erinnerungen an das Heidenthum möglichst verstümmelt, den antiken Geist aber aus der Darstellung gründ-lichst verbannt hatte. Uebrigens waren dem bereits erstarkten Geist der Romantik jene poetisch dürftigen aber mit abenteuerlichem Stoff vollge-pfropften Skizzen ohne Zweifel passender für seine Zwecke als die maaß-volle Schönheit der originalen Dichtungen. Jene gaben der Phantasie reichlicheres Material und doch zugleich einen freieren Spielraum sich selb-ständig zu entfalten. Kein wohlangelegter Plan brauchte zerstört zu wer-den, um einen neuen auf seinen Trümmern zu gründen, dagegen gab es Lücken genug, die durch freie Schöpfung ausgefüllt werden mußten, und nichts hinderte den Dichter, über das Ganze die Atmosphäre der mittel-

alterlichen Denk- und Empfindungsart auszubreiten, Götter, Menschen und Heroen in das Costüm der Ritterzeit zu kleiden, und der Liebe zu excentrischer und maaßloser Prachtentfaltung nach Herzenslust Raum zu geben. Diese Verschmähung der antiken Einfalt, die jede auch nur einigermaaßen treue Nachahmung der classischen Dichter, geschweige denn den Versuch einer Uebersetzung ausschloß, ist übrigens den ritterlichen Literaturen sämmtlicher westeuropäischer Völker gemeinsam. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß sie gelegentlich Virgil, Ovid, Statius oder gar Homer als ihre Quellen citiren. Denn selbst Chaucer, dessen Belesenheit in den geläufigeren Dichtern des Alterthums unzweifelhaft ist, ist in Bezug auf seine Quellen-Anführungen völlig unzuverlässig. Er beruft sich z. B. in seiner Knights-Tale auf Statius, und doch ist es ebenso sicher, daß dieses Gedicht fast seinem ganzen Inhalt und theilweise auch den Worten nach auf die Teseida des Bocaccio begründet ist, als daß Bocaccio hin und wieder einen Zug aus Statius entlehnt hat, und daß speciell die Stelle, für welche Chaucer's Citat gilt, auch nicht den leisesten Anhaltspunkt in Statius' Thebais findet.

Unter diesen Umständen ist es von ganz besonderem Interesse, daß aus der Blüthezeit der ritterlichen Poesie doch wirklich ein Versuch zur Uebersetzung eines antiken Dichterwerkes angeführt wird, nämlich die Metamorphosen Ovid's von Albrecht von Halberstadt. Leider ist die Thatsache uns nur durch die Aussage eines viel späteren Bearbeiters (Wickram) bekannt, das Werk selbst verloren gegangen. Aber es ist auch diese eine Ausnahme ein charakteristischer Beleg dafür, daß das stoffliche Interesse an den antiken Dichtungen bei weitem das künstlerische und formale überwog. Denn gerade die Metamorphosen, in welchen nach einer einseitigen logischen Kategorie (der Verwandlung) ein langer Streif aus dem lebendigen Ganzen der alten Mythenwelt herausgeschnitten wird, haben offenbar für diese Zeit nur den Werth eines mythologischen Compendiums zu weiterer Benutzung*), ähnlich wie Hygin und die gesta Romanorum derselben Zeit, oder wie Parthenius' Sammlung den Alexandrinern und die jüngere Edda den Skalden des Nordens als poetisches Promtuarium dienten.

Eine völlig andere, theilweise geradezu entgegengesetzte Wendung nahm die Auffassung des classischen Alterthums und seine Rückwirkung auf die

*) So hat auch Wickram selbst seine Ueberarbeitung verstanden; die er auf dem Titel „Jedermann läßlich" nennt, „besonders aber allen Malern, Bildehauwern und der gleichen allen Künstnern nützlich, Von wegen der artigen Innention vnnd Tichtung." Wenn Wickram, wie er in der Vorrede verheißt, an der Arbeit seines Vorgängers nur das „alte Teutsch" und die „kurtzen verse" verändert hat, so muß schon Albrecht mit seinem Original sehr frei verfahren sein.

Entwickelung der nationalen Bildung seit der von Italien ausgehenden, aber verhältnißmäßig erst spät nach Deutschland herüberwirkenden Restauration der Wissenschaften. Diesmal war es der frische und jugendliche Enthusiasmus für den Geist der neu eröffneten großartigen Welt, der seinen vollendeten Ausdruck ohne Rest und Niederschlag in der ihm adäquatesten Form gefunden hatte. Wie in der ersten Jugendliebe der Mensch mit Staunen und Entzücken seinen eigenen Geist, den menschlichen, aber gereinigt und erhöht, in idealer Form verkörpert vor sich sieht, so standen die erwachenden Völker vor den plötzlich enthüllten Idealen der Menschheit, nach welchen sie in der dunkeln Nacht der letzten Jahrhunderte in angstvollen Träumen gerungen hatten. Dieser überwältigenden Erscheinung gegenüber war kein anderes Verhältniß möglich als das der unbedingten selbstvergessenen Hingabe. In Italien war dieselbe so vollständig, daß die höheren Schichten der Gesellschaft ernstlich Gefahr liefen, in das Heidenthum zurückzuverfallen. Davor schützte uns der nüchterne Ernst des Nordens. Aber welche Nichtachtung und Selbstopferung der Individualität setzt es schon voraus, wenn die besten Köpfe sich in der Sprache Latiums bequemer, gewandter und anmuthiger bewegen lernten als in der eigenen, wenn sie nicht nur ihre Gedanken, sondern die tiefsten Empfindungen ihres Gemüthes darin niederlegten, wenn nicht nur Erasmus seiner heitern und bittern Ironie, Frischlin seinem dramatischen Schöpfungstrieb, Fr. Secundus der glühendsten Leidenschaft, sondern auch der deutsche Mann Hutten seinem ernsten Schmerz um geliebte Todte darin Ausdruck gab; und wenn der Rector Trotzendorf sich rühmen konnte, daß er sein Goldberg zu einer römischen Colonie gemacht habe, in welcher selbst Knechte und Mägde lateinisch sprächen?

Daß solche Träume, je länger sie dauerten, desto weniger der nationalen Literatur und insbesondere der Poesie zu Gute kommen konnten, liegt auf der Hand. Dachten doch jene Humanisten, wie Trotzendorf und Sturm, ernstlich daran, nicht nur die deutsche Gelehrtensprache, sondern allmählich auch die Umgangssprache durch das Latein zu verdrängen. Andererseits lieferte freilich die Erneuerung der philologischen Studien eine mächtige Waffe für die großartigste Bewegung, welche jemals der deutsche Geist als Vorfechter für die höchsten Interessen des Menschengeschlechtes durchgekämpft hat, für die Reformation. Aber eben der erhabene Ernst dieser Interessen, welche die tapfersten Herzen und die edelsten Geister der Nation ausschließlich in Anspruch nahmen, gestattete der Uebung der heiteren Lebenskünste neben sich keinen Spielraum. Das Kirchenlied war die einzige poetische Gattung, die in dieser Zeit Blüthen trieb, aber zwischen ihr und der antiken Poesie war keine vermittelnde Beziehung denkbar.

Dazu kam, daß nach dem Untergang der ritterlichen Bildung, dem Verschwinden des Mittelhochdeutschen und der Zersplitterung der Schriftsprache in die ursprünglichen Dialekte das Volk selbst nüchtern und prosaisch geworden war. Das Neuhochdeutsch, eine der wunderbarsten Schöpfungen der Sprachgeschichte, aber für die Prosa geschaffen und in und durch die Prosa gereift und gekräftigt, war noch völlig ungebrochen für die leichtere Bewegung der poetischen Rhythmen. Das Gefühl für das Gewicht der Hebungen, die im Mittelalter allein den Vers beherrschten, war den Meistersängern abhanden gekommen und die völlig undeutsche mechanische Silbenzählung an ihre Stelle getreten. Vereinzelte Versuche, durch Anwendung der noch fremdartigeren antiken Prosodie Halt und Stetigkeit in das Silbenmaaß zu bringen, mußten natürlich scheitern. In Versen wie die der Festregeln in Kloster Seifenstetten

Se korn| Egidi|i hab|ern gers|ten Bene|dicti

ist entweder nach der beabsichtigten Lesung kein Deutsch — oder nach der natürlichen kein Hexameter herauszuerkennen. Dasselbe gilt von den mit mehr Absicht und Sorgfalt gebildeten Proben C. Gesner's

Es macht| allein|ig der| Glaub die| Gläubige| selig
Und dar|zu frucht|bar zur| Lieb' und| gütige| Herzen u. s. w.

Doch hat dieser, entweder durch einen richtigen Instinct geleitet, oder auch darin mit feinerer Beobachtung dem Gesetz des lateinischen Hexameters folgend, in den letzten Füßen wenigstens den Wortaccent mit dem Versaccent in Einklang gebracht.

Johann Clajus (1578) fügt noch den Reim hinzu, wie im Gefühl und zum stillschweigend abgedrungenen Eingeständniß, daß ohne diesen Zierrath doch Niemand in seinen stelzenhaften Kunstproducten Verse ahnen würde:

Ein Vögel| hoch schwe|bet der| nicht als| andere lebet
Nach kein| Thier stre|bet, sich in| allen| Winden er|hebet — u. s. w.

Fischart endlich, dessen gesunderer Sinn und schöpferische Ungeduld ihn bei dieser zwecklosen Selbstquälerei nicht lange aushalten läßt, schlägt gleich in den ersten Versen seiner „Orpheus Harffeweis" einige wesentliche Regeln der lateinischen Prosodie um die Ohren und läßt seinen Pegasus fortstolpern durch Dick und Dünn:

Nun tapfer|en deut|schen (!) adel|ig von | Gmüt und(!) Geb|lüte
Nur euer|er(!) Herrlich|(!)keit||ist dises| hiezu bereit u. s. w.

Die übermüthige Selbstironie, mit der er diesen Versuch ansieht — oder sollte diese Ironie vielleicht direct seinen mühseligen Vorgängern gelten? — ist aus den einleitenden Worten klar genug. Denn wiewohl er von

seinen Lesern und Kritikern mit komischem Nachdruck verlangt, daß sie auch skandiren können, so will er es doch billig berücksichtigt wissen, wenn sie die „Prosodie oder Stimmenmessung nicht also Abergläubisch wie bei ihnen (Griechen und Lateinern) halten," daß „wie sie ihre Sprach nit von anderen haben, sie auch nit nach andern traben wollen; ein jede Sprach hat jr sondere angeredete thönung und soll auch pleiben bei derselben Angewöhnung." Und weiter tröstet er sich mit dem Magister Ortwin der epistolae obscurorum virorum „der spricht von der Altiqua Poetria und Metrischer Compilation: Si non bene sonant attamen curriliter tonant. Ita Herr Domine, ist es nicht war, so ist es doch lieblich zu hören."

Diese Beispiele zeigen hinlänglich, daß zunächst selbst die Möglichkeit abgeschnitten war, einen einigermaaßen adäquaten Ersatz für die antike dichterische Form zu finden — d. h. mit andern Worten die Möglichkeit wahrhaft poetischer Uebersetzungen der alten Dichter — vielleicht zum schließlichen Gewinn unserer Gesammtliteratur. Denn hätte unsere Dichtersprache aus dem Mittelalter sich in ähnlicher Continuität fortentwickelt wie etwa die englische oder auch selbst nur wie die französische, und hätte sie einmal im sechszehnten Jahrhundert ihren Uebersetzungen eine zusagende und anerkannte Form aufgeprägt, so würden gegen die frischen Versuche einer jugendlich begeisterten Zeit, die reiferen gediegeneren und viel tiefer in das Wesen der Antike nach Geist und Form eindringenden Arbeiten unsers letzten Jahrhunderts sich niemals haben geltend machen können, ebenso wenig wie Surrey's in ihrer Art vortreffliche Uebersetzung der Aeneide je durch eine neue Uebertragung in den Hintergrund gedrängt, ebenso wenig wie Luther's Bibel durch den tiefgelehrtesten und formgewandtesten Theologen jemals in ihrer volksthümlichen und herzen-erobernden Gewalt erreicht oder gar übertroffen werden wird.

Unter diesen Umständen sollte man sich fast wundern, daß neben den Uebersetzungen moralischer, geschichtlicher und rhetorischer Schriften, die, wie natürlich, diese Zeit in reichster Fülle an das Licht bringt, Dichterwerke überhaupt nur in Angriff genommen wurden. Und doch fehlte es auch an ihnen nicht, ja ihre Zahl ist namentlich auf dramatischem Gebiet eine recht bedeutende. Aber es muß dabei zunächst erwogen werden, daß der wohlhabende, rüstige und sittlich tüchtige Bürger- und Handwerkerstand, wiewohl der gelehrten Bildung fremd, doch während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts der eigentliche, ja einzige Träger der populären Intelligenz in Deutschland war. Ihm konnte die ungeheure Gährung und Bewegung, die durch die Wiedergeburt der Classicität in die höheren Schichten der Gesellschaft gedrungen war, nicht entgehen.

Sein Interesse dafür wurde um so mehr erweckt und gerade auf die alten Poeten gerichtet, als er sich von ihnen mit Recht für die Uebungen seiner zahlreichen Gesangschulen eine Fülle materiellen Schmucks und Zieraths an Redefiguren, Anspielungen, Gleichnissen und Allegorien versprach. Es konnte nicht an Gelehrten fehlen, die zunächst durch Prosa-Uebersetzungen diesem Drange entgegenkamen. Männer wie Hans Sachs verschlangen mit wißbegieriger Hast alles, was auf diese Weise aus den antiken Literaturen zu Tage gefördert wurde und gewannen aus dieser gesunden Nahrung Kraft und Lust zu endlosen neuen Schöpfungen. Für die römischen Dramatiker genügte die prosaische Form um so mehr, als ihre numeri innumeri auf einer Prosodie beruhen, die selbst schon den Zeitgenossen August's vielfach unverständlich war, und überdies durch die maaßlosen Corruptionen der handschriftlichen Ueberlieferung bis zur Unkenntlichkeit entstellt selbst den Philologen bei dem damaligen Stand der metrischen Kenntnisse geradezu als Prosa erscheinen mußten. Den Reigen eröffnet die Uebersetzung des Terentischen Eunuchus von Hans Nythart, Bürger zu Ulm 1486, — roh und ungeleckt, aber dem Original sich nahe genug anschließend, um den Inhalt des Stückes im Ganzen wie im Einzelnen darzulegen. Als Probe geben wir eine Stelle aus der ersten Scene, die wir Cholevius entlehnen:

Phädria. Was thue ich nun? Wird ich auch noch nit gan so ich unbegerub bin berieffet? Oder will ich mich also stellen, daß ich der Buhlerin Schmachheit nit verdulde? Sie hat mich ausgeschlossen. Sie berieffst mich wieder. Wird ich widerumb hingan? Nein — ob sie mich flehnete.

Parmeno. Bei Hercle, so ist nuntz forbrer noch stercers, ob du das thun mocht. Aber wirbest du das anfahen und nit wißlich volbringen, so du es nit leiden mocht; in ungemachten Friede wirbest unberieffet zu ir kummen, erzäigende sie lieb haben — und din abwesen nit mügen erleidenn: dann ist es beschehen, du bist verborbenn, sie wird dich verachten, wann sie dich überwunden sicht.

Phädria. Darum solt du aber und aber gedenken, dywil die Zyt ist.

Parmeno. Herr, welche Ding nit Rat, noch Maaß in yn haben, die macht du durch Rat nit regieren. In der Lieb sind diese Laster alle: Schantwort, Arckwon, Vintschaft, Fridsatz, Krieg dann wider Frid. Willt du die ungewissen Ding durch Vernunft gewiß machen, so wirst du nit mehr thun wann, daß du flyßig syest, wie du mit Vernunft mögest unsinnen. *)

---

*) Ph. Quid igitur faciam? non eam, ne nunc quidem
Cum accersor ultro? an potius ita me comparem,
Non perpeti meretricum contumelias?
Exclusit: revocat: redeam? non si me obsecret.
Pa. Siquidem hercle possis, nil prius neque fortius.
Verum si incipies neque pertendes naviter
Atque ubi pati non poteris cum nemo expetet,
Infecta pace ultro ad eam venies; indicans
Te amare et ferre non posse: actumst ilicet
Peristi; eludet, ubi te victum senserit.

Nythart's Eunuch findet in der zunächst erschienenen Gesammtausgabe der Komödien des Terenz (1499) Aufnahme. An innerem Werth und genialer Auffassung ihn weit überragend folgt alsdann Albrecht von Eyben's Bearbeitung der Plautinischen Menächmen und Bacchides. Aber die freie Selbständigkeit, mit welcher er das Einzelne des Dialogs behandelt, um ihn dem deutschen Volkston anzupassen, entrückt seine Arbeit bereits der eigentlichen Sphäre der Uebersetzung. Heut zu Tage würde der Titel den Zusatz tragen: „frei nach Plautus."*)

Ohne Zweifel hat der Verfasser die Möglichkeit der Aufführung dieser Stücke im Auge gehabt. Ein weiteres Motiv nämlich für eine zweite und viel umfassendere Reihe von Bearbeitungen der römischen Komödien ist das wirkliche Bedürfniß der bürgerlichen Volksbühne. Denn gleichzeitig mit der Erstarkung des Bürgerthums und des intensiveren geistigen Lebens in den Städten hatten die Fastnachtsspiele angefangen, die kirchlichen Mysterien abzulösen. Um die antiken Dramen auf das Niveau derselben herabzustimmen und den einmal gewohnten und beliebten Formen zu assimiliren, bedurfte es einer gereimten Paraphrase in den bekannten Knüttelversen. Wie entsetzlich dieselben in die Breite gingen, zeigt das von Cholevius angezogene Beispiel aus der Andria des Magister Heinrich Ham (1535), wo die wenigen Worte:

Pamphil. Neque istic neque alibi tibi erit usquam in me mora.
Dav. Obmutuit.

Proin tu, dum est tempus etiam atque etiam hoc cogita,
Here, quae res in se neque consilium neque modum
Habet ullum eam rem consilio regere non potes.
In amore haec omnia insunt vitia: iniuriae
Suspiciones, inimicitiae, induciae,
Bellum, pax rursum: incerta haec si tu postules,
Ratione certa facere, nihilo plus agas,
Quam si des operam ut cum ratione insanias.

*) S. Cholevius a. a. O. I, S. 285. Man vergleiche die dort mitgetheilte Sc. 2. Act 1. der Bacchides:

Götz. Lentz, ich bin dir lang heimlich nachgangen und hab gewartet, wo du hin willst, und als ich sehe so möcht'u Carthäuser an den Enden verführt werden. Sag bald, wo willst du hin mit solchem Muth, mit diesem Kleid, mit solcher Hochfahrt und mit solchem Umzeug?

Lentz. Dahin.

Götz. Wie dahin? wer wohnet da?

Lentz. Es wohnt da Liebe, Wollust, Venus, Freud, Schimpfscherzen, süße Red, Halsen und Kussen.

Götz. Was Heiligen sind das? Was Gemeinschaft hast du mit solchen verfluchten Heiligen?

Lentz. Das sein böse Menschen, die frommen Leuten übel reden und du redest auch übel den Heiligen, wahrlich du thust nit recht.

Götz. Ist auch ein Heilig, der da heißt Halsen und Kussen?

Lentz. Hast du das nie gewißt? O, Götz, du bist fürwahr ein grob Mensch; ich wollt wähnen, du würst weiser denn Salomon, so bist du der größt Narr, der da lebt und bist so alt und weißt noch nit wie die Heiligen heißen.

in folgender Weise ausgetreten werden:

Pamph. Ja, lieber Vater, das soll sein,
Schickt Ihr uns nur gut Bier und Wein.
Und wenn mich nun der Teufel beschieß
Und er die Petz herführen hieß
Und ließ mirn schmieren an die Hand?
Schau Dave, wie wir sind ang'rannt,
Ich hab's gesagt mit freiem Muth
Es mag nun werden bös odr gut.

Dav. Ach schweig, lieber Herr, was gelt
Er wußt nicht, was er sagen söllt,
Da er von dir die Red' vernahm
Und ging davon in großer Scham.

In ähnlichem Stil war die Hechyra von Muschler, Andria und Eunuch von Buchaw (1554), letztere außerdem von Josua Loner (1586) und erstere von Mich. Bapst (1590) übertragen. Der ganze „deutsche Terenz in artigen und künstlichen Reimen, von Joh. Episcopius" wird von Gottsched in das Jahr 1566, von Ebert 1568 gesetzt (s. Cholevius a. a. O. S. 284). Plautus, überhaupt erst später zugänglich und von Kirche und Schule weniger empfohlen, lieferte die Aulularia, durch Joachim Greff von Zwickau 1535, die Captivi, durch Heineccius 1582, und den Amphitruo, durch Spangenberg 1608 bearbeitet. Selbst an die Griechen wagte man sich schon, durch Vermittelung der von den Humanisten zeitig besorgten lateinischen Uebersetzungen. So erschien des Euripides Iphigenia in Aulis von dem oben erwähnten Bapst (1584), desselben Hecuba und der Sophokleische Ajax (1608) von Spangenberg und die Wolken des Aristophanes von Fröreisen (1613). Daß hier, wenn man die griechischen Klänge noch im Ohr hat, die Verhunzung durch den holpernden Trott des Knüttelverses noch unendlich widerwärtigere Dissonanzen ergiebt, mag Spangenberg's Paraphrase der fünf ersten Verse des Ajax zeigen (Cholevius S. 288):

Jetzt seh' ich o Ulysse mein
Wie du oft so weidmännisch fein
Der Spur nachgehst und sorgsam bist
Vorzukommen des Feindes List.
Ich treff dich recht an hie im Feld
Bei des Ajacis Schiffsgezelt
In der Armaden Hinterhalt
Da seh ich wie du dergestalt
Nachgründest und nimmst wohl in Acht
Die Fußtritt, so erst sind gemacht.*)

*) Mehr s. b. Prutz: Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungsliteratur. Hall. Jahrb. 1840. Nr. 59. S. 467 ff.

Eine dritte Klasse, die der Zeit nach den beiden anderen vorhergeht, und dieselben, wenn nicht gerade erst möglich gemacht, doch wesentlich gefördert hat, die aber für unsere Betrachtung nur von untergeordneter Bedeutung ist, umfaßt die Uebersetzungen zu Schulzwecken. Bei ihnen galt es nicht, die antiken Dichterwerke in die Gegenwart einzuführen und sie für dieselbe neu zu beleben, sondern umgekehrt der gelehrten Jugend den Weg zu den Originalen zu ebnen. Dies geschah entweder durch einen mehr oder weniger umschreibenden Pons Asinorum, welcher die Worte des lateinischen Textes mit der Verdeutschung abwechseln ließ oder durch eine möglichst wörtliche Uebersetzung, welche für die Schulactus bestimmt von den jüngeren Schülern memorirt und vorgetragen wurde, damit sie durch die vorgängige Kenntniß des Inhaltes nicht nur sofort über die Schwierigkeiten der Lectüre des Urtextes fortgehoben, sondern auch rascher befähigt würden, in den oberen Klassen die Originale selbst aufzuführen. Von der ersteren Art ist Joh. Agricola's Andria (1544), die so beginnt (Cholevius S. 282):

Poeta dieser Fabeln Meister cum primum appulit animum im Anfang, da er ihm hat fürgenommen ad scribendum, Komödien zu beschreiben, credidit, hat er's nicht anders gemeint, dari sibi, ihm sei befohlen und aufgelegt, solum id negotii allein darauf am meisten Gedanken und Fleiß zu legen, ut placerent, daß sie nicht mißfallen sollten, populo auch allen lieben Herren, quas fabulas fecisset, seine Bücher die er gemacht und gedichtet hätte.

Diese Manier erhielt sich wohl ein Jahrhundert, wie noch in der Uebersetzung des Terenz von Göschel und Schenk (1624), wo es (Andria I, 5, 14 f. Cholevius S. 284) also heißt:

Hem, sehe einer, repudiatus nachdem man mich hat ausgesetzt oder (genug verkleinert, verachtet und ausgericht hat) geschupft; repetor so kommt man wieder an mich; quam ob rem wie wollt es anders zugehen u. s. w.

Die andere Art ist natürlich schon um dessentwillen wichtiger, weil sie jenen Vermittlern zwischen dem Humanismus und dem volksthümlichen Bedürfniß die Möglichkeit der scenischen Darstellung dieser Sachen unmittelbar vor Augen stellte. Außerdem aber hat sie eine literarische Bedeutung dadurch, weil der erste Versuch dazu von der „fruchtbringenden Gesellschaft" ausging (Cöthen 1620), mit der entschiedenen Absicht, die auch auf Ausbildung der deutschen Muttersprache und der Gewöhnung zu einer fließenden Prosa gerichteten Schulreformen Ratich's zu unterstützen (s. Cholevius S. 269—278).

Nehmen wir Alles zusammen, so sehen wir zwar im Verhältniß zu

den vorangehenden Jahrhunderten einen gewaltigen Fortschritt zur Renaissance in der Thatsache, daß zuerst dem deutschen Volke antike Dichterwerke, wenn auch im Einzelnen noch so verstümmelt und verzerrt, doch mit vollständiger Erhaltung des Grundplans und der Anlage als Kunstganze vorgeführt und verständlich gemacht wurden. Daß aber bis zur Herstellung wahrhaft poetischer Uebersetzungen, das heißt der Reconstruction sprachlicher Kunstwerke, in welcher die Idee und die Stimmung des Ganzen sich bis in die feinste Verzweigung der einzelnen Glieder verfolgen lassen, in welcher Form und Inhalt dieselbe Congruenz wie im Original erstreben müssen, — daß bis dahin noch viele Schritte zu thun waren, und daß diese Schritte bei dem damaligen Bildungsstand der deutschen Sprache noch gar nicht geschehen konnten, dies glauben wir durch unsere bisherige Darstellung klar gemacht zu haben.

Der erste kräftige und einigermaaßen würdige Anlauf dazu wurde von Opitz genommen, demselben Mann, der die naturgemäße Silbenmessung der neuhochdeutschen Sprache, wenn auch nicht zuerst entdeckt und angewendet, doch auf jeden Fall zuerst theoretisch begriffen und entwickelt, durch bewußten Gebrauch dauernd begründet und zum nie wieder aufzugebenden Besitz unserer Dichter gemacht hat. Durch ihn erst hat somit die deutsche Poesie das Mittel gewonnen, das störrige Idiom zu ihren Zwecken zu brechen und allmählich schmiegsam und gewandt durch die verschlungensten Pfade des Rhythmus zu lenken, gleich dienstbar dem Ausdruck der zartesten wie der erhabensten Empfindungen. Ein so begründeter Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachgebornen fordert die rücksichtsvollste Erwägung der Ursachen, die seine eigne Hand im Gebrauch des neu gefundenen Werkzeugs lähmten. Es sind wenigstens der formellen Seite nach dieselben, die seine Uebersetzungen, trotz seines klaren Urtheils über das, was er dadurch erreichen wollte und sollte, uns gegenwärtig so gut wie ungenießbar machen. Seine bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind die Uebertragungen von Seneca's Trojanerinnen (1625) und Sophokles' Antigone (1636). Wir werden uns auf die nähere Betrachtung der letzteren beschränken, indem wir uns entsprechend der speciellen Veranlassung zu diesem Aufsatz fortan überhaupt vorzugsweise an Sophokles zu halten gedenken, in dessen Uebersetzungen die verschiedenen Entwickelungsstadien dieser Kunst sich natürlich ebenso abspiegeln wie in irgend welchen andern der von nun an sich immer dichter drängenden Erzeugnisse derselben literarhistorischen Provinz.

Opitz hatte den reinsten und würdigsten Zweck bei seiner Arbeit im Auge. Er wollte durch die Vorführung großartiger tragischer Schicksale seine Nation über den Jammer ihrer eigenen Gegenwart trösten, aber

noch mehr, er wollte sie durch den Anblick der edelsten Heldengestalten einer besseren Welt stärken und über sich selbst erheben. Dies spricht er in seinen Dedicationen an den Freiherrn Döhnhof und an Buchner klar genug aus. Aber nicht minder klar ist er sich des Weges bewußt, den er bei der Uebersetzung selbst einzuschlagen hatte. „Der lateinischen Meinung," sagt er in der Vorrede zu den Trojanerinnen, „bin ich so viel als thunlich ist gewesen nachgefolgt, ein jegliches Wort aber auszudrucken, und sich an die Zahl der Verse zu binden, habe ich fast unmöglich zu seyn befunden. So hat auch die lateinische Sprache viel Eygenschafften, derer unsere, und unsere viel, derer jene nicht fähig ist wie ich dann verhoffe, daß zum wenigsten aus etlichen Orthen dieser Verdolmetschung in Gegenhaltung wird zu spüren seyn."

Hier sind denn in der That zwei der mit sich streitenden und dennoch unabweislichen Forderungen hingestellt, die, freilich abweichend von der Ansicht mancher neuesten Fachjünger und Theoretiker, das Wesen einer guten Uebersetzung constituiren. Darüber hernach mehr. Die dritte Forderung des möglichst genau an das Original sich anschließenden Verses drückt er nur negativ aus. Daß er sie aber ursprünglich an sich gestellt hat, geht selbst aus der Negation hervor und daß er den Vers überhaupt bei der Uebersetzung eines Dichters sich nicht erlassen zu dürfen glaubte, aus der Thatsache der metrischen Uebersetzung selbst. Und hier stieß nun Opitz auf eine für ihn unüberwindliche und verhängnißvolle Schwierigkeit. Es war im Allgemeinen für Opitz ein Unglück, daß er aus Gründen, welche die Literaturgeschichte nachweist, dem Alterthum nur seine sittlichen Ideale entnahm, für die ästhetische und zumal formale Seite seiner Productionen aber sich von allen andern Völkern gerade die Franzosen zum Muster nahm. Für die Uebersetzungen lag dies um so näher, da die Dichter der Renaissance, vor allem die Plejade, ihm mit ihren Versuchen vorangegangen waren. Die Dramatiker gerade waren von ihnen zunächst in Angriff genommen; der ältere Baïf hatte bereits Sophokles (Elektra) übersetzt. Was lag näher als von ihnen den Vers zu entlehnen, der bereits für Drama und Epos als der classische galt, und der bei oberflächlicher Betrachtung dem Trimeter der antiken Tragödie nahe genug zu kommen schien. Beide sind sechsfüßige Jamben und doch ist zwischen Trimeter und Alexandriner, wenigstens in deutscher Behandlung, kaum eine andere Aehnlichkeit als zwischen Menschen und Affen. Der Alexandriner ist auch im Französischen schon ein unschöner Vers; aber die monoton auf einander klappenden Vershälften entsprechen wenigstens einem markirten Zuge des französischen — vielmehr witzigen als poetischen — National-Geistes: der Neigung zur Antithese; dafür ist der

Vers wie gemacht. Zudem ruft das Verschleifen des Wortaccents, der sich immer noch im Französischen mit Resten der römisch-quantitirenden Prosodie balancirt und ein zweites Gegengewicht durch den Versictus bekommt, innerhalb der Hemistichien eine große Mannichfaltigkeit rhythmischer Combinationen hervor, die dem Ohr wohl thut, indem sie es über die uniforme Silbenreihe täuscht. Im Deutschen aber, wo Wortaccent und Versaccent stetig zusammentreffen, hämmert der Vers mit so unausstehlich monotoner Kraft auf das Gehör, daß in seinem betäubenden Geklapper das Verständniß von Wort und Inhalt thatsächlich untergeht. Dies gilt in seinem ganzen Umfang natürlich nur von den continuirlichen Alexandrinern und namentlich von den durch den Reim paarweis zusammengeleimten, in welchen das Uebel noch potenzirt wird; aber gerade diese sind es, die Opitz im Drama vorfand und nachbildete.

O Schwester, liebes Haupt, Ismene, kannst du sagen
Mit welchem Unglück uns nicht Jupiter geschlagen,
Das Oedipus sein Hauß, so lange wir gelebt?
Ich weiß daß keine Last kein Creutz auf Erden schwebt,
Nichts also schändlich ist, nichts schnöders kann geschehn,
Das ich von übel nicht an dir und mir gesehn.
Itzt auch berichtet man, daß durch die ganze Stadt
Der Feldherr wiederumb Befehl ertheilet hat.
Was sagt was hörtest du? hast du denn nichts vernommen
Von feindlicher Gewalt, so auf die Freunde kommen?

Man empfindet es wie eine Versündigung an dem Griechen weiter zu lesen; und doch ist so merkwürdig genau übersetzt und die Verse sind so richtig und ehrlich über den französischen Leisten geschlagen. Die Chöre lesen sich entschieden besser. Aber über diese müssen wir in einem andern Zusammenhange sprechen. Denn es drängt sich sogleich an dieser Stelle die Frage auf, ob abgesehen von dem Alexandriner, den das deutsche Ohr ein für allemal zurückstößt, nicht ein anderes Versmaaß als das des Originales, wenn nur an sich ein gefälliges von dem Uebersetzer gewählt werden dürfe und unter Umständen gewählt werden müsse. Diese Frage hängt aber mit der tiefer gehenden zusammen, was denn die nächste Absicht jedes wahren Uebersetzers sei und mit welchen Mitteln er sie erfüllen könne.

Es ist neuerdings oft gesagt und theils mit Hintergedanken, theils ohne alle Gedanken nachgesprochen, daß eine gute Uebersetzung auf den modernen Leser möglichst denselben Eindruck machen solle, wie das antike Original auf die Zeitgenossen des Dichters. Keine Ansicht ist gefährlicher, weil sie so plausibel klingt, und keine Ansicht doch so grundfalsch wie diese. Die Uebersetzung soll diesen Eindruck nicht erstreben, erstlich

und hauptsächlich weil sie nicht erstreben soll, was sie unter keinen Umständen und nach keiner Seite hin erreichen kann. Der Charakter einer fernen Zeit und einer fremden Nationalität ist eben nicht der unsrige und daher können die geistigen Productionen, die unter jenen uns fremdartigen Bedingungen entstanden sind, vor allem aber die poetischen, welche durch concrete Anschauungen auf unsere Phantasie zu wirken haben, um neue concrete Anschauungen in ihr zu erwecken, nicht so auf uns wirken, wie auf die Zeitgenossen, weder in Bezug auf das thatsächliche Material, noch auf die sittlichen Ideale, noch auf die Form, sei es in Beispiel, Gleichniß, Anspielung, sei es in der rhythmischen Bewegung der Sprache. Sklaven, Priester, Areopagiten, Opfer, Chlamys, Tunica und Sandalen wirken auf uns als fremdartige Gestalten entschieden anders als auf die Alten, bei denen sie das factische Material ihres eigenen Lebens bildeten. Die Eumeniden flößten dem athenischen Publicum eine ganz andere Art Schauder ein als uns, und wenn Herakles beim Sterben sein Kebsweib seinem eigenen Sohn zu gleichem Gebrauche vermacht, so empfanden dabei die Athener etwas ganz Anderes als wir. Soll nun der Uebersetzer diese Züge möglichst verwischen, um uns die Anschauungen mundgerecht zu machen? Nicht einmal dem Uebersetzer eines Prosaikers (ebensowenig wie dem Geschichtschreiber) werden wir das zugeben — wie sehr es auch angefangen hat in gewissen Regionen Modesache zu werden. Aber wer magister equitum durch General der Cavallerie, legio durch Regiment, res sacrae durch Kirchenwesen übersetzt, der vermengt auf eine für uns widrige Art die „Geschmäcke" und Anschauungen; er trübt sie, statt sie klar zu machen. Bei'm „General der Cavallerie" treten uns sogleich dicke Epaulets und Wrangel'sche Grammatik, beim „Regiment" Spitzkugelgewehre, beim „Kirchenwesen" gothische Thürme, Consistorialräthe und hannoversche Synoden vor des Geistes Auge. So müssen wir vielleicht weiter gehen? Davus in den Kammerdiener Johann, Philocomasium in eine pariser Grisette, Athen in Leipzig verwandeln und mit Namen, Localitäten, Costümen und Gewohnheiten, ja schließlich mit allen Bildern und Redewendungen, Gleichnissen und Anspielungen aufräumen, welche an specifisch antike Verhältnisse erinnern? Mit einem Wort — an die Stelle von Philemon's Thesaurus und Plautus' Trinummus — Lessing's Schatz, an die Stelle der Menächmen — Shakespeare's „Irrungen" setzen? — Wir haben durchaus nichts dawider, wir halten eine solche Benutzung der Goldkörner des antiken Erfindungsgeistes zu neuen Schöpfungen durch einen wahren Dichter nicht etwa blos für erlaubt, sondern für einen entschiedenen Gewinn, ja für ein nothwendiges Glied in der literarhistorischen und culturgeschichtlichen Entwickelung der gesammten Menschheit.

Aber Niemand kann doch sagen wollen, daß dies noch Uebersetzungen seien. Die theilweise und unnöthige Vermengung und Verquickung eines antik sein sollenden Gebildes mit modernen Vorstellungen und Anschauungen ist und bleibt aber, und wenn sie selbst von der künstlerisch gewandten Hand eines Droysen geübt würde, eine Verstümmelung und ist als solche unschön.

Aber nicht Alle, die jene von uns bekämpfte Anforderung an den Uebersetzer stellen, haben sie so gemeint. Sie haben meistens wohl nur an den Vers gedacht. Und mit jenem Postulat nur die Vertauschung der antiken Maaße mit modernen als nicht nur gestattet, sondern als allein berechtigt begründen wollen. Dann ist aber die Forderung eben so unklar, wie die stillschweigende Voraussetzung, worauf sie sich stützt, unnachweisbar ist. Denn worauf kann sich die Behauptung stützen, daß auf unser Ohr der fünffüßige Jambus so wirke, wie auf das antike der sechsfüßige? oder die ottave rima auf uns, wie der Hexameter auf jene? Mit demselben Rechte könnte Jemand behaupten, daß auf unsere Augen die rothe Farbe denselben Eindruck mache wie die blaue auf die antiken, oder daß das Fünfeck uns erschiene wie jenen das Sechseck!

Aber man hat mit diesem in der That schiefen und captivirenden Ausdruck nur sagen wollen, oder richtiger, man kann unter ihm nur dies meinen, daß erstens das deutsche Ohr im Drama mehr an den Blankvers als an den Trimeter, im Epos mehr an die Stanze als an den Hexameter gewöhnt sei, zweitens, daß die modernen Maaße gefälliger klingen als die antiken und drittens daß sie theilweise (namentlich der fünffüßige Jambus) auch leichter mit erträglicher Correctheit zu bilden seien. Ueber die beiden letzten Gründe ist nicht zu streiten, sie stützen sich nur auf die subjectiven Motive des Behagens und der Bequemlichkeit und fordern erst dann zu einer schärferen Betrachtung und Abwehr heraus, wenn sie sich ein kritisches Ansehen geben, und zu der Behauptung versteigen, daß unsre Nachbildung der antiken Versformen auf einem principiellen Fehlgriff beruhe, daß dieselbe nicht einmal eine Analogie zu ihren Mustern ergebe, sondern ein lügenhaftes Zerr- und Trugbild. Auf diese neueste Wendung der Streitfrage kommen wir weiter unten zurück.

Dagegen sieht man sofort, daß das erstere Argument den Kampf der modernisirenden Ueberarbeitung mit der wahren Uebersetzung nur auf dem engeren Gebiet der Versification wieder aufnimmt, und daß über seine Bedeutung nur nach Feststellung des Begriffs der poetischen Uebersetzung entschieden werden könne.

Die geläufigen Metaphern von dem fremden Dichter im deutschen Gewande, dem „umgekehrten Gewebe“ u. dgl. helfen hier nicht aus; sie

verschieben nur den Begriff und verführen zu falschen Consequenzen. Am nächsten der Wahrheit kommt man durch den Vergleich mit der Nachbildung eines plastischen Werkes in einem anderen Stoff.

Denn in der That ist die Uebersetzung die möglichst treue Wiedergabe der ganzen dichterischen Individualität des Originals in einer anderen Sprache.

Damit ist aber gesagt, daß das Mittel der Darstellung zugleich ihre Schranke ist, daß daher das ideale Ziel des Uebersetzers, die völlige Wiedergabe des Originals, niemals erreicht werden kann, ferner daß von allen Elementen der Uebersetzung nur dies eine, die Sprache, eine constante Größe zum Anhaltspunkt für eine objective Kritik bietet, daß man also unter allen Umständen und ohne Nachsicht verlangen muß, daß der deutsche Uebersetzer ein reines verständliches und gewandtes Deutsch schreibt; endlich daß alle Eigenschaften, welche die dichterische Individualität des Originals constituiren, sich einen beständigen Compromiß unter einander gefallen lassen müssen, daß daher niemals im Allgemeinen und theoretisch sich feststellen läßt, wie nahe eine relativ vollendete Uebersetzung dem Original zu kommen habe, sondern nur in jedem einzelnen Falle auf praktischem Wege (d. h. durch Bessermachen) gezeigt werden kann, daß eine vorliegende Uebersetzung hinter der Möglichkeit zurückgeblieben sei.

Es ist nun einestheils sehr natürlich, daß der gerechte Widerwille gegen die Vernachlässigung der ersten Forderung vielfach zu einer frivolen und salopen Gleichgültigkeit gegen die ernsten Bemühungen um Wort- und Sinnestreue geführt hat. Andrerseits ist es schwer erklärlich und sicher nicht verzeihlich, daß bedeutende Männer, denen man sonst wahrlich weder Unwissenheit noch Dummheit Schuld geben kann, fortwährend den Gesetzen der deutschen Sprache Hohn sprechen und dadurch nicht nur den Ansprüchen an ein sprachliches Kunstwerk, sondern ihrem eignen nächsten Zweck, dem, verstanden zu werden, in's Gesicht schlagen. In der That hat der Uebersetzer, dem die Sprache als ein Gegebenes entgegentritt, nicht einmal, wie der selbständige Dichter, das Recht zu kühnen Neubildungen; denn sie lenken die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Object ab auf die Muttersprache, d. h. eben auf das dem Originale fremdartige Element, das der Uebersetzer seinen Hörer vergessen machen sollte.

Dieses Haschen nach „seltner Worte Neugepräg" wird aber außerdem sehr leicht zur selbständigen Manier, die fortwirkt auch wenn die erste Veranlassung, das Streben nach Worttreue, längst vergessen ist. Selbst so einfach und wahr angelegte Naturen, wie Voß, verfallen dadurch zuletzt einer krankhaften Verzwicktheit des Ausdrucks, und was schlimmer ist, gefallen sich darin.

Wenn Voß den horazischen Vers:

Matutina parum cautos iam frigora mordent —

übersetzt:

„Schwer drückt schon Frühkälte; den Unvorsichtigen kneipt sie —

so begreift man nicht, wie er hätte denken können dadurch dem Sinn und Ton des Originals näher zu rücken, als wenn er harmlos und natürlich wie Horaz selbst gesagt hätte:

Schon recht kühl sind die Morgen; man muß vor Erkältung sich wahren.

Schlimmer freilich, wenn der Leser in Od. II. 39 auf den ihm völlig neuen Namen „Gaullos" stößt, und wenn er dann, seinem Gedächtniß nicht trauend, sich für das unverständliche Deutsch aus dem klaren Latein Rath erholt, und nun zu seinem Schrecken findet, daß Gaullos die Verdolmetschung von pedes ist (d. h. zu Fuß = ohne Gaul), gar nicht zu reden von dem durch Rückert's freundliche Humoreske unsterblich gewordenen „alten Misthun" (Mis-thun = Missethat) des jüngeren H. Voß.

Die Nichtachtung der Grenze des Möglichen, die durch den correcten Gebrauch der Muttersprache gezogen wird, ist sonach für den Erfolg der Uebersetzung fast noch gefährlicher, als das zaghafte und arbeitsscheue Aufgeben des Versuchs, bis an diese Grenze zu gelangen. Es erstreckt sich dieselbe in der That durch sämmtliche Vorlagen der Uebersetzungskunst, d. h. durch sämmtliche Eigenthümlichkeiten, die den Charakter des zu übersetzenden Originals constituiren, den Gedanken, den Stil und den Vers. Ihren Lauf in allen den Richtungen sich klar zu machen, ist eine unabweisliche Forderung.

Den reinen Gedanken des Originals überall wieder zu geben, sollte, so scheint es, durchaus keine Schwierigkeit machen, da alle rationellen Geschöpfe denselben Denkgesetzen folgen. Aber wenn nur der Gedanke nicht seinen Weg durch das sinnliche Medium der Sprache nehmen müßte, und bei diesem Durchgang mit allerlei Vorstellungen und Anschauungen unauflöslich amalgamirt würde — und zwar in jeder Sprache in anderer Weise! Selbst die abstractesten Wörter sind ursprünglich Bilder und ihrem Gebrauch schließt sich durch den etymologischen Zusammenhang sofort eine Reihe von anderen Bildern an, die man in einem dichterischen Werke, wo Alles auf Anschaulichkeit hinausläuft, am wenigsten gern davon trennen möchte, und doch trennen muß, wenn man nicht allzuweit von der nächsten Meinung des Originals verschlagen werden will. So muß ich z. B. ἀστεία oder urbanitas zuweilen durch Witz übersetzen, aber mit einem unersetzlichen Verlust der lebendigsten Beziehungen, welche die antiken Wörter wach rufen. Die Schwierigkeit und der Verlust wird geringer, je mehr der etymologische Zusammenhang verwischt und die Wörter

zur abstracten Formel erstarrt sind. Aber die Gefahr steigert sich wieder bei der Wiedergabe concreter Begriffe, weil die noch am nächsten sie deckenden modernen Ausdrücke oft gerade die specifisch modernsten Erinnerungen wecken und mit der Anschauung auch den Gedanken schief rücken. Um primipilus, centurio, tribunus, legatus, dux, imperator nicht durch Feldwebel, Lieutenant, General u. s. f. wiederzugeben, muß ich den Ausdruck verallgemeinern und allerdings verflachen in Führer, Feldherr u. s. w. Hier ist die Grenze sehr fein und der sichere Tact muß im Augenblick entscheiden. Es ist keineswegs blos das französirende Fremdwort, das sich gegen den dichterischen Gebrauch sträubt. Denn während ich Hauptmann und Obrist, wegen der noch aus ihrer Etymologie hervorleuchtenden Allgemeinheit des Grundbegriffs beibehalten darf, muß ich das zu concrete Feldwebel verwerfen. Umgekehrt werde ich Ἀλαζών (Miles Gloriosus) noch durch Bramarbas zu übersetzen wagen, aber nicht mehr durch „Rodomont," denn die Erinnerung an Holbein's Lustspiel ist so gut wie verschwunden, die Frembartigkeit des welschen Namens fühlt aber auch derjenige durch, der nicht an Ariost zu denken Veranlassung hat.

Viel schwieriger und complicirter wird die Frage, wenn es sich um den Stil, d. h. um die individuelle Weise handelt, in welcher der Dichter von seinen nationalen Sprachmitteln Gebrauch macht. Hier ist nun zunächst diejenige Treue abzuweisen, welche auch die Extravaganzen, Schiefheiten, Ungeschicklichkeiten in Satzbildung und Wortgebrauch seinem Original nachzubilden strebt. Sollte der Urtext davon wimmeln, d. h. sollte der Dichter ein ungeschickter und stammelnder Poetaster sein, so verdient er überhaupt nicht übersetzt zu werden, denn nur das Beste und annäherungsweise Ideale ist der Erhaltung werth. Einzelne Mißgriffe aber (quandoque bonus dormitat Homerus) scrupulös „nachzuähnlichen" — verdient nicht mehr Bewunderung als die Sorgfalt des chinesischen Schneiders, der auch die zufälligen Stopflöcher seines Frackmodels gewissenhaft in die von ihm anzufertigende Copie übertrug. Daß der Uebersetzer sein Original durch stillschweigende Einrenkung eines schiefen Gedankengliedes verschönere, hat er nicht zu fürchten. Er wird an tausend anderen Stellen von selbst hinter seinem Muster zurückbleiben und die unterlassene absichtliche Verhunzung reichlich durch unwillkürliche compensiren.

Nahe verwandt damit ist die Frage, ob ein Autor, der von dem Standpunkt einer als classisch fixirten Periode seiner Nationalliteratur betrachtet, als alterthümlich gelten muß, auch in alterthümlichem Deutsch zu übertragen sei — also z. B. Plautus im Stile Fischart's oder wenigstens Rollenhagen's. Die Frage erledigt sich durch einen Rückblick auf Homer im Vergleich mit Sophokles. Jeder Autor, der in seiner eignen

Zeit das Höchste erreicht, was diese Zeit gestattet, ist selber classisch und darf nur nach ihrem Maaßstab gemessen werden. Ganz anders stellt sich die Frage, wenn der Dichter selbst (namentlich der Satiriker und Komödienschreiber) seinen Personen absichtlich Corruptionen der geläufigeren Sprache in den Mund legt. Hier eröffnet sich für den Uebersetzer ein allerdings höchst schlüpfriges, aber auch höchst lohnendes Feld seine Kunst zu üben. Hier, aber nur hier allein darf er das von uns sonst verworfene Princip adoptiren, daß er auf seine Leser einen ähnlichen Eindruck zu machen strebe, als sein Vorbild auf seine Zeitgenossen. Denn hier ist Inhalt und Effect (das Lächerliche) identisch. Die Personen werden charakterisirt durch den Mißgriff im Gebrauch des den Hörern geläufigeren sprachlichen Materials. Dieser Mißgriff muß daher auch in dem neuen Material nachgebildet werden. Freilich ist hier nicht immer nachzukommen. Das köstliche: „Bottom, you are translated!“ in Shakespeare's Sommernachtstraum mußte selbst Schlegel hülflos fallen lassen („du bist transferiret“ hätte doch einigen Ersatz gegeben). Aber dieser Fall zeigt bereits den Uebergang zum Wortspiel, dessen Unterschied von dem falschen Wortgebrauch nur darin besteht, daß der Mißgriff nur ein scheinbar absichtsloser, in der That aber (nicht nur im Sinne des Dichters, sondern auch oft der von ihm eingeführten Person) ein wohl beabsichtigter ist, mit dem Zwecke, auch den Hörer, für einen Moment wenigstens, mit in die Täuschung zu verwickeln. Hier muß der Uebersetzer freilich oft genug die Waffen strecken, und selbst einem Meister wie Fr. A. Wolf läuft das Wild nicht immer so glücklich in den Wurf wie in den Acharnern:

ἀπὸ μαχῶν
Καὶ Λαμάχων ἐλευθερός.
von Lamachern
Und andern Händelmachern frei.

Sobald aber irgend der Spaß gequält und bei den Haaren herbeigezogen erscheint, wird der Witz zur Absurdität und der Uebersetzer läuft mit dem Kopf gegen den Grenzpfahl, den er hier vorsichtiger als anderswo hätte meiden sollen.

Abgesehen aber von dem verführerischen Boden der Komik zeigt sich die Grenze deutlicher bei der Einführung eines fremden Idioms in den Zusammenhang des Urtextes. Es kann sich hier hauptsächlich nur um die griechischen Phrasen im Lateinischen handeln. Wieland hat in Cicero's Briefen dieselben bekanntlich durch französische wiedergegeben, um einen „analogen Eindruck“ zu machen; Düntzer nach demselben Princip *Χαῖρε* bei Persius durch Bon jour! übersetzt. Es leuchtet bei einigem Nachdenken ein, daß nicht einmal der von ihnen beabsichtigte Effect

erreicht wird. Von einer Wiedergabe des Antiken auf diesem Wege kann natürlich nicht die Rede sein, wir müssen einfach diesen Contrast aufgeben, was immer für Empfindungen und Anschauungen des Autors Ausdruck darin gesucht haben.

Andere stilistische Fragen lösen sich leichter. Was zunächst die Periodologie betrifft, so sind die syntaktischen Gesetze der deutschen Sprache so scharf ausgebildet, daß sich Gestattetes von Unmöglichem leicht sondert. Das kürzeste Staccato der Ovidischen Sätze bildet sich von selbst nach — aber die gewaltigen Perioden der Pindarischen Gesänge und mancher tragischen Chöre darf man sich nicht scheuen, zu zerschneiden, sobald sie unklar werden. Denn wir haben bei unsern wenigen und noch dazu tonlosen und stumpf abgeschliffenen Flexionssilben kein Correctiv, das die weit auseinandergerissenen Glieder des Satzes durch das Mittel des Klanges sinnlich vernehmbar zusammenbände. Neue Wortbildungen sind nur zuzulassen, wo auch im Urtext die Worte erst neu geprägt waren und auch hier innerhalb der geläufigsten deutschen Ableitungsgesetze. Sonst ist Dunkelheit oder gar Lächerlichkeit die nothwendige Folge. Der Komödie und Satire gebührt natürlich die weiteste Freiheit. Zusammensetzungen werden unserer Sprache so leicht, daß wir vor den kühnsten Gebilden bei Aeschylos nicht zurückschrecken dürfen. Sollte auch hier das Erhabene nur durch einen Schritt vom Lächerlichen getrennt bleiben, so ist dies zu allen Zeiten der Fall gewesen, und auch Aeschylus ist diese Auffassung nicht erspart geblieben, wie die „Trompetenschnauzbartlanzenkerls" bei Aristophanes es bezeugen. Von viel größerer Bedeutung und unendlich viel schwieriger in der Behandlung sind die Redefiguren. Ueber ihren Gebrauch und Mißbrauch schon bei den Alten und über das Verhältniß, das der Uebersetzer zu ihnen einzunehmen habe, hat der Verfasser dieses Aufsatzes eingehender an einem andern Ort gesprochen.*) Eine sichere Grenze ist hier nicht zu ziehen. Schiller ist mit bewundernswürdigem Tact genau so weit als möglich vorgeschritten und seine Kühnheit hat in der Anwendung der Enallage, Prolepsis und Metonymie nie etwas Beleidigendes. Z. B.: „Jubelhymnen hört man schallen in der Saiten goldnes Spiel." — „Aber ihnen schloß auf ewig Hekate den stummen Mund." — „Unsrer Waffen glücklicher Betrug" — „des Helmes List" u. s. w. Aber während er der „Cither tanzlustige Töne" noch dem Euripides nachbildet, hütet er sich wohl auch die — „goldschuhige Spur" von ihm herüberzunehmen. Den „durchschreitbaren Häuserverkehr" endlich, „den krummen Biß des Ankers," „die gebückten Küsse," „verheiratheten Fackeln" und „be-

*) Einleitung zu Virgil's Aeneide (Stuttgart 1859) S. xv.

trunkenen Kennzeichen," wenn auch noch so charakteristisch für die Diction der betreffenden Dichter (Virgil und Propertius s. a. a. O.), wird jeder Uebersetzer, der nicht eine Carricatur statt eines Ebenbildes geben will, nothwendig fallen lassen. Und doch sind diese Verrenkungen nicht schlimmer als der „siebenthorige Mund" (d. h. die Oeffnungen der sieben Thore Thebens) und die „hundertfüßigen Nereiden," mag man nun mittelst der Division durch die Fußpaare auf die sonst legitime Zahl der funfzig kommen oder das Hundert den Nymphen selbst zu gut rechnen. Und doch liest man noch heute beides bei Donner (Soph. Ant. 118. Oed. Kol. 715). Es ist klar, wie den feinsinnigsten Uebersetzern auf diesem Gebiete noch die äußerste Discretion zu empfehlen ist.

Freier scheint der Gebrauch und unbedingt das Recht und die Pflicht wörtlicher Nachbildung bei der wirksamsten der dichterischen Figuren, dem Gleichniß und der aus ihm entstandenen Metapher zu sein. Aber auch hier macht sich die Grenze noch geltend. Wenn eine Metapher im Deutschen in einer bestimmten Anwendung zur stehenden Phrase oder zum Symbol geworden ist, so kann ich sie nicht mehr in einem andern Sinne gebrauchen. Hat nun die antike Sprache sie in einem andern Sinne recipirt, oder der Dichter frei bildend sie anders verwandt, so bin ich gerade, um seinen Sinn zu treffen, genöthigt, sie mit einer andern zu vertauschen. Verse drechseln heißt einmal im Deutschen sie in mechanischer, unkünstlerischer und gedankenloser Weise bilden. Ich darf daher Propert. IV, 34, 43:

Incipe iam angusto versus includere torno

nicht übersetzen:

Auf und beginne den Vers zu drechseln auf engerer Drehbank —

Vielmehr werde ich dafür schreiben:

Auf und beginne den Vers an kleinerer Feile zu formen —

Zuweilen kann solcher symbolischer Sprachgebrauch auf den Inhalt eines ganzen Gedichtes zurückwirken und den Uebersetzer selbst die Darstellung der Thatsachen zu ändern nöthigen. So Babrios Fab. XCV., wo der Fuchs das Herz des Hirsches auffrißt. Da hier die Pointe der ganzen Fabel auf dem Sprachgebrauch beruht, nach welchem das Herz als Symbol des Verstandes gilt (herzlos also gleich dumm ist), so mußte der Uebersetzer von Anfang an für das Herz das Gehirn substituiren.

Bis hierher ist unsere Darstellung im Grunde nur eine Entwickelung der bereits von Opitz anerkannten Grundsätze und der Versuch zu einer Lösung der im Detail sich aufdrängenden Streitfragen nach Anleitung des diesen Grundsätzen entsprechenden Begriffs der Uebersetzung. Auch glauben wir nicht, daß seit Opitz irgend ein verständiger Arbeiter oder Kriti-

ker auf diesem Gebiet in thesi sich gegen dieselben erklärt haben würde — wie himmelweit auch die Praxis zu allen Zeiten sich selbst von der anerkanntesten Theorie hat verschlagen lassen.

Ganz anders steht es mit der dritten Frage, ob und wie weit die Uebersetzertreue sich auch auf das Versmaaß des Originals zu erstrecken habe. Mit ihrer Erörterung werden wir in einem zweiten und letzten Artikel unser Thema wieder aufnehmen. W. Hertzberg.

Englische Preßfreiheit.

Die Verfassungsgeschichte Englands seit der Thronbesteigung Georg's III. 1760—1860. Von Thomas Erskine May. In zwei Bänden. Uebersetzt und bearbeitet von O. G. Oppenheim.

Wenn die liberale Partei des Continents die verschiedenartigen Forderungen, die sie auf allen Gebieten des Staatslebens stellt, das Verlangen nach Ministerverantwortlichkeit, nach parlamentarischer Controlle des Staatshaushalts, nach fester Regelung der Verwaltung, nach Sicherung der Grundrechte in Ein Wort zusammenfassen will, da bietet sich ihr kaum ein anderer, als der oft gehörte und, trotz seiner Unanwendbarkeit im Einzelnen, doch im Ganzen durchaus berechtigte Ausspruch: Gebt uns eine englische Verfassung. Mit noch größerem Recht darf der politische Schriftsteller des Continents, so oft er die drückenden Fesseln unserer Preßgesetzgebung empfindet und die Mittel erwägt, wie letztere zu verbessern sei, den schwer beladenen Busen durch das Eine Wort erleichtern: Gebt uns englische Preßfreiheit. Die Idee einer vollkommenen Freiheit des Gedankenausdrucks erscheint uns mit dem Wesen der englischen Staatseinrichtungen so untrennbar verbunden, daß wir kaum die Frage vorlegen mögen, seit wann sie begründet sei, — in der Erwartung, daß uns, wie Chidher, dem ewig Jungen, die Antwort werde: dem sei von Ewigkeit her so gewesen. Dennoch ist englische Preßfreiheit so wenig ein unabänderlicher, von Generation zu Generation vererbter Begriff, wie englische Verfassung. Beide sind vielmehr in beständigem Wandel begriffen, und was die Freiheit der Presse insbesondere anbetrifft, so sind noch die letzten Jahre Zeugen wichtiger Entwickelungen gewesen. Jedenfalls brauchten wir nicht, wie Chidher, um ein halbes Jahrtausend in der geschichtlichen Erinnerung zurückzugreifen, um Zustände zu finden, die von dem gegenwärtigen sich

unterscheiden, wie der finstere, schaurige Wald von der heiteren Wiese, auf welcher der Hirte friedlich seine Schalmei bläst.

Wir lehnen unsere Betrachtungen an das, für das Studium der Geschichte und des Staatsrechts Englands so wichtige Werk von Erskine May, dessen erster Theil schon früher in diesen Blättern erwähnt wurde. Dasselbe liegt mit dem zweiten Bande, welcher sich vorzugsweise mit der Geschichte der Parteien und mit dem beschäftigt, was wir unter dem Namen der Grundrechte zusammenzufassen pflegen, vollendet vor, ist mit musterhafter Treue und Eleganz übersetzt und behandelt im 9. und 10. Capitel unter der Ueberschrift: „Presse und Freiheit der Meinungsäußerung" außer dem Gegenstande, auf welchen wir heute die Aufmerksamkeit unserer Leser zu richten wünschen, auch das Versammlungs- und Vereinsrecht.

Mit der Regierung Karl's II. steht das Gerüst des constitutionellen Systems in England fertig da, aber es bleibt unter ihm, wie unter seinem Nachfolger ein Schein-Constitutionalismus, die Hülle einer absolutistischen Cabinetsregierung. Die reale Freiheit muß sich seit jener Zeit erst durchkämpfen, wie in vielen anderen Beziehungen auch in Betreff der Preßfreiheit. Die Revolution findet fast den ganzen Apparat zur Beschränkung der Preßfreiheit vor, den der Continent je gehabt hat. Versuchen wir die Maaßregeln zu classificiren, durch welche der Polizeistaat gegen den Geist zu kämpfen versucht hat. Wir finden zunächst Präventivmaaßregeln: Censur, Ertheilung und Entziehung der Monopole, Patente und Concessionen zum Betriebe von Preßgewerben und zur Herausgabe von Zeitungen, Hinterlegung von Pflichtexemplaren. Wir finden zweitens Repressivmaaßregeln: Bedrohung der Preßvergehen mit drakonischen Strafen bei schwankend definirtem Thatbestande, Ausschließung der ordentlichen Richter und Einsetzung besonderer Höfe, Beeinflussung des Richterpersonals seitens der Regierung, übertriebenen Verfolgungseifer seitens der Anklagebeamten. Als eine dritte Kategorie läßt sich neben die beiden erwähnten das System derjenigen Maaßregeln stellen, welche nicht eine gewisse Richtung der Presse verfolgen, sondern den Aufschwung des Preßbetriebes durch finanzielle Belästigung hemmen sollen: Einforderung von Cautionen, Besteuerung der Preßerzeugnisse durch Stempel, Besteuerung der Materialien und der Gewerbe, welche zur Herstellung von Preßerzeugnissen dienen. Alle diese Maaßregeln haben in England in derselben Schärfe und Ausdehnung bestanden, wie in Deutschland, ja meist in größerer; haben meist noch zur Zeit der Reformation bestanden. Es giebt noch eine vierte Art und Weise gegen die Presse zu kämpfen, die Beschimpfung der Personen, die ihrem Dienste sich widmen, als seien sie mit einem Makel behaftet. Auch dieses Mittel ist in England nicht unversucht geblieben. Wir

finden es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in seiner gröberen Form angewandt, durch Aufreizung des Pöbels gegen die Publicisten, als seien sie Unruhestifter, Störer der öffentlichen Ordnung, die man beseitigen müsse. So erzeugte man im Volke eine Mißstimmung und Erbitterung gegen die Presse, die so weit ging, daß im Jahre 1704 ein gewisser Tutchin, der das Unterhaus und den Attorney-General angegriffen hatte, auf der Straße buchstäblich zu Tode geprügelt wurde. Wir finden es hundert Jahre später in einer feineren Form angewandt, durch Aufreizung der höheren Gesellschaftsklassen gegen die Publicisten, als seien dieselben Tagediebe und Vagabonden. Im Jahre 1810 erklärte Windham, es fänden sich unter denselben Bankerottirer, Lotteriehalter, Bediente, herabgekommene Gewerbtreibende. Redacteure hielt er für eine Sorte Männer, welche sich von beiden Seiten bestechen ließen, um Entstellungen zu bringen. Ein Jahr später entwirft Brougham eine Schilderung von der Zügellosigkeit der Presse, wonach täglich, ja stündlich von einer käuflichen Rotte Verlästerungen zu Tage gefördert werden, um der eitlen Neugier oder der noch schlimmeren Bosheit Genüge zu thun. „Um diesem Hange zu fröhnen, ist es heut zu Tage für manche der Weg zur Popularität geworden, Personen, die sich in die Abgeschiedenheit des häuslichen Lebens zurückgezogen haben, an die Oeffentlichkeit zu zerren und der Menge zum Gegenstand des Gelächters Preis zu geben, — für Viele das Mittel, ein niedriges Dasein zu fristen.“ Es ist seltsam, daß diese Worte in einer mit Wärme geführten Vertheidigungsrede zu Gunsten zweier wegen Preßvergehens Angeklagter vorkommen, gleich als hätte der Vertheidiger, wie Rudolph der Harras argumentirt: „Was er auch schweres mag verschuldet haben, Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.“ Man sieht, diese Schilderungen englischer Staatsmänner können an Energie und drastischer Deutlichkeit vollkommen sich messen mit modernen Aeußerungen, wonach die Presse nur von Vermuthungen und unsicheren Gerüchten lebt, und die Journalisten sich nur aus Leuten rekrutiren, die ihre Carriere verfehlt haben.

In England nun sind alle jene Beschränkungen, wie wir sie klassificirt haben, seit 150 Jahren entweder vollkommen beseitigt oder durch Gesetz oder Praxis so weit gemildert worden, daß sie Niemandem mehr beschwerlich fallen. Allerdings bestehen die harten Strafgesetze fort, allein sie finden bei'm Mangel eines Klägers keinen Richter, allerdings besteht eine Reihe polizeilicher Ueberwachungsvorschriften, allein sie belästigen wenig und auch bei ihnen findet sich in Uebertretungsfällen selten ein Ankläger. Man hat die englische Preßgesetzgebung einem schlafenden Löwen verglichen, allein dieser Löwe droht nicht, wie le lion du quartier latin eines schönen Morgens mit dräuendem Rachen sich zu erheben, er schläft,

wie wir überzeugt sind, auf beiden Ohren. Wer in England als Schriftsteller, Redacteur, Verleger oder Drucker auf ein Preßunternehmen sich einläßt, hat nichts anderes zu befürchten, als daß er sein Capital verliere, wenn das lesende Publicum seinem Angebot keine Nachfrage entgegenträgt.

Wir können hier der Geschichte der Preßfreiheit, wie May sie uns entwickelt, nicht in allen Punkten folgen, sondern beschränken uns darauf, die vier wichtigsten Ereignisse herauszuheben. Erstens die Aufhebung der Censur, 1694. Ein nach der Restauration zu Stande gekommenes Gesetz von 1662 erneuerte die von Jacob I. erlassene Censurordnung, wonach jede Druckschrift nach ihrem Inhalt von den Präsidenten der Reichsgerichte, den Hauptstaatssecretairen, dem Earl Marshall, den Bischöfen oder Universitätskanzlern zu censiren war. Dieses Gesetz wurde indessen nur auf drei Jahre erlassen und mehrere Male auf beschränkte Zeiträume verlängert. Als im Jahre 1695 das Unterhaus die weitere Prorogation verweigerte, fiel die Censur in England für immer; mit ihr fiel die Nothwendigkeit der Concessionirung des Buchdruckergewerbes, welche lediglich auf der Censurordnung beruht hatte. Wir, die wir auf dem Continente gewohnt sind, Censur und Preßfreiheit schlechthin als Gegensätze zu betrachten, die wir Jahrzehnte lang auf unserer Volkstafel das Verlangen nach Preßfreiheit, das heißt, nach Abschaffung der Censur eingeschrieben hatten, die wir den Anfang unseres öffentlichen politischen Lebens in das Jahr setzen, welches uns von den Censurfesseln befreite, wir müssen uns davor hüten, die frühzeitig erfolgte Beseitigung der Censur in England als einen großartigen Umschwung zu betrachten. Die Parlamente unter Wilhelm und den beiden ersten Georgs waren gar keine leidenschaftlichen Verehrer von dem, was der heutige Engländer Preßfreiheit nennt. Sie waren empfindlich gegen den leisesten Tadel, der gegen sie ausgesprochen wurde, und haben manchen Zeitungsschreiber strafen, manche Brochüre verbrennen lassen. Und die Reichsgerichte jener Zeit haben gezeigt, daß „die Preßfreiheit und dahinter der Galgen" nicht die Original-Erfindung eines wendischen Edelmanns war; sie haben auf das strengste die Gesetze gehandhabt, welche jede Kritik irgend einer Regierungsmaaßregel als eine Beleidigung des Königs erscheinen ließen. Will man die Bedeutung der Aufhebung des Censur-Edicts für England in Ein Wort zusammenfassen, so darf man sagen: es war die Beschränkung des königlichen Einflusses auf Beaufsichtigung der Presse zu Gunsten des parlamentarischen und des richterlichen. Materielle Erleichterung der Presse wurde durch dieselbe nicht beabsichtigt und fand auch in den Ueberzeugungen des Volkes durchaus nicht den Rückhalt, den die Durchführung der Preßfreiheit im Jahre 1848 in den Wünschen des deutschen Volkes hatte. So dürfen wir denn

die Wirkungen jenes Schrittes nicht nach den Erfolgen eines Jahres, sondern nach denen eines Jahrhunderts bemessen. Es blieben Schranken genug, die den freien Ausdruck der Ueberzeugung hemmten, aber Eine Schranke war doch gefallen, und die Bewegung des Geistes konnte mit vermehrter Kraft gegen die stehen gebliebenen sich richten. Die Schriftsteller jener Zeit scheuten den harten Kampf, die rücksichtslose Verfolgung nicht. Sie traten mit ihrer Person für ihre Ueberzeugungen ein, sie setzten dem schroffen Gesetze eine schroffe Kritik entgegen. Es ist seltsam, daß die beiden furchtbarsten Invectiven, die je geschrieben wurden, fast gleichzeitig erschienen: Beaumarchais' Pamphlets gegen das Pariser Parlament unter der Censur und unter der Regierung des absolutesten Königs, die Juniusbriefe unter den härtesten Strafgesetzen und unter der Judicatur eines bis zur Grausamkeit strengen Richters, wie Lord Mansfield. Beide blieben straflos; der strenge Druck des Systems hatte ein gährend Drachengift erzeugt, dessen ätzende Natur jede Hand verletzen mußte, die sich nach ihm ausstreckte. Der Muth, den die Presse gezeigt, die Verdienste, die sie sich erworben, erregten ihr das Interesse, die Sympathien des Publicums und des Parlaments, mit deren Hülfe sie beinahe 100 Jahre nach Aufhebung der Censur einen zweiten, gewaltigen Schritt vorwärts thun konnte.

Wir sprechen von Fox libel act, 1792. Ueber die Bedeutung dieses Gesetzes herrschen auf dem Continente nicht selten irrige Vorstellungen, und der Schreiber dieser Zeilen hat aus den staatsrechtlichen Vorlesungen eines berühmten conservativen Professors und Parlamentsredners manche Irrthümer schwarz auf weiß nach Hause getragen, für deren vollständige Berichtigung er dem May'schen Werke dankbar zu sein hat. Die paragraphenreichen Bestimmungen, welche bei uns die materielle Gesetzgebung gegen die Presse enthalten, sind in England bekanntlich fast ausschließlich ersetzt durch die Strafandrohung gegen Schmähschriften, libels, ein Vergehen, für welches es an jeder näheren gesetzlichen Definition fehlt. Die verbreitete Vorstellung geht nun dahin, daß es früher den gelehrten Richtern obgelegen habe, die Frage zu entscheiden: ob ein Artikel Schmähschrift, libel sei, und daß das Fox'sche Gesetz hierin die Aenderung getroffen, daß fortan die Entscheidung hierüber den Geschworenen zustehen solle. Dieser Aenderung müßte selbstredend eine Tendenz zu Grunde gelegen haben, die nämlich, durch die größere Milde, welche von Geschworenen zu erwarten ist, leichter eine Freisprechung zu erzielen. Diese Tendenz sei denn auch erreicht worden, und da die Geschworenen in Preßprocessen regelmäßig einen Spruch auf Nichtschuldig gefällt, seien die Preßprocesse außer Uebung gekommen. Dieser Darstellung liegt ein doppelter Irrthum zu Grunde. Die libel act wollte das bestehende Gesetz nicht ändern, son-

verkümmert ist, welche ihm das Interesse des Volkes, insbesondere der zu Geschworenen berufenen Klassen allgemach entziehen muß. Es erscheint uns daher als eine Einseitigkeit, wenn häufig der Ruf nach „Schwurgerichten für politische und Preßvergehen" laut wird. Die Presse hat die Verpflichtung, die politischen Interessen des Volkes nach allen Richtungen hin wahrzunehmen. Sind Schwurgerichte für ein freies Volk eine Nothwendigkeit, so sind sie es auch in weitem Umfange. Bei einer Fortdauer der jetzt geltenden Gesetze über Bildung und Competenz der Schwurgerichte steht mehr auf dem Spiele, als die Verurtheilung einiger Publicisten; und die Verbesserung unseres Geschworneninstituts ist ein Gegenstand, der an Wichtigkeit einer Aenderung der Preßgesetzgebung wenigstens gleich kommt. Darin aber stimmen wir überein mit denen, welche jenen Ruf erheben, daß, wenn einmal der Ausbau der Verfassung beendigt sein wird, wir auch für politische und Preßvergehen Geschworene haben werden.

Wir gehen über zu dem dritten Wendepunkte. Bei dem ersten hatte es sich um eine gesetzliche Abänderung, bei dem zweiten um eine gesetzliche Declaration gehandelt, bei dem dritten handelte es sich gar nicht mehr um ein Gesetz, überhaupt nicht um einen Act der Staatsgewalt, sondern lediglich um ein Unterlassen; man hörte auf, Preßprocesse als ein Werkzeug des constitutionellen Systems zu betrachten, das heißt, man entsagte den Anklagen von Amtswegen in Preßsachen. Wir können dieses Ereigniß in das Jahr 1831 setzen, in den Zeitpunkt, in welchem Cobbett freigesprochen wurde. Hier stehen wir vor einem Fortschritt, welchen nachzuahmen für uns noch lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben wird. Bekanntlich werden in England die Anklagen in Straffällen regelmäßig von Privatleuten durch Advocaten erhoben; findet die Regierung es erforderlich, von Amtswegen einzuschreiten, so bedient sie sich der Kronadvocaten, welche vor Gericht mit ihren Collegen durchaus gleiche Rechte und Pflichten haben. Ein Institut der Staatsanwaltschaft, welches die Aufgabe hätte, das Interesse des Parteigängers mit der Autorität der Behörde zu verbinden, besteht in England nicht. Indem die Regierung es unterläßt, Preßverfolgungen von Amtswegen zu betreiben, macht sie dennoch die Verfolgung strafbarer Preßerzeugnisse nicht unmöglich; es bleibt vielmehr jedem Einzelnen überlassen, der ein Interesse an der Bestrafung eines Artikels hat, dieselbe im Wege der Privatanklage herbeizuführen. Wo das System der monopolisirten Staatsanwaltschaft besteht, muß jede formelle Verletzung eines Strafgesetzes zur Anklage gebracht werden, wie sehr auch Rücksichten der Billigkeit dem entgegen stehen mögen. Indem der Staat sich ausschließlich das Recht vorbehält, Verbrechen zu verfolgen, muß er auch dem Publicum gegenüber die Pflicht übernehmen, gegen jede anschei-

nend strafbare Handlung einzuschreiten, weil unter sämmtlichen Staatsbürgern immer Einer sein könnte, der durch diese Handlung sich verletzt fühlte, gegen den somit eine Justizverweigerung Statt finden würde, wenn nicht der Staat durch das Organ der Staatsanwaltschaft seiner sich annähme. Eine Prüfung, ob im concreten Falle das Staatsinteresse eine Verfolgung erfordert, ist geradezu ausgeschlossen. In Preußen kam vor etwa zehn Jahren ein Fall zur Sprache, in welchem ein Staatsanwalt gegen einen siebzigjährigen, kranken und arbeitsunfähigen Greis, der zur Stillung seines Hungers drei Pfennige erbettelte, Anklage erhoben und dessen Verurtheilung erwirkt hatte. Der Justizminister Simons tadelte damals diesen übertriebenen Eifer und wies die Staatsanwälte an, in so geringfügigen Fällen die durch kein Staatsinteresse erforderte Verfolgung zu unterlassen. Sollte trotzdem wiederum einmal zur Kenntniß der Staatsanwaltschaft ein Fall gebracht werden, in welchem ein siebzigjähriger, kranker und arbeitsunfähiger Greis zur Stillung seines Hungers drei Pfennige erbettelt, so wird wahrscheinlich der betreffende Staatsanwalt wiederum Anklage erheben, denn das Strafgesetzbuch bedroht jeden Staatsanwalt mit Zuchthausstrafe, der wider besseres Wissen die Verfolgung einer strafrechtlich verbotenen Handlung unterläßt. Die Furcht vor dieser Strafe wird stets ein stärker wirkendes Motiv sein, als die Meinungsäußerung eines Ministers, von welcher man nicht wissen kann, ob sein Nachfolger sie aufrecht erhalten wird. Dieser Amtseifer ist von jeder monopolisirten Staatsanwaltschaft unzertrennlich und muß von ihr unzertrennlich sein, wenn das Institut nicht noch bedenklicher sein soll, als es ohnehin ist. Der Staat kann nicht Aufseher genug bestellen, um jede Handlung jedes Menschen, die möglicher Weise als ein Verbrechen sich gestalten könnte, zu überwachen, zumal das Verbrechen im Allgemeinen den natürlichen Drang hat, sich zu verheimlichen, der Oeffentlichkeit zu entziehen. Die Preßerzeugnisse hingegen nehmen eine objective, charakteristische Form an, und haben den natürlichen Trieb, sich an die Oeffentlichkeit zu drängen. Wer die Presse benutzt, um mit vollem Bewußtsein durch dieselbe ein mit den schwersten Strafen bedrohtes Verbrechen zu begehen, wird vielleicht Vorsichtsmaaßregeln treffen, um seine Thäterschaft zu verbergen, aber das Verbrechen selbst, das Preßerzeugniß, will er so bekannt werden lassen, als irgend möglich. Hier ist also für den Polizeistaat eine seltene Gelegenheit zur Beaufsichtigung, zur Prävention geboten. Hier kommen wir auf einen Punkt, an welchem wir unsere obige Behauptung einschränken müssen, daß England den ganzen Apparat zur Einschränkung der Preßfreiheit, den der Continent besitze, auch besessen habe; denn hier ergänzt die Polizei- und Gerichtsverfassung, die sich auf dem Continent ausgebildet hat, das Ueber-

wachungsbestreben der Staatsregierung in einer Weise, wie sie in England nie möglich gewesen. Jedes Preßerzeugniß wird hierzu besonders angestellten Beamten übergeben, die es darauf hin prüfen, ob es nichts Strafwürdiges enthalte. Während jeder Andere Bücher oder Zeitungen liest, um sich zu belehren, zu unterhalten, liest der polizeiliche Lector, um Vergehen zu entdecken. Es ist wahr, die Presse bietet ein Mittel der Beleidigung, der Ruhestörung, der Aufreizung, wie es so furchtbar die mündliche Rede nicht darbietet. Gleichwohl ist jene Ueberwachung ungerechtfertigt, naturwidrig. Auch der Wechsel bietet ein Mittel des Wuchers, des Betruges, der Fälschung so furchtbar, wie es der einfache Schuldschein nicht darbietet. Ein falscher Wechsel stört die Regelmäßigkeit des Verkehrs in höherer Weise, als eine aufrührerische Schrift die Regelmäßigkeit des Staatslebens. Dennoch fällt es der Staatsgewalt nicht ein, jeden zur Abstempelung präsentirten Wechsel darauf hin zu prüfen, ob sich hinter demselben ein Wucher, ein Betrug verbirgt, wie dies ja allenfalls durchzuführen wäre. Jeder Rock, den ein Mensch trägt, kann möglicher Weise ein gestohlener sein, dennoch verlangt die Staatsgewalt nicht von jedem Träger eines Rockes den Nachweis des ehrlichen Erwerbes. Unter der Controlle der Rechtmäßigkeit der Wechsel würde der materielle Verkehr schwer leiden und würde kräftig dagegen reagiren; unter der Controlle der Straflosigkeit der Preßerzeugnisse leidet der geistige Verkehr schwer, aber er hat nicht die Kraft dagegen zu reagiren. — Weiter aber, die Prüfung der Preßerzeugnisse erfolgt durch Beamte, die einem bestimmten System dienen, durch die Staatsanwälte, die ad nutum zur Disposition gestellt werden können, und in der That wiederholt zur Disposition gestellt worden sind, wenn sie dem herrschenden Systeme nicht gedient haben. Die Prüfung erfolgt also im Interesse einer Partei. Es ändert daran nichts, wenn das herrschende System die Parteiregierung verwirft, denn diejenigen, welche die Parteiregierung verwerfen, bilden selber eine Partei, der eine andere Partei gegenüber steht, welche die Parteiregierung will. Den ehrlichen Willen seitens der Staatsanwaltschaft als unzweifelhaft vorausgesetzt, aber andererseits die ebenso unzweifelhafte menschliche Fehlbarkeit vorausgesetzt, wird jeder Staatsanwalt der Versuchung ausgesetzt sein, in den Schriften der Opposition Strafbares zu entdecken, wo nur ein berechtigter Meinungsausdruck vorhanden ist, in den Schriften seiner Partei dagegen aller Aufmerksamkeit ungeachtet das wirklich Strafbare zu übersehen. Parteien kämpfen mit einander; mischt sich die Obrigkeit mit ihrer Autorität in den Kampf, so gleicht derselbe einem Duell, bei welchem der eine Kämpfer durch den Secundanten gedeckt wird, während der Andere darauf angewiesen ist, sich selbst zu schützen. Der ideale Zweck der Staatsanwalt-

schaft, ein Hort zu sein gegen jede Rechtsverletzung, wird somit vereitelt. — Wie viel anders gestaltet sich das Verhältniß, wo das System der Privatanklage in Preßsachen rein durchgeführt ist. Indem der Staat darauf verzichtet, Preßvergehen durch seine eigenen Organe zu verfolgen, macht er dennoch die Verfolgung nicht unmöglich, sondern überläßt sie einem Jeden, der daran Interesse nimmt. In jedem Staate, der die Privatanklage hat, wird ein Artikel, der Regierungsmaaßregeln tadelt oder die Minister angreift, auf nicht geringeren Widerspruch stoßen, als in einem Staate, der die Staatsanwaltschaft hat. Er wird ihn finden bei denjenigen, welche die Regierungsmaaßregel billigen, den Ministern anhängen. Diese haben die Möglichkeit, Anklage zu erheben, wenn der Tadel, der Angriff in einer strafbaren Form erfolgt ist. Indem sie prüfen, ob es gerathen sei, von dem Mittel der Anklage Gebrauch zu machen, werden sie sich der Erwägung nicht verschließen können, daß es noch einen anderen Weg zur Abwehr des Tadels, des Angriffes giebt, welcher einem Staatsanwalt nicht zu Gebote steht, — nämlich die Benutzung der Presse zur Rechtfertigung der ergriffenen Regierungsmaaßregel, zur Vertheidigung der Minister. Der Regel nach wird der beabsichtigte Zweck schneller und durchgreifender auf dem letzteren Wege erreicht werden; es wird durch denselben auch das verletzte Rechtsgefühl gesühnt, wenn der ungerechtfertigte Angriff auf den Angreifer zurückfällt. Man frage irgend welchen Minister, womit ihm besser gedient ist, durch die Verurtheilung des Verfassers eines mißliebigen Artikels zu längerem Gefängniß oder durch die literarische Vernichtung desselben seitens eines einsichtsvolleren, besser unterrichteten und darum überlegenen Gegners! Es bleiben im Grunde nur zwei Fälle, in denen das Strafverfahren etwas Unvermeidliches bleibt. Zunächst wo in einem Preßerzeugnisse eine Immoralität sich verbirgt, wo dasselbe nicht die Interessen einer Partei, sondern das sittliche Gefühl der Gesammtheit verletzt, wie bei böswilligen und gehässigen Verleumdungen, namentlich wenn dieselben den Zweck der Einschüchterung oder Concussion haben. Man erinnere sich an die, in den letzten Monaten verbreiteten, den Privatcharakter des Lord Palmerston betreffenden Gerüchte. Der andere Fall ist der, wenn das natürliche Mittel der Vertheidigung gegen Angriffe der Presse, — Entgegnung durch die Presse —, aus dem Grunde versagt, weil eine Maaßregel nicht zu rechtfertigen, ein Ministerium nicht mit Erfolg zu preisen ist. Ministerien, deren Amtsführung durch die Presse nicht mit Erfolg verfochten werden kann, werden die Strafjustiz nie zu ihrem Schutze entbehren können, dagegen können die Völker solche Ministerien entbehren.

Die drei Punkte, welche wir bisher berührt, bezogen sich auf den Schutz der Presse gegen unzweckmäßige Anfechtungen der Behörde, sie be-

ten derselben mehr negative Vortheile; die folgende Maaßregel gilt ihrer positiven Förderung, der Begünstigung ihrer Ausbreitung, indem die finanziellen Hemmnisse entfernt werden. Hierauf beziehen sich eine Reihe von Gesetzen, durch welche die Papiersteuer, der Zeitungsstempel und die Insertionsabgaben ermäßigt und endlich beseitigt wurden. Dieselben fallen in den Zeitraum von 1833 bis 1861; um indessen auch diesen Fortschritt an eine bestimmte Jahreszahl zu knüpfen, wird man das Jahr 1855 wählen müssen, in welchem der wichtigste Schritt, die Beseitigung des Penny-Stempels, erfolgte. Wir glauben, es wird eine Zeit kommen, in der man auch bei uns eine solche Maaßregel als wahrhaft conservativ betrachten wird. Ist die Presse eine Macht im Staate, so wird diese Macht durch freieste Concurrenz am besten auf das gebührende Maaß beschränkt werden. Das große Capital, welches zu Preßunternehmungen gewisser Art insbesondere Zeitungen erforderlich ist, verschafft altbegründeten Organen eine gewisse Art von natürlichem Monopol, welches nur mühsam überwunden wird. Derartige Organe genießen durch lange Gewohnheit, durch ihre Verkettung mit mancherlei finanziellen Interessen einen Einfluß, der oft nicht in dem richtigen Verhältnisse zu ihrem inneren Werth steht. Von vielen Lesern läßt sich sagen: Was grau vor Alter und Löschpapier ist, das ist ihm heilig. Je weniger der Staat durch Abgaben das Entstehen neuer Zeitungen erschwert, je weniger er durch seine finanziellen Anordnungen die Summen erhöht, welche erforderlich sind ein neues Organ zu begründen, desto mehr hindert er, daß nicht eine einzelne Zeitung einer unberechtigten Macht sich erfreue, desto mehr wirkt er darauf hin, daß innerhalb der Presse selbst sich das Gleichgewicht herstelle, welches der staatlichen Ordnung am förderlichsten ist. Je weiter ferner die Presse fortschreitet, je mehr sie an Ausdehnung und Verbreitung gewinnt, desto mehr tritt in ihr das politische Element zurück; desto mehr wird sie aus einer Waffe der politischen Kämpfe zu einem Werkzeuge der Volksbildung. Die Schule legt die Grundlage der Bildung, sie sorgt dafür, daß jeder wenigstens lesen lerne. Allein das Erlernte wird vergessen, selbst die Kunst zu lesen geht verloren bei dem, der sie fortgesetzt nicht übt. Der Staat kann dem Erwachsenen keine Gelegenheit geben, seine Bildung zu erweitern, er kann ihm das Material nicht liefern, an dem er das Lesen fortgesetzt übt. Die Presse überhebt ihn dieser Aufgabe; sie thut es um so billiger und daher um so umfassender, je weniger sie vom Staate besteuert wird. Eine wohlfeile Presse trägt Kenntnisse und geistige Anregung in die weitesten Kreise. Kenntnisse und geistige Anregung machen den Einzelnen und die Gesammtheit productionsfähiger. Jede Besteuerung der Presse trifft daher nicht allein die

Volksbildung, sondern auch den Nationalwohlstand, nicht allein das Interesse der Gesellschaft, sondern das des Staates in empfindlicher Weise. Die englische Presse ist seit 150 Jahren ihrer Fesseln successive erledigt worden; sie ist jetzt seit Jahren völlig frei. Welches sind die Folgen dieser Befreiung gewesen? Von der Presse zur Zeit der Königin Anna urtheilt May: „Sie wurde Werkzeug der Parteien und compromittirte dadurch ihren Charakter, so daß der Preßfreiheit die Anerkennung ihres wahren Werthes lange Zeit vorenthalten blieb. Der Parteihaß verleitete oft zu ausschweifender Frechheit und Verleumdung." Von der Presse nach der libel act heißt es: „Sie überkam mit höheren Aufgaben eine größere Verantwortlichkeit. Unwahrheiten und Entstellungen der Presse wurden aufgedeckt. Der Wirkungskreis derselben hatte sich weithin ausgedehnt. Nicht Publicisten allein, sondern die bedeutendsten Geister der Zeit trugen täglich zur Belehrung ihrer Mitbürger bei. Die Zeitungspresse entsprach schnell den Ansprüchen ihrer neuen Stellung." Später wird gesagt: „Wie in der Gesellschaft, so gab es auch in der Presse mannichfache Unterschiede. Eine erhebliche Anzahl von Zeitungen ließ es andauernd an Ernst und Aufrichtigkeit des Zweckes fehlen, deren es bedarf, um der politischen Literatur ihren Einfluß zu bewahren. Sie überschritten nur zu oft das geziemende Maaß und ließen sich zu Schmähungen fortreißen. Die herrschenden Kreise befanden sich längst im Kampfe mit der Presse; sie betrachteten sie mehr als Unkraut, welches ausgerissen werden muß, denn als eine Pflanze von seltenem Werthe, welche zu höherer Cultur zu veredeln ist. Sie zollten Schriftstellern, als Werkzeugen des Parteihasses, wenig Achtung und enthielten denselben die Anerkennung vor, welche ihnen für ihre ausgezeichneten Verdienste um Wahrheit und Erkenntniß gebührte. Alle Parteien aber, mochten sie die Presse mit günstigen oder ungünstigen Augen betrachten, standen nicht an, ihren außerordentlichen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten anzuerkennen." Ueber die neueste Phase endlich faßt das Urtheil sich dahin zusammen: „die Presse ist der staatlichen Gesellschaft für den edelsten Gebrauch ihrer Freiheit verantwortlich. Die Geschichte lehrt, daß der Rechtssinn im Volke durch Freiheit mehr, als durch mißtrauische Beschränkung geweckt wird, — darf man also nicht der Mäßigung der Presse und dem richtigen Urtheile des Volkes vertrauen? Der Einfluß der Presse wuchs mit ihrer Freiheit; man hat ihr aber nicht die Herrschaft über die unabhängige Meinung des Landes gestattet. Sobald ein Journal im Bewußtsein seiner Macht einen zu anmaßenden Ton anschlug, verlor es merklich an Einfluß. Selbst frei hat die Presse es gelernt, mit Anstand und Maaß die Freiheiten Anderer zu achten."

Wir unsererseits fühlen uns völlig frei von jeder übertriebenen Werth-

schätzung der Presse. Wir wissen sehr wohl, daß eine thörichte Ansicht, eine unrichtige Behauptung, die in mündlichen Gesprächen laut wird, dadurch, daß man sie drucken läßt, um Nichts weiser oder wahrer wird; daß sie auch dadurch nichts an Ansehn gewinnt, wenn der Abdruck auf einem Stück Papier erfolgt, welches eine Ueberschrift hat, unter welcher seit hundert Jahren täglich ein bedrucktes Stück Papier mit vielleicht gleich thörichten Ansichten und unwahren Behauptungen in die Welt gesandt worden ist. Wir verwerfen die Abgötterei, welche hin und wieder mit dem Begriffe der „freien Presse“ verbunden wird; Geister, die jede staatliche Autorität mißachten, sprechen nicht selten von der Unverletzlichkeit und Majestät der freien Presse, wie wir auf religiösem Gebiet mit crassem Unglauben den albernsten Aberglauben verbunden finden; denn das Bedürfniß nach einer irdischen und endlichen Autorität im Gebiete des Staatslebens ist mit dem menschlichen Wesen eben so innig verwachsen, wie das Abhängigkeitsgefühl von etwas Unendlichem. Die freie Presse ist uns nicht ein anbetenswürdiger Fetisch, sondern ein Werkzeug, dessen Werth wir nach dem Nutzen bemessen, den es gewährt. Wir schätzen die Presse und jedes einzelne Preßerzeugniß nach dem Verdienst, welches es sich um Bereicherung der Kenntnisse und Aufklärung der Urtheile erwirbt. Wir verkennen nicht, daß die Presse befähigt ist, Böses wie Gutes zu stiften, und daß sie fortdauernd neben vielem Guten einiges Böse gestiftet hat. Aber wir halten es für eine unumstößliche Erfahrung, daß in den Leistungen der Presse das Gute um so mehr das Uebergewicht über das Böse gewinnen wird, je freier die Presse sich bewegt, daß hingegen jede Unterdrückungsmaaßregel mehr gute als böse Keime austilgt. Stahl fällte einst das Urtheil, daß die Censur jedenfalls das idealere und vollkommenere Institut, die Preßfreiheit dagegen um unserer Herzen Härtigkeit willen ein unentbehrliches Uebel sei. Denn die Censur könne bei der Schlauheit der Schlechten nur wenig Böses hindern, und die Schlechten sagen dennoch, sie seien an Vielem behindert. So sei es denn besser, sie sich frei aussprechen zu lassen, damit Jedermann sehe, wie wenig Richtiges sie eigentlich zu sagen hätten. Die Erfahrungen, die Stahl an der Censur gemacht, hätte er an jeder Maaßregel zur Unterdrückung der Presse machen können, denn die Herzen der Bösen sind verhärtet, nicht allein gegen die Censur, sondern auch gegen Verwarnungen und Strafen. Und so bitten und rathen wir denn: Um unserer Herzen Härtigkeit willen gebt uns englische Preßfreiheit!

Dr. A. Meyer.

Der Eintritt Ostasiens in die moderne Geschichte.

K. F. Neumann, Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Krieg bis zu den Verträgen in Peking (1840—1860). Leipzig, Engelmann, 1861.

(G. Spieß) Die Preußische Expedition nach Ost-Asien. Leipzig, Spamer, 1863.

W. Heine, Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Leipzig, Brockhaus, 1863.

Karl Andree, Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Chronik der Reisen und geographische Zeitung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

Wohl gab es eine Zeit, da auch die überreiche Kraft unseres deutschen Volksthums sich über die östlichen Marken ergoß und weithin in slavischen Gebieten germanische Cultur hervorrief; es gab eine Zeit, wo deutscher Unternehmungsgeist die Nord- und Ostsee zu deutschen Meeren und den Bürger deutscher Städte zum Gebieter des Nordens gemacht hatte, und noch heute wirken die Tage der Hansa in den Nachkommen ihrer tapferen Begründer in Segen nach. Aber die unheilvolle Entartung unserer öffentlichen Zustände führte die Niederlegung jener mächtigen Städte herbei, und während andere Nationen neue Beziehungen über den Atlantischen Ocean anspannen, hatten wir genug zu thun, uns in mörderischen Kriegen, deren Folgen wir noch heute nicht verwunden haben, mit den Ansprüchen des Hauses Oesterreich und des Papstes abzufinden. Dem Elend der inneren Wirren preisgegeben und nur den kleinsten Interessen lebend, verkümmerte und verkam die einst so stolze Nation.

Ueber die Gewässer hin begründet die Geschichte die Beziehungen, in denen sich das Völkerleben erfüllt. Der Periode des Hoangho und Yangtsekiang, des Indus und Ganges, des Euphrat und Tigris, des Nil, folgte, indem sie ihre Motive zum Theil aufnahm, die unvergleichliche Cultur des Archipelagus, bestimmt, in der des Mittelmeeres aufzugehen. Dann, in langer mühevoller Arbeit durchdrang sich der Continent mit geschichtlichem Leben, um nach der rohesten Verarbeitung der übernommenen Principien, die geschlossenen Meere an seinen Küsten überwindend, über den Atlantischen Ocean hin neuen Spielraum für seine Kräfte zu suchen. Mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts trat America in die Reihe der Culturstaaten ein, die alte Welt tausendfach anregend und befruchtend. Und eben jetzt ist „die Südsee im Erwachen." Jahrtausende lang lag tiefes Schweigen über den unermeßlichen Weiten des großen Oceans; die

Ostküste Asiens und die Westküste Americas waren starr und unbelebt, einander fremd. Nur auf der Vorderseite der Continente, so zu sagen, griff das Leben Europa-Asiens und Americas in einander über. Jetzt beleben sich die schlummernden Küsten, alle Kräfte und Mittel der alten Cultur vereinigen sich hier zu energischen Wirkungen und begründen über die Pfade des stillen Meeres hin Gemeinsamkeiten, Gegenseitigkeiten, rufen Neuschöpfungen hervor, deren Wachsthum uns, die wir an langsame Veränderungen und kleines Maaß gewöhnt sind, ein staunenswürdiges Schauspiel bietet. Die Geschichte, indem sie zum zweiten Male die Erdoberfläche überläuft, vereinfacht gleichsam ihre Methode und drängt in Jahren zusammen, wozu sie sonst Jahrhunderte gebrauchte. In fünf, zehn Jahren stellt sie inmitten jungfräulicher Steppen eurem erstarrten Blicke eine Stadt hin. Ihr begegnet da zwischen den prachtvollen Häusern der Kaufleute den Resten der Wildniß, zwischen den Executionen der öffentlichen Gerichte den Acten der Lynchjustiz, und kein Archiv erzählt euch von Kämpfen zwischen Patriciern und Gilden, zwischen Stadt und Bischof, Rath und Gemeinde: — die Geschichte dieser Stadt ist in der einen Urkunde enthalten, welche sie zur Stadt macht, aber Niemand bestreitet ihr den Namen einer Weltstadt.

Es sind die Ereignisse, welche in jüngster Zeit das chinesische und japanische Reich dem Weltverkehr geöffnet und die durchgreifendste Krisis für die Existenzweise dieser Länder herbeigeführt haben, und ihre Rückwirkungen auf die Seemächte, die uns auf den nachfolgenden Blättern beschäftigen werden — eine Beschäftigung sehr theoretischer Art, bei der uns die gut deutsche Pflicht, nichts Menschliches uns fremd bleiben zu lassen, etwas schwer ankommen wird. Aber verhindern wir, indem wir uns an unserem Zopfe festhalten, daß die Erde sich mit uns dreht? Sie bewegt sich doch, und vielleicht ist es besser, die Dinge, die wir nicht ändern, anzuerkennen, damit sie uns ändern. Indem wir unsere Betrachtungen beginnen, heben wir aus der schon ziemlich reich anwachsenden Literatur die oben genannten Schriften hervor, denen die Kunde der ostasiatischen und oceanischen Verhältnisse eine besondere Erweiterung verdankt. Besonders verweisen wir auf Karl Andree's reichhaltiges Journal, das, der Wissenschaft und der Praxis in gleichem Maaße dienend, in förderlichster Weise den Gang der oceanischen Dinge verfolgt. Es will aber hier bemerkt werden, daß unsere Kenntniß derselben noch sehr den Charakter des Notizenartigen an sich trägt und eines durchgehenden Zusammenhanges ermangelt. Denn während China erst eben eröffnet ist und seine Zustände einer allseitig gründlichen Erforschung noch nicht haben unterzogen werden können, läßt Japan die Fremden überhaupt nur

auf einem schmalen Küstensaume zu, und der Mord versperrt die Straßen, die in's Innere des Landes führen.

Wie es Thatsache ist, daß die Polynesier vor der Berührung mit der Civilisation der Weißen absterben und daß die Zukunft ihrer Gebiete den Menschen europäischer Abstammung gehören wird, ebenso gewiß scheint auch, daß die Chinesen und Japanesen dem Andrange der Fremden Stand halten und in der ferneren Entwickelung der Menschheit als selbständige Factoren fortgelten werden. Es ist darum von Interesse, sich eine Vorstellung von dem Bildungscapitale zu verschaffen, welches sie in die neue Bewegung hinübernehmen.

Das eigenthümlich riesenhafte und inhaltsleere Gebilde des himmlischen Reiches ist wesentlich durch die Colossalität und die außerordentliche Einfachheit der geographischen Gliederung Chinas bestimmt worden. Es mag, um uns nur eine Dimension zu vergegenwärtigen, daran erinnert werden, daß die Länge des Yangtsekiang-Flusses sich aus denen der Donau, der Weichsel und der Weser zusammensetzt und daß sein Stromgebiet 34,000 Quadratmeilen umfaßt. In derselben Richtung mit ihm fließt der Hoangho, und der Unterlauf beider Flüsse durchströmt eine gemeinschaftliche große Ebene. Die Richtung von West nach Ost verfolgend laufen sie mit der Isotherme. Es sind somit überall von Natur gleichartige Elemente, welche sie berühren, und deren gemeinsame Eigenthümlichkeit sie potenziren, indem sie sie verbinden. Wie jener Riesenwurm der Fabel, der aus Millionen Leibern besteht, aber nur eine Seele hat, gestaltet sich hier die Masse der Menschen. Beide Ströme wurden überdies verbunden. Kublai-Chan, der, die Eroberungen des Dschinggis-Chan vollendend, China der Mongolischen Herrschaft unterwarf (im dreizehnten Jahrhundert), begriff ihre Zusammengehörigkeit und führte die Ausbeutung der Natur stärker aus; durch den Kaiserkanal — den größesten der Welt — verband er beide Ströme. Zwei langgestreckte Linien von einer dritten durchschnitten: das ist der geographische Hieroglyph Chinas, dessen Einfachheit besonders deutlich wird, wenn er einer militärischen Prüfung unterliegt. Der Besitz beider Durchschnittspunkte würde über die Herrschaft des Landes entscheiden: von Nanking aus hat eine mäßige englische Flotte dem Hofe zu Peking einen Frieden abgenöthigt, der allen Traditionen des Reiches widersprach.

Diese geographischen Verhältnisse waren so lange von durchschlagender Bedeutung, als China sich streng nach Außen abschloß. Die Geschichte dieses ungeheuren Reiches von etwa 400 Millionen Seelen, das sich vom

stillen Ocean bis an den Oxus und Jaxartes, vom Altaigebirge und vom Amur bis gegen den Himalaya und das Stromgebiet des Irawaddy erstreckt, ist somit kaum mehr als die Geschichte des Wechsels seiner Dynastien und die Aufeinanderfolge der Erfindungen, welche mehr der Selbstbewegung der Technik als den Impulsen der Wissenschaft verdankt werden. Der Bildungsweise der Chinesen fehlt in dem Mangel aller Ideen das fortbewegende Element; sie hat weder etwas gemein mit der naturwüchsig-phantastischen der Wilden, noch mit der den abendländischen Völkern eigenen Art zu denken und zu leben, welche durch Beimengung des Ideales die Dinge fortwährend in Fluß erhält. „Das Volk hat" — so sagt ein durch die Berührung mit den Fremden aufgeklärter Chinese, der Mandarin Schu (bei Neumann) — „gute Geistesgaben, die nur in mancher Hinsicht verschroben oder verschoben sind. Von Jugend auf gewohnt, seine Ideen in demselben Kreise zu bewegen und keine Gegenstände für sein weiteres Forschen zu finden, bemächtigt sich seiner die Selbstgenügsamkeit und alles weitere Denken ist zu Ende ... Anstatt dem Denken und Nachsinnen ergeben sich die Gelehrten den Formeln und sind darin ganz erstorben;" auch von der Masse des Volkes sagt er aus, daß sie für jetzt ganz der höheren Begriffe unfähig sei, weil der Kreis ihrer Gedanken sich ganz und gar im Sichtbaren bewege. So haben es die Chinesen zu einer vollkommen sicheren und fertigen Bildung, zu einer höchst umfassenden Literatur gebracht; aber ihr Wissen und Erkennen ist ganz stofflich, sie sind stehen geblieben auf der Stufe des Anschauens und Vorstellens, und die zusammenfassende und auf das Wesen der Dinge dringende Thätigkeit der Vernunft, in welcher erst die Individualität des Menschen sich abschließt, ist verschlungen in die Tyrannei der Gebräuche und Gesetze, der Hierarchie des Staates. Die chinesische Weltanschauung läßt eine Erhebung über das Nebeneinander der Einzeldinge nicht zu; nur als solche nimmt sie der Geist auf, nur als solche giebt er sie in seiner Sprache und in seiner Kunst wieder. Der Chinese malt, ohne der trennenden und verbindenden Kraft des Lichtes und des Schattens, der Nähe und Ferne gewahr zu werden; er vermag nicht einen und denselben Standpunkt gegenüber der Mannichfaltigkeit seiner Gegenstände festzuhalten, sondern an jeden nahe herantretend faßt er ihn in seiner poesielosen Isolirung, mit seinen hundert Zufälligkeiten auf, und so, in nackter Realität, zeichnet er ihn zu den andern. Nirgends eine starke Hervorhebung des Charakteristischen; der einzige Idealismus, den sich der chinesische Maler verstattet, ist quantitativer Natur und kommt, wie billig, dem Kopfe des Kaiserbildes zu Gute. In entsprechender Weise bezeichnet auch die Sage das Ungemeine. Dem Kongfutse gewährt sie neun Fuß Länge, dem Laozsui vierundzwanzig Jahre em-

bryonaler Existenz. Auch das chinesische Bauwerk redet von nichts Anderem als von dem nächsten praktischen Zwecke; im Uebrigen ist es stumm; der Meister wußte ihm, über die Absicht des Verstandes hinaus, jenes unsagbare seelische Geheimniß nicht mitzutheilen, das den Andern ergreift und in den Kreis bestimmter Empfindungen bannt. Nur der Reichthum verstand es, die Phantasie mit Erfolg um einige Schnörkel und Fratzen zu bemühen.

Und überall durch Raum und Zeit die gleichen Formen; nirgends die Spuren einer freien Individualität, welche, aus unbenannten Quellen schöpfend, das Leben verjüngt hätte: denn eben die Fähigkeit zur Freiheit liegt in der Kraft, sich dem Bereiche der unmittelbaren Antriebe und Eindrücke zu entziehen und aus übersinnlichen, aus historischen Motiven zu leben, und diese Sphäre der freien eigenartigen Persönlichkeit ist hier noch nicht erreicht. Das Leben ist ausgefüllt, aber nicht reich, der Typus des Menschen erscheint als ein fester und unwandelbarer, ein geschichtliches Leben weder bestimmend noch durch dasselbe bestimmt. Wenn wir uns erfüllen mit dem lebendigen Glauben an den in Ewigkeit neuschaffenden Gott, mit der Begeisterung für seine „seltsamen Helden," Führer zum Lichte, — so verehrt der Chinese im Einerlei seiner armen punktuellen Existenz unterscheidungslos die Reihe der Todten, die vor ihm waren, ohne ihm mehr zu lassen, als sie empfingen. Auch jene göttlicher Ehre gewürdigten Philosophen Kongfutse und Laozsui rissen ihr Volk nicht von dem angeborenen Hange zur Sächlichkeit los. Im Gegentheil fand dieser Hang in der Lehre des Ersteren seinen vollgültigen Ausdruck, den zu erläutern und zu verstehen noch heute die Hauptbeschäftigung aller Lehrer und Schüler des Mittelreiches ausmacht. Kongfutse war es, der vollends an die Stelle der Religion das Ceremoniel setzte, und muß man ihm schon das Verdienst lassen, daß er die sittliche Pflicht mit dem äußeren Gebrauche noch in einem gewissen Gleichgewichte zu erhalten und beide auf einander zu beziehen wußte, so war er doch jedenfalls der Begründer eines Schriftgelehrtenthums, welches, in Geist und Sprache an das Rabbinenwesen der Juden erinnernd, jeder ursprünglichen Empfindung mit einer Fülle sorgsam ausgeprägter Formeln zuvorkam und sich zwischen den Menschen und sein Gemüth stellte. Es verlangt ein umfangreiches Studium, auf angemessene Weise eine Lebensgefährtin zu gewinnen, einen Sohn durch die Verleihung der Mütze zum Jüngling, eine Tochter durch die der Haarnadel zur Jungfrau zu erklären, einen Angehörigen zur Ruhe zu bestatten, und im Verlaufe von einigen Dutzend der zierlichsten Reden und Gebete, die der wohlerzogene Chinese in solchen Fällen den Ahnen und den Anwesenden „gehorsamst vorzutragen die Ehre hat," bringt er sich um den

Segen der Freude und des Schmerzes. Durch Beispiel, sagt Kongfutse, muß man lehren, und mit diesem einen Worte hat er den Gegensatz alles Chinesenthums gegen die abendländisch-christliche Weltanschauung bezeichnet. Durch das Beispiel wird die Lebens**form** übertragen, und die Thätigkeit des Pädagogen ist unter dieser Voraussetzung lediglich copirender Art. Das Princip unserer Bildungsweise ist die Kraft, das Wort im Sinne der Mystiker, ist der Logos, welcher der äußeren Erscheinung voranwaltet. Kongfutse hat die Tyrannei des Bestehenden für alle Zeiten proclamirt; „unter seinem Einflusse eben," sagt Gützlaff, „ist jeder freundliche Versuch, etwas Besseres für's verjährte Alte zu geben, mit Hohn abgewiesen worden; denn der König der Philosophie hat ja Alles gelehrt, Alles gesagt, Alles entdeckt, Alles mitgetheilt." Laozsui aber, der Begründer der Daoß-Secte, trat gegenüber der Herrschaft der Form für keine höhere Potenz, als die Sinnlichkeit, in die Schranken und verschaffte ihr in der That einen großen Spielraum. Die buddhistischen Lehrer endlich, die in Wahrheit von einem höheren und geistigeren Principe ausgingen, mußten sich theils dem chinesischen Charakter bis zur Verletzung ihrer Grundsätze anbequemen, theils war ihre Lehre nicht geeignet, ein gleichmäßig und stetig wirkendes Ferment für die öffentlichen Zustände abzugeben: ein Umstand, von dem nachher noch die Rede sein wird.

Der deutlichste Ausdruck für die Art des chinesischen Wissens und Erkennens ist die Sprache selbst. Unser Sprachverkehr steht, verglichen mit der Entwickelung des Geldverkehres, auf der Stufe des Papiergeldes. Die Worte, die wir ausgeben, bezeichnen Werthe, deren Realität wir nicht immer untersuchen, die aber in großen Kreisen anerkannt und durch das Gesammtvermögen der Literatur garantirt ist. Große Gedanken- und Empfindungs-Reihen schließen wir vorläufig mit einem Ausdruck ab, der nun cursirt und dem man es bald nicht mehr anfühlt, welche Anschauungen, Beziehungen, Uebertragungen in ihm repräsentirt sind. Die Naturempfindung der Sprache geht dabei verloren, aber nur dadurch, daß wir mit Formeln operiren, statt mit Reihen, machen wir sie zum feinsten Gebrauche der Wissenschaft und eines höher erregten Lebens fähig, auf die Gefahr freilich, daß sie für uns dichtet und denkt. Die chinesische Sprache ist noch nicht auf dem Standpunkte der Münzprägung angelangt, sie verkehrt noch mit dem rohen Metalle, das für jeden Gebrauch gewogen und gegengewogen werden muß, wie sich auch die chinesische Arithmetik noch nicht vom Rechenbrette loszumachen verstanden hat. Wir unterscheiden bei'm Worte Bedeutung und Beziehung: jene ergiebt die Wurzel, diese wird durch die Flexion ausgedrückt. Die chinesische Sprache hat nur Wurzeln; die Beziehungen zu finden überläßt sie dem Scharfsinne des

Hörers und Lesers. Hierdurch wird sie, sobald sie das Gebiet des allernächsten Bedarfes verläßt, vom Verständnisse der eingeweihten Person abhängig und, ohne objective Macht, ist sie nicht im Stande, die Erkenntniß in allgemeingültigen Formeln zu concentriren und ein höheres, freieres Wissen vorzubereiten oder der Verbreitung allgemeiner Bildung zu dienen. Sie capitalisirt die Anschauungen nicht; die Nachwelt zieht keinen Gewinn von der Arbeit der Vorfahren, und wenn Jemand nach unsäglicher Mühe auf dem Niveau derselben angelangt ist, ist seine Kraft am Commentiren der Alten erschöpft. Bildung ist hier Interpretationskunst und als solche das Eigenthum nur Weniger. So veranschaulicht sich der Stillstand chinesischen Wesens in der Sprache, und wieder diese befestigt ihn. Weil der Chinese nicht zu conserviren versteht, ist er so classisch conservativ.

Bei der Mühseligkeit und dem esoterischen Charakter chinesischer Gelehrsamkeit erklärt sich ihr Ansehen und ihre Bedeutung für den gesammten Bau des Staatswesens. In der That gilt sie so hoch, daß sie allein die Unterschiede in der Gesellschaft und den Rang im Staate bestimmt. Sie befähigt Jeden Jedes zu werden, und es kommt nur darauf an, bis zu welcher Station der Examenstraße er ausharrt. Vier gelehrte Grade giebt es. Der erste, der eines „glänzenden Genius," wird in einem Examen in der Bezirkshauptstadt gewonnen, wohin je etwa 500 Candidaten von den hoffenden Familien geführt werden, nachdem sie die große Lehre, die unwandelbare Mitte, die Unterhaltungen des Kongfutse und den Mengtse, das Buch der Wandelungen, das Annalenbuch, das Liederbuch, die beiden Sittenspiegel, das Buch über die kindliche Liebe und Ehrfurcht studirt und gelernt haben. Nach siebenmal wiederholter Clausurarbeit sind die Candidaten dergestalt durchgesiebt, daß nur etwa 15 bis 20 glänzende Genien resultiren, in der Provinz Kwangtong 200. Von diesen erhalten etwa 72 den Grad eines Kiuschiu, eines „ausgezeichneten Mannes." Aus den Kiuschiu des ganzen Reiches erheben sich 120 bis 130 zum Range des Jsuisse, „des glänzenden Dieners," und in die Reichsakademie mit dem Titel eines Hanlin gelangen nach einer vom Kaiser selbst vorgenommenen Prüfung nur etwa 40 bis 50, die Blume des blumigen Reichs der Mitte. Vermuthlich ist auch der Kaiser nicht frei von dem Anspruche großer Gelehrsamkeit, und da kein Regiment so absolut ist, daß es nicht irgend eine Rücksicht so oder so zu nehmen hätte, so ist es vielleicht die der Gelehrsamkeit, welche den Kaiser seinen Erben aus der Zahl seiner Familienglieder wählen läßt.

Wie dem aber sei: der Kaiser, der Himmelssohn, ist die einzige Persönlichkeit in der allgemeinen Masse. Als absoluter Herr der Menschen

und Dinge vertritt er sein Volk in einer Art von Hohepriesterthum bei'm höchsten Gotte, den er allein anbetet, und von so eminenter Bedeutung ist seine Person, daß seine Sünden und Schwächen physische Uebel über das ganze Reich herbeiführen können. „Wenn kein Regen erfolgte," sagt der vorletzte Kaiser Taoknang in seinem Testamente, „bei Ueberschwemmungen und Hungersnöthen, haben Wir die Schuld selbst übernommen. Wir waren früh und spät in Jammer versunken, daß Unsere Mängel solche Nöthen über das Volk gebracht haben. Wären Wir rein und vollkommen tugendhaft gewesen, diese Abirrungen der Natur hätten nicht stattgefunden." „Die Menschheit bin ich!" könnte der Kaiser von China in virtuoser Verbesserung jenes Ausspruches Ludwig's XIV. sagen; denn der Mensch gilt hier nichts. Sein Leben, ohne inneren Werth, steht unter dem mangelhaftesten öffentlichen Schutze. Gewissenlose Mandarine, ihre Amtsgewalt und höhere Einsicht schändlich mißbrauchend, schicken jährlich viele Tausende, das Fell mit dem Anfangsbuchstaben der Adresse gestempelt, in das Elend der Sklaverei, lediglich um sich den Unbequemlichkeiten der Uebervölkerung zu entziehen. Selbst die Natur hat sich ihre stärksten Triebe ablügen lassen, und keine öffentliche Gewalt steuert der Kinderaussetzung, die noch immer massenhaft im Gange ist.

Eine Fülle der Persönlichkeit wie die des Kaisers ist nicht zu denken ohne die Fülle der Macht, und obschon das Reich eine Menge der weisesten Gesetze hat, besteht doch das Staatsleben in Wahrheit darin, daß der Himmelssohn, der auch ökonomisch das Land auf's Schwerste belastet, indem er ein Fünftel der gesammten Reisernte bezieht, in unbeschränkter Willkür herrscht und daß von ihm aus ein Abglanz der Machtfülle bis auf den untersten Beamten sich überträgt. Jeder Beamte ist Knecht nach oben, Tyrann nach unten, und seine einzige Absicht, aus seiner Stellung den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Auf der Willkür der zuchtlosen, unwahren, nicht durch Gesetze gebundenen, sondern nur durch Ihresgleichen eingeengten Person ruht das chinesische Staatswesen. Der Maaß und Halt gebenden Kraft persönlicher Ehre und eines an gesunden Gesetzen geläuterten Willens entbehrend, hat es eine hündische Kriecherei und einen Hochmuth ohne Gleichen hervorgebracht. Der Bambus wirkt wie in elektrischer Kette vom Minister und Generalissimus bis zum letzten Büttel und Soldaten, aber noch der Letzte entschädigt sich in dem Gedanken, dem erleuchteten Reiche der Mitte anzugehören, welchem alle Barbaren der Erde gehorchen. Die Lüge ist dem Chinesen zur anderen Natur geworden; ausgebildet durch die Unfähigkeit einer aufrichtigen Hingebung an irgend ein höheres Interesse, tritt sie für alle Mängel amtlicher Führung ein. Die wichtigsten der öffentlichen Einrichtungen sind eben nur auf dem

[illegible] Armee von 1.232000 [illegible] Ordnung auf; aber [illegible] geschulte Mann- [illegible] 500.000 [illegible] werden dürfen. [illegible] zu Bauern ge- [illegible]

[illegible]

[illegible] — dem Könige — [illegible] wenige [illegible] Lebens. [illegible] einmal ge- [illegible] alles Ge- [illegible] nur Elend [illegible] zu immer. [illegible]

[illegible] Taiping [illegible] liegt, d. h.

die Mandschudynastie vertreibt, doch jedenfalls dem alten System die bedeutendsten Reformen aufzwingen wird. Sie begann in der südlichen Provinz Kwangsi durch Hung-siu-tsinen — er wird auch durch die Titel Tienteh, Taïping-wang bezeichnet —, der sich den jüngeren Bruder Jesu Christi nennt. Mit der Kühnheit eines Inspirirten ein großes demagogisches Talent verbindend, ward der Führer der in gewaltigen Dimensionen anschwellenden Revolution bald zum Kaiser ausgerufen, und einige Jahre später (1853) eroberte er die alte Hauptstadt der Mingdynastie, Nanking, um von da aus den neuen himmlischen Staat zu organisiren und zu verwalten. Dies geschah in einem Geiste, wie er sich am besten dem der Wiedertäufer vergleicht. Alle Competenzen vereinigen sich in der Hand dessen, der den Muth hat, sich für den Gesandten und Vertrauten Gottes zu geben. Die dürftige Norm des Lebens, welche sich in seinen Inspirationen zeichnet, ist die allgemeine und ewige. Die neue Einrichtung tritt auf mit dem Anspruche, das unmittelbare Abbild des göttlichen Reiches zu sein; die neue Literatur, welche die fernerhin maaßgebenden Grundsätze verbreitet, gilt für geoffenbart und steht nicht an, den Inhalt der biblischen Offenbarungen in kühner Exegese sich einzuverleiben. Durch das Wort Tsinen wird der Begriff des Ganzen bezeichnet. Sagt nun der Text: Die Stimme erscholl in der ganzen Welt, so liest der Ausleger, indem er einen eigenthümlichen Gebrauch von der Mangelhaftigkeit der chinesischen Sprache macht: „Die Stimme erscholl in der Welt der Tsinen.“ Politik, Wissenschaft, Religion sind da noch untrennbar in einander gewirrt, und alles persönliche Leben scheint einstweilen in einem militärisch-religiösen Communismus gefangen. Ganz die herbe, unliebliche Art des Puritanismus. Aber solche Erscheinungen sind die reinigenden Gewitter in einer verpesteten Luft, und wir haben, so weit wir von hier aus urtheilen können, allen Grund zu glauben, daß diese Bewegung die Wiederbelebung Chinas zur Folge haben werde. Denn hier zum ersten Mal ist — einstweilen in der Theorie — das Recht der Individualität betont. „Die, deren Geist vom Teufel belogen wurde,“ heißt es im Buche der religiösen Vorschriften, „wenden ein und sagen, der große Gott sei nur von dem regierenden Fürsten zu verehren. Aber ihr sollt wissen, daß der große Gott der Vater aller Menschen in der ganzen Welt ist ... Wenn ihr noch immer glaubt, daß die Herrscher allein Gott verehren dürfen, so fragen wir euch, ob die Eltern einer Familie nur ihren ältesten Sohn anerkennen, und ob sie kindliche Achtung und Gehorsam von ihm allein verlangen.“ Hier zum ersten Male ist mit dem Aufgeben des ethnischen Standpunktes fremden Cultureinflüssen Raum gegeben; denn, wie Mengtse sagt, „die Wahrheit ist nur Eine. Wenn die Menschen nur dies verste-



Papiere vorhanden. Das Staatshandbuch weist eine Armee von 1,232000 Chinesen, Mandschu und Mongolen in stattlicher fester Ordnung auf; aber in Wirklichkeit reducirt sich diese Zahl auf 60,000 leiblich geschulte Mandschu, 200,000 fast unbrauchbare Mongolen und 500,000 Chinesen, von denen indessen nur einige wenige Eliteregimenter gezählt werden dürfen. Die Uebrigen sind Milizen, Militärcolonisten, die längst zu Bauern geworden sind und die in langen Jahren einmal zu einem zweckwidrigen, verlogenen Manoeuvre einberufen werden, ohne jemals einexercirt zu sein. So konnte es geschehen, daß einige tausend Mann englischer Truppen Städte von der Größe Londons mit leichter Mühe einnahmen. Der Hof zu Peking drohte mit seiner fürchterlichen Flotte, aber es kam vor, daß die Kriegsfahrzeuge von Geheimräthen gegen gute Pacht an Seeräuber vermiethet wurden, und schon lange geschah es, daß, während auf den Kriegsdschunken die Familien der Seeleute in behaglicher Einrichtung lebten, die Handelsschiffe durch besoldete Piraten und fremde Kriegsschiffe geschützt werden mußten.

In einem solchen Staate der Lüge und des Despotismus, der überdies durch Uebervölkerung beschwert wird, ist die Revolution permanent. Die dumpfe Ahnung eines besseren Seins regt die Spannkraft der niedergetretenen und entwürdigten Menschennatur dann und wann zu krampfhaften Wirkungen auf. Möglich wird dies durch das Vorhandensein wenigstens eines naturwüchsigen Elementes, das sich in dieser mechanisirten Gesellschaft erhalten hat. Die Familien in des Wortes weitester Fassung, die Klans, haben sich in einer Art von Gemeinschaft — dem Kongse — erhalten, und in ihrem Schooße verbreiten sich leicht die revolutionären Neigungen. Neben ihnen existiren die Hoës, Bruderschaften, die weniger auf natürlicher als auf geistiger Zusammengehörigkeit zu beruhen scheinen. Aber besonders der sehr verbreitete Buddhismus pflegt Anschauungen, welche dem periodischen Hervorbrechen der Neuerungssucht förderlich sind. Es ist nur ein theosophischer Ausdruck für das ewige Einerlei des Lebens, wenn die Buddhareligion behauptet, daß alles Seiende schon einmal gewesen sei und noch einmal werden werde, bis Alles in die ewige Leere versinke. Ein Ebben und Fluthen des Meeres, eine Erhebung alles Lebens zur ewig vorbestimmten Form und ein Versinken in Laster und Elend — das ist der Puls der Weltgeschichte. Wird nun der Druck zu schwer, der Jammer zu groß, so geht in jenen geheimen Verbrüderungen die Erwartung um, daß die Zeit eines neuen Buddha und allgemeiner Erneuerung im Anzuge sei, und bricht in furchtbaren Aufständen hervor.

Von anderen Principien ging jene großartige Revolution der Taïping aus, die noch heute nicht unterdrückt ist und die, wenn sie nicht siegt, d. h.

die Mandschudynastie vertreibt, doch jedenfalls dem alten System die bedeutendsten Reformen aufzwingen wird. Sie begann in der südlichen Provinz Kwangsi durch Hung-siu-tsinen — er wird auch durch die Titel Tienteh, Taïping-wang bezeichnet —, der sich den jüngeren Bruder Jesu Christi nennt. Mit der Kühnheit eines Inspirirten ein großes demagogisches Talent verbindend, ward der Führer der in gewaltigen Dimensionen anschwellenden Revolution bald zum Kaiser ausgerufen, und einige Jahre später (1853) eroberte er die alte Hauptstadt der Mingdynastie, Nanking, um von da aus den neuen himmlischen Staat zu organisiren und zu verwalten. Dies geschah in einem Geiste, wie er sich am besten dem der Wiedertäufer vergleicht. Alle Competenzen vereinigen sich in der Hand dessen, der den Muth hat, sich für den Gesandten und Vertrauten Gottes zu geben. Die dürftige Norm des Lebens, welche sich in seinen Inspirationen zeichnet, ist die allgemeine und ewige. Die neue Einrichtung tritt auf mit dem Anspruche, das unmittelbare Abbild des göttlichen Reiches zu sein; die neue Literatur, welche die fernerhin maaßgebenden Grundsätze verbreitet, gilt für geoffenbart und steht nicht an, den Inhalt der biblischen Offenbarungen in kühner Exegese sich einzuverleiben. Durch das Wort Tsinen wird der Begriff des Ganzen bezeichnet. Sagt nun der Text: Die Stimme erscholl in der ganzen Welt, so liest der Ausleger, indem er einen eigenthümlichen Gebrauch von der Mangelhaftigkeit der chinesischen Sprache macht: „Die Stimme erscholl in der Welt der Tsinen.“ Politik, Wissenschaft, Religion sind da noch untrennbar in einander gewirrt, und alles persönliche Leben scheint einstweilen in einem militärisch-religiösen Communismus gefangen. Ganz die herbe, unliebliche Art des Puritanismus. Aber solche Erscheinungen sind die reinigenden Gewitter in einer verpesteten Luft, und wir haben, so weit wir von hier aus urtheilen können, allen Grund zu glauben, daß diese Bewegung die Wiederbelebung Chinas zur Folge haben werde. Denn hier zum ersten Mal ist — einstweilen in der Theorie — das Recht der Individualität betont. „Die, deren Geist vom Teufel belogen wurde,“ heißt es im Buche der religiösen Vorschriften, „wenden ein und sagen, der große Gott sei nur von dem regierenden Fürsten zu verehren. Aber ihr sollt wissen, daß der große Gott der Vater aller Menschen in der ganzen Welt ist . . . Wenn ihr noch immer glaubt, daß die Herrscher allein Gott verehren dürfen, so fragen wir euch, ob die Eltern einer Familie nur ihren ältesten Sohn anerkennen, und ob sie kindliche Achtung und Gehorsam von ihm allein verlangen.“ Hier zum ersten Male ist mit dem Aufgeben des ethnischen Standpunktes fremden Cultureinflüssen Raum gegeben; denn, wie Mengtse sagt, „die Wahrheit ist nur Eine. Wenn die Menschen nur dies verste-

hen wollten, so würden sie anerkennen, daß Chinesen und Fremde mit einander die große Pflicht der Götterverehrung üben sollten." Dazu hat sich das positive Element dieser Bewegung schon hinlänglich gekennzeichnet. „Fast alle Producte, die wir aus China erhalten," berichtet General Staveley, „gleichviel ob Thee, Seide oder Baumwolle, kommen aus solchen Gegenden, in denen die Taïping herrschen. Diese könnten, falls sie wollten, allen Handel lahm legen; sie thun aber gerade das Gegentheil." Und doch gewannen sie dem Idealismus des Lebens den ihm gebührenden Raum, indem sie dem arbeitenden Volke den Sabbat schenkten; — ein rühmlicher und, wie uns dünkt, äußerst bezeichnender Zug. Genug, kommt Engländern und Franzosen das Verdienst zu, das chinesische Volk aus tausendjährigem Schlummer aufgeschrieen zu haben, so scheinen uns die Taïping derjenige Theil desselben zu sein, welcher zuerst den Schlaf aus den Augen reibt und aufspringt.

Das alte System, wie bekannt, schloß sich in grenzenlosem Hochmuth gegen Außen ab. „Das Mittelreich," so sagt der Mandarin Schu in altchinesischem Sinne, „ist über alle Nationen der Erde erhaben, und der große Kaiser, der Sohn des Himmels, regiert über alle Länder und herrscht über alle vier Meere. Das Volk, welches ihm gehorcht, ist glücklich; diejenigen, welche ihm widerstreben, müssen untergehen. Was die Barbaren betrifft, welche an den vier Ecken der Erde wohnen, die ihm alle unterthan sein müssen, diesen erlaubt er Tribut zu bringen, und da sie aus Mangel an Rhabarber und Thee sterben würden, so hat er ihnen auch gnädiglich die Freiheit gegeben, nach Kwangtong zu kommen und dort diese Waaren einzutauschen." Die früheren Versuche, einen Verkehr mit China zu eröffnen, hatten geringen Erfolg. Von größerer Bedeutung war die Verbindung, welche der ostindischen Compagnie einzuleiten gelang. Aber es war hier eine Kaufmannsgesellschaft, die dem Reiche gegenüberstand und die doch nicht mit den Mitteln eines mächtigen Staates auftreten konnte. Statt der Hartnäckigkeit der Chinesen zu imponiren, demüthigte sie sich ihrerseits nur zu sehr. Dies Verhältniß änderte sich, als der Staat (1834) in die Rechte der Compagnie eintrat. Die Veranlassung, auf welche hin der Kampf eröffnet wurde, warf auf das englische Volk die Makel arger Selbstsucht; aber es muß anerkannt werden, daß die Verhältnisse des großen Marktes, unter denen es handelte, einen schweren Zwang ausübten. Man hatte die Erwartung, welche man von der theilweisen Eröffnung Chinas für den englischen Handel gehegt hatte, in nicht sehr hohem Grade sich erfüllen sehen. Freilich sollte die Thatsache, daß in China die kostbarsten und luxuriösesten Waaren fabricirt werden, auf ein allgemein gesteigertes Bedürfniß schließen lassen; aber die Wahrheit ist,

daß die Production hier nicht von der Masse der Bevölkerung getragen wird, die vielmehr stumpf und fast bedürfnißlos dahin vegetirt und wenig Antheil an den cursirenden Gütern hat. Erst eine große moralisch-sociale Reform wird auch in dieser Beziehung Wandel schaffen. Während also die Erweiterung des englischen Marktes eine weit geringere war, als die außerordentlich große Bevölkerungsziffer Chinas erwarten ließ, zog der jenseitige Export die beträchtlichsten Massen Silber aus dem Verkehr. Im Opium bot sich ein Mittel — nicht das angemessenste, aber das bequemste — die Bilance annähernd herzustellen. Die chinesische Regierung hatte, als die ostindische Compagnie diesen Artikel Ende vorigen Jahrhunderts massenhaft einzuführen begonnen, die Einfuhr verboten, aber ohne Erfolg. Es ist bezeichnend, mit welcher Gier das verknechtete Volk nach einem Mittel griff, durch welches es sich für Augenblicke wenigstens über die Stumpfheit seines Daseins zu trunkenen Wonnen emporhob. In den letzten zwanzig Jahren wurden jährlich etwa 40,000 Kisten, über 3 Millionen Pfund, eingeschmuggelt.

Dieser Opiumschleichhandel wurde der Anlaß jener Reihe von Kriegen, welche im Jahre 1839 mit der Vernichtung von 20,291 Kisten Opium Seitens der chinesischen Regierung begannen und im October des Jahres 1860 mit der Einnahme von Peking und der Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes Seitens der Engländer und Franzosen, mit den Verträgen von Tientsin und Peking einstweilen endeten. Die Geschichte derselben im Einzelnen zu erzählen, ist hier nicht nothwendig. Charakteristisch ist der Aufwand verhältnißmäßig sehr geringer Mittel auf Seiten der europäischen Mächte, die Prahlerei, der Betrug, die Selbstbelügung der Chinesen. Der alte Schu ahmt nur in ergötzlicher Weise den Ton der officiellen Berichte nach, wenn er erzählt: „Eins der Barbarenschiffe war nach Hiamen gegangen, um einen Brief des Barbarenministers zu übergeben. Der Commandant dieser Stadt wurde darüber ganz böse und bohrte das Kriegsfahrzeug in den Grund, welches jedoch, nachdem es das Fort in einen Schutthaufen verwandelt hatte, durch die Flucht entkam." Nach mehreren Niederlagen erhielt Tischan, ein Neffe des Kaisers, „der sein ganzes Leben im Palaste zugebracht hatte und wohl ein tüchtiger General sein mußte, da er so wundervoll wider alle Intriguanten gefochten hatte," den Oberbefehl. „Wäre man nicht zu erbittert gegen die Barbaren gewesen, so hätte man noch eine Thräne des Mitleids über ihr nahestehendes Verderben geweint; denn sie waren alle zu Schlachtopfern dieser Helden bestimmt. Da man aber Geld vonnöthen hatte, so ließ man vor der Hand die Barbaren ihren Handel in Kwangtong ruhig forttreiben, denn von der Zolleinnahme bestritt man die Kriegskosten und richtete Alles so

wohl ein, daß die Fremden selbst für die neuen Kanonen das Geld bezahlen mußten." Dann kamen diese Kanonen in's Feuer. „Wir eröffneten, heißt es, unsere Batterien, und hätten die Kugeln getroffen, so würden wir gewiß alle Rebellen zerstreut haben. Die Soldaten rissen aber wie gewöhnlich wieder aus; die frechen rothen Diebe kamen herbei und raubten uns alle Kanonen, die wir erst unlängst mit ihrem Gelde fabricirt hatten." Diese Erfahrung hinderte nicht, dasselbe kaufmännisch-militärische Experiment noch einmal zu machen. Indessen war das nach chinesischen Begriffen sehr stark befestigte Amoi verloren gegangen; „statt gerade auf die Kanonen loszugehen, waren die Barbaren auf der Seite hineingekrochen und hatten unsere braven Soldaten von den Kanonen hinweggejagt. Diese Diebe sind in der That zu schlau und wollen durchaus nicht fechten, wie sie sollen, sondern thun Alles zu ihrem eigenen Vortheil und zu unserem Schaden!" Nach diesen Schlägen ward der große Jükien an die Spitze der Armee gestellt; als er aber sah, wie die Engländer es trieben, „machte er sich schnell davon und befahl den Uebrigen, sich todtschießen zu lassen und nie ihre Verschanzungen zu verlassen. Dies wäre auch ohne Zweifel geschehen, wenn der Feind sie nicht mit Kartätschen und Granaten beschossen hätte. Als man aber dies sah, so löste sich die ganze Armee auf, und jeder Soldat ging nach Hause. Der greise Jikan, welcher im vorigen Jahre ganz bestimmt erklärt hatte, daß er die Barbaren mit einem Streiche vernichten wolle, und daher auch den Oberbefehl erhalten hatte, hüpfte mit großer Fertigkeit auf seinem langen Fuße hinweg. Von dem großen Jükien haben wir nur noch zu erwähnen, daß er sich verschiedene Male ersäufen wollte; da man ihn immer wieder aus dem Wasser herauszog, so nahm er zwei Tage nachher eine gute Dosis Opium, an deren Folgen er starb und sein thatenreiches Leben endete, nachdem er drei Barbaren in Stücke gehauen hatte." Im März 1842 sollte Ningpo zurückerobert werden. „Auch der alte Schu war nicht ganz müßig gewesen, sondern hatte die Landwehr zusammengerufen, sehr viele Feuerboote ausgerüstet und unseren braven Seeleuten die Weisung gegeben, daß sie einzeln, in Leder gekleidet und auf Luftblasen reitend, die Schiffe der Barbaren anfallen sollten, obgleich ich mir bewußt war, daß die Sache nicht gelingen würde. Der große Tag kam herbei, unsere Truppen drangen in Ningpo ein und wurden am anderen Thore von den rothen Soldaten zu Hunderten niedergeschossen. Hätten nur die letzteren still gestanden, so würde man sie ohne viele Mühe enthauptet haben."

Genug, die vollkommene Ohnmacht Chinas gegenüber den Mitteln der abendländischen Civilisation trat unzweideutig zu Tage. Es zeigte sich, daß die Großartigkeit der Dimensionen und Zahlen allein noch keine

Macht bedeute; daß diese erst durch eine lebendig machende, aus der Tiefe der Menschennatur sich fort und fort verjüngende Bildung verwirklicht werde. Die besten der chinesischen Officiere und Beamten brachten es in der Verzweiflung, dem Angriffe nicht mit ausreichenden Mitteln entgegentreten zu können, nur zum Selbstmorde.

Niemals wurden mit so geringen Mitteln so große Erfolge erzielt. Die Verträge von Tientsin haben 400 Millionen Seelen, die freien und noch gebundenen Kräfte eines Landes von etwa 100,000 Quadratmeilen in den Strom der Weltgeschichte hineingeschleudert: eine Masse, deren Wucht unausweichlich das Gleichgewicht der Weltverhältnisse stören und die Summe auch der europäischen, auch der deutschen Dinge gründlich verwandeln wird. Diese Verträge haben den Fremden elf Häfen und das ganze Binnenland geöffnet, die Mission zugelassen, die Fremden ermächtigt, Grundbesitz zu erwerben, unter sich ihres Rechts zu leben und selbst Eingeborenen unschwer das Recht der Exterritorialität angedeihen zu lassen, Gesandtschaften zu halten, die auf dem Fuße der Gleichheit mit der ersten chinesischen Behörde verkehren, mit Kriegsschiffen und Besatzungen zu erscheinen; selbst der Küstenhandel ist ihnen erlaubt. Diese Verträge geben das Christenthum auch den Chinesen frei, und, indem bei'm diplomatischen Verkehre zwischen China und England die englische Sprache die normirende sein soll, werden sie die Chinesen nöthigen, sich dieser Sprache des Welthandels zu befleißigen. „Die furchtsame Aufmerksamkeit und ernste Scheu, womit die Fürsten und Großen auf Lord Elgin hinblickten," so schreibt ein Augenzeuge dieses in der Weltgeschichte einzigen Schauspiels, „wird mir ewig im Gedächtniß bleiben. Die Chinesen und Mandschu schienen zu fühlen, welchem schweren Verhängnisse sie entgingen, vielleicht nur auf kurze Zeit; sie schienen zu fühlen, daß die Gefahren des Zusammensturzes, nicht blos der Dynastie und des Reiches, sondern auch der altererbten Staatsformen immer noch um ihr Haupt schweben. Können sie doch plötzlich und unerwartet über sie hereinstürzen und die ganze Culturweise des Jao und Schem in Trümmer zerschlagen."

Nur Wenige erhoben sich über den Schmerz des Augenblicks zu einer freien und welthistorischen Würdigung der gewaltigen Ereignisse. Zu ihnen gehörte der würdige Schu, der von dem neueröffneten Verkehre, von den Kräften der europäischen Wissenschaft und Bildung den belebendsten Einfluß auf die ostasiatischen Völker erwartet. Es ist ihm nicht zweifelhaft, daß die Chinesen in der Folge ihrerseits die Verbreiter einer neuen Cultur werden können. „Wenn unsere Kaufleute," sagt er, „die ganze Welt durchstreifen und Handel und Wandel treiben, welche Ergebnisse wird man dann sehen? Wenn unser Staat, durch Noth gezwungen, den Neue-

rungen sich anschmiegen und kräftig hervortreten wird als Ganzes, muß diese große Veränderung nicht auf ganz Asien zurückwirken? Wenn wir endlich von unserer elenden Religion befreit sind, freier athmen im Kreise der Wahrheit und erleuchtet von ihrem Lichte, wird dann China nicht auf die ganze Menschheit mit überwiegender Stärke seinen Einfluß ausüben?"

Man darf diese Erwartungen in einigem Maaße theilen, es sei denn, daß abendländische Gewissenlosigkeit Alles verdirbt. Denn die Arbeits- und Wanderlust, der kaufmännische Trieb der Chinesen, deren Porzellan schon den Weg in die ägyptischen Pyramiden fand, ihre Fähigkeit zu colonisiren ist unbestritten, und es fehlt ihnen — wie uns — nur der Rückhalt eines starken und im Auslande mächtigen Vaterlandes, um diese vortrefflichen Eigenschaften energisch zu bethätigen. Namentlich die Provinzen Kwangtong und Fokien entsenden jährlich Hunderttausende arbeitsfähiger Leute nach Hinterindien, in den indischen Archipel — in Siam leben 1½ Millionen, auf Java 200,000 Chinesen —, in alle Regionen Polynesiens, nach Californien und Oregon, an die Küsten Südamericas, auf die Guanoinseln, bis nach Westindien hinein. Diese Masse der Auswanderer wird sich beträchtlich steigern, wenn erst den Frauen die Auswanderung freigegeben sein wird, da denn jetzt auf etwa 10,000 Männer erst eine Frau kommt. Aber trotz der in Folge dieses Umstandes häufigen Vermischung mit fremden Elementen erhielt sich das chinesische Wesen, besonders vermittelst der Kongses und Hoës, in allen Gebieten mit bewunderungswerther Zähigkeit: ausreichender Beweis für die Colonisationsfähigkeit dieses Volkes.

Einstweilen ist es den Chinesen freilich sehr schwer gemacht, über den unmittelbaren Eindruck jener Katastrophe hinauszukommen und die möglichen Segnungen der Neuzeit zu realisiren. Denn es war leider nicht unrichtig, wenn Roebuck im Parlamente sagte: „Die östlichen Völker sind durch unsere Thaten befugt zu glauben, was man westliche Civilisation nennt, ist blos westliche Grausamkeit, westliches Raub- und Mordwesen," und wenn die Times von der den Verträgen folgenden Zeit bekannte: „Unter unserem Schutze sind alle möglichen Arten unerlaubter Praktiken emporgewachsen, und zwar deshalb, weil die, welche dergleichen üben, von vornherein gewußt haben, daß sie ungestraft bleiben ... Wir haben China arm gemacht, ohne doch uns zu bereichern ... Wir können zugeben, daß wir erbärmliche Sünder sind, aber was soll in Betreff Chinas Anderes geschehen, als was geschieht?" Die Engländer machen dergleichen Selbstanschuldigungen in einer Weise, daß man versucht wird, sie für Uebertreibungen zu halten; indessen entspricht dieser Ton nur der religiösen Ueberzeugung, daß ein Haufen Verbrechen durch einen Haufen Thee oder Seide

mehr als aufgewogen wird, und in der That ist für das Verfahren der Engländer in den ostasiatischen Gebieten kein Name zu schlimm.

In der Mitte der funfziger Jahre gelang es der americanischen Union, welche über die Sandwichsinseln hinaus einer Station für ihre Verbindung mit der Ostküste Asiens bedurfte, die Eröffnung Japans zu bewirken.

Unsere Kenntniß des japanischen Volkes ist noch mangelhafter und unzuverlässiger als die des chinesischen. Gewiß ist, daß dasselbe, wennschon es den Anstoß zu einer höheren Entwickelung von China aus erhalten hat, doch, begünstigt durch edlere Anlagen, durch heiteren, ehrliebenden, lernbegierigen Sinn, begünstigt besonders durch die Natur seines Wohnsitzes, in welchem es vor dem Ansturze continentaler Eroberer geschützt ist, sich zu einer erfreulicheren und würdigeren Existenz hindurchgearbeitet hat. Die höchst eigenthümliche Form dieses Staatslebens ist eine durch das System der Gegengewichte moderirte Aristokratie. So seltsam sie ist und so wenig sie geeignet scheint, die obersten Stufen der Entwickelung erklimmen zu lassen, so hat sie doch, indem sie gesetzlichen Sinn ausbildete, das Höchste geleistet, was die natürlichen Verhältnisse eines ganz auf sich selbst angewiesenen Landes zuließen.

Das Reich besteht aus etwa 60 Provinzen, deren Fürsten (Daïmios) vom Daïri (Mikado) in Miyako früher in ähnlicher Weise abhängig waren, wie die fränkischen Großen von den Merowingern. Diese Verfassung erfuhr auch (um 1180) eine ähnliche Wandlung, wie diejenige war, welche die Pipiniden im Frankenreiche herbeiführten. Der Oberbefehlshaber Yoritomo verstand es, seiner Würde, deren Erblichkeit er begründete, die wesentlichen Attribute der kaiserlichen Gewalt zuzulegen, und ließ dem Daïri den Namen und eine Verehrung, die ihn nicht mehr unter den Menschen, sondern unter den Halbgöttern aufsuchte. Unnahbar für das Volk, eingesperrt in seinen Palast, hatte der Nachkomme des Sonnengottes nur die Pflicht, täglich einige Stunden wie eine Statue zu thronen, unbeweglich, um die Unbeweglichkeit der staatlichen Gewalt zu symbolisiren. Wohin wenigstens sein Haupt sich neigte, gab es Erschütterungen und Unheil, und da ohnedies seine Individualität ganz in die Krone aufgegangen war, so fand man es in der Folge ausreichend, die zuverlässigere Krone statt seiner thronen zu lassen. Bei der durch die Isolirung dieses Volksorganismus natürlichen langsameren Circulation der Säfte scheint auch eine langsamere Abstoßung der erstorbenen Gebilde stattzufinden und diesem Umstande das Daïrithum sein Dasein noch zu verdanken, nachdem es sein Leben ein-

gebüßt hat. So die frühere Kunde. Neuerdings aber sind dem Taïkun in Betreff der Verträge mit den Fremden durch den Daïri Schwierigkeiten bereitet worden, und es wird zweifelhaft, ob wir über die Stellung beider Häupter zu einander falsch berichtet sind, oder ob die Know-nothings-Opposition der Daïmios die erstorbene Gewalt wieder belebte.

Die Daïmios wurden nach vielen Kämpfen vom Taïkun abhängig, blieben aber ihrerseits ihrer Vasallen durchaus mächtig. Das Lehnsverhältniß scheint religiös geweiht und von schwerem Ernste durchdrungen. Das japanische Epos weiß die That von 25 Vasallen zu rühmen, deren Lehnsherr ein bitteres Wort durch die Harakiri, „das selige Abscheiden" (mittelst eigenhändigen Leibaufschneidens) ausgeglichen hatte. Sie richteten ein entsetzliches Blutbad unter der Sippe und dem Gefolge des Beleidigers an, und opferten dann, im Kreise das Grab des Gebieters umgebend, seiner Ehre ihre Bäuche. Gewiß, ein stattliches und ehrwürdiges Exempel der Devise: „Ich dien'."

Um die Daïmios in Abhängigkeit zu erhalten, nöthigt man sie, ein Jahr um das andere in der Hauptstadt zu residiren, wo überdies ihre Familien dauernd als Geißeln wohnen. Die Einberufung zu Hofe ist so eingerichtet, daß nie zwei benachbarte Fürsten gleichzeitig von Hofe entfernt sind. Wird Einer zu reich und mächtig, so genügt es, daß sich der Taïkun zu ihm einlade, um ihn unwiderbringlich zu ruiniren. Von den Gouverneurs der Kronländer, welche je zu Zweien die Verwaltung führen, unterscheiden sich die Fürsten nur dadurch, daß sie das Recht über Leben und Tod haben.

Das System der gegenseitigen Verantwortlichkeit und des Gegengewichtes beherrscht den japanischen Staat in allen Etagen. Wie der Vater für die Familie haftet und diese für ihn, so besteht eine ähnliche Solidarität zwischen je fünf Häusern, die unter einem Aufseher zusammengefaßt sind, den ein Spion sorgfältig zu controliren hat. Jede Gasse hat ihren Vorsteher, über welchen eine Aufsichtsperson an den Bürgermeister berichtet. Begeht Jemand eine Missethat, so wird durch Absperrung die ganze Straße gestraft, in der er wohnt. Wird Einer zum Tode verurtheilt, so verliert seine Familie zugleich das Vermögen. Man kann dieser Confiscation durch die Harakiri vorbeugen; traut man aber einem Angeklagten nicht hinlänglich starken Familiensinn zu, diesen Ausweg zu ergreifen, so geschieht es wohl, daß reeller denkende Verwandte den Henker bestechen, ihn während des Verhörs todt zu foltern, — ein Verfahren, das für eine Sippe, die mehr auf den Glanz ihres Namens, als auf das Wohl ihrer Glieder zu sehen hat, natürlich genug ist.

Die Harakiri, für welche in den Schulen der theoretische Unterricht

ertheilt wird, ist überhaupt — und war es früher weit mehr als jetzt — für das japanische Gesellschafts- und Staatsleben von großer Bedeutung. Das Duell ist durch dieses Mittel aller Leidenschaft und Rohheit entäußert, und die Satisfaction, welche es gewährt, besteht in dem momentanen moralischen Genusse, den Gegner zur Harakiri ebensowohl veranlaßt, als ihn in ihrer Ausführung um eine Nuance übertroffen zu haben. Im Staatsleben hat sie eine Art von versetztem Parlamentarismus ermöglicht. Dieser spielt nämlich nicht zwischen Regierung und Ständen, sondern zwischen dem Taïkun und dem Ministerium, welches aus fünf Prinzen und acht Edelleuten besteht. Verweigert der Taïkun einem Vorschlage des Staatsrathes seine Genehmigung, so kann dieser die Sache an eine aus der Verwandtschaft des Taïkun gebildete Instanz bringen; wenn diese gegen den Taïkun entscheidet, so muß er zu Gunsten seines Erben abdanken, im anderen Falle tritt das Cabinet durch die Harakiri in die Ewigkeit ab.

Gemäß dem Grundrisse des Staatsbaues ist die weitere Ausführung überall aristokratisch. Das japanische Volk — etwa 50 Millionen Seelen stark — setzt sich zusammen aus neun geschlossenen Klassen. Die Reihenfolge derselben ist: Prinzen, Adlige, Priester, Soldaten (die einen niederen Adel repräsentiren) in zwei Klassen, Großhändler, Kleinhändler, Handwerker und Künstler, Bauern, Handarbeiter und Tagelöhner in sehr unfreier Stellung, Lederarbeiter. Die ersten fünf Klassen, mit Ausnahme der priesterlichen, tragen zwei Schwerter und versehen den Kriegsdienst. Vor den Gesetzen begründet indessen diese Klasseneintheilung keinen Unterschied, und sie werden, wie man sagt, gegen Jeden mit großer Strenge und ohne Willkür gehandhabt.

Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hat sich dies Volk in ängstlichster Weise gegen jede Berührung mit Europäern verwahrt; vor dieser Zeit war es so zugänglich wie irgend ein anderes, und die Zahl von 300,000 japanischen Christen bezeugte die ungehemmte Thätigkeit der Missionen. Aber in Japan eben sollte sich an einem augenfälligen Beispiele zeigen, wie weit das Christenthum des siebzehnten Jahrhunderts von wahrer Religiosität entfernt war. Jene Erfolge dankte man den Jesuiten, den glaubenseifrigen Nachfolgern Franz Xavier's. Aber nicht so bald waren sie durch einen in Rom erscheinenden japanischen Besuch der Welt verkündet worden, als Dominicaner und Franziscaner sich neidisch in die Werkstatt der Jesuiten eindrängten und alle drei Orden sich gegenseitig verleumdeten und in ihrem Wirken beeinträchtigten. Zwischenein spielte die Eifersucht der Portugiesen und Spanier, die Krämerpolitik der Holländer, und auch ohne die Insinuation der Parteien konnten die Japanesen deutlich genug erkennen, daß es den Fremden weniger um ihre

Seelen, als um ihr Land und ihre Reichthümer zu thun sei. Es erfolgte das Verbot des Christenthums, die Ausweisung der Fremden. Die letzten 40,000 Christen wurden niedergemacht mit Hülfe der Artillerie der Holländer, die sich nicht Christen, sondern Holländer zu nennen liebten. Der schimpfliche Dienst trug ihnen das Recht eines schimpflichen Handels ein. Auf der De-Sima in schmachvoller Quarantaine gehalten, trieben sie einen kläglichen, durch tausend Abgaben belasteten, Schacher mit der japanischen Regierung. Im Uebrigen war Japan gänzlich gesperrt; ja, schiffbrüchige Japanesen, die von fremden Küsten zurückkehrten, wurden als der Neuerungen verdächtig getödtet.

Dem würdevollen und energischen Auftreten des Commodore Perry, der im Auftrage der americanischen Regierung die japanische zu einem Handelsvertrage (Juni 1854) nöthigte — der freilich dem liberalen Taïkun das Leben kostete — ist die Eröffnung Japans zu danken. Vier Häfen sind geöffnet, die Schiffahrt ist unter den Schutz des Rechtes und der Menschlichkeit gestellt. Aber diese Expedition war auch einzig in ihrer Art. Mit hinreichender Gewalt ausgerüstet, um den Wunsch Americas zu erzwingen, war sie von den americanischen Fabricanten und Erfindern aus freien Stücken mit den Beweisen jener großartigen Erfindungen ausgestattet, die unsere Civilisation charakterisiren. Eine Locomotive, ein Telegraph, Maschinen jeder Art — dem Kaiser zum Geschenk bestimmt — arbeiteten vor den Augen der Japanesen, und Prachtwerke vergegenwärtigten ihnen die Natur des Landes jenseits des großen Oceans.

Dem americanisch-japanischen Vertrage, dessen Ratification eine Gesandtschaft von 71 Personen im Frühjahr 1860 nach Washington überbrachte, folgten andere mit den Engländern, Russen, Holländern, Preußen. Gegenwärtig sind die bedeutendsten Punkte Japans durch elektrische Telegraphen unter einander verbunden, europäische Lehranstalten und Druckereien verbreiten europäische Wissenschaft, japanische gelehrte Gesellschaften correspondiren mit americanischen, evangelische Missionen bearbeiten von America aus das neue Gebiet. Entwickelt sich dies Alles ruhig, so muß das japanische Volk, über dessen große und liebenswürdige Anlagen Alle einig sind, das lebendige Mittelglied zwischen der alten und neuen Welt werden. Aber die Illoyalität der Fremden, die Ungeschicklichkeit der Staatsmänner, welche die eigenthümlichen Schwierigkeiten in der Stellung des Taïkun gänzlich ignoriren, werden den Segen der Eröffnung möglichst lange auf sich warten lassen, und bereits hat die Regierung, von dem Mikado und den Daïmios gedrängt, den Hafen von Kanagawa wieder schließen zu wollen erklärt. Warum sollte sie auch gutwillig ihre Sicherheit und den Frieden des Landes den Fremden zu Gefallen auf's Spiel setzen, wenn es

wahr ist, was Graf Grey seinen Landsleuten gegenüber zu klagen hat: „Das japanische Volk hat durch rastlosen Fleiß sein Land in ein Paradies verwandelt, und in dieses bringen wir Anarchie, Unordnung und Blut, Elend und Verderben." Leider wäre es eine Lächerlichkeit, wenn man sagen wollte, es sei eine schöne Aufgabe für die deutsche Seemacht, geleitet durch eine weniger egoistische Politik, die Dinge dort im rechten Gange zu erhalten und den Gewinn der Eröffnungen gegen die Brutalität der Anderen sicher zu stellen: denn man wird nächstens vielleicht unsere eigenen Häfen schließen, ohne daß wir's hindern können. Aber die Lächerlichkeit bestände doch nur darin, schon von einer Sünde an der Weltgeschichte sprechen zu wollen, wo die Schuld an der Nation noch ungetilgt ist, und beide sind, genau verglichen, eins.

Betrachten wir indessen die großartigen Anstrengungen, welche von den Andern gemacht werden, den stillen Ocean zu beleben und jene älteste Welt in den Handel, die Religion, die Cultur, das geschichtliche Leben der alten hereinzuziehen, oder sagen wir einfacher, um diese Eröffnungen möglichst gewinnreich und den eigenen Einfluß in Ostasien möglichst groß zu machen. Ein ungefähres Maaß von dem Umfange und dem Wachsthume der schon jetzt während der grenzenlosen Verwirrung, welcher China preisgegeben ist, zwischen diesem und den europäischen Mächten bestehenden Handelsbeziehungen wird man gewinnen, wenn man erfährt, daß allein im Hafen von Shanghai der Import von 16,003,062 Pfd. St. im Jahre 1861 auf 22,863,953 Pfd. St. im Jahre 1862, der Export von 9,958,957 auf 14,667,406 gestiegen ist; daß, während im ersten Jahre 22½ Millionen Pfund Thee ausgeführt wurde, der Export im folgenden Jahre auf beinahe 60 Millionen Pfund anwuchs, mit denen 84,983 Ballen Seide in's Ausland gingen. Den Waarenumsatz von Hankëu, dem Hauptstapelplatze für schwarzen Thee, gab man in einem der letzten Jahre auf 152,368,044 Francs an. Wenn in Japan der englische Import erst die Höhe von 700,000 Pfd. St. erreicht hat, so ist dies nur der erbitternden Politik der Engländer zuzuschreiben.

Am handgreiflichsten verfuhr Rußland. Es benutzte die Verlegenheiten des Nachbarreiches während der letzten Decennien, um sich im Wege gelegentlicher factischer Besitznahme ein Gebiet beiläufig von der Größe Frankreichs am Amur und Ussuri zuzulegen. Die Flüsse sind schon durch zahlreiche Dampfer besetzt, das Land ist durch Kosakenstationen gesichert, fängt an sich durch Städte, wie Blagowetschenk, Chabarofffa, Nikolajeffsk, Mariinsk, zu beleben und wird in immer engere Verbindung mit Europa

gebracht: schon ist die Telegraphenlinie, welche Petersburg und Peking verbinden soll, vom ersteren Punkte bis Irkutsk eröffnet. In bedrohlichster Weise hält Rußland das für jetzt hülflose Reich umspannt, dessen Sperre nach dem Continent zu es durchbrochen, in dessen Mitte es sich für immer festgesetzt hat. Die Messe von Kiachta hat nur noch eine locale (und damit wieder politische) Bedeutung, der Großhandel sucht unmittelbar die großen Stapelplätze Chinas auf. Im Jahre 1861 hat Rußland für 4,800,000 Rubel Wollen- und Baumwollen-Gewebe, Pelze, eiserne Töpfe, Kupferkessel, Messingwaaren, Gewehre, Messer, Schlösser, Metallknöpfe, Spieldosen, Uhren, Spiegel, Talg, Seife, Maralhörner verkauft. Und die Geschäfte des Friedens werden der Politik der geschwinden Hand keinen Eintrag thun. Bereits hat Rußland (Ende 1862) sich die Tschusan-Inseln abtreten lassen, bereits giebt es russische Niederlassungen auf der Insel Saghalien, ein Depot auf der japanischen Tsu-Sima, und eines Tages wird man das bekannte Grün sich über das Gebiet des Sungari und über die Mongolei erstrecken sehen, von der ein russischer Karawanenführer sagt: „Die Mongolei wünscht schon lange in russische Unterthanenschaft zu treten und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit."

Frankreich ließ sich im Frieden von Tientsin eine Art Patronat über die katholische Kirche Chinas zusprechen und gewann mit dem Zugeständnisse, Alles reclamiren zu dürfen, was diese jemals besessen, unaufhörlichen Anlaß zu Einwirkungen in die inneren Verhältnisse. Seitdem hat es seinem Idealismus einen kräftigen Zusatz gegeben, und während es in Kwangtong eine Kathedrale nach dem Grundrisse von Nôtre-Dame baut, legt es an der Mündung des Peho, wo seine Kriegsschiffe ankern, auf neuerworbenem Gebiet Festungswerke an, sucht es in dem außerordentlich wichtigen Ningpo Territorialbesitz zu erwerben. Es sind dies nicht die einzigen Punkte jener Regionen, an welchen Frankreich festen Fuß gefaßt hat oder zu fassen im Begriff steht, und in seinen oceanischen Erwerbungen ist System und Fortschritt. Im Jahre 1843 nahm es die Marquesas-Inseln und Tahiti in Besitz, 1853 Neu-Caledonien, und die jüngst in Annam am unteren Mekong gemachten Erwerbungen (Saïgong) wird Napoleon seiner idyllisch gestimmten Opposition ebenso wenig opfern wollen, wie er seinen Blick von der Landenge von Tehuantepec abwenden wird, die ihm für eine Canalisirung nicht ungeeigneter erscheint, als die von Suez. Käme die eine wie die andere zu Stande — woran denn freilich zu zweifeln —, so würde Frankreich die beiden kürzesten Wege nach Ostasien und Polynesien beherrschen. Die mexicanische Expedition ist ein Pendant zu dem Unternehmen des Herrn von Lesseps. Im mexicanischen Meerbusen wird nur America, das seinerseits schon lange Lust bezeigte, denselben durch Erwer-

bung Cubas zu schließen, den Franzosen das Gegengewicht halten können; — es müßte denn jetzt an zu viel Eisen zu Grunde gehen, nachdem es daran war, durch zu viel Gold minirt zu werden.

England hat mit dem Besitze von Singapore den einen, mit dem von Hongkong den anderen Schlüssel zum chinesischen Meere, und irren wir nicht, so waren es englische Schiffe, welche kürzlich die Häfen Kilung und Takas auf Formosa öffneten. Den aus diesen Positionen erwachsenden Einfluß weiß England durch vier bis fünf englische Blätter zu vermehren, die schon jetzt in China erscheinen, wie denn auch auf Japan bereits die englische Presse thätig ist. Im Uebrigen sucht es die Ausdehnung der russischen Macht im Norden Chinas zu beschränken und dieselbe gleichzeitig von dem Ostrande des Pacific möglichst zu verdrängen. Nachdem das goldreiche Territorium Stickin im Rücken Rußlands organisirt ist, erklären englische Blätter die Annexion von Neu-Norfolk und Neu-Cornwall für eine Nothwendigkeit. Dem allgemeinen Interesse aber werden die Unternehmungen englischer Gesellschaften dienen, welche zum Zwecke haben, die Entfernung zwischen dem Nordwesten Europas und dem Südosten Asiens zu verkürzen. Bereits sieht die telegraphische Linie zwischen London und Calcutta ihrer Eröffnung entgegen, und der Plan eines Schienenweges von letzterem Orte, am Ganges hinauf, über Kabul, durch den Hindukusch, an den Oxus, das Caspische Meer, Astrachan und Kiew findet immer größere Theilnahme. Werden die Schwierigkeiten, welche der Hindukusch bereitet, überwunden, so wird man demnächst in acht Tagen von London aus Calcutta erreichen. Von hier aus werden eben jetzt die Thäler des Irawaddy und Bramaputra auf das Project einer Bahn an die chinesische Grenze untersucht. So weitet, verjüngt und verzweigt sich das alte Geäder unter dem stürmischen Andrange neuer Säfte, und das atlantische System wird einmal als der untergeordnete Theil eines größeren Organismus erscheinen.

Die staunenswürdigsten Erscheinungen bietet America dar, das erst jetzt eine doppelseitige Existenz gewinnt. Die Entdeckung des Goldes auf der Westseite des Felsengebirges in Verbindung mit der Belebung der jenseitigen asiatischen Länder machten der Erstarrung der americanischen Westküste ein Ende und vollendeten zugleich das westwärts drängende Streben der Union, die in den ersten vier Decennien des laufenden Jahrhunderts die Grenzen der Indianer um 1000 Meilen zurückgedrängt und kürzlich das letzte Stück Land zwischen dem atlantischen und stillen Ocean durch die Begründung des Territoriums Idaho der wilden Wurzel entrissen hat. Die natürlichen Lebensbedingungen der Westküste sind die allergünstigsten. „Die reichen atlantischen Staaten, die am Ohio und Mississippi,“ sagt

A. v. Humboldt (in der Vorrede zu Balduin Möllhausen's Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee), „fühlen sich durch den Lauf der Begebenheiten gedrängt, die geeignetsten Wege nach den neuerrungenen und in den mächtigen nordamericanischen Staatenbund aufgenommenen Küstenländern des Stillen Meeres zu finden. Diese sind reicher als das Europa gegenüberliegende Litoral, mit sicheren und schönen Häfen, mit Schiffsbauholz und dem gesuchtesten aller Mineralproducte versehen. Die neue Heimath ... ist durch ihre natürlichen Verhältnisse und in den Händen einer rastlos thätigen, unternehmenden, intelligenten Bevölkerung berufen, eine wichtige Rolle in dem chinesischen, japanischen und langsam aufkeimenden ostsibirischen Handel zu spielen."

Unter solchen Umständen entwickelt sich denn auf der Westküste Nordamericas ein Wachsthum von so überraschender Kraft, daß es durchaus einzig in der Geschichte dasteht. Ganz Obercalifornien hatte, als die Americaner der Union dort erschienen, eine träge Bevölkerung von etwa 24,000 Spaniern und halbcivilisirten Indianern und bedeutete gar nichts: im Jahre 1854 zählte San Francisco, dessen erstes Haus 1850 gebaut wurde, 45,000 Seelen, im Jahre 1860: 56,802, im August des Jahres 1862: 91,825. Im Jahre 1851 wurden im Hafen bereits 422,034 Tonnen ausdeclarirt, zwei Jahre später 632,489. Die Schiffahrtsbewegung trug damals schon einen Zoll von 2,600,000 Dollars ein. In San Francisco arbeiten sieben Dampfschiffahrtsgesellschaften für auswärtige, zehn für Bay- und Fluß-Verbindungen, es besitzt schon 20 Kirchen, 6 Theater, und ist, durch eine äußerst fruchtbare Umgebung unterstützt, im Begriff, sich in Betreff der Preise mit anderen großen Städten in's Niveau zu setzen. San Francisco, in Rücksicht auf Schiffahrtsbewegung die zweite von den Städten der Union, wird die Durchfahrstadt für den asiatisch-americanisch-europäischen Verkehr werden, der Mittelpunkt jener dampfbefahrenen Linie, welche Hongkong und New-York verbinden wird. Am 23. December 1862 kam auf americanischer Seite das erste regelmäßige Dampfschiff der Linie Hongkong-Shanghai-Japan-Francisco an, und am 8. Januar 1863 wurde zu Sacramento mit dem Bau der californischen Abtheilung jener Riesenbahn begonnen, welche das stille mit dem atlantischen Meere verbinden soll. Schon sind auch Honolulu, der Amur, Neu-Archangel durch regelmäßige Packetschiffahrten mit Francisco verbunden. Aber nicht hier allein zeigt sich dies merkwürdige Wachsthum; auf und ab im Lande entstehen große Städte: Sacramento, Stockton, Marysville, San Diego, Los Angelos, San José, Sonora, Oakland, San Bernardino, Crescent City, Benicia, wo eine Gesellschaft für die Dampfschiffahrt auf dem großen Ocean über 1000 Menschen auf ihren Werften beschäftigt.

Es bedarf eines ausgeführten Beweises nicht, von wie erfrischender Rückwirkung eine so lebhafte Unterhaltung auswärtiger Beziehungen ist, wie jede Erweiterung des Spielraumes menschlicher Kräfte ihre Verjüngung zur Folge hat, und wiederum, wie sie nur gewonnen werden kann durch ein gemeinschaftliches Aufgebot aller moralischen, intellectuellen und materiellen Kräfte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die redselige Spießbürgerlichkeit unserer großen und kleinen Städte, die erhitzte Phrase unserer Tribüne, die allgemeine Neigung zu maaßlosem Geschwätz und Abneigung gegen ernsthaftes maaßvolles Handeln, die Fülle himmelstürmender Genies, die mit zwanzig Jahren roth und mit fünfundzwanzig todt sind, der unnatürlichen Einengung unserer Existenz zuschreiben.

Denn Geist ohne das entsprechende Maaß äußerer Thätigkeit ist Gift und wirft sich zerstörend auf die inneren edlen Theile. Diese naturflüchtige Bildung, welche den engbegrenzten Kreis einer naiv-kindlichen Existenz verlassen, aber eine neue reale Welt nicht in Besitz genommen hat, ist nichts als eine gefährliche Seuche, welche unsere Knochen ausdörret. Zu heimlicher gemüthvoller Beschaulichkeit ebensowohl wie zu universalistischem Schwunge angelegt, schwankt die deutsche Natur zwischen schnöder Selbsterniedrigung und phantastischer Oppositionssucht. Es fehlt die Gesundheit rechtschaffenen Stolzes, der sich gründet auf die unmittelbare persönliche Fühlung großer in der Wirklichkeit vollzogener Interessen: das Parallelogramm der Kräfte ist nicht realisirt. Und in der großen Politik! Recht am deutschen Heerde, Ehre in aller Welt! das wäre eine Losung. Aber uns gehen beide Werthe unter in der politischen Philisterei europäischer Gesichtspunkte. Statt national und kosmopolitisch zu denken und zu handeln, ziehen wir es vor, europäisch zu antichambriren.

Und mit solcher tieffressenden Krankheit behaftet fühlen wir uns so wohl, daß wir noch die Weisheit jener verbreiteten Lehre erübrigen konnten: Wir brauchen keine Flotte, denn wir haben keine Colonien. Daß wir keine Seemacht sein können, haben wir, bis wir es selbst glaubten, den Engländern und Franzosen nachgesprochen, die uns mit einiger Schmeichelei auf die Pflege unserer geistigen Bildung hinwiesen. Dies ist doch nicht anders, als wenn man zu seinem Nachbar sagen wollte: Lieber Freund, Ihr habt den Aussatz am ganzen Leibe, aber Euch steht er besonders schön.

„Leben ist nicht nothwendig, aber Seefahren ist nothwendig!" dieser am Seefahrtshause zu Bremen angebrachte Spruch hat, auf die Nation angewandt, volle Richtigkeit. Allerdings üben die Deutschen Schiffahrt, und zwar rangirt ihre Handelsmarine unter den ersten. Aber diese Thatsache ist nur ein glänzender Beweis für den Unternehmungsgeist, für den

Handelssinn und die industrielle Befähigung unserer Nation, welche diesen Handel unterhält, ohne Seemacht zu sein, und kann unsere Klagen nicht zum Schweigen bringen. Denn dieses Verhältniß konnte nur so lange zur Noth bestehen, als die Weltgeschichte in den gegenseitigen Beziehungen der alten Mächte verlief, innerhalb deren wir durch mancherlei mittelbare Wirkungen den Mangel einer Kriegsmarine übertragen konnten. Aber es genüge zu erinnern, daß, während die englischen, americanischen und französischen Kaufleute bei Heller und Pfennig die Verluste gedeckt erhielten, welche sie in China durch den Krieg erlitten hatten, für die außerordentlichen Schädigungen der Deutschen kein Mensch aufkam, und daß durch jede Störung unserer auswärtigen Beziehungen Millionen deutschen Capitals in allen Gewässern auf's Spiel gesetzt werden. Es genüge zu sagen, daß in einem Verkehre, der noch überall die Gewalt durchblicken läßt, eine Handelsmarine auf die Dauer keine Concurrenz machen kann, die nicht von der Gewalt getragen ist. Der preußische Vertrag ist nur dem guten Willen einer Macht abgewonnen, die einstweilen von dem guten Willen anderer Mächte abhängig geworden ist, und nur deshalb begrüßen wir ihn mit Freuden, weil er uns wenigstens als ein Zeichen gilt, daß in Spree-Athen Pallas und Poseidon aneinander gerathen sind.

Das Wasser bestimmt die Machtverhältnisse auf Erden. Das Volk, das sich vom Wasser zurückdrängen läßt, mag noch eine Weile die erhabenen Ideen hin und wider wälzen, um dann ein vielleicht gemüthvolles, aber geschichtloses Bauernleben zu führen: aus der Reihe der Weltmächte ist es aber zurückgetreten und activ bestimmt es die großen Verhältnisse nicht mehr mit. Wäre dies unwiderstreitlich unser Loos? Fehlt es uns etwa an überschüssiger Kraft, an Talent der Colonisation, an Unternehmungsgeist? Wer dies einzuwenden Lust hat, erinnere sich, daß jährlich 40 Millionen deutschen Capitals durch deutsche Auswanderer in alle Welt verstreut werden; und nur, wer nie einen Auswanderungshafen gesehen hat, kann sich der Illusion hingeben, als würden auf diesem Wege die verdorbenen Elemente deutschen Wesens entfernt. An sich wäre diese Auswanderung nicht zu beklagen, ließe sich nur durch Begründung eines Colonialverhältnisses eine Gegenseitigkeit zwischen den Ausgewanderten und dem Heimathlande herstellen. Dies würde eine außerordentliche Belebung unseres Marktes, unserer Industrie zur Folge haben; vor Allem, in unseren Colonien würden wir die Operationspunkte für den oceanischen Bereich besitzen. So aber ist unsere Auswanderung nicht minder als unser Handel wahrer Würde und Bedeutung beraubt. Nicht daß wir durch den Handel die Producte der Fremde uns aneignen, ist das allein Wichtige, sondern daß unseren Waaren unsere Cultur und unser Einfluß folgt und

daß wir, die Ferne berührend, uns in der Heimath stolz emporrichten können. Jetzt aber entbehrt unser Handel der wahrhaften Legitimation und ist ein anonymer Schacher. Denn da, wo in der Begründung neuer Handelsverbindungen die geschichtlichen Processe der Zukunft ansetzen, wird unser Name nicht genannt.

W. Roßmann.

Aus der Geschichte Braunschweigs.

Die braunschweigisch-hannoverschen Angelegenheiten und Zwistigkeiten vor dem Forum der deutschen Großmächte und der Bundesversammlung. Mit Benutzung der diplomatischen Correspondenz der Großmächte und Mittelstaaten, sowie der Bundesprotokolle von 1827 — 1831. Berlin, 1863, Verlag von Julius Springer.

Am 16. Juni 1815 fiel für Deutschlands Freiheit in der Schlacht bei Quatrebras der heldenmüthige Friedrich Wilhelm, regierender Herzog von Braunschweig. Aus seiner Ehe mit einer Prinzessin des markgräflichen Hauses Baden hinterließ er zwei minderjährige Söhne, Karl, geboren am 30. October 1804, und Wilhelm, geboren am 25. April 1806. Die Vormundschaft übernahm als nächster Agnat und der testamentarischen Anordnung des verstorbenen Herzogs gemäß, der Prinz-Regent von England, später König Georg IV. und in seiner Eigenschaft als König von Hannover Mitglied des deutschen Bundes. Derselbe übertrug die oberste Leitung der braunschweigischen Vormundschaft seinem vortragenden hannöverschen Minister, Grafen von Münster, während als der eigentliche Leiter der vormundschaftlichen Regierung Eines von den Mitgliedern des braunschweigischen Geheimen-Raths-Collegiums zu betrachten war, der Geheime Regierungsrath von Schmidt-Phiselbeck, in dessen fähige Hände bereits Friedrich Wilhelm, als er in das Feld rückte, das Staatsruder niedergelegt hatte.

Nach Vollendung seines achtzehnten Lebensjahres wünschte Herzog Karl die Regierung seines Landes zu übernehmen, da er der Ansicht war, daß mit Zurücklegung dieses Alters die Volljährigkeit der braunschweigischen Prinzen beginne. Da man in England hierüber anders dachte, fragte Georg bei den Höfen in Wien und Berlin vertraulich an, welche Meinung sie über diesen Gegenstand hätten. Metternich vermittelte ein Abkommen dahin, daß man einen Zeitpunkt zur Beendigung der Vormund-

schaft festsetze, und forderte den Herzog auf, selbst Vorschläge in dieser Beziehung zu machen. Dieser verlangte, daß ihm mit dem Monat März 1824 die Regierung des Landes übergeben werden möge. Er gab also seine Zustimmung zu einer Ausgleichung. Der König legte indessen bereits am 30. October 1823, fünf Monate früher, als der Herzog selbst verlangt hatte, die Vormundschaft nieder. Thatsächlich bekümmerte sich indeß letzterer in den ersten drei Jahren um die Regierungsgeschäfte wenig, sondern ließ, indem er sich auf Reisen nach England, Frankreich und Italien begab, das Geheime-Raths-Collegium walten.

Dies änderte sich seit dem Jahre 1826. Herzog Karl nahm selbst die Zügel immer fester in die Hand, verwarf, obwohl ihm die nothwendigsten Kenntnisse zur Regierung des Landes fehlten, nicht selten die vom Geheimen Rath gemachten Vorschläge und nahm auf dessen Mitglieder nicht die gebührenden Rücksichten. Dies traf besonders den Geheimen Rath Schmidt-Phiselbeck sehr empfindlich und veranlaßte ihn, seinen Abschied im October 1826 vom Herzoge zu fordern, bei welcher Gelegenheit er anzeigte, daß ihm eine Anstellung als Geheimer Rath in Hannover schon vor mehreren Jahren zugesagt sei. Das nahm der Herzog sehr übel, verlangte nachträglich Rechenschaft über seine Amtsführung unter der vormundschaftlichen Regierung, suspendirte ihn von seiner Stellung und setzte sein Gehalt herab.

Am 13. April 1827 forderte das Geheime-Raths-Collegium dem Herrn von Schmidt mehrere wichtige Papiere ab, welche in den Dienstacten fehlten. Diese Papiere machten den Briefwechsel mit dem Grafen v. Münster während der vormundschaftlichen Regierung aus. Sie betrafen die Erziehung des Herzogs, die Berichte seiner Hofmeister, ja selbst die Verhandlungen über die Frage, ob es wohl gethan sein würde, dem Herzog die Regierung vor erlangter Reife zu übergeben. Schmidt hatte diese Concepte nicht mit den Dienstacten abgeliefert, weil nach seiner Ansicht er betreffs dieser Actenstücke nur dem Vormund verantwortlich war, aber dennoch die Concepte zur Vermeidung eines möglichen Mißbrauchs vernichtet. Da der Herzog hierüber sehr erbittert war, und Schmidt von Freunden gewarnt wurde, an seine persönliche Sicherheit zu denken, so entfernte er sich am 15. April 1827 heimlich aus Braunschweig und ging nach Hannover. Eine Requisition zur Auslieferung, welche an die Polizei-Direction zu Hannover erging, blieb fruchtlos. Der Herzog ließ ihn jetzt durch Steckbriefe verfolgen, deren Aufnahme in die dortigen Zeitungen Hannover und Preußen aber nicht duldeten. Der König von Hannover stellte dagegen Herrn von Schmidt im Geheimen-Raths-Collegium zu Hannover unter dem 11. Mai 1827 an.

Durch die Mißbilligung und das Abrathen der Höfe zu Wien und Berlin und anderer seinem Hause zugethaner Fürsten wurde der Herzog nicht beruhigt, sondern auf das Höchste erzürnt und zur Rache gereizt. Da er des Dieners nicht habhaft werden konnte, suchte er den König von England, als seinen früheren Vormund und jetzigen Schutzverleiher des verfolgten Schmidt, persönlich empfindlich zu kränken. Am 10. Mai 1827 erließ er ein Patent, „die Rechtsverbindlichkeit der — von der vormundschaftlichen Regierung erlassenen Verordnungen und gemachten Institutionen betreffend." In demselben heißt es im Wesentlichen: „Da es ebenso wenig bezweifelt werden mag, daß die während Unserer Minderjährigkeit gefaßten Regierungsbeschlüsse und erlassenen Verordnungen nur insofern für Uns eine rechtliche Verbindlichkeit zu produciren vermögen, als nicht dadurch über wohlerworbene Regenten- und Eigenthumsrechte disponirt worden, als daß wir mit Unserem achtzehnten Lebensjahre regierungsmündig geworden und die Regierung Unserer Erblande überkommen, wodurch denn von selbst sich ergiebt, daß alle Verordnungen und Institutionen, welche in dem Zeitraum vom 30. October 1822 bis dahin 1823 gemacht und von der ungesetzmäßig verlängerten Regierung erlassen worden, zu ihrer bleibenden Rechtsgültigkeit und Anwendbarkeit Unserer speciellen Anerkennung bedürfen, — so behalten Wir Uns vor, über die Anwendbarkeit und Rechtsgültigkeit der, von der bestandenen vormundschaftlichen Regierung erlassenen Verordnungen und gemachten Institutionen die desfalls erforderlichen gesetzlichen Bestimmungen zu treffen." Wegen dieser beispiellosen Insulte sprach die hannoversche Regierung in einer Bekanntmachung vom 7. Juni 1827 ihren gerechten Unwillen aus und behielt sich weitere Schritte vor; was demnächst eine gereizte Replik des braunschweigischen Ministeriums zur Folge hatte.

Der König von Großbritannien und Hannover wendete sich nun an die beiden deutschen Großmächte und ersuchte sie, sich über die Mittel zu äußern, wodurch der Herzog zu einem angemessenen Benehmen gegen ihn, seinen Oheim, bestimmt werden könnte. Beide Höfe bestrebten sich auch, eine vollständige Aussöhnung zwischen den beiden Fürsten zu bewirken, und forderten den Herzog auf, sich in herzlicher und vertrauensvoller Weise an seinen gewesenen Vormund zu wenden. Statt dessen aber ließ der Herzog eine wahrhafte Schmähschrift drucken, sie in's Englische übersetzt verschiedenen Höfen vertraulich mittheilen und den englischen Prinzen übersenden, ja selbst einem Diener an der deutschen Kanzlei in London übergeben. Er ließ sich ferner durch seine Rachsucht verleiten, den Grafen Münster persönlich zu fordern, — eine burschikose Art, Staatsangelegenheiten von Wichtigkeit abzumachen, welche unmöglich im Geschmacke der Diplo-

maten sein konnte und die Mißbilligung aller Vernünftigen erregen mußte. Hiernach konnte sich das österreichisch-preußische Vermittler-Amt nur auf die Frage beschränken, welches die Genugthuung sei, die dem König von England und Hannover unter allen Umständen gebühre, und die eben deshalb ohne Rücksicht auf die Abneigung des Herzogs unter den, aus den Bundesverhältnissen hervorgehenden Maaßnahmen ihm zur Pflicht gemacht werden könnte.

Die beiden deutschen Großmächte nahmen übrigens in den Verhandlungen über diese Frage eine durchaus verschiedene Stellung ein. Preußen, welches die Wichtigkeit dieser Differenzen zwischen zwei Souveränen und die Folgen derselben für das Bundesrecht und die gesammte politische Situation Deutschlands wohl erkannte, war andauernd aufrichtig bemüht, den Streit in einem Sinne beizulegen, welcher den Forderungen der Gerechtigkeit entsprach. Hierfür wirkte nicht allein der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Bernstorff, sondern auch König Friedrich Wilhelm III. unmittelbar, indem er dem Herzog persönlich schrieb. Metternich hingegen wurde durch Motive anderer Art geleitet. Ihm stellte sich die Aussicht als verführerisch dar, Principien der durch Nichts beschränkten Machtvollkommenheit legitimer Fürsten selbst in den kleinsten Kreisen Deutschlands durchzuführen. Er hatte den Wunsch, die Zwistigkeit für die österreichischen Interessen in und außer Deutschland auszubeuten, und trug sich mit dem Gedanken, — im Gegensatz gegen den englisch-hannoverschen Vorschlag: daß „eine Vermittlung nur durch die beiden deutschen Großmächte stattfinden solle" — die österreichische Vermittelung ohne Preußen in aller Stille durchzusetzen. In welchem Sinne dies geschehen wäre, geht daraus hervor, daß er dem Herzog versprach, ihn aus der unangenehmen Situation herauszuziehen, wenn er ihm nur unbedingt folgen wolle, und daß er ihm versicherte, er würde niemals etwas thun, was in der Person des Herzogs die Würde aller anderen deutschen Fürsten compromittiren könne. Wenn das österreichische Cabinet dennoch mit dem preußischen Hand in Hand ging, so ließ es sich nur durch Rücksicht auf die allgemeine Weltlage hierzu bewegen. Die orientalischen Angelegenheiten befanden sich damals in einer weltberühmten Krise; die französischen und russischen Pläne erforderten die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung in hohem Maaße und mußten ihr ein freundliches Verhältniß zu England und Preußen sehr nahe legen. Daß indessen bei Oesterreich Ernst, Aufrichtigkeit und entschiedener Wille zum Guten nicht vorhanden war, trat im Laufe der Verhandlungen wiederholt zu Tage.

Die Genugthuung, welche beide Höfe für den König von Hannover forderten, bestand darin, daß der Herzog von Braunschweig seine Bekannt-

machung vom 10. Mai 1827 durch eine andere Bekanntmachung öffentlich widerriefe und ein Entschuldigungsschreiben an seinen ehemaligen Vormund in geeigneter Art erließe. Nach mannichfachen Unterhandlungen hatte sich der Herzog hierzu bereit erklärt; indessen machte er gegen Einzelnheiten der ihm vorgeschlagenen Form Einwendungen, nahm auch aus der Verschiedenheit einiger Ausdrücke zwischen dem preußischen und dem österreichischen Entwurf Gelegenheit, Schwierigkeiten zu erheben, die ihm indessen bald dadurch genommen wurde, daß Preußen die österreichische Fassung zugab. Hierüber war wiederum eine geraume Zeit vergangen, so daß Oesterreich sich genöthigt sah, am 14. Juli 1828 dem preußischen Cabinet den Vorschlag zu machen, gemeinsam dem Herzog von Braunschweig ein Ultimatum zu stellen, in welchem mit dem Abbruch aller diplomatischen und freundschaftlichen Verhältnisse und mit weiterer Verfolgung der Angelegenheit bei dem Bunde gedroht wurde. Gleichzeitig trat freilich Metternich insgeheim wieder mit dem Herzog Karl in Verbindnng; der Gesundheitszustand des Königs Georg IV. war bedenklicher geworden, und von seinem Nachfolger hofften Metternich und der Herzog von Braunschweig eine mildere Ansicht der ganzen Angelegenheit. Die zweideutige Stellung der österreichischen Regierung trat in dieser Zeit besonders darin hervor, daß sie dem Grafen Bernstorff gegenüber Bedenken darüber anregte, ob die hannoversche Regierung das Recht gehabt, Schmidt-Phiselbeck in ihre Dienste aufzunehmen. Sie bezog sich auf die zwischen Hannover und Braunschweig bestehenden Verträge vom 16. November 1535, wonach keine der beiden Regierungen gegenseitig einander zu Unwillen, Irrung oder Uneinigkeit einen Unterthanen oder Diener halten, ihn als solchen anerkennen und noch viel weniger öffentlich schirmen, schützen oder hausen sollte. Dieses Bedenken war im Munde des österreichischen Ministers darum höchst auffallend, weil derselbe nach der Flucht des Geheimen Raths von Schmidt-Phiselbeck auf die Anfrage des hannoverschen Cabinets zur Anstellung des Mannes gerathen hatte.

Inzwischen trat ein Ereigniß ein, welches den König von Hannover zu der Erklärung veranlaßte, daß ihm jetzt die vorgeschlagene Genugthuung nicht mehr ausreichend sei, und daß er eine gründliche und befriedigende Erledigung der Angelegenheit durch den Bund wünsche. Der Herzog von Braunschweig hatte sich nämlich mehrfach Mühe gegeben, Jemanden zu finden, der wegen der Ihm zugefügten Beleidigungen den Grafen von Münster zum Duell fordere. Er erwählte endlich zu diesem Auftrage den Forstmeister von Praun. Derselbe hoffte, dem Antrag dadurch auszuweichen, daß er einen herzoglichen Befehl, die Herausforderung ergehen zu lassen, verlangte, ferner die Versicherung, daß seiner Frau und seinen Kindern eine

ansehnliche Pension, wenn er unglücklich dadurch werden sollte, zeitlebens ertheilt würde. Hierauf erhielt er den Befehl, ein ihm vorgelegtes, in den beleidigendsten Ausdrücken abgefaßtes Herausforderungsschreiben auf Tod und Leben zu vollziehen. Es wurde ihm für diesen Fall ein Zulagegehalt von 600 Thalern jährlich, der Charakter eines Ober-Jägermeisters und die Erhebung in den Freiherrnstand versprochen, für den entgegengesetzten Fall aber der Abschied angedroht. Praun war ein Mann ohne Vermögen, hatte eine Frau und sechs Kinder und entschloß sich in der verzweifelten Alternative, in welche er versetzt war, die Herausforderung zu vollziehen. Um ihn in den Posten eines Ober-Jägermeisters einzuführen, mußte der bisherige Inhaber dieser Stelle, von Sierpstorff, aus derselben gedrängt werden. Dies geschah, indem man denselben, obwohl Braunschweig ihm viel verdankte, ungehört in den Ruhestand versetzte und ihm das Prädicat eines Ober-Hofmeisters beilegte. Sierpstorff lehnte diese Ehre und die damit verbundene Remuneration ab, sandte das Patent zurück und bat um seinen Abschied. Die Antwort darauf war, daß er ohne Abschied seiner Titel, Aemter und Würden verlustig erklärt, und ihm wie seiner Ehefrau der fernere Aufenthalt in braunschweigischen Landen untersagt wurde. Der Herzog leugnete zwar seine Theilnahme an der Herausforderung; dieselbe ist indessen keinem Zweifel unterworfen.

Der König von England äußerte nun den Wunsch, daß Oesterreich und Preußen eine zwischen ihnen zu vereinbarende Eröffnung an den Bund gelangen lassen sollten. Preußen wollte eine Erklärung abgeben, in welcher es nicht allein die schon bezeichnete Genugthuung für Hannover, sondern auch die Mißbilligung des seitens des Herzogs gegen Schmidt-Phiseldeck beobachteten Verfahrens und die Bestrafung Praun's verlangte. Graf Bernstorff sprach aus, daß die für den Weigerungsfall angedrohte Suspension der freundschaftlichen und diplomatischen Verhältnisse auch die nothwendige Folge in sich schließen müsse, daß ein von der Person des Herzogs beglaubigter Gesandter in der Bundesversammlung nicht länger zugelassen werde. Allein ganz unerwartet erhob Metternich Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit einer Behandlung der Frage seitens des Bundes und veranlaßte Preußen, sich einer jeden Aeußerung gegen das hannoversche Cabinet so lange zu enthalten, bis zwischen beiden Großmächten eine Verständigung herbeigeführt worden sei; — verletzte aber das Versprechen, ein gleiches Verfahren zu beobachten, indem er dem hannoverschen Ministerium den Vorschlag machte, die Sache nicht an den Bund zu bringen. Er versuchte England im Geheimen dahin zu bestimmen, daß die Zwistigkeit mit Herzog Karl nur unter österreichischer Vermittlung gütlich beseitigt werde. Allein Lord Aberdeen und Wellington sahen ein, daß Preu-

ßen offen und ehrlich das Interesse der Sache im Auge hatte und sowohl das Ansehen der deutschen Fürsten, wie den Frieden mit den großen Mächten, wo diese so im Rechte waren wie der König von England, aufrecht zu erhalten bestrebt war. Dagegen begann gegen Mitte des Monats September Frankreich sich in diese innere Angelegenheit zu mischen und mit Oesterreich zusammen den preußischen Vorschlägen entgegen zu wirken, indem beide den englischen Gesandten am Bundestage zu bestimmen suchten, die Praun'sche Forderung als eine Privatsache zwischen Münster und Praun zu betrachten.

Im Mai 1829 wurden die Forderungen Hannovers so dringend, daß mit Ueberweisung der Sache an die Bundesversammlung nicht länger gezögert werden durfte. Am 20. August erging endlich der umfassende Beschluß, aus dessen Eingang wir hervorheben: „daß der Herzog von Braunschweig den König nicht nur durch das am 10. Mai 1827 erlassene Patent öffentlich und persönlich in seiner Ehre und Würde beleidigt, sondern auch durch eine Reihe von Handlungen und Erklärungen diese Verunglimpfung in solcher Art erneuert hat, daß die innere Ruhe im deutschen Bunde auf eine höchst bedenkliche Art bedroht erscheint." Nachdem hierauf „dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen für die mit rastlosem Eifer versuchte gütliche Vermittelung der verdiente Dank bezeugt" ist, wird die Forderung ausgesprochen, daß der Herzog von Braunschweig binnen vier Wochen das Patent vom 10. Mai 1827 öffentlich zurücknehme und an den König mittelst eines eigenen Abgeordneten eine angemessene schriftliche Entschuldigung gelangen lasse; daß er ferner die gesetzliche Bestrafung des v. Praun eintreten lassen, auch sich in Zukunft jeder Beleidigung des Königs von England enthalten und nicht gestatten werde, daß wegen der stattgehabten Irrungen hannoversche Unterthanen von braunschweigischen beleidigt oder verfolgt würden. Auf die Ausfertigung eines Entschuldigungsschreibens verzichtete der König; da im Uebrigen der Herzog von Braunschweig dem Bundesbeschlusse nicht nachkam, wurde am 26. März 1830 gegen ihn Bundesexecution beschlossen, gegen welche er am 8. April Protest einlegte unter dem Vorwande, daß jener Bundesbeschluß nicht zu Recht bestehe. Als er indessen den bitteren Ernst der Execution herannahen sah, zeigte er durch seinen Gesandten die Parition an, indem er Abschriften einer zur Publication bereit liegenden Verordnung, durch welche das Patent vom 10. Mai 1827 zurückgenommen wurde, und einer Weisung an das Oberhofgericht gegen Praun die Untersuchung einzuleiten, überreichen ließ. Die Executions-Commission sah hierin in ihrer Majorität die Erledigung des Bundesbeschlusses vom 20. August, jedoch gab Preußen, dem sich Baden anschloß, ein Separatvotum ab. Die Minorität

bemängelte, daß, während das Patent vom 10. Mai 1827 vom Herzog eigenhändig vollzogen sei, die dasselbe zurücknehmende Verordnung nur unterzeichnet war: „Auf speciellen Befehl v. Bülow, v. Münchhausen.“ Ferner deutete das Separatvotum darauf hin, daß die Bundesversammlung die bestehende Ungewißheit über die Unabhängigkeit des herzoglichen Oberhofgerichts aufklären, auch die wirkliche Einleitung des gerichtlichen Verfahrens gegen Praun abwarten müsse. Während diese Angelegenheit noch schwebte, traten Ereignisse von noch größerer Bedeutung für die Geschichte des kleinen Staates ein.

Die vormundschaftliche Regierung hatte während der Minderjährigkeit des Herzogs mit den Landständen über gewisse Modificationen der alten ständischen Verfassung verhandelt und demnächst die Landschaftsordnung vom 25. April 1820 erlassen. Herzog Karl hatte darüber Beschwerde geführt, daß ein vormundschaftlich regierender Fürst, dem überall nur Verwaltungsbefugnisse zuständen, sich berechtigt halten könne Verfassungsveränderungen vorzunehmen, welche stets mehr oder weniger Veräußerungen von Hoheits- oder Eigenthumsrechten involvirten. Hannoverischerseits wurde erwidert, daß die souveräne Gewalt eine in sich geschlossene sei und in jedem Augenblick den Beruf habe, ihre Wirkungen gleichmäßig zu äußern. Sie habe daher während der vormundschaftlichen Regierung dem Könige von Hannover in gleichem Maße zugestanden, wie zur Zeit dem Herzoge. Der Bundesbeschluß vom 20. August 1829 ging auf diese Streitfrage nicht ein, sondern sprach nur aus, daß sie keinen gesetzlichen Grund zum Einschreiten des Bundes darbiete. Da inzwischen Herzog Karl diese Landtagsordnung vielfältig verletzt hatte, traten am 23. Mai 1829 die Landstände seines Herzogthums bei der Bundesversammlung klagend wider ihn auf und erwirkten nach langen Verhandlungen den Bundesbeschluß vom 4. November 1830, wonach die in anerkannter Wirksamkeit bestehende erneuerte Landschaftsordnung vom Jahre 1820 nicht auf anderem, als verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden sollte. Oesterreich blieb mit Kurhessen und der sechszehnten Stimme in der Minderheit, indem es das Princip aufrecht erhalten wollte, daß ein Vormund während der Minderjährigkeit seines Mündels, des legitimen Herrschers, eine Verfassung ohne nachfolgende Zustimmung des letzteren nicht abändern könne. Der entgegengesetzte Grundsatz war von Preußen und Bayern mit besonderer Lebhaftigkeit vertheidigt worden.

Inzwischen hatte sich die Erbitterung gegen den Herzog in seinem Lande so gesteigert, daß am 6. September 1830, als er soeben von einem längeren Aufenthalte in Paris nach seiner Residenz zurückgekehrt war, dort eine Volksbewegung ausbrach, die ihn zur Flucht veranlaßte. Durch ein

Patent vom 28. September 1830 übernahm sein Bruder und nächster Agnat, Herzog Wilhelm, die Regierung der braunschweigischen Lande und hat sie als souveräner Fürst fortgeführt bis auf den heutigen Tag. Ein Rückblick auf die damaligen Ereignisse setzt es völlig außer Zweifel, daß dieser Thronwechsel veranlaßt war durch die freie Selbstbestimmung des braunschweigischen Volkes. Die Bestätigung desselben durch die Agnaten, die Erklärung der Bundesversammlung, daß Herzog Karl zur Regierung unfähig sei, folgten erst später, als die neue Regierung bereits in voller und anerkannter Wirksamkeit war. Der Staat war nach der Flucht des Herzogs in einem Zustande der Gährung; es herrschte gegen denselben glühender Haß und gleichzeitig Furcht vor seiner Wiederkehr. In einer Adresse vom 27. September stellten die Landstände dem Herzog Wilhelm die Lage des Landes dar und baten um baldige Hülfe, die bei der auf Grundsätze des allgemeinen Staatsrechtes gestützten Unmöglichkeit, daß der Herzog Karl die Regierung des Landes fortsetze, nur darin liege, daß Herzog Wilhelm die Regierung übernehme. Die Antwort darauf war das erwähnte Patent. An demselben 27. September traf von London, wohin Karl geflüchtet war, eine Vollmacht desselben de dato London, 21. September 1830 ein, durch welche Herzog Wilhelm zum General-Gouverneur des Herzogthums ernannt und ihm die Regierungsgewalt mit allen administrativen Rechten provisorisch übertragen wurde, jedoch mit der Beschränkung, daß Ernennungen nur provisorisch vorgenommen und die organischen Grundgesetze des Staates weder aufgehoben noch abgeändert werden sollten. Herzog Wilhelm wies diese Vollmacht nicht zurück, um einen Bruch zu vermeiden und die Möglichkeit weiterer Unterhandlungen mit seinem Bruder offen zu halten. Allein in einem Memoire, welches seine Regierung am 7. October an befreundete Cabinette richtete, wurde ausdrücklich ausgesprochen, daß diese Vollmacht ungenügend sei; es ist derselben daher in dem Patent vom 28. September keine Erwähnung geschehen, und als Herzog Karl am 18. November von Frankfurt aus seine Vollmacht zurücknahm und diese Nachricht am 30. November in Braunschweig eintraf, versammelte sich die Bürgergarde Braunschweigs auf dem Walle bei dem Monumente der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, sagte sich auf Antrag einiger Compagnieführer und Adjutanten öffentlich von ihrem, dem Herzog Karl geleisteten Eide los, und beschloß, nur den Herzog Wilhelm als ihren rechtmäßigen Herrn anzuerkennen. Diesem Beispiele der Bürgergarde folgten die Officiercorps des Linien-Militärs und die anderen Städte des Landes. Durch ein zweites Patent vom 26. November 1830 erklärte dann Herzog Wilhelm, die Administration

der braunschweigischen Lande bis dahin, daß deren endliches Schicksal entschieden sein werde, fortführen zu wollen.

Der Bundestag hatte diesen Vorgängen bis dahin keineswegs schweigend zugesehen. Schon in der Sitzung vom 16. September hatte der Präsidialgesandte darauf hingewiesen, daß der Bund in solchen Fällen einzuschreiten befugt sei, in denen eine Regierung notorisch außer Stand sei, den Aufruhr durch eigene Kraft zu unterdrücken, zugleich aber durch die Umstände gehindert werde, die Hülfe des Bundes selbst zu begehren. Die Versammlung beschloß daher, sich Aufklärung darüber zu verschaffen, ob Ruhe und Ordnung in Braunschweig dauernd hergestellt, ob insbesondere wegen Habhaftwerdung und Bestrafung der Aufrührer das Gesetzliche veranlaßt sei; und behielt sich vor, alsdann darüber zu entscheiden, ob und in welcher Art sie unmittelbar und unaufgefordert einzuwirken habe. Der Präsidialgesandte mißbilligte das Patent vom 28. September, welches durch die Größe der obwaltenden Gefahr nicht gerechtfertigt werde, von dem durch die Bundesversammlung angedeuteten Wege abweiche und außerdem den unstatthaften Ausdruck „Unterthanen" enthalte. Inzwischen wurde den Schritten des Bundestags durch das thörichte Auftreten des Herzogs Karl eine andere Richtung gegeben. Derselbe unternahm einen unverständigen und leichtsinnigen Versuch, sich seines Landes wieder zu bemächtigen, indem er in Proclamationen Versprechungen ertheilte, deren Radicalismus nothgebrungen zur Anarchie hätte führen müssen.

In der Sitzung vom 2. December 1830 faßte die Bundesversammlung folgenden Beschluß: 1) Prinz Wilhelm wird ersucht, die Regierung des Herzogthums Braunschweig bis auf Weiteres fortzuführen; Alles, was zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit, sowie der gesetzlichen Ordnung im Herzogthum erforderlich ist, vorzukehren und, daß dieses auf Veranlassung des deutschen Bundes geschehen, öffentlich bekannt zu machen; 2) die Agnaten des Herzogs Karl werden ersucht, diejenige definitive Anordnung für die Zukunft, welche bei diesem beklagenswerthen Stande der Dinge die dauernde Ruhe und gesetzliche Ordnung in Braunschweig erheischt, in Gemäßheit der Hausgesetze und des Herkommens zu berathen und zu bewirken, so wie auch eine baldige Benachrichtigung über die in solcher Art getroffene Feststellung dem deutschen Bunde zur Anerkennung zukommen zu lassen.

Der Commissionsbericht, der diese Beschlüsse motivirend vorschlug, ist überaus merkwürdig. Er erinnert daran, daß nach der Reichsgesetzgebung im Falle auffallenden und unverbesserlichen Mißbrauchs der Landeshoheit die Competenz der Reichsgerichte eintrat und auf Anordnung einer vormundschaftlichen Regierung, auf Entsetzung, ja auf Reichsacht er-

kannt wurde. Allerdings seien die Reichsgerichte durch kein entsprechendes Institut ersetzt, der Bundestag übe keine Gerichtsbarkeit und der Bundesgesetzgebung fehlten entsprechende Bestimmungen. Allein wie im Falle der Geisteszerrüttung eines regierenden Fürsten die Dazwischenkunft des Bundes bei fehlender Abhülfe seitens der Agnaten keinem Zweifel unterworfen sei, obwohl es auch hier an entsprechenden Bestimmungen fehle, so müsse auch der constatirte Mißbrauch der Souveränetätsrechte eine Grenze finden. Die willkürliche ordnungs- und verfassungswidrige Regierung des Herzogs Karl sei die einzige Ursache des stattgehabten Aufstandes gewesen, und von der Entfernung desselben hänge die Erhaltung der Ruhe im Herzogthume ab. Da nun die Erhaltung der inneren Sicherheit einer der Hauptzwecke des Bundes sei, so sei es das Recht desselben, den Wunsch auszusprechen, daß die Person des Herzogs Karl allem Einflusse auf die Regierung Braunschweigs fortan fernbleibe.

Es scheint unzweifelhaft, daß diese Deductionen unvereinbar sind mit dem Grundgesetze des Bundes, welches die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staates vereinigt wissen will. Indem die Bundesversammlung den Schein der Legitimität retten wollte, konnte sie nicht umhin, die stattgehabte Revolution anzuerkennen. Auch damit kam sie zu spät; auf dem geschlossenen Krater der Revolution war bereits die neue Regierung errichtet. Der Herzog hatte sich bereits auf den Wunsch der Landstände, der Armee, der Nationalgarde als souveräner Herzog mit einem verantwortlichen Ministerium unterzeichnet. Er führte allerdings den ersten Abschnitt des Bundesbeschlusses aus, indem er denselben durch eine Proclamation vom 7. December publicirte, allein er sagte in derselben: „so wollen Wir diesen Beschluß hierdurch ohne Verzug zur allgemeinen Kenntniß bringen und sind dem darin ausgedrückten Ersuchen bereits durch Unsere Proclamation vom 26. November entgegengekommen.“ Er beginnt mit der Formel: „Wir von Gottes Gnaden“ und schließt mit einer Ermahnung an „Unsere getreuen Unterthanen,“ obwohl er nur aufgefordert war, „bis auf Weiteres“ die Regierung zu führen. Der zweite Theil des Bundesbeschlusses, die Agnaten betreffend, ist in Braunschweig nicht publicirt, also kein Theil des inneren braunschweigischen Staatsrechts geworden.

Die in dem Bundesbeschlusse vom 2. December vorbehaltene agnatische Festsetzung erfolgte im April 1831. Sie ging dahin, daß die Agnaten durch notorische Thatsachen und durch die Ergebnisse einer dahin angestellten Untersuchung zu der reiflichen Ueberzeugung von der absoluten Regierungsunfähigkeit des Herzogs Karl gelangt seien und deshalb die Regierung im Herzogthum Braunschweig für erledigt annähmen; ferner, daß die Regierung den Hausgesetzen gemäß auf Herzog Wilhelm als näch-

sten Agnaten mit allen verfassungsmäßigen Rechten und Pflichten eines regierenden Herzogs von Braunschweig übergegangen sei. Nachdem von diesem Abkommen dem Bundestage Mittheilung gemacht war, entspann sich eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob dasselbe von der Versammlung ausdrücklich anzuerkennen oder ob nur Kenntniß davon zu nehmen sei. Bevor hierüber noch entschieden war, trat Herzog Wilhelm mittelst Patentes vom 20. April der getroffenen agnatischen Anordnung gemäß die Regierung definitiv an und machte hiervon dem Bundestage Anzeige. Der österreichische Präsidialgesandte rügte diese Handlungsweise als eine vorgreifende; Preußen trat ihm indessen kräftig entgegen. Es wurde hierauf der Beschluß gefaßt, daß der Vorgang lediglich im Protokolle zu verzeichnen, den Bundesregierungen aber die Beurtheilung desselben und alles Weitere anheimzustellen sei. Neun gegen acht Stimmen machten den Vorbehalt, daß durch die Anordnung des Herzogs von Braunschweig keinen begründeten Rechten und insbesondere nicht den Successionsrechten einer etwaigen Descendenz des Herzogs Karl präjudicirt werden könne.

Wir haben diese Hergänge, deren Einzelnheiten erst in neuerer Zeit an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen worden sind, hier darstellen zu dürfen geglaubt, weil dieselben nach mehreren Richtungen hin das politische Interesse in Anspruch nehmen. Insbesondere deshalb ist die Geschichte der braunschweigischen Revolution merkwürdig, weil sie, seitdem das Recht der Landstände zu bewaffnetem Widerstande aufgehört und das moderne Staatsprincip sich gegen das feudale durchgesetzt hat, den einzigen Fall bildet, daß ein deutscher Landesfürst lediglich durch eine aufständische Bewegung seiner Unterthanen ohne Mitwirkung einer auswärtigen Macht seiner Hoheit entsetzt wurde. Der deutsche Bund war nicht im Stande, das Legitimitätsprincip gegen den entschlossenen Willen eines kleinen Volkes zu schützen, und doch war der deutsche Bund recht eigentlich zur Wahrung dieses Princips eingesetzt. Wir sind Anhänger der Legitimität, — allerdings aus Gründen, die wir nicht der Theologie entnehmen, sondern aus historischen, der Betrachtung menschlicher Verhältnisse entnommenen Gründen. Die legitime Fürstengewalt ist eine der stärksten Mächte, die sich im menschlichen Leben geltend machen. Sie bedarf keines Schutzes von Außen her, sondern ist stark genug, gegen jede revolutionäre Gewalt sich selbst zu schützen, mit einer Beschränkung freilich. Die Legitimität ist meist nur durch legitime Fürsten gestürzt worden, und wo die legitimen Fürsten sie gestürzt haben, vermag keine fremde Gewalt sie zu stützen. Der deutsche Bund mußte bei aller Sympathie, die Friedrich Wilhelm III. und Metternich für die Legitimität hatten, anerkennen, daß in Folge einer Revolution des braunschweigischen Volkes der Thron des

Landes erledigt sei. Es wurde allerdings der Versuch gemacht, diesem Acte eine rechtliche Basis zu geben, indem man den Herzog für absolut unfähig zur Regierung erklärte und diese Unfähigkeit aus moralischen Gründen herleitete. Moralische Unfähigkeit zur Regierung ist aber kein staatsrechtlicher Begriff; sie hat weder Kriterien, an denen sie erkannt, noch Richter oder Sachverständige, von denen sie geprüft werden kann. Die Wahl jenes Ausdrucks bekräftigt vielmehr nur von Neuem, daß Fälle eintreten, in denen die Sittlichkeit gegen den Bestand von Rechtsverhältnissen reagirt, sobald diese Träger der Unsittlichkeit geworden sind. Die kurhessische Regierung bestritt vom Standpunkte des monarchischen Princips den verhaßten Bundesbeschluß und zwar siegreich für jeden, der lediglich aus Gesichtspunkten des positiven Staatsrechts die Angelegenheit betrachtete; allein auch sie vermochte der vollendeten Thatsache gegenüber nicht, die Wiedereinsetzung des Herzogs Karl zu beantragen, und kam nicht darüber hinweg, die Einsetzung einer neuen Regierung anzuerkennen.

Das sehr umfangreiche Werk, dem wir uns in dieser Darstellung angeschlossen haben, ist anonym erschienen; indessen ist es aus mehrfachen Anführungen, die in demselben vorkommen, unverkennbar, daß es von dem Professor Ilse in Marburg herrührt, in dessen Händen sich bekanntlich ein Theil des actenmäßigen Materials zur Bundesgeschichte befindet.

Die militärische Action in Schleswig.

Zum erstenmal seit funfzig Jahren hat Deutschland das Schauspiel gesehen, daß die Waffen seiner beiden Großmächte in der blutigen Gemeinschaft der Ehre und des Siegs gegen einen Feind Deutschlands getragen worden sind. Es war ein wunderbarer Wiederhall, den dieser erste glückliche Waffengang im Vaterlande fand. In den Jubel der befreiten Brüder im Norden mischte sich überall die freudige Anerkennung des deutschen Volkes; die rasche That hatte mit Einem Schlage die Stimmungen umgewandelt; aus hoffnungslosem Parteihader athmeten eine Weile lang Alle wieder auf, denn zu dem Einen, was Alle wollten, schien ja nun der sichere Weg betreten. Das Mißtrauen in die Ziele der Politik, die das Schwert gezogen hatte, trat einen Augenblick zurück, denn das Schwert hat ja sein eigenes Gesetz, es kann — so hoffte man — nicht preisgeben lassen, was es eben erst theuer errungen hat. Es war ein Traum, den das ganz Ungewohnte des Schauspiels erklären mag, auf den aber schon in der ersten Woche nach dem Sieg einige Ernüchterung folgte. Und jetzt stehen wir vor einem zweiten Waffengang. Er wird — hoffen wir es — im vollen Lauf sein, ehe noch diese Zeilen vor den Leser kommen, er wird zu einem zweiten blu-

tigeren Siege führen; — aber zum zweitenmale wird über dem Feld des Sieges das Gespenst des Zweifels aufsteigen, ob nicht der guten Sache die Frucht des Sieges verloren gehen werde. Dennoch liegt in dem, was die Waffen gethan haben und noch thun, für jetzt fast die einzige Hoffnung auf eine bessere Wendung; und selbst, wenn für diesmal diese Hoffnung getäuscht werden sollte, so behalten die Ehrentage der deutschen, der preußischen Waffen ihren Werth, sie behalten ihn für das Heer und für das Volk, sie sind ein Keim, in die Geschichte des Vaterlandes eingesenkt, der nicht ganz verloren gehen kann. So scheint es aus jedem Gesichtspunkt geboten, daß wir uns über jene erste ehrenvolle Waffenthat in ihrem Zusammenhang Rechenschaft geben; wir versuchen dazu einen Beitrag zu bringen, so sehr wir uns der Mängel und Lücken bewußt sind, welche zur Zeit noch von einer solchen Arbeit unzertrennlich sind.

Ueberblicken wir zunächst die Einleitungen zur eigentlichen Kriegshandlung. Es kam auf zwei Dinge an: Feststellung der nothwendigen Macht, schnelle Versammlung derselben an der Grenze des Kriegsschauplatzes. Die erstere wurde in runder Summe auf 40,000 Preußen und 20,000 Oesterreicher bestimmt; zwar scheint es nicht, daß man diese Stärke und Zusammensetzung gleich von Anfang im Auge hatte, denn die preußische Gardedivision wurde etwas später mobil gemacht, als die übrigen Truppentheile, doch geschah es jedenfalls noch früh genug, und die Gesammtstärke hat sich als richtig erwiesen. Die Schätzung war freilich in diesem Falle nicht sehr schwer. Man konnte die dänische Armee, die zur Vertheidigung der Dannewerkstellung bereit stand, auf 30 bis 40,000 Mann anschlagen; eine Uebermacht, die fast das Doppelte erreichte, zumal an Truppen, die im Durchschnitt dem Gegner auch an Güte überlegen sind, mußte bei der übermäßigen Ausdehnung der Stellung zu ihrer raschen Wegnahme genügen. Auf die Sicherung von Holstein brauchte man zunächst keine Rücksicht zu nehmen, da es von 12,000 Bundestruppen besetzt war; Nachschub nach Eroberung der Dannewerkstellung war ohne Schwierigkeit zu erhalten; zunächst kam es darauf an, diese Eroberung, mit der zugleich fast ganz Schleswig gewonnen war, in kürzester Zeit durchzuführen. Damit erhielt zugleich die an sich schon natürliche Forderung, die Armee nicht über das nothwendige Maaß hinaus stark zu machen, noch besonderen Nachdruck; denn im Verhältniß der wachsenden Zahl mußte sich auch mit den wachsenden Schwierigkeiten des Transports und der Verpflegung der Anfang der Action hinausschieben. Wir berühren diese an sich so natürlichen Dinge darum, weil in der Militärliteratur der Grundsatz: „man kann im Kriege nie stark genug sein," noch so häufig ganz ohne Rücksicht auf die harte Wirklichkeit, die ihn einschränkt, gehandhabt wird. Namentlich, wo es auf Combinationen und Entwürfe ankommt, sind die Militärschriftsteller oft gar zu freigebig mit Zahlen; auch in unserer Frage hat man sie in die unerschöpfliche Fundgrube der zwanzigfachen Uebermacht Deutschlands hineingreifen und 100,000 Mann als das Minimum zur siegreichen Beendigung des Krieges mit Dänemark verlangen sehen. Wir halten diese Zahl vielmehr für das Maximum und glauben, daß in jedem Stadium des Krieges auch 90,000 Mann, die Besatzung von Holstein mit eingeschlossen, vollkommen genügen, so daß es in jedem Falle absolute Verschwendung wäre, über

100,000 Mann, einschließlich der Bundestruppen, hinauszugehen. So ganz ohne Verdienst war also die Feststellung der Macht für den ersten Angriff doch nicht. Und weiter sei hervorgehoben, wie die Bereitstellung der einmal bezeichneten Truppenkörper vollständig genügte, die festgestellte Gesammtzahl zu erreichen, wie genau also die Berechnung mit der wirklich ausrückenden Stärke stimmte. Es ist das freilich noch durchaus kein Lob, wo nur der achte bis zwanzigste Theil beider Armeen in Bewegung kam; doch liegt für Preußen eine erfreuliche Probe auf die Reorganisation des Heeres darin. Je mehr diese große Maaßregel aus anderen Gesichtspunkten in diesen Blättern bekämpft werden mußte, um so bereitwilliger haben sie stets das Verdienst anerkannt, daß die Schlagfertigkeit der Feldarmee erst durch sie auf den Grad erhoben ist, den die politische Stellung Preußens in Europa verlangt. Für diese Ansicht ist jetzt der praktische Beweis geliefert: die jüngste Mobilmachung hat meist bestimmte, in sich geschlossene Heertheile mit alten und neuen Regimentern in den Krieg geführt; mit derselben Schnelligkeit also würde die ganze Armee mobil gemacht werden können.

Auch die rasche Hinüberführung der bestimmten Macht nach dem Kriegsschauplatz entsprach einem Plane, der auf eine entschiedene Action angelegt war. Die 6. preußische Division, die 2. des 3. Armeecorps, wovon eine Brigade bereits in und bei Lübeck stand, wurde in der Priegnitz, zwischen der Elbe und der mecklenburgischen Grenze versammelt und sollte zum größten Theil durch Mecklenburg den Marsch nehmen; die 13. Division, die 1. des 7. Armeecorps, wurde zwischen Bielefeld und Minden an der Eisenbahn vereinigt, um durch Hannover nach Hamburg zu fahren; die 2. Gardedivision sollte aus ihren Garnisonen, in der Gegend von Berlin und aus Königsberg, am Ende des ganzen Heereszuges befördert werden. Das 6. österreichische Armeecorps, von welchem etwa der vierte Theil bereits in Hamburg stand, scheint bei Wien und an der mährischen Eisenbahn versammelt worden zu sein. Am 19. Januar begann die Bewegung; doch konnte, wie es scheint, die regelmäßig ineinandergreifende Förderung der Bahnzüge erst am 20. und 21. beginnen; am 22. traf der erste Zug Oesterreicher in Breslau ein; am 29. war die Bewegung der Truppen in der Hauptsache beendet, nur einzelne Theile der Gardedivision, sowie Transporte für Verpflegung, Lazarethwesen und andere Armeebedürfnisse folgten noch nach. Es wäre eine besondere Aufgabe, die ganze Bewegung mit ihren Erfahrungen bis in's Einzelne darzustellen; nur beispielsweise sei hervorgehoben, daß die preußische Eisenbahn innerhalb 8 Tagen ungefähr 15,000 Oesterreicher mit ihrem Armeematerial die 150 Meilen von der schlesischen Grenze nach Hamburg, und außerdem 6 bis 8000 Preußen mit ebenfalls bedeutendem Material die 50 Meilen von Berlin nach Hamburg beförderte. Es kamen in dieser Zeit 62 oder 64 Extrazüge, also im Durchschnitt acht jeden Tag, in Hamburg an; der Zug scheint in der Regel 1 Bataillon Infanterie mit Stab, 900 Köpfe und 30 bis 50 Pferde, oder 1 bis 1½ Schwadronen Reiterei mit 180 bis 220 Mann und Pferden, oder 1 Batterie mit 6 bis 8 Geschützen, 110 bis 130 Mann und 60 bis 150 Pferden, oder ¾ bis 1 Munitionscolonne mit 16 bis 24 Wagen, 120 bis 140 Mann und 120 bis 150 Pferden geführt zu haben. Dabei wurde der regelmäßige Verkehr auf der Eisenbahn nicht unterbrochen,

nur ein Theil der Güterzüge fiel aus. Aehnlich, wenn auch wegen der geringeren Zahl der beförderten Truppen nicht so bedeutend, waren die Leistungen auf der österreichischen und hannoverschen Bahn. Um das Ganze zu würdigen, muß man sich erinnern, daß die definitiven Verabredungen, namentlich bezüglich der oberschlesischen, niederschlesisch-märkischen und Berlin-Hamburger Bahn erst nach dem Bundesbeschluß vom 14. Januar beginnen konnten, da vorher zum Theil andere deutsche Bahnen zur Beförderung in Aussicht genommen waren. Man muß sich ferner erinnern, was dazu gehört, bis nur die Hauptpunkte: die Zahl und ungefähre Fassungskraft der Züge, ihre Aufeinanderfolge in der Zeit, das rechtzeitige Eintreffen der einzelnen Truppentheile geregelt sind, und wie dann doch wieder in hundert einzelnen Fällen besondere Nachhülfe nöthig wird. Generalstab und Eisenbahnverwaltungen haben hiernach ihre Aufgabe in tüchtigem Zusammenwirken erfüllt, und zwar sicherlich nicht etwa darum, weil dicke Transportreglements beständen; sondern darum, weil jede Behörde innerhalb ihres Wirkungskreises selbständig zu verfahren wußte. Wie sehr aber der Schnelligkeit der ganzen Bewegung die Eisenbahn zu Hülfe kam, mag man aus der Einen Erwägung entnehmen, daß die 15,000 Oesterreicher, wenn sie marschiren mußten, zur Strecke von der schlesischen Grenze bis Hamburg bei der jetzigen Jahreszeit statt 8 mindestens 40 bis 45 Tage gebraucht hätten.

Bis zum 29. Januar also waren die Hauptmassen der verbündeten Armee in Holstein eingerückt; bis zum 31. schoben sie sich nach der schleswigschen Grenze hin zusammen: und zwar der rechte Flügel unter dem Prinzen Friedrich Karl dem Eiderkanal gegenüber von Kiel bis Wakendorf, der Prinz mit seinem Stab in Kiel; der linke Flügel unter dem Feldmarschalllieutenant von Gablenz zwischen Rendsburg und Neumünster, der Commandirende in Rendsburg. Feldmarschall Wrangel nahm sein Hauptquartier hinter der Mitte der Armee und zwar am 30. Januar in Bordesholm, am 31. in Enkendorf. Die Armee hatte nunmehr die nachfolgende Stärke und Zusammensetzung, wobei die später eingetroffenen Theile der preußischen Gardedivision gleich mitgerechnet sind, weil sie an der Entscheidung noch meist Theil nahmen und ihr späteres Eintreffen diese in keiner Weise verzögert hat.

Den rechten Flügel bildeten: Die 6. und die 13. preußische Division, nebst einer größeren Masse besonders zugetheilter Specialwaffen, in 4 Brigaden oder 8 Regimentern: 24 Bataillone Infanterie und 1 Bataillon Jäger zu 802 Mann; 2 Pionierbataillone zu 840 Mann, 32 Schwadronen zu 150 Mann; 4 (oder 6?) gezogene sechspfündige Batterien, 4 Haubitzbatterien zu 8 Geschützen, 4 reitende kurze zwölfpfünder Batterien zu 4 Geschützen, 2 (oder 3?) 12pfünder Fußbatterien zu 8 Geschützen, 1 Positionsbatterie von 6 langen gezogenen Zwölfpfündern, zusammen 16 Batterien mit 86 Geschützen, die Batterie zu 140 bis 180 Mann. Im Ganzen, die Officiere eingerechnet, an Streitenden in runder Summe 30,000 Mann.

Den linken Flügel bildeten einmal: Das 6. österreichische Armeecorps, in 4 Brigaden oder 8 Regimentern: 16 Infanterie- und 2 Jägerbataillone zu 900 Mann; 12 bis 18 Schwadronen zu 140 Mann; 6 (oder 5?) Batterien zu 8 Geschützen, 1 Pontontrain; zusammen 20,000 Mann. Sodann: die 2. preußische Gardedivision, unter Generallieutenant von Mülbe, in 2 Brigaden oder 4 Re-

gimentern: 12 Bataillone; 4 Schwadronen; 2 Batterien gezogener Sechspfünder, 2 Batterien langer gezogener Zwölfpfünder; zusammen 11,000 Mann mit 24 Geschützen.

In den Hauptergebnissen wird die hier angegebene Summe von der wirklichen Stärke nur sehr wenig abweichen, im Einzelnen bedarf sie noch mancher Ergänzung und Berichtigung. Es ist hier, so lange nicht ausreichende, officielle Angaben vorliegen, die volle Gewißheit um so weniger zu erlangen, als in beiden Armeen die Formationen zum Theil nicht unbedeutende Abweichungen von der bisherigen Regel aufweisen. So ist das preußische Bataillon nur mit 802 statt mit 1002 Mann an Unterofficieren und Soldaten ausgerückt, — eine Neuerung, die hoffentlich beibehalten wird, da sie für den Krieg zweckmäßiger und zugleich ein vermittelnder Schritt für die Durchführung der Heeresreform ist. Außerdem finden wir die gezogenen und die reitenden Batterien schon nach der neuen Artillerieorganisation vom 1. Mai 1862, die Haubitz- und die glatten 12-pfünder Batterien noch nach der früheren Einrichtung formirt. Bei den Oesterreichern sind die Regimenter nur mit 2 statt mit 3 Bataillonen ausgerückt und die Zusammensetzung des Armeecorps scheint theilweise ganz neu zu sein. Auffallend tritt bei dem rechten Flügel die starke Zutheilung von Reiterei, etwa 4800 Mann oder mehr als 1/7 des Ganzen, hervor. Bei den schwierigen Bodenverhältnissen der Herzogthümer wäre sie nicht gerechtfertigt, wenn sich nicht eben darin der Gedanke ausspräche, daß dieser Flügel von Haus aus zur Umgebung bestimmt und darum besonders für die Bewegung und Verfolgung ausgerüstet war. Auch jetzt, wo die Heere einen ausgedehnten Landstrich hinter sich haben, wird diese Reiterei gute Dienste leisten. Ein Nachschub an dieser Waffe wird nicht erforderlich sein, wohl aber an gezogenem Positionsgeschütz.

Es war ein gutes Zeichen für den beabsichtigten Ernst in der Kriegführung, daß der Erbe der preußischen Krone und mit ihm eine Anzahl anderer Prinzen das Hauptquartier begleiteten, während Prinz Friedrich Karl als commandirender General betheiligt war; auch der Chef des Generalstabs, Generallieutenant Vogel von Falkenstein, brachte den Ruf eines tüchtigen Officiers mit, dem überdies vom ersten dänischen Krieg her das Land bekannt war. Die Oesterreicher sendeten im Feldmarschalllieutenant von Gablenz, in den Generalen Nostiz und Gondrecourt, den Obersten Herzog Wilhelm von Würtemberg und Benedek, Officiere, die sich noch vor kurzem in Italien ausgezeichnet hatten; und auch die Auswahl der Regimenter, wie z. B. der beiden steyermärkischen: König von Belgien und Großherzog von Hessen, war offenbar von der Rücksicht auf ein erstes glänzendes Auftreten neben den Preußen bestimmt. In Bezug auf Ausrüstung und Bewaffnung, auf Formation und Ausbildung, auf Geist und Gehalt waren die verbündeten Truppen ihren Gegnern von Anfang an überlegen.

Die dänische Armee zählt auf vollem Kriegsfuß in 45 Bataillonen zu 870 Mann, die Officiere und Stäbe eingerechnet, rund 39,000 Mann Infanterie, welche 22 Regimenter, oder 9 Brigaden und 4 Reserveregimenter bilden; ferner 6 Regimenter Reiterei zu 6 Schwadronen von 120 Mann, 4300 Mann; ferner an Artillerie 15 Batterien zu 8 Geschützen, etwa 2600 Mann mit 120 Geschützen dazu die Positionsartillerie und das Pioniercorps giebt in Summa 47 bis 48,000

Mann. Die Streitmacht in der Dannewerkstellung war jedoch namhaft geringer; denn es waren das Gardebataillon und 2 holsteinsche Regimenter auf den Inseln, das lauenburgsche Regiment aufgelöst; es fehlten also 7 Bataillone, und ebenso scheinen an der Reiterei 10 Schwadronen, an der Artillerie 3 Batterien abgegangen zu sein, wonach nur 38 Bataillone und 26 Schwadronen mit 96 Feld- und etwa 100 Positionsgeschützen in der Stellung waren; eine Masse, die man höchstens zu 36.000 Mann anschlagen darf, da die volle Kriegsstärke sicherlich nur in wenigen Körpern erreicht war und überdies der harte Frost im Januar Krankheiten hervorgerufen hatte. Von dieser Armee scheint 1 Brigade bei Arnis und Kappeln, 1 Brigade bei Friedrichstadt gestanden zu haben, so daß für Schleswig und Missunde noch etwa 29,000 Mann blieben, doch ist von Friedrichstadt der größere Theil wohl noch vor der Entscheidung herbeigezogen worden. Unter der Infanterie war nach dem dänischen Wehrsystem fast die Hälfte der Bataillone seit Anfang December neu formirt; außerdem zählte sie 5 Regimenter, die zum Theil aus der Bevölkerung der Herzogthümer recrutirt waren. Der Oberbefehlshaber General de Meza hatte sich in dieser Stellung im Krieg noch nicht bewährt, sein Generalstabschef, Oberst Kaufmann, früher Curator der Universität Kiel, war noch weniger in der Praxis gerüstet. Dagegen ließ sich erwarten, daß sich die eigentlichen Dänen, wie sie immer gethan, tüchtig schlagen würden und daß in der ganzen Kriegführung ein Geist kräftiger, entschlossener Gegenwehr hervortreten werde, da die ganze Leidenschaft des Volkes um den gefährdeten Besitz und die bedrohte Machtstellung kämpfte.

Wir wenden uns zu den Kriegsereignissen selbst. Am 31. Januar sandte Feldmarschall Wrangel an den General de Meza, unter Beifügung der am 16. Januar in Kopenhagen überreichten Note, die Aufforderung zur Räumung von Schleswig; es kam die Antwort zurück, daß der Gewalt Gewalt begegnet werde. Feldmarschall Wrangel kündigte sofort den Schleswigern in einer Proclamation das Einrücken der verbündeten Armee an; Prinz Friedrich Karl hatte schon am 28. Januar von Kiel aus sein Armeecorps in einer Ansprache auf einen raschen, entscheidenden Feldzug vorbereitet. Am 1. Februar früh zwischen 7 und 8 Uhr überschritt die verbündete Armee die Grenze von Schleswig. Der rechte Flügel ging bei Levensau auf der Hauptstraße von Kiel nach Eckernförde, sowie bei Landwehrbrücke, Königsförde und Sehestedt über den Eiderkanal. Die dänischen Vorposten wichen überall ohne Widerstand zurück; erst als sich die Colonnen von verschiedenen Seiten her Eckernförde näherten, machten sie hier und da den Versuch, sich zu behaupten. Zwei dänische Kriegsschiffe, die Schraubencorvette Thor von 12 und der Kanonenschooner Esbern Snare von 3 Geschützen suchten die dicht am Meere hinführende Straße nach Eckernförde zu beschießen; sofort fuhren auf der Anhöhe bei Kiekut zwei Batterien gezogener Geschütze dagegen auf und schon nach 6 Schüssen nahmen die Dänen mit den Fahrzeugen wieder ihren Lauf nach dem hohen Meere; es waren im Ganzen auf 3 bis 4000 Schritt Entfernung 20 bis 25 Schüsse von jeder Seite geschossen. Nach 12 Uhr erreichten die Truppen von jeder Seite Eckernförde, während gleichzeitig die linke Seitencolonne über Gettorf heranrückte; das 1. Bataillon des 3. brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 20 war bei Ro-

schau auf das 18. dänische Bataillon, Seeländer, gestoßen und hatte es mit raschem Angriff in Unordnung zurückgetrieben. Am Nachmittag ging die Avantgarde ohne weiteren Widerstand durch Eckernförde und besetzte Borby. Das Corps stand am Abend auf der Linie Borby, Groß Wittensee, die Vorposten gegen Hütten und Osterby vorgeschoben; die verschiedenen Truppentheile werden 4 bis 6 Stunden Weges zurückgelegt haben. Es hatte keinen Verlust, die Dänen mögen im Ganzen 30 Mann verloren haben. — Noch leichter erwies sich die Aufgabe für den linken Flügel der Armee. Die Brigaden Gondrecourt und Nostiz überschritten in und bei Rendsburg, zum Angriff auf das Kronwerk geordnet, die Eider; doch die Dänen gingen zurück, es wurden nur einige unschädliche Schüsse gewechselt. Bei Duvenstedt und Sorgbrück nahmen die Oesterreicher Stellung, die Vorposten an der Sorge. Die Truppen mochten 2 bis 4 Wegstunden zurückgelegt haben. Feldmarschall Wrangel legte das Hauptquartier nach Rendsburg.

Der 2. Februar sollte für die Preußen ernster werden. Die Dänen hatten die Linie der Osterbeck von Kochendorf bis Holm zwischen dem Windebyer Noor und der Schlei durch Schanzen, Verhaue, Ueberschwemmungen zur Vertheidigung eingerichtet. Ein dauernder Widerstand ließ sich freilich nicht darin erwarten, da sie durch die Besetzung von Eckernförde im Rücken bedroht war. Nach 8 Uhr Morgens brach die Avantgarde, das 2. westphälische Infanterieregiment Nr. 15 mit Reiterei und Geschütz von Moschau gegen Kochendorf auf; etwas später rückte die Colonne des rechten Flügels, die 11. Infanteriebrigade mit 3 Schwadronen Husaren auf dem Wege von Eckernförde nach Kosel vor; die Hauptmasse der 13. Division und die 12. Brigade sollten der Avantgarde bis Möhlhorst folgen. Die Vortruppen gelangten ohne Widerstand in die Nähe des Missunder Brückenkopfs; sobald er recognoscirt war, so gut es bei dem trüben Wetter gehen wollte, entschloß sich Prinz Friedrich Karl zum Versuch, ob er zu nehmen sei. Die Masse der Artillerie war über Eckernförde im Anmarsch; gegen 1 Uhr kam sie nach und nach heran und wurde zur Beschießung der Werke vorgezogen. Es kamen 4 gezogene Sechspfünder, 3 Haubitz-, 4 reitende, 1 zwölfpfünder Batterie, also 72 Geschütze in's Feuer; die dänischen Geschütze von schwerem Caliber in den Werken diesseits der Schlei wurden auf 24, jenseits auf 6 geschätzt. Die dänischen Plänkler waren auf dem rechten Ufer der Koseler Au vorgeschoben und beschossen die von Kosel heranrückenden preußischen Colonnen in der rechten Flanke, wurden aber bald bis zur Ornumer Mühle zurückgeworfen. Die preußische Artillerie entwickelte sich auf dem freieren Terrain westlich der Coseler Straße, zuerst auf 1800 Schritte von den Werken, dann rückte sie bis auf 1200 und 900 Schritten heran; an Infanterie standen 5 oder 6 Bataillone des 3. und 4. brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 60 und 24, sowie des 2. westphälischen Regiments Nr. 15 in der Nähe der Geschütze zum Sturm bereit; Plänklerschwärme waren bis auf 500 und zum Theil auf 250 Schritte gegen die Werke vorgeschoben. Das Feuer drängte sich auf einen Raum von höchstens 1000 Schritten in der Breite zusammen; in wenig gedeckter Stellung bestand die preußische Artillerie mit rühmlicher Standhaftigkeit und Ausdauer ihre erste Probe. Doch das nebelige Wetter ließ die Erfolge nicht so deutlich

erkennen, wie es zur Correctur der Richtung u. s. w. nöthig gewesen wäre, und die Dänen antworteten lange mit ungeschwächter Kraft, obwohl man Feuersäulen aus dem Inneren des Brückenkopfes aufsteigen sah. Endlich schien ihr Feuer nachzulassen; der Prinz benutzte den Augenblick und ließ die Infanterie vorgehen: zur Linken ein Bataillon als Plänkler, in der Mitte ein Bataillon in geschlossener Ordnung, rechts eine Colonne, welche versuchen sollte, über das Eis der Schlei in die Kehle des Brückenkopfes zu kommen. Der Sturm blieb indessen ohne Erfolg; die Werke waren nicht hinreichend zerstört, es fehlte an Leitern und anderem Werkzeug zur Ueberschreitung der Gräben, das Eis der Schlei erwies sich nicht fest genug. Die Infanterie mußte zurück; kurze Zeit noch setzte die Artillerie das Feuer fort; dann, um 4 Uhr etwa ließ der Prinz das Gefecht abbrechen; der Rückzug aus dem Feuer geschah mit der Ordnung wie auf dem Exercierplatz. Der Verlust war 3 Officiere 20 Mann todt, 9 Officiere 147 Mann verwundet; im Ganzen 12 Officiere 167 Mann 46 Pferde. Das Gefecht entwickelte sich, wie man bis jetzt annehmen muß, ohne vorher bestimmten Plan aus den Umständen; die unmittelbare Leitung auf dem Felde, der Gebrauch der Artillerie und Infanterie scheint richtig gewesen zu sein; während der Kampf allerdings wie ein Schritt über den Zusammenhang der übrigen Operationen hinaus erscheint; immerhin indessen durfte die glänzende Aussicht, Ueberrumpelung des Brückenkopfes und damit Sprengung der ganzen feindlichen Stellung auf den ersten Schlag wohl dazu verleiten.

Das Corps von Gablenz unternahm an diesem Tage nichts von Bedeutung; den Grund wissen wir nicht, denn die Hauptmasse konnte jedenfalls zum Vorgehen hinreichend versammelt sein, wenn auch einzelne Theile noch zurück waren. Am 3. Februar gegen 9 Uhr brach das Corps aus seinen Cantonnirungen auf: in der Mitte, den anderen Truppentheilen voraus, die Brigade Gondrecourt, über Brekendorf gegen Oberselk, gefolgt von der Brigade Nostiz; zur Rechten in der Richtung auf Geltorf die Brigade Thomas, zur Linken in der Richtung auf Jagel, Groß- und Klein Rheide die preußische Gardedivision. Die Disposition scheint eine Recognoscirung bis zur Dannewerkstellung vorgeschrieben zu haben. Die Brigade Gondrecourt hatte das 18. Jägerbataillon, 1 Zug Lichtenstein-Husaren, 2 Geschütze und 1 Pionierabtheilung als Avantgarde vor sich, die 4 Bataillone der Regimenter König von Preußen Nr. 34 und Martini Nr. 38 nebst 6 Geschützen der Brigade und einer weiteren Batterie von 8 Geschützen folgten als Gros. Nördlich von Brekendorf führte Oberst Benedek das 1. Bataillon König von Preußen links gegen Lottorf und von da, die Eisenbahn überschreitend, gegen Jagel. Unterdessen rückte die Avantgarde auf Oberselk; es zeigten sich 2 dänische Schwadronen, die nach einigen Schüssen zurückgingen; vor dem Dorf aber stieß die Avantgarde auf feindliche Infanterie und Artillerie, die ein lebhaftes Feuer eröffneten. Die Avantgarde durch 1 Bataillon und 6 Geschütze verstärkt, ging nach kurzem Feuer zum Angriff vor und die Dänen wichen nach Oberselk zurück. Das Dorf und die dahinter liegende Anhöhe, der Königsberg, schien mit etwa 6 Bataillonen und 1 oder 2 Batterien besetzt; General Gondrecourt zog noch die 2. Batterie vor und entwickelte links das 18. Jägerbataillon und das 2. Bataillon König von Preu-

ßen, rechts das Regiment Martini zum Angriff. Die Dänen feuerten mit Ruhe und Sicherheit, räumten aber, sowie sich die stürmenden Colonnen näherten, ihre Stellung. Die zwei österreichischen Batterien gingen sofort auf den Königsberg vor und richteten ihr Feuer gegen eine neu erbaute, mit schwerem Geschütz bewaffnete dänische Schanze bei Wedelspang; die Infanterie ging muthig gegen das Dorf vor, und nahm es, wobei ein verlassenes Geschütz und zwei Compagniefahnen in ihre Hände fielen; ein Versuch auf die Schanze hatte keinen Erfolg. Inzwischen war auch Jagel genommen worden. Die Oesterreicher fanden es vom 2. Bataillon des dänischen 21. Regiments besetzt und wurden zuerst von einer am Bahnhof bei Oberselk aufgestellten Feldbatterie sehr belästigt. Als deren Feuer in Folge des Hauptgefechtes bei Oberselk schwächer wurde, konnte der Angriff gegen das Dorf geschehen. Er wurde von der 10. Compagnie des 4. preußischen Garde-Grenadier-Regiments, das auf der Chaussee heranrückte, unterstützt; als zum zweitenmal angesetzt wurde, gaben die Dänen nach tapferem Widerstande das Dorf auf und wichen über den Klosterkrug zurück. So waren die Dänen auf allen Punkten bis zum eigentlichen Dannewerk zurückgeworfen; der Königsberg war besetzt, die Vorposten lagen im Kograben, Wedelspang, als zu weit vorgeschoben, wurde geräumt; des Abends wurden die erschöpften Truppen von der Brigade Nostiz abgelöst. Worin das Ergebniß, wie ein Bericht im Preuß. Staatsanzeiger sagt, über die Disposition hinausging, ist nicht verständlich; das Gefecht wurde soweit durchgeführt, als es nöthig war, wenn überhaupt etwas erreicht werden sollte; einzelne Stöße über die Grenze hinaus, wie der Versuch auf Wedelspang, kommen bei dergleichen Anlässen immer vor. Der Verlust war bedeutend und legte Zeugniß vom Ernst des Kampfes ab: es waren 10 Officiere 187 Mann todt, 20 Officiere, darunter Oberst Benedek, und 302 Mann verwundet, 30 Mann vermißt; zusammen 30 Officiere 519 Mann; an Todten und Verwundeten ungefähr der neunte Mann der im Gefecht gewesenen Truppen.

Feldmarschall Wrangel hatte sein Hauptquartier am 2. Februar nach Damendorf verlegt; dem eben erzählten Gefecht wohnte er mit den Prinzen und dem Großherzog von Mecklenburg bei, auch Prinz Friedrich Karl war Nachmittags aus seinem Hauptquartier Hemmelmark bei Eckernförde herübergekommen. Es scheint, daß hier in oder bei Oberselk, nach Beendigung des Gefechtes, die ersten Besprechungen über die weiteren Operationen stattfanden. Es hatte sich gezeigt, daß weder am Dannewerk noch bei Missunde auf ein rasches Durchdringen zu rechnen war, also mußte der Uebergang über die Schlei weiter unterhalb, in der Gegend von Arnis und Kappeln, versucht werden. Prinz Friedrich Karl, der sein Corps bei Eckernförde, seine Vorposten bei Missunde hatte, konnte am folgenden Tage die Vorbereitungen dafür treffen; während gleichzeitig die Einleitung zum Angriff auf das Dannewerk geschah. Ohne Zweifel wurden etwa am 4. Februar zum Behuf des Ueberganges über die Schlei Recognoscirungen unternommen: wenn hauptsächlich die Landeseinwohner dafür beigezogen und alles Aufsehen vermieden wurde, so war dies jedenfalls das Richtige, da sich die Ausführbarkeit doch erst an Ort und Stelle unter den Arbeiten des Ueberganges selbst erweisen mußte. Unter den übrigen Maaßregeln ist die sehr zweck-

mäßige Aufbietung von Bootsleuten mit ihren Booten aus Kiel und Eckernförde hervorzuheben, der mit großer Bereitwilligkeit Folge geleistet zu sein scheint. Dem Dannewerk gegenüber besetzte am 3. Februar die preußische Garde nach kurzem Kampf Klein-Rheide, während die Brigade Thomas zur Rechten Infanterie und Artillerie bis Fahrdorf vorschob. Gegen die Stellung auf dem Königsberg eröffneten die Dänen am 4. Februar aus der Schanze Nr. 10 und einer anderen neu armirten ein anfangs lebhaftes Feuer, das jedoch, da die Oesterreicher nur etwa mit 6 Schüssen antworteten, allmählich nur noch in Pausen laut wurde. In der Nacht zum 5. Februar trat Frost und starkes Schneegestöber ein und es konnte, vom Feinde unbemerkt, auf dem Königsberg die Stellung für die 12 langen gezogenen Zwölfpfünder der Gardedivision eingeschnitten werden. Gleichzeitig wurde eine preußische gezogene Batterie bei Fahrdorf in Stellung gebracht. Es war diese Batterie, welche am 5. Februar die dänische Batterie auf der Möveninsel beim Vollfuß zum Schweigen brachte: dieser Mittheilung steht freilich eine andere, auch in den Preuß. Staatsanzeiger übergegangene gegenüber, wonach dieses Verdienst einer österreichischen Zwölfpfünder-Batterie zukäme; allein es muß um so entschiedener der preußischen Artillerie zugeschrieben werden, als die Entfernung von Fahrdorf nach dem Mövenberg mindestens 2500 Schritte beträgt, eine Entfernung, auf welche glatte Zwölfpfünder diesen Erfolg in so kurzer Zeit nicht erreichen konnten. Unter dem Schutz dieses Feuers scheint es auch dem Regiment Coronini gelungen zu sein, seine Vorposten auf den Damm von Hadeby zwischen der Schlei und dem Selker Noor vorzuschieben, von wo der weitere Angriff in die linke Flanke und den Rücken der Dannewerkstellung führen mußte. So war für den 6. Februar Alles zu einer kräftigen Beschießung dieser Stellung vorbereitet. Sie sollte, wie der Bericht des Feldmarschall Wrangel sagt, während der vom Prinzen Friedrich Karl beabsichtigten Umgehung den Feind hier festhalten; zugleich sollten die Truppen concentrirt werden, um den Feind, sowie er zurückgehe, kräftig zu verfolgen. Eine österreichische Brigade erhielt Befehl, nach Missunde zu marschiren, zur Unterstützung der dort zurückgelassenen preußischen Vorposten. Inzwischen war der Uebergang über die Schlei bereits im Werk.

Prinz Friedrich Karl hatte seine Anordnungen dahin getroffen, daß die Infanterie der Avantgarde und die 12. Infanteriebrigade von Röder, beide unter dem Befehl des Generallieutenant von Manstein, bei Kappeln die Schlei auf Booten überschreiten und das jenseitige Ufer vom Feinde säubern sollten; unter dem Schutze der übergegangenen Truppen sollte dann der Brückenschlag für das Corps bei Arnis erfolgen. Die Truppen erhielten seit dem 3. der Anstrengungen und des Wetters wegen doppelte Verpflegung. Am 5. Februar früh setzten sich aus der Gegend von Eckernförde zuerst die genannten Truppentheile mit Artillerie und einem Pontontrain in Bewegung, um 8½ Uhr brach der Prinz mit dem Hauptquartier vom Hemmelmark auf, das Gros folgte, das Feldlazareth schloß den Zug. Mühsam, unter zeitweisem Schneegestöber wand sich die lange Colonne durch die heckenumsäumten, halb aufgeweichten, halb gefrorenen Wege von Schwansen. Von Eckernförde nach Arnis sind etwa 4½, nach Kappeln 5¼ Stunde; um 3 oder 4 Uhr traf die Avantgarde in der Gegend von Kappeln,

etwas später das Hauptquartier in Karlsburg ein, einem Jagdschlosse, Arnis schief gegenüber, das einem Bruder König Christian's IX. gehört; bis spät in die Nacht rückten nach und nach die Truppen ein. In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen. Nördlich von Arnis wurden 3 Batterien aufgefahren, welche gegen die Annäherung feindlicher Kriegsschiffe die Schlei der Länge nach bestreichen und zugleich das jenseitige Ufer beherrschen konnten; zu letzterem Zweck wurde südlich von Arnis auch 1 Haubitzbatterie aufgestellt; die Truppen mußten ohne Feuer und Licht bivouakiren. Man erwartete ein scharfes Gefecht, da man am Nachmittag zu sehen glaubte, wie der Feind in die Schanzen bei Arnis und Kappeln noch Geschütze zu den vorhandenen einführe. Indessen brachten schon um 8 Uhr Abends Bürger aus Kappeln die Nachricht herüber, daß die Dänen abgezogen seien; die Brigade Röder setzte im Laufe der Nacht auf Kähnen über die Schlei und nahm Stellung zum Schutz des Brückenschlags. Um 1 Uhr kam durch Schiffer von Arnis in's Hauptquartier die Botschaft, daß der Feind auch dort, nachdem er seine Geschütze vernagelt, die Schanzen geräumt habe; sofort wurde die Avantgarde auf Booten nach Arnis übergesetzt, um dem Feinde zu folgen. Seit Mitternacht etwa konnten Bivouakfeuer gestattet werden. Morgens bald nach 7 Uhr begann der Brückenbau. Es war eine schwierige Arbeit, der Meeresarm über 300 Schritte breit und 30 bis 40 Fuß tief, am Ufer entlang unsicheres Eis, die Annäherung auf dem glatten Boden überaus schwierig. Doch in geordnetem Gang, unter dem bewegten Leben, das sich am Ufer verbreitete, ging das Werk rasch von Statten; Joch an Joch legte sich die Brücke in gerader Linie über das Wasser; um 10 Uhr war sie mit 4 Böcken und 49 Pontons vollendet; eine österreichische Pontonnierabtheilung, die am Abend zuvor eingetroffen war, kam nicht mehr zur Verwendung. Um 10½ Uhr am 6. Februar begann der Uebergang, voran Prinz Friedrich Karl mit den beiden Prinzen Albrecht und dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, erst nach 4 Uhr war er vollendet. Aus der Umgegend waren die Angeln herbeigekommen, die Befreier zu begrüßen; bei den Soldaten waren die überstandenen Mühseligkeiten vergessen, sie waren voll Lust und Frische. Nach 11 Uhr erhielt der Prinz vom Oberbefehlshaber die Mittheilung, daß der Feind in der Nacht die Dannewerke geräumt habe. Sofort wies er die Avantgarde und die unter Generalmajor von Münster ihr zugetheilte Cavallerie an, den Marsch nach Flensburg mit Daransetzung aller Kräfte zu beschleunigen; die 6. Infanteriedivision und die Reserveartillerie sollten der Avantgarde über Wittkiel folgen, die 6. Division den Weg über Rabenkirchen und Boel einschlagen. Das fast 7 Stunden entfernte Flensburg noch an diesem Tage zu erreichen, war unmöglich; die Avantgarde scheint 4½ Stunden weit bis in die Gegend von Hardesby gekommen zu sein; der Prinz nahm am Abend sein Quartier in Sterup, 3 Stunden von Kappeln.

Es ist kein Zweifel, daß die Räumung der Dannewerkstellung hauptsächlich durch die rasche Umgehung veranlaßt worden ist, die wir so eben zu schildern versuchten. Dem dänischen Oberbefehlshaber blieb keine andere Wahl mehr, wenn er nicht eine Schlacht versuchen wollte, die seine Armee vernichten konnte. Der Verlauf, soweit er sich bis jetzt erkennen läßt, war folgender. Noch in der

Nacht zum 4. Februar, so sagte der Ministerpräsident Monrad in der Sitzung des Reichsraths vom 7. Februar, hatte Oberst Kaufmann dem Minister, der mit König Christian IX. in Schleswig war, seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Stellung vertheidigt werden müsse; am Nachmittag des 5. gewann General de Meza, wie es scheint, die Ueberzeugung, daß eine Umgehung über Arnis und Kappeln mit der versammelten Kraft des preußischen Corps beabsichtigt sei. Er griff zum besten Mittel, um in schwankender Lage den Entschluß für das Zurückweichen zu decken, er berief einen Kriegsrath. Dieser erklärte sich mit 10 gegen 1 Stimme für die Räumung. Die Motive waren freilich stark genug. Bei Kappeln und Arnis standen etwa 2000, bei Missunde 3 bis 4000 Mann, das Uebrige war bei Schleswig. Von da nach Arnis sind 6 Stunden, wozu beim damaligen Zustand der Wege ein Corps von 20,000 Mann mindestens 12 bis 14 Stunden bedurfte. Der Uebergang wurde, so mußte man sich sagen, von 25 bis 30,000 Mann unternommen; durfte man hoffen, ihm eine ebenbürtige Macht rechtzeitig entgegenwerfen zu können? Am Dannewerk und in Missunde mußte man mindestens 8 bis 9000, bei Friedrichstadt und Tönningen 2000 zurücklassen; es blieben also für den Kampf bei Arnis im äußersten Fall 22 bis 24,000 Mann. Ein Erfolg mit diesen war wohl denkbar, wenn man die Preußen mitten im Uebergang mit Uebermacht angreifen und vereinzelt schlagen konnte. Es war vielleicht möglich, noch bis zur Nacht durch Transport auf Wagen die Vertheidiger bei Arnis und Kappeln bis auf 5000 Mann zu verstärken; es war vielleicht möglich, wenn der Uebergang dennoch erzwungen wurde, die Uebergegangenen in der Frühe des 6. (es waren bis dahin die Brigade Röder und die Avantgarde mit 5 bis 6000 Mann) mit 12 bis 15,000 anzugreifen und in eine blutige Niederlage zu verwickeln. Allein der Erfolg des Treffens blieb doch jedenfalls sehr zweifelhaft; da die Zahl der Preußen nördlich der Schlei mit jeder Minute wachsen mußte und ihr Geschütz vom jenseitigen Ufer jedenfalls tüchtig mit drein sprach. Dazu der vom anstrengenden Dienst der letzten Tage abgehetzte Zustand der Truppen, der zusammengehalten mit der feindseligen Gesinnung der Einwohner schon der Bewegung die schwersten Hindernisse bereitete; dazu ferner der unzuverlässige Geist wenigstens in einzelnen Regimentern, der den Erfolg des Kampfes sehr in Zweifel stellen mußte. Und endlich die bedenklichen Folgen, wenn der Versuch mißlang. Es mußte, wenn er überhaupt gewagt wurde, die größte Energie und Ausdauer an den Kampf gesetzt, d. h. also auch der Rückschlag einer vollständigen Niederlage mit in Aussicht genommen werden. Der Rückzug auf Flensburg blieb freilich, da von Arnis dahin nicht weiter als von Schleswig ist. Allein ein Verlust von 5 bis 6000 Mann, die Demoralisation und halbe Auflösung der Armee, die Wegnahme der Düppeler Höhen, vielleicht selbst von Alsen, blieb doch das Geringste, was man in diesem Falle erwarten konnte. Das Alles freilich durfte vom Wagniß nicht abhalten, wenn sich's um die letzte Stellung der Dänen auf dem Festland gehandelt hätte; allein die Erhaltung der Armee, die Erhaltung von Düppel und Alsen mußte für die Dänen bei ihrer begründeten Hoffnung auf die Einmischung Europas zu ihren Gunsten, wie auf die Verschiedenheit in den Antrieben und Zielen ihrer Gegner wichtiger erscheinen, als

der mögliche Gewinn eines Treffens und die, im besten Falle doch nur vorübergehende Behauptung der Dannewerkstellung. Ein hervorragender Feldherr konnte alle diese Bedenken überwinden und im Vertrauen zu sich selbst sich dennoch für das Wagniß entscheiden; ein Kriegsrath konnte nur stimmen, wie es geschehen ist. Auch sind die starken Gründe für diese Entscheidung nicht blos in der Proclamation des Königs Christian's IX. an die Armee vom 9. Februar anerkannt worden; sondern in Kopenhagen selbst, wo im Anfang der Pöbel durch einen Straßenauflauf seine Mißbilligung auszudrücken beliebte, wird jetzt von der öffentlichen Stimmung die Räumung der Dannewerke gut geheißen. Die Ausführung geschah mit Geschick. Die Abtheilungen in Friedrichstadt und Tönningen, sowie in Arnis und Kappeln werden den Befehl zum Rückzug durch den Telegraphen erhalten haben; die ersteren benutzten natürlich die Eisenbahn Tönningen-Husum-Flensburg, die letzteren konnten leicht einen hinreichenden Vorsprung gewinnen, da die Schlei die Preußen aufhalten mußte. Nicht ganz so gut gelang die Sache bei dem Hauptcorps. Das Fuhrwesen soll um 6 Uhr den Abzug aus Schleswig begonnen haben, die Besatzung der Werke wäre bis auf die nöthigsten Posten um die nämliche Zeit zurückgezogen worden; die Hauptmasse hätte gegen 8 Uhr Abends den Rückmarsch aus Schleswig und Missunde angetreten, die Bataillone noch meist voll guten Muthes den „tapperen Landsoldaten singend." Allein es wurde doch Mitternacht, bis die letzten Bataillone die Stadt räumen konnten und trotz eines Vorsprunges von 10 bis 12 Stunden, den die Hauptmasse, von 8 Stunden, den die Nachhut hatte, rückte der Marsch auf der Einen Straße so langsam vorwärts, daß es den Oesterreichern möglich wurde, die Abziehenden zu ereilen.

Einige Stunden nach Mitternacht erhielt Feldmarschallieutenant Gablenz die zuverlässige Nachricht vom Rückzug der Dänen. Bürger von Schleswig hatten sie den Vorposten überbracht; die Gewißheit darüber mußten sie schon seit dem vorhergehenden Abend haben, doch es war wohl nicht möglich für sie, früher durchzukommen. Dazwischen spielt auch eine noch unaufgeklärte Geschichte von einem dänischen Officier, der um Mitternacht bei der Feldwache des Regiments Coronini eingetroffen sein und einen Waffenstillstand auf 48 Stunden begehrt haben soll: dann aber, als seltsamerweise die Bewilligung vom Feldmarschallieutenant auf 6 oder 8 Stunden eingetroffen wäre, verschwunden gewesen sein soll. Gleich danach wären die Bürger erschienen und nun hätten die Vorposten von Coronini längs des Dammes von Haddeby ihren Weg gesucht und wären so ohne Widerstand zuerst bis zur Stadt gelangt. Genug Feldmarschallieutenant Gablenz ließ sein Corps gegen 5 Uhr nach Schleswig aufbrechen. Dem Regiment Coronini, das nachher als Besatzung in der Stadt zurückblieb, folgten die Brigaden Nostiz und Thomas; die erstere mit einigen Schwadronen Lichtenstein-Husaren ging dann auf der geraden Straße nach Flensburg weiter, die letztere schlug die Seitenstraße zur Rechten, wahrscheinlich über Wedelspang und Backlund ein. Die Brigade Dormus nahm ihren Weg über Missunde; die Brigade Gondrecourt mit dem Rest der Cavalleriebrigade rückte nach Schleswig, hielt dort einige Stunden Rast und folgte dann auf der Hauptstraße. Die preußische Gardedivision marschirte zur Linken über Klein-Rheide

und Schuby den sogenannten Ochsenweg.*) Die Truppen wurden in der befreiten Stadt mit Jubel begrüßt. Die Dänen, welchen übrigens aus den letzten 8 Tagen ein bescheidenes musterhaftes Betragen nachgerühmt wird, hatten den Abend vorher „auf Nimmerwiedersehen“ Abschied genommen; doch erst jetzt als die langersehnten Deutschen da waren, erschien die Befreiung als zweifellose Gewißheit. Die Einwohner brachten herbei, was sie an Erfrischungen zur Hand hatten und baten, daß die Truppen bei den Bürgern einquartirt würden.

Gegen ½9 Uhr brach die Brigade Nostiz von Schleswig auf, Lichtenstein-Husaren mit 2 Vierpfündern voran, dann das 9. Jägerbataillon; Feldmarschalllieutenant Gablenz war selbst, die Verfolgung leitend, an der Spitze. Der Weg war äußerst beschwerlich, theils glatt vom Frost, theils bis zur Grundlosigkeit aufgerissen. Stehengebliebene oder umgeworfene Transportwagen, einzelne schwere Geschütze, weggeworfene Waffen und Tornister bewiesen die Eilfertigkeit des Rückzugs. Nahe bei Schmedeby, 3 Stunden von Schleswig, stießen die Husaren zuerst auf die feindliche Nachhut; unter beständigem Plänkeln wich diese gegen Deversee zurück. Hinter dem Ort, etwa 4 Stunden von Schleswig, hatten die Dänen 8 Bataillone mit Geschütz und Reiterei, vielleicht 5000 Mann Inseldänen, Jütländer und auch Schleswiger in fester Stellung. Ihre Aufgabe war, dem scharfen Nachdrängen ein Ziel zu setzen, damit man in guter Ordnung die Düppeler Linien gewinne; vielleicht hatten auch die Seitencolonnen Flensburg noch nicht erreichen können. Der Ort war zum Widerstande vortrefflich geeignet. Hinter dem Dorf steigt der Boden allmählich bis zu einem Wald, der die Straße östlich begrenzt und das vorliegende Gelände um so sicherer beherrscht, als die Annäherung durch die Knicks bedeutend erschwert wird; dabei ist der Angriff ziemlich auf die Straße und das angrenzende Land beschränkt, wenigstens legen zwei kleine Seen zu beiden Seiten einer Umgehung Schwierigkeiten in den Weg. Von dieser Stellung konnten die Dänen die Annäherung der Oesterreicher vollkommen übersehen, während diese nicht im Stande waren, zu erkennen, was ihnen gegenüberstand. Gegen 3 Uhr nä-

---

*) Für die obige Darstellung konnte, abgesehen von einzelnen Zahlenangaben, der jüngste officielle Bericht über die Kriegsereignisse vom 1.—10. Februar nicht mehr benutzt werden. In diesem Bericht wird die merkwürdige Mittheilung gemacht, daß der Feldmarschallieutenant von Gablenz, der in Abwesenheit des Oberbefehlshabers als der Aelteste das Commando auch über die preußische Gardedivision führte, an den General von Mülbe zwar die schriftliche Anzeige von der Räumung der Dannewerke nebst dem Befehl zum Vorgehen aussertigte, daß aber Anzeige und Befehl durch ein Versehen nicht abgingen. Dadurch verlor die Garde fünf Stunden und konnte nun, zumal sie auf dem längeren und beschwerlicheren Wege links von der Hauptstraße zu marschiren hatte, weder am 6. thätig in die Verfolgung eingreifen, noch am 7. in aller Frühe und ohne Zeitverlust die Spitze der Armee nehmen. Jenes verhängnißvolle Versehen hatte denn auch die Folge, daß der Angriff in der Front bei Deversee, ohne Unterstützung der Seitencolonnen und mit unzureichenden Kräften unternommen, nicht das wünschenswerthe Resultat liefern konnte. Unser verehrter Herr Mitarbeiter urtheilt über jenes Gefecht offenbar günstiger, als der „officielle Bericht;“ in diesem wird insbesondere auch der Umstand beklagt, daß die österreichische Avantgarde durch die großen und ziemlich nutzlosen Verluste am Nachmittag des 6. die Kraft zur Verfolgung einbüßte, und daß so am 7. die Fühlung mit dem Feinde vollständig verloren ging. — A. d. Red.

herten sich die Husaren von Lichtenstein. Feldmarschalllieutenant Gablenz, der wohl nur eine schwache Nachhut vor sich zu haben meinte, ließ sie durch das Dorf gehen und angreifen. Ein heftiges Kleingewehr- und Kartätschfeuer warf die wackeren Reiter bald zurück. Die Jäger mußten jetzt vor, sie warfen sich muthig auf die feindlichen Plänkler und trieben sie gegen den Wald zurück, doch das Feuer verdichtete sich, sie mußten weichen und behaupteten sich mit Mühe in den Knicks bei'm Dorfe; in einer Stunde verlor das Bataillon 8 Officiere und fast 100 Mann, der Schnee röthete sich vom Blut. Gegen 4 Uhr kam das Regiment Belgien heran; der commandirende General befahl, daß es zu beiden Seiten der Straße vorgehend, den Wald angreife. Den Obersten Herzog von Württemberg an der Spitze, warfen sich die braven Steyermärker mit lautem Hurrah auf den Feind, doch es war wieder umsonst; auch sie mußten vor dem heißen überlegenen Feuer weichen; die zehn Compagnien, die im Kampfe standen, verloren die Hälfte der Officiere und fast ein Viertheil der Mannschaft; der Oberst selbst wurde verwundet, doch hielt er den gefährlichsten Augenblick noch im Feuer aus. Gegen 5 Uhr war der letzte Versuch; das Regiment Hessen war herangekommen, ein Bataillon mußte den Angriff auf der Straße erneuern, ein anderes nach rechts hin die Umgehung des Waldes versuchen. Der Angriff, muthig wie vorher, erwies sich abermals zu schwach. Die Dänen behaupteten ihre Stellung; erst als die Oesterreicher erschöpft einhielten und die Dunkelheit hereinbrach, zogen sie ab; doch nicht ohne großen Verlust. Der Muth der Angreifer war noch nicht gebrochen; sowie sie den Rückzug sahen, folgten sie in den Wald; dort fielen noch 400 Gefangene in ihre Hände, doch war kein Ueberläufer darunter. Auch 5 oder 6 Geschütze hatten die Dänen zurücklassen müssen. Der Verfolgung geboten die Nacht und die Erschöpfung der Mannschaft bald Einhalt; viele Soldaten sanken vor Müdigkeit fast zusammen. Als die dunkle Stille der Nacht sich über das Schlachtfeld legte, begann das traurige Geschäft, die Verwundeten zu suchen; Soldaten, die eben erst gefochten hatten, durchstreiften mit den Krankenträgern bei Laternenschein den Wald und seine Umgebung; doch mancher Hülferuf verhallte ungehört auf dem öden weiten Schneefeld; auf dem Verbandplatze bei'm Dorfe wateten die Aerzte bei'm Schein von Fackeln und Lichtern in den rothen Blutlachen, die in den Schnee gezeichnet waren. Der Verlust der Oesterreicher wird auf 27 Officiere und 620 Mann geschätzt; es war von den Jägern und Belgien-Infanterie, die am längsten im Kampf gestanden hatten, im Durchschnitt wohl der sechste Mann. Der Verlust der Dänen wird an Todten und Verwundeten, wegen ihrer gedeckten Stellung, geringer, im Ganzen; wegen der Gefangenen größer gewesen sein. Beide Theile hatten den Kampf mit Ehren bestanden. Schon bei Oberselk und Jagel war bei den Dänen Geschick und Ausdauer in der Anlage und im Hinhalten des Gefechts hervorgetreten; hier bei Oeversee war die Wahl der Stellung glücklich, die taktische Verwendung ganz der Aufgabe entsprechend, die Vertheidigung zäh und tapfer; nur die dänischen Geschütze sollen zu hoch gefeuert haben, das Kleingewehrfeuer dagegen wäre verheerend gewesen. Auf der anderen Seite legt schon der große Verlust der Oesterreicher für den Muth und die Unerschrockenheit des Angriffs ein rühmliches Zeugniß ab. Der Commandirende traf kaltblütig, mehrfach in den vor-

dersten Reihen, seine Anordnungen; seine Officiere und Soldaten setzten immer auf's neue einen frischen Muth an die Ausführung. Man könnte fragen, warum die Angriffe vereinzelt einander folgten, statt daß vielleicht nach dem ersten Stoß das Gefecht hingehalten werden konnte, um dann mit versammelter Macht einen zweiten zu führen? Allein das Ergebniß wäre schwerlich anders gewesen, da der Vertheidiger dem Angreifer an Stärke mindestens gleich, in vortrefflicher Stellung stand. Und vor Allem muß man anerkennen, daß sich Feldmarschallieutenant v. Gablenz durch den Gedanken einer nachdrücklichen Verfolgung bestimmen ließ. Bei dem Zustand der Straße konnten seine Regimenter nur vereinzelt ankommen, und er mußte sie in den Kampf werfen, wie sie ankamen, wenn er bei der späten Tagesstunde überhaupt noch etwas erreichen wollte. Er verfuhr allerdings mit großer Kühnheit; doch gebührt im Kriege, wo sich Vorsicht und Kühnheit streiten, der Kühnheit immer der Vorrang.

Die übrigen Truppen des Corps trafen noch am Abend des 6. in der Umgegend von Oeversee ein und bezogen Cantonnements; das österreichische Hauptquartier kam nach Frörup. Am folgenden Tag wurde die preußische Gardedivision vorgezogen und übernahm die Verfolgung. Die Verzögerung, die dadurch entstand, läßt sich insofern rechtfertigen, als die Dänen doch wohl nicht mehr einzuholen waren. Eine Nachlese blieb indessen noch übrig. Rittmeister v. Wiese vom Corps des Prinzen Friedrich Karl rückte am 7. früh, der erste von der verbündeten Armee, mit 3 Schwadronen Zieten-Husaren in Flensburg ein und kam gerade recht, eine Menge von dänischem Material festzuhalten, das eben weggeführt werden sollte; auch viele Soldaten aus Schleswig, die in der Stadt zurückgeblieben waren, kamen aus den Häusern hervor; sie wurden meist in die Heimath entlassen. Die weitere Verfolgung westlich gegen Düppel, nördlich gegen Apenrade lieferte keine besonderen Ergebnisse mehr; die Hauptmasse der Dänen hatte rechtzeitig die festen Linien von Düppel und Alsen erreicht, der dritte Theil etwa war nach Fridericia zurückgegangen. Im Ganzen muß der Verfolgung von Seiten der verbündeten Armee der Charakter des Nachdrucks und der Energie zugestanden werden; bei dem großen Vorsprung, den die Dänen hatten, dem bösen Wetter und dem Zustand der Wege hat sie um so mehr das Mögliche geleistet, als schon der zweite Tagemarsch den Haupttheil des fliehenden Feindes in Sicherheit bringen mußte.

Das Hauptquartier des Obergenerals kam am 6. nach Sieverstedt, am 7. zugleich mit dem österreichischen nach Flensburg, Prinz Friedrich Karl schlug das seine am 7. im Schloß zu Glücksburg auf, wo am 15. November König Friedrich VII. verschieden war. Feldmarschallieutenant v. Gablenz gab am 7. dem größeren Theil seines Corps einen Rasttag, sprach seinen braven Truppen die verdiente Anerkennung aus und verhieß ihnen die Belohnungen ihres Kaisers. Auch Prinz Friedrich Karl sprach am 8. Februar in einem zweiten Tagesbefehl zu seinen Soldaten von dem rühmlichen Ergebniß ihrer Anstrengungen. Es war in der That ein schöner Feldzug. In 6 Tagen hatte die vereinigte Armee jene Dannewerke gewonnen, worin die Dänen durch jahrelange Arbeit eine feste Stütze für ihren gewaltsam festgehaltenen Besitz geschaffen zu haben glaubten, 6 Tage nach der Proclamation des Oberfeldherrn an die Bewohner

war Schleswig frei. Es hatte keiner Entscheidungsschlacht dafür bedurft; aber auch die Trophäen der Kämpfe, die Verluste des Feindes kamen zusammen einer gewonnenen Schlacht fast gleich. Ueber 100 Positions-, gegen 20 Feldgeschütze, die Pontonbrücke von Missunde, eine Menge Armeematerial, gegen 2000 Gefangene waren in den Händen der Sieger; der Feind hatte über 1000 Todte und Verwundete, seine Armee war in ihrer Ordnung und Zuversicht erschüttert. Und der Sieg war nicht leicht, nicht wohlfeil gewesen; er hatte drei ernste Treffen, wohl 1400 Todte und Verwundete, eine Reihe von großen Anstrengungen und Entbehrungen gekostet. Die Bivouaks im Schnee, die Märsche auf glatten oder aufgeweichten Wegen, der Mangel, der sich hier und dort einstellte, waren ein Stück von dem Ernst des Krieges, der alle Schilderungen und Vorstellungen weit zurückläßt. Viele, welche die Truppen nach 8 Tagen wiedersahen, wollten ihr äußerliches Aussehen kaum mehr erkennen; auch so manche schon oft besprochene Ausstellung in Bezug auf Kleidung, Ausrüstung und Verpflegung hat jetzt durch die Erfahrung einen Nachdruck erhalten, der hoffentlich manche alte Schäden endlich beseitigen wird. Wenn aber die unzureichende Sorge für die Verwundeten, die mangelhafte Verpflegung immer wieder mit scharfen Worten angeklagt worden sind, so ist dabei übersehen worden, daß die Wirklichkeit des Krieges solche Erscheinungen nothwendig mit sich führt. Es wird hier immer für die freie Thätigkeit des Volkes ein großes und dankbares Feld bleiben; sie hat sich auch diesmal in allen Theilen Deutschlands erfreulich bewährt, allein sie muß doch noch eine ganz andere Organisation erfahren, wenn sie in einem großen Kriege ihrer Aufgabe einigermaaßen gewachsen sein soll. Was die Armeen angeht, so scheint es bei den Oesterreichern zu Anfang allerdings mehr als billig an Aerzten gefehlt zu haben; daß aber die Vorsorge für die Lazarethe und für die ersten Verwundeten mangelhaft erschien, das findet in dem raschen Beginn und Ende der Action seine vollständige Entschuldigung. Vieles gewiß bleibt noch zu wünschen und die Erfahrungen sollten für einen großen Krieg, wo sich die Uebel rasch in's Zehn- und Zwanzigfache vermehren, nicht vergessen werden; doch darf man im Ganzen sich dieser ersten Probe freuen. Am meisten Anerkennung verdienen Geist, Haltung und Führung der Truppen. Wohl durften sie durch ihre Uebermacht des Sieges gewiß sein, und insofern dürfen wir uns des Erfolgs nicht überheben; doch läßt die Art, wie der Sieg gewonnen wurde, erwarten, daß diese Armeen sich jeder Armee in Europa ebenbürtig erweisen werden.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, wem die größere Ehre gebühre? Der Wetteifer darf sie stellen, nicht aber die Eifersucht und das Mißtrauen. Die Entscheidung, das habe ich schon oben gezeigt, ist ohne Zweifel durch die Bewegung der Preußen gegeben worden; das Corps v. Gablenz hätte an seinem Orte nicht durchdringen können und hatte auch gar nicht diese Aufgabe. Dagegen wäre ohne seine kräftige Mitwirkung, die unter allen Umständen einen bedeutenden Theil des Feindes festhielt, der Erfolg der Umgehung sehr zweifelhaft gewesen. Auf der anderen Seite haben die Oesterreicher nicht Ursache, ausschließlich auf ihre blutigeren Gefechte zu verweisen, denn die Hauptschlacht stand doch für die Preußen in Aussicht und sie werden überdies jetzt vor Düppel die Opfer reich-

lich ausgleichen. Vor solchen Thaten haben die vereinzelten Stimmen der Verdächtigung nicht Wurzel fassen können; auch im Volke ist die richtige Ansicht bald durchgedrungen; die Aufnahme, welche die rückkehrenden österreichischen Verwundeten in Berlin fanden, die Hülfe, welche von allen Theilen Deutschlands ohne Wahl herbeiströmte, sind Zeugen dafür. Nicht im Geist der alten Gehässigkeit und Zwietracht, sondern im Geist der Eintracht von 1813 haben die verbündeten Waffen nebeneinander gestritten; man konnte wohl erkennen, daß in den Oesterreichern etwas wie eine Losung von 1859 war, und daß die Preußen einen willkommenen Weg vor sich sahen, den Tag von Olmütz zu rächen. Mögen die Worte unvergessen bleiben, die der König von Preußen in Berlin bei der Durchfahrt des Regiments Belgien zu seinem Obersten, dem Sohne des Siegers von Kulm sprach, und die anderen Worte, die der Kaiser von Oesterreich seinen ausziehenden Soldaten zurief, daß ihre Waffen immer glücklich waren, so oft sie neben den preußischen fochten.

Man hat auch gefragt, ob der Erfolg nicht größer sein, ob die dänische Armee nicht in eine vernichtende Niederlage verwickelt werden konnte? Daß es möglich war, daß die Action noch rascher und entschiedener angelegt werden konnte, wird nicht zu bestreiten sein. Die Annahme, daß die Eroberung der Linie Holm-Kochendorf einen ernsten Tag kosten werde, hat wohl verhindert, daß nicht schon am 2. Februar der Angriff der Oesterreicher auf die Vorposten der Dannewerke erfolgte; doch erscheint der Grund um so weniger ausreichend, als der Obergeneral wohl schon am Abend des 1. Nachricht von der Besetzung von Eckernförde hatte. Es konnte doch schon vor Beginn der Bewegung der Plan feststehen: am 2. Februar gleichzeitiger Angriff auf Oberselk, Jagel, Klein-Rheide von der einen, auf Holm-Kochendorf und wo möglich Missunde von der anderen Seite, an den folgenden Tagen kräftige Beschießung und Vorbereitung des Angriffs der Verschanzungen; am 3. oder spätestens am 4. Umgehungsmarsch über Arnis und Kappeln. Doch kennen wir die Verhältnisse noch zu wenig, um endgültig darüber abzuurtheilen, ob der Oberfeldherr jenen Plan in der angedeuteten Weise feststellen und durchführen konnte. Es geschieht so äußerst selten, daß im Krieg das Höchste erreicht wird, und die Schwierigkeiten seiner ernsten Wirklichkeit gehen so sehr über jede Vorstellung davon hinaus, daß die Kritik wohl die Forderung aufstellen und festhalten, nicht aber sie ohne weiteres als Maaßstab an Personen und Leistungen anlegen darf.

Wir brechen hier ab, um später den zweiten Act des Feldzugs, den Kampf um die Düppeler Höhen in seinem ganzen Zusammenhang zu erzählen. Er wird voraussichtlich blutiger werden, als der erste. Die Düppeler Linien sind stärker, als der stärkste Theil der Stellung bei Schleswig, die eigentlichen Dannewerke, und können nur mit viel größerem Aufwand von Gefahr und Opfern umgangen werden. Auf einem sanften Höhenzug, der die Südostecke des Sundewitt abschließt und sich vom Venningbund zum Alsfund in einer Länge von 3 bis 4000 Schritten erstreckt, erheben sich 7 bis 10 geschlossene Schanzen, zwar nur von Erde, wie es scheint, doch von sehr starkem Profil, mit Gräben und Blockhäusern und wahrscheinlich besser armirt als die Dannewerke. Auf 2 bis 3000 Schritte zurück liegen zwei Brückenköpfe, von denen zwei Brücken nach dem Städt-

chen Sonderburg auf Alsen hinüberführen; von jenseits, dem Ufer der Insel, bestreichen Batterien die Annäherung zu den Düppeler Höhen und den Brückenköpfen. Zwischen dem östlichen Ufer des Sundewitt und der Insel dehnt sich etwa ¾ Stunden lang der Alssund aus, bei Sonderburg nur 3 bis 400, doch weiter hinaus 600 bis 1000 Schritte breit und durch seine Tiefe für Kriegsschiffe jeder Art zugänglich. Der Angriff hat keine andere Wahl: er muß direct auf die Düppeler Linien losgehen und gleichzeitig an irgend einer Stelle nördlich derselben die Ueberschreitung des Alssundes versuchen. Auf einen Schlag, durch Sturm, ist das schwerlich zu erzwingen, es gehören Batteriebau und Schanzgräberarbeit dazu. Dabei haben die Dänen den Vortheil, daß sie bei der geringen Ausdehnung ihrer Linien an jeder Stelle rasch mit versammelter Macht auftreten und in jedem Fall ihre Kriegsschiffe brauchen können. Der einzige Vortheil für den Angreifer liegt darin, daß der Vertheidiger, wenn ein rascher Uebergang nach Alsen gelingt, einer Katastrophe kaum entgehen kann. Jedenfalls aber müßte der Angriff an dieser Stelle durch das Vorrücken des linken Flügels der Verbündeten über Kolding hinaus und durch die ernstliche Belagerung von Friedericia unterstützt werden. Ob die Politik der verbündeten Mächte sich zu dieser Kühnheit erheben wird, ist noch nicht zu erkennen; es liegen gerade auf diesem Wege von 1848 her böse Erinnerungen, hoffentlich werden sie diesmal nicht erneuert. Und hoffentlich werden sie es auch bei Düppel selbst nicht. Es ist dort die Ehre der Preußischen Waffen eingesetzt, und sie wird diesmal eingelöst werden, mag es auch blutige Opfer kosten.

Notizen.

Zeiten großer politischer und nationaler Krisen pflegen einen bestimmenden Einfluß auf die Literatur eines Volkes zu üben. Nicht immer auf die politische Literatur, wie die deutsche Geschichte beweist. Aber es spricht für die Reife eines Volkes, wenn die Anregung, welche die politische Literatur aus großen nationalen Ereignissen erhält, nicht blos in der vorübergehenden Tagesliteratur erkennbar wird. Der rechtsgewisse Ernst, mit welchem in der Gegenwart die schleswig-holsteinische Angelegenheit von den Gebildeten der Nation erfaßt und die größere politische Einsicht, welche in der Behandlung derselben von Seiten des Volkes unverkennbar zu Tage getreten ist, haben ihren Ausdruck auch in der Gründung eines neuen staatsrechtlichen, streng wissenschaftlichen Organs gefunden, dessen Bedeutung und Wirkung hoffentlich weit über die Gegenwart hinausreichen wird. Wir begleiten die, auf ein Erscheinen in zwanglosen Heften berechnete „Zeitschrift für deutsches Staatsrecht und deutsche Verfassungsgeschichte" mit unseren wärmsten Sympathien, um so mehr als die Kreise, denen die Zeitschrift ihre Entstehung verdankt, den Preußischen Jahrbüchern stets nahe gestanden haben.

Daß in der That die schleswig-holsteinische Angelegenheit es gewesen, die den entscheidenden Antrieb zu der Gründung des neuen, allerdings über jene einzelne Frage hinausreichenden Organs gegeben hat, ist von dem Herausgeber L. K. Aegidi an der Spitze des mit patriotischer Wärme und im Vollgefühl der Würde des Rechts geschriebenen Programms ausgesprochen. „Im Hinblick auf den dänisch-deutschen Streit" so erzählt er, „machte sich schon vor einigen Jahren rechtskundigen Freunden der Herzogthümer Schleswig-Holstein der vorhandene Mangel einer Zeitschrift fühlbar, in welcher die für das politische Leben bedeutsamen Fragen des öffentlichen Rechtes nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen untersucht und erörtert würden. Es entstand der Plan, eine solche Zeitschrift zu gründen. Aber alsbald wurde in dem engeren Kreise, den dieser Gedanke beschäftigte, die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit erkannt, das Unternehmen nicht auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit, welche den Ausgangspunkt gebildet, einzuschränken, vielmehr auf die gesammten Interessen der Wissenschaft des deutschen Staatsrechtes auszudehnen. Eben so sehr erwies sich von dem Standpunkt, welchen diese Wissenschaft gegenwärtig einnimmt, von dem einer allgemeinen Anerkennung der geschichtlichen Methode als der dem Wesen des öffentlichen Rechtes allein entsprechenden, das Sachgemäße, die deutsche Verfassungsgeschichte als einen Theil der Aufgabe der Zeitschrift für deutsches Staatsrecht in's Auge fassen. — — Die Ereignisse seit dem 15. November v. J. und die dadurch gesteigerte Bedeutung der Fragen des öffentlichen Rechtes, welche den Plan unserer Zeitschrift hervorgerufen, haben den Mangel eines solchen dem Staatsleben gewidmeten und dabei strengwissenschaftlichen Organs in den weitesten Kreisen schmerzlich empfinden lassen. Welche Dienste hätte in den letzten Monaten bereits die „Zeitschrift für deutsches Staatsrecht" der Sache des Vaterlandes, des Rechtes und der Wahrheit leisten können! Mit welcher parteiischen Befangenheit wird schon hier und dort die große Tagesfrage behandelt, die doch untastbar und lauter, unzweifelhaft und siegesgewiß dasteht, insofern nur die Wissenschaft das Richteramt sich nicht entwinden läßt und mit aller Rücksichtlosigkeit unbefangenster Forschung, mit aller Gewissenhaftigkeit in Erwägung der entgegenstehenden Gründe, Niemand zu Lieb' und Niemand zu Leide das Urtheil fällt." Und er fährt fort: „So lange noch über Recht gestritten wird, ist der Wissenschaft die Entscheidung unbestritten: wenn aber einer jener Kämpfe, mit denen ein Zeitalter der Barbarei heraufbeschworen wird, wenn der Kampf gegen die Heiligkeit des Rechtes selbst entbrennt, dann vertheidigt die Rechtswissenschaft ihr eigenes Dasein und mit diesem die Grundbedingung der Fortdauer einer sittlichen Welt. Ehe Macht gegen Macht auf den Trümmern gesellschaftlicher Ordnung die rohen Kräfte in's Feld ruft, ehe die Stimme der Vernunft durch Naturlaute zügelloser Leidenschaft überschrieen wird, hat die Wissenschaft mit äußerster Anstrengung ihrer geistigen Mittel diejenigen obersten Grundsätze und unwiderlegbaren Wahrheiten zur Herrschaft und anerkannten Geltung zu bringen, ohne die das Bestehende keinen Bestand, die Menschheit keine Würde und das Leben keinen Werth hat. Und in diesen verhängnißvollen Zeiten darf vor Allem die Wissenschaft vom Recht, und unter ihren Disciplinen zumeist die Wissenschaft des Staatsrechts, nicht anstehen, ihre Kräfte zu sam-

meln und Panier aufzuwerfen, damit der Willkür ein Ziel gesetzt, die dreiste Unwissenheit zum Schweigen gebracht und der Macht die sittliche Weihe wiedergegeben werde, welche nur die Heiligkeit des Rechts verleihen kann. Für eine solche Sammlung staatsrechtlicher Kräfte bietet unsere Zeitschrift den bisher vermißten Mittelpunkt. Die Würdigung der rechtlichen Seite des politischen Lebens findet hier eine offene Stätte, die keiner einzigen der vorhandenen Parteien, aber jeder, vom Parteistandpunkt statt von dem Streben nach Wahrheit ausgehenden, folglich unwissenschaftlichen Richtung verschlossen sein soll."

Ein so gefaßtes Unternehmen, in der That, spricht für sich selbst. Läßt die Wissenschaft des öffentlichen Rechtes ihre Stimme nicht verklingen, so wird ihr auch der Sieg in dem Kampfe der Gegenwart nicht streitig zu machen sein. Denn das neuerdings wieder aufgefrischte car tel est notre plaisir, welches an die Stelle des Rechtes gesetzt werden soll, ist dem erstarkten Rechtsbewußtsein der Zeit gegenüber nur noch eine eitle Phrase, hinfällig wie die auf sie gegründeten Versuche diplomatischer Staatspfuscherei; es ist die Caprice an Stelle des Princips. Solchen Versuchen gegenüber weilt denn das Auge gern auf den Namen der Männer, die sich mit dem Herausgeber zu der neuen Zeitschrift verbunden haben. Es sind die Herren W. E. Albrecht, R. von Mohl, G. Waitz und H. A. Zachariae — lauter Namen vom goldensten Klange, unter ihnen Einer aus dem Göttinger Siebengestirn, dem Symbol jenes sittlichen Ernstes, der allein das wahre Pathos des öffentlichen Rechtes ausmacht.

Leider erst bei'm Abschluß unseres Februarheftes ging uns die Schrift von Adolph Schmidt: Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht zu, deren Ertrag zum Besten der Sammlungen für Schleswig-Holstein bestimmt ist. Wie groß auch die Zahl dieser historischen oder staatsrechtlichen Darstellungen nun geworden ist, — die Schrift behauptet durch eigenthümliche Vorzüge ihren Platz unter den Trefflichsten ihrer Vorgängerinnen. Denn lichtvoller und prägnanter ist der keineswegs sehr fügsame Stoff bisher nicht gruppirt, lebendiger und volksthümlicher die Geschichte des tausendjährigen auf- und abwogenden Kampfes deutscher und dänischer Nationalität nicht erzählt worden. Und durch die Ausscheidung alles Nebensächlichen ist es möglich geworden, die Erzählung in den kürzesten Raum zu drängen und gleichwohl die Angel- und Wendepunkte des großen Völkerprocesses in voller Anschaulichkeit uns vor Augen zu rücken. — — Noch ist über die schwierige und ernstlich bestrittene lauenburgsche Erbfolgefrage eine neue Untersuchung von Eduard Wippermann: Die dynastischen Ansprüche auf das Herzogthum Lauenburg, publicirt worden. Dieselbe spricht das Successionsrecht auf der einen Seite dem Prinzen Christian von Glücksburg, auf der anderen Seite aber auch dem Herzog Friedrich ab, und gelangt nach Beseitigung der Ansprüche von Mecklenburg, Anhalt u. s. w. zu dem Resultat, daß als rechtmäßiger Souverän von Lauenburg dermalen einzig der Großherzog von Weimar zu betrachten sei. In einer Frage, zu deren Beurtheilung die eingehendsten Specialstudien erforderlich sind, dürfen

wir uns bescheiden, dieses von anderen Untersuchungen abweichende Ergebniß einfach zu notiren.

In Bezug auf die Schlußnotiz unseres letzten Heftes haben wir heute unseren Lesern die weitere Mittheilung zu machen, daß der Staatsanwalt inzwischen gegen das, den Herausgeber der Preußischen Jahrbücher freisprechende Urtheil, von dem wir dort berichteten, Appellation eingelegt hat. Wir werden seiner Zeit auch den Ausgang der Sache an dieser Stelle bekannt machen.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Nürnberg im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.

Die Chroniken der deutschen Städte vom vierzehnten bis in's sechszehnte Jahrhundert. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. I. Band. Leipzig, S. Hirzel, 1862. — II. Band 1864.

Nürnberger Polizeiordnungen aus dem dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert, herausgegeben von J. Baader, K. Archivconservator in Nürnberg. (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart LXIII.) Stuttgart 1861.

Endres Tucher's Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg, herausgegeben von Dr. Matthias Lexer. (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart LXIV.) Stuttgart 1862.

Wer auf der Höhe steht, die sich, von den Zinnen und Thürmen einer stattlichen Burg gekrönt, über den Giebeln der alten Reichsstadt Nürnberg erhebt, dem wird sich eine Fülle der mannichfachsten Eindrücke und Erinnerungen darbieten.

Auf dieser Höhe haben ehedem zwei Burgen stolz in die Lüfte geragt: die eine des Kaisers Burg, wo der Vogt des Reiches zu Gericht saß und Recht sprach und gar Mancher der großen deutschen Kaiser seine Wohnung nahm, wenn er das fränkische Land besuchte; die andere der Burggrafen Burg, von der das gewaltige Geschlecht der Zollern den Weg fand in die sandigen Ebenen der brandenburgischen Mark. Und über die weite Fläche im Norden, das reichbebaute Knoblauchsland, sprengte einst jener Eppelein von Gayling, nachdem ihn der gewagteste Sprung aus der Hut der feindlichen Bürger befreit hatte, vielleicht um die rettende Zugbrücke einer der Burgen auf jenen waldbewachsenen Höhen zu erreichen, deren schöne Linien in blauer Ferne den Horizont begrenzen. Und in diesem meilenlangen, dichten, schwarzen Reichswald barg sich einst der reisige Troß der brandenburger Markgrafen, des unvergleichlichen Albrecht Achill und des wilden Räubers Albrecht Alcibiades, bis sie hervorbrachen aus dem bergenden Dickicht und in stürmischem Anfall das Gebiet der Nürnberger plündernd und brennend überzogen. Und wieder, da drüben, wo sich über dem gewerbereichen Fürth, Jahrhunderte hindurch dem Asyl der

handeltreibenden Juden, denen das Weichbild Nürnbergs keine Stätte bot, der Thurm der alten Veste hoch erhebt, da standen sich wochenlang in unheimlich beobachtender Waffenruhe Gustav Adolf und Wallenstein gegenüber. Und am Fuße der Höhe, auf beiden Ufern der träg hinziehenden Pegnitz, dehnt sich, heut zu Tage eingehüllt in den Rauch unzähliger Schornsteine der großen, weltbekannten Fabriken die alte Stadt aus und reckt stolz und trotzig, wie in den Tagen des Mittelalters ihre Thürme und Warten empor. Da steht jene alte Kirche von St. Sebald, deren schwarze Mauern und bunt glänzende Fenster das herrliche Kleinod deutscher Kunst bergen: Peter Vischer's Werk, das Sebaldusgrab; und jenseits des Flusses die Schwesterkirche St. Lorenzen, in deren hohem Spitzgewölbe kühn und zierlich das weitberühmte Sacramentshäuschen aufsteigt, das die kunstreichen Meißel Adam Kraft's und seiner Söhne geschaffen; da erhebt sich auf dem weiten Marktplatze, wo die Söhne der reichen Geschlechter im stolzen Turnierspiele ihre Kräfte maßen mit den Sprößlingen des übermüthigen Landadels, eine unvergängliche Zierde: der bildergeschmückte, schöne Brunnen: da steht schlicht und einfach das ernste Haus Wilibald Pirkhaimer's, dessen gastliche Schwelle die Besuche so vieler Fürsten, Staatsmänner und Gelehrten empfing, und die Wohnung jenes Weltumseglers Michael Behaim und weiter, mitten in dem Gewirre enger und finsterer Gäßchen, das Haus des dichtenden Schusters Hans Sachs und dann wieder nahe der hochaufstrebenden Stadtmauer das düstere Gelaß, an dessen Bogenfenster Albrecht Dürer seine unsterblichen Bilder erdachte. Und welche Freude ist es, durch die stattlichen Straßen zu wandern, über den hochgewölbten Bogen der Fleischbrücke, die der Nürnberger so gerne dem Ponte rialto Venedigs vergleicht, durch die langen Reihen der hohen Häuser, aus deren Mauerfläche die Erker und Chörlein anmuthig hervorspringen, über deren Thüren und Fenstern die uralten Wappen der Patrizierfamilien prangen und das zierliche Spielwerk des gothischen Stils tändelt oder die reichere Pracht der Renaissance, das Bild glänzenden Wohlstandes, sich behaglich ausdehnt.

Aber es weht nicht ein fremder Hauch durch diese Denkmale einer längst vergangenen Zeit, wie er uns, unheimlich und ungastlich, anweht aus den verkommenen Resten einstiger Größe in den alten westphälischen Städten; es scheint nicht, als ob eine moderne Generation in den verlassenen Hallen der Väter wandle, anders geartet als jene; sondern man möchte glauben, die alten Nürnberger, nur in verjüngter Gestalt und Art, walteten noch wie vordem in der theuren Stadt. Alles — Häuser und Menschen — hat sich harmonisch fortgebildet, und aus dem modernen Bilde sehen überall, weder unbescheiden sich vordrängend, noch undankbar zurück-

gesetzt, die kräftigen Züge der großen Vergangenheit. Wie heute noch in der Sebalderkirche das ewige Licht, das vor Jahrhunderten ein Tucher gestiftet, flackert; wie heute noch in der Lorenzerkirche — die ebenso wie jene dem evangelischen Gottesdienste geweiht ist — die bilderreiche Verherrlichung des katholischen Mariencultus, das prächtige Schnitzwerk von Veit Stoß hoch oben zwischen dem Chor und dem Mittelschiffe schwebt: so lebt, trotz aller Veränderung der Zeiten, der Anschauungen, der Sitten auch heute noch in den Bewohnern dieser Stadt jener große, aufopferungsfähige Bürgersinn, der Nürnberg einst zu so hoher Vollendung, zu Macht und Ehren emporgehoben.

Die Glanzperiode des nürnbergischen Lebens, die Zeit, in der die großen Meister den Ruhm ihres Namens und ihrer Vaterstadt in alle Welt verbreiteten, ist von vielen Seiten her in den verschiedensten Richtungen beleuchtet und geschildert worden. Und mit dem Namen Nürnberg sind Namen und Werke jener Maler und Bildhauer, Gelehrten und Dichter so eng verbunden, daß man sich gewöhnt hat, unter dem alten Nürnberg sich wesentlich das Nürnberg der Dürer und Vischer, der Pirkhaimer und Sachs zu denken. Aber als diese Männer ihre großen Werke schufen, durften sie sich rühmen, einem Gemeinwesen anzugehören, das eine keineswegs ruhmlose Geschichte durchlebt hatte, dessen innere Verhältnisse, geordnet und gesegnet wie die weniger Städte des Reiches, eine feste und dauernde Grundlage behäbigen Wohlstandes, politischen Ansehens, glänzender Bürgertugenden darboten.

Diese ältere Geschichte der berühmten Pegnitzstadt war bisher wenig gekannt und beachtet. Erst die neuere Zeit hat eine ganze Reihe von literarischen Arbeiten gebracht, welche gerade auf die Geschichte Nürnbergs im Mittelalter, besonders im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ein helles Licht werfen und eine solche Fülle des Stoffes, einen solchen Reichthum von Einzelheiten aus dem Leben dieser Stadt vor uns ausbreiten, daß wir im Stande sind, uns in kurzen Zügen ein wahres und lebendiges Bild von dem Wesen des mittelalterlichen Nürnberg vor Augen zu stellen — ein Bild, dessen Werth sich noch dadurch nicht unwesentlich erhöht, daß wir uns aus seiner Betrachtung einen Schluß auf die noch unbekannten Zustände anderer deutscher Städte in jener Zeit zu ziehen wohl erlauben dürfen.

Unter den Publicationen der Münchener historischen Commission sind zwei Bände Nürnberger Chroniken erschienen, auf welche die Leser dieser Zeitschrift schon früher aufmerksam gemacht worden, zum Theil von Professor Carl Hegel, zum Theil unter seiner Oberleitung von Professor Lexer, Dr. v. Kern und dem Verfasser dieses Aufsatzes bearbeitet, durch

ander gereiht, sind es, welche unser Interesse fesseln, um so mehr als die einfache Wahrheit der Erzählung uns überall unmittelbar den Eindruck wiedergiebt, den die berichteten Begebenheiten auf den Augenzeugen machten. Die Herstellung des Textes, der aus einer großen Anzahl von theilweise überarbeiteten und die ursprüngliche Fassung entstellenden Handschriften zusammengelesen werden mußte, macht dem kritischen Scharfsinn und dem unermüdlichen Fleiße des Herausgebers Dr. v. Kern alle Ehre, der, wie Hegel das Stromerbüchlein, seinerseits diese Chronik durch eine Anzahl werthvoller Beilagen bereicherte. Kern bearbeitete auch das erste Stück im zweiten Bande der Chroniken, ein „Memorial" des Nürnberger Patriziers Endres Tucher aus den Jahren 1421 bis 1440, das neben Familiennotizen hauptsächlich Nachrichten über die innern Angelegenheiten der Stadt enthält; während die zwei andern in diesem Bande mitgetheilten Aufzeichnungen, die der Verfasser dieser Zeilen in Gemeinschaft mit Dr. v. Kern bearbeitet hat, die Beziehungen Nürnbergs zu seinen Nachbarn in Fehde und Krieg vergegenwärtigen. Der Zug nach Lichtenburg (1444) schildert die Belagerung und Zerstörung einiger Burgen benachbarter Raubritter, die den Nürnbergern gelang; Kriegsbericht und Ordnungen, zusammengebracht von Erhard Schürstab, erzählen den Krieg Nürnbergs gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach in den Jahren 1449 und 1450 und die Zurüstungen, welche die Stadt zu Angriff und Abwehr getroffen. Das gesammte erhaltene Material zur diplomatischen Geschichte des Krieges ist in einer längeren Abhandlung verarbeitet worden; eine übersichtliche Zusammenstellung der Feinde Nürnbergs nach landschaftlichen Gruppen liefert einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Adels; ein dritter Excurs, aus Hegel's Feder, erörtert Bevölkerungszahl und Handwerkerverhältnisse Nürnbergs im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. Die sprachliche Bearbeitung der Texte aller dieser Aufzeichnungen und ein Glossar zu jedem Bande verdankt man Professor Lexer.

Das Baumeisterbuch Endres Tucher's, des Sohnes jenes Endres Tucher, der das oben erwähnte „Memorial" verfaßte, ist eine Aufzeichnung aller Verpflichtungen des städtischen Baumeisters, deren große Zahl und Mannichfaltigkeit einen tiefen Einblick in die inneren Verhältnisse der Stadt erlaubt, welche von einer anderen Seite durch die vom Archivar Baader herausgegebenen Polizeiordnungen beleuchtet werden.

Aus der reichen Masse von Berichten und Schilderungen, welche uns diese Publicationen darbieten, wollen wir versuchen, ein Bild des Nürnberger Gemeinwesens im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zu entwerfen.

Der Name Nürnbergs reicht nicht in jene graue Vorzeit hinauf, in

der die Römer über die Alpen herüberkamen und an strategisch wichtigen Punkten ihre festen Lager aufschlugen; auch nicht in jene Tage, da das Christenthum in der deutschen Erde Wurzel zu fassen begann und die wandernden Missionare in den Mittelpunkten bevölkerter Gegenden Bischofssitze gründeten. Nicht wie Cöln oder Mainz oder Regensburg hat Nürnberg seine Gründung Ansiedlern zu verdanken, die um ein altes römisches Castell oder eine neu erbaute Cathedrale ihren Wohnsitz aufschlugen. Und nicht trug ein wasserreicher Strom Schiffsladungen von Kaufmannsgütern an diese Stadt heran, nicht spendete fetter Boden üppige Frucht oder süßen Wein — es war eine arme Bevölkerung, die sich da in der Niederung des unbedeutenden Pegnitz-Flusses anbaute, um mit schwerer Arbeit dem harten Boden des Leibes Nahrung abzuringen. Im Jahre 1050, in einer Urkunde Kaiser Heinrich's III. wird der Name: Noremberc zuerst genannt. Dann bald öfter in kaiserlichen Privilegienbriefen, zwanzig Jahre später auch schon in den Schriften der Reichschronisten. Lambert, ein Mönch des thüringischen Klosters Hersfeld weiß im Jahre 1072 zu berichten, daß damals das Gedächtniß des H. Sebald zu Nürnberg berühmt geworden sei und daß um der Wunder willen, die dort gewirkt würden, viel hülfesuchendes Volk dahin ströme. Bald darauf wird von einer Burg gesprochen, die sich dort erhob. In ihr bestand Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1105 eine zweimonatliche Belagerung seines Sohnes. Später waren die Staufen in ihrem Besitze und die Kaiser und Könige aus diesem Geschlechte liebten es, dort zu wohnen; einer — Heinrich, Friedrich's II. Sohn — hat da im Jahre 1225 seine Hochzeit mit Margaretha von Oesterreich gefeiert. Indeß waren auch die Bewohner zu größerem Wohlstande gediehen. Schon 1163 wird den Kaufleuten anderer Städte die Zollfreiheit gewährt, der sich die Nürnberger erfreuen. Schon war die Stadt mit Mauer und Graben umgeben; schon entstanden in ihrem Umfange stattliche Kirchen, zahlreiche Klöster; nun erscheinen zuerst einige Namen der nachher so mächtigen und berühmten Geschlechter. Erst im vierzehnten Jahrhundert wurde die Gemeindeverfassung der Stadt völlig so ausgebildet, wie sie sich mit unwesentlichen Veränderungen Jahrhunderte lang erhalten hat, so lange die staatliche Selbständigkeit des Nürnberger Gemeinwesens dauerte. Sechs und zwanzig Männer — der kleine Rath — standen an der Spitze der Geschäfte; ihnen zur Seite, aber nur mit beschränkten Befugnissen der große Rath, jenen zum Gehorsam verpflichtet und nur selten und in wichtigen Fällen zu Rath und Beschluß beigezogen. Aber nicht aus der Mitte der gesammten Bürgerschaft ging dieser eng gezogene Kreis der Regierenden hervor. Nur bevorzugte Geschlechter nahmen an der Regierungsfähigkeit Theil, und so leicht es da-

mals hielt, das Bürgerrecht der Stadt zu erwerben, so schwer war es, in die Genossenschaft jenes Patriziats Eingang zu finden. Aber in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ging eine große demokratische Bewegung durch ganz Deutschland. Ueberall verlangten die Zünfte — und unterstützten ihren Wunsch durch stürmische Aufstände, — die Regierungsgewalt in den Städten mit den Patriziern zu theilen. In Nürnberg sehen wir in Folge dieses Verfassungskampfes, dessen Einzelnheiten in tiefes Dunkel gehüllt sind, von da an den kleinen Rath um sechzehn Mitglieder verstärkt, von denen die Hälfte aus dem Handwerkerstande hervorgeht. In dieser Behörde schloß sich aber dann doch wieder die kleine Zahl von sieben Männern, die lediglich aus dem Patriziat genommen wurden, zu einem geheimen Rath zusammen, der die eigentliche Leitung der Geschäfte in der Hand hielt, von dessen Mitgliedern immer zwei, die Losunger, die Finanzen beaufsichtigten, ein dritter den militärischen Angelegenheiten vorstand. Und nicht minder lag das Gerichtswesen völlig in der Hand dieser Oligarchie.

Wie die politische, so war auch die gesellschaftliche Stellung dieser „ehrbaren Geschlechter," wie sie sich nannten, eine durchaus abgeschlossene. Die Tochter der Patrizierfamilie wußte, wenn der Ladzettel sie zum Tanze auf das Rathhaus entbot, ebenso gut wie heute unsere adelichen Damen, die zum Hofball geladen werden, daß nur junge Standesgenossen ihr dort die Hand zum Reigen bieten würden. Denn das Tanzen auf dem Rathhause gehörte zu den Ehrenvorrechten dieser Familien. Ein Ausschuß, der für solche Feste bestellt war, entschied über die Zulassung. Unziemlicher Lebenswandel ebenso wie Verletzung der standesgemäßen Sitte motivirte die Zurückweisung. Wer einen offenen Kram und Handel hatte, galt für unwerth, diesen Festen beizuwohnen; aber wir finden auch, daß Einzelne ausgeschlossen werden, weil sie ein leichtfertiges Wesen und Haushalten führen. Die Mehrzahl dieser Familien erfreute sich musterhafter häuslicher Verhältnisse. Aus mancher alten Chronik, aus manchem Geschlechtsbuche vermögen wir uns ein erfreuliches Bild des Familienlebens der höheren Stände Nürnbergs vor Augen zu stellen. Ehrwürdige Greise sehen wir da die Großväter in den stattlichen Sälen der Patrizierhöfe sitzen, umgeben von den überaus zahlreichen Schaaren der Kinder, Enkel und Urenkel, wie sie von dem Herkommen des Geschlechtes erzählen, von den rühmlichen Thaten und den frommen Stiftungen der Väter, und dann wohl selbst zur Feder greifen, um mit unbehülflicher Hand, in schweren Zügen die Namen der Nachgebornen einzutragen in die Familienbücher. Zahlreich prangen da die Wappen der vielen edlen Geschlechter der Stadt; denn fast alle sind unter einander verwandt durch die früh geschlossenen

Ehebündnisse; da und dort fügt sich dem Stammbaume auch ein Reis aus landsässigem Adel ein, wenn einer der Söhne seine Hausfrau nicht aus dem Kreise der befreundeten Geschlechter wählt, sondern aus einer der festen Burgen des fränkischen Adels heimführt. Und das galt dem stolzen Ritter nicht als Mißheirath, wenn seine Tochter in die Stadt, als Gattin eines reichen Kaufmanns einzog. Denn diese Großhändler, deren schwerbeladene Lastthiere die kostbarsten Güter aus Triest und Genua und Venedig über den Brenner herüber trugen, deren Lagerhäuser in dem wälschen Lyon standen und deren Firmen die Donau herab bis Ofen guten Klang hatten, -- sie rühmten sich, wie der Adel, des Wappenrechts und der Rittermäßigkeit. Gar mancher ihrer Söhne folgte dem Rufe der Kaiser und Könige in die Feldschlacht, und mehr als Einen Nürnberger Namen finden wir unter denen aufgeführt, die zu Rom bei der Kaiserkrönung den Ritterschlag empfingen. Aber wie diese zum Kriegsdienst, so zogen andere im Dienste der Handlung in die weite Welt hinaus, und wieder andere traten in fernen Ländern in den Dienst der Kirche. Aber die Mehrzahl blieb doch in den Mauern der Vaterstadt zurück, wo Allen reichliche Versorgung in Aussicht stand. Zwar mag bei dem überaus reichen Kindersegen, mit dem wir fast alle Ehen beglückt finden, manchem Vater zuweilen schwere Sorge das Herz bedrückt haben. Aber kaum die Hälfte der Gebornen erreichte die Jahre der Mannbarkeit — die Sterblichkeit unter den Kindern war viel bedeutender als heutzutage —; von jenen aber die heranwuchsen, fanden viele frühzeitig in Klöstern Aufnahme: vor allen die Mädchen, die im zartesten Alter den Schleier zu nehmen pflegten, in Nürnberg selbst in St. Klarenkloster oder bei St. Kathrein, in Bamberg, in Pillenreuth; und nicht minder die Jünglinge nach vollendetem Studium, zu dessen Pflege mancher eine hochberühmte Schule aufsuchte — Wien oder Venedig, Bologna oder Paris — in den Klöstern der Stadt und der Nachbarschaft. Doch auch außerdem stand für die Patriziersöhne, wenn sie nicht an den väterlichen Geschäften Antheil nahmen, Amt und Würde in Nürnberg selber offen. Alle höheren Beamtungen wurden nur aus dem Kreise der „ehrbaren Geschlechter" besetzt. Und der Wirkungskreis dieser Aemter war ein sehr ausgedehnter. In dem einzelnen Amte waren alle mit dessen Geschäftskreis irgend verwandten Functionen vereinigt. Wir kennen, aus der oben erwähnten Aufzeichnung des funfzehnten Jahrhunderts bis in die kleinsten Einzelheiten die Geschäftsmasse des städtischen Baumeisters. Sie war eine überaus große. Aber kein umfangreiches Personal von Unterbeamten stand ihm zur Verfügung. Nur ein durch Jahre lange Praxis überaus geschäftskundiger Diener theilte und erleichterte die schwere Bürde.

Alle Arbeiten an den vielfachen Bauten der Stadt standen unter der Obhut des Baumeisters: er leitet alle Neubauten, auch die der Privatgebäude, er prüft die Pläne, er beaufsichtigt die dabei beschäftigten Meister, er controllirt deren Verhältniß zu den Gesellen und Lehrlingen, er beschafft das Baumaterial, in den Wäldern der Stadt sucht er die schlagbaren Bäume aus, er überwacht die städtischen Steinbrüche, die Kalköfen, die Ziegelbrennereien, er hält die Stadt-Mauern und Thürme, die Brücken und Stege in gutem Zustand, ihm liegt die Pflasterung und Reinigung der Straßen ob, in seinem Verschluß sind die Feuereimer und Feuerleitern nnd wenn ein Brand ausbricht, ist es der Baumeister, der die Löschanstalten leitet und die Prämien an jene vertheilt, welche zuerst zur Hülfeleistung am Platze waren oder sich dabei besonders hervorgethan hatten. Nicht minder führt er die Aufsicht über die zahlreichen Brunnen der Stadt und über den Fischbach, der bald offen bald verdeckt durch viele Straßen fließt, der ganzen Einwohnerschaft hochwillkommen: den Hausfrauen zum Waschen und Fegen, den verschiedensten Gewerben zum Betrieb ihrer Arbeit, wenn es brennt, zum Löschen. Der Baumeister erhält auch die erste Nachricht, wenn heftige Regengüsse im Gebirge die Bäche anschwellen und die Pegnitz aus den Ufern tritt; der ruhige, bescheidene Fluß bald zum tobenden, wilden Strom sich verwandelt. Dann eilt ein reitender Bote aus Hersbruck herbei, das ein paar Meilen weit flußaufwärts liegt, und sofort ist es des Baumeisters Pflicht zu sorgen, daß die Anwohner des Flusses von der drohenden Gefahr unterrichtet und zur Rettung ihrer Habseligkeiten vor der Wuth der Ueberschwemmung gemahnt werden. Aber wie er bei so traurigen Veranlassungen Zurüstungen zu treffen hat, das Unheil abzuwenden, so liegt ihm auch ob, bei freudigen Anlässen mancherlei zu Nutz und Frommen seiner Mitbürger vorzubereiten. Am zweiten Freitage nach Ostern wurde dem Volke auf dem Marktplatz das „Heiltum" gewiesen, d. h. die Reichskleinodien wurden vorgezeigt, welche seit dem Jahre 1424 der Stadt zur Aufbewahrung anvertraut waren. Das war ein großes Fest, zu dem auch von Auswärts die Massen des andächtigen und neugierigen Volkes herbeiströmten, um so mehr als die mit dem Fest verbundene Messe der Landbevölkerung zu mancherlei Einkauf erwünschte Gelegenheit darbot. Man weiß, daß im Jahre 1463 an jenem Tage 1266 Wagen und 608 Karren die Stadtthore passirten. Da waren denn auch große Vorbereitungen nöthig. Die Straßen wurden sorgfältig gereinigt, jene in der Nähe des Marktes mit Ketten abgesperrt, um keinem Fuhrwerk den Durchgang durch die gedrängten Massen zu gestatten; ein großes Schaugerüste ward aufgeschlagen, auf dem unter freiem Himmel die Kostbarkeiten ausgestellt wurden. Was mog da das Volk hin und her

gewogt sein auf dem weiten Marktplatze, wenn der Zug sich langsam von der H. Geistkirche her bewegte und wie feierlich mag der Anblick gewesen sein, wenn die Priester in ihren kostbaren Gewändern das Gerüste bestiegen, während alle Glocken erklangen, und wenn dann ein Bischof, der dazu gebeten war, oder gar ein päpstlicher Legat, der etwa eben durchreiste, die Messe sang. Da hob wohl ein alter Großvater den neugierigen Enkel hoch empor, um ihm alle die Herrlichkeit zu zeigen und zu erklären: den Nagel, die Lanze und den Span vom Kreuze des Herrn, das Stück von der Krippe Christi, Glieder von den Ketten, mit denen Petrus, Paulus, Johannes einst gefesselt waren; das Schwert Karl's des Großen, seine Krone, sein Scepter, seine Kleider und andere heilige und kostbare Gegenstände. Aber es war nicht allein die Freude an den frommen Spielereien, welche diese Massen durchdrang und beherrschte, es war das Gefühl, das ihnen bei dieser feierlichen Scene doppelt kräftig vor die Seele trat, daß sie Glieder eines großen staatlichen Ganzen seien und das weitere: daß ihrer Stadt vor allen Gemeinwesen des deutschen Reiches die Ehre zugetheilt sei, die Hüterin der Insignien dieses Reiches zu sein. — Und wieder war es des städtischen Baumeisters Sache, die Schranken zu errichten und den Boden zu ebnen, wenn einer der Brandenburger Markgrafen oder ein anderer Fürst die Stadt mit seinem Besuche beehrte, wenn dann im Verlaufe der glänzenden Feste ein Turnier die Herren ergötzte, wenn der reiche Patriziersohn das Visir herunterließ und die Lanze einlegte und gegen einen der fremden Barone einsprengte, mit trotzigem Selbstgefühl den Wappenschild am Arme. Und der römische Kaiser selbst, wenn er in die Stadt einritt in festlichem Zuge, vom „ehrbaren Rath" an den Thoren empfangen und zur Sebalderkirche geleitet, wo nach dem Te Deum einer der Geistlichen ihm, gleich jenen alten Triumphatoren, das Wort zurief „Gedenke, daß Du Staub bist und wieder Staub werden wirst" — wenn er sich dann wieder erhob und den Berg zur Reichsburg hinaufritt, so fand er durch die Sorge des Baumeisters die Zimmer geschmückt und mit prächtigem Geräthe versehen. Bei solchen Festen jubelte wohl das Volk durch die Straßen und auf dem Marktplatze und da mag manches derbe Wort und mancher witzige Reim aus der lärmenden Menge erklungen sein; da mögen sie wohl aufgeschrieen haben in Schrecken und Angst, aus Einem Tone, wenn sie sich dem schönen Brunnen zu sehr näherten oder gar versuchten, die Brüstungen seines Beckens als Schauplätze zu erklimmen. Denn dann sprang auf des Baumeisters Veranstaltung ein lustiger Wasserstrahl pfeilschnell unter die Herandrängenden und trieb sie von dem leichtbeschädigten Kunstwerk zurück. So mischte sich auch in die Maaßregeln einer hohen Polizei das wohlwollende Spiel kräf-

tiger Scherze. Und überhaupt, so strenge auch die Schranken gezogen waren, hinter denen sich die Mitglieder der „ehrbaren Geschlechter" von der großen Masse der Bevölkerung absonderten, es war doch ein Zug patriarchalischer Gemüthlichkeit, der diese Schranken gelegentlich vergessen machte. Wie erfreulich ist doch der Anblick, wenn wir den Baumeister der Stadt am weißen Sonntag, nachdem er vor dem Rathe Rechnung gestellt, mit seiner Hausfrau an einem Mahle Theil nehmen sehen, zu dem er den Zimmermann, den Maurermeister und seinen Diener den „Schaffer und Anschicker auf der Peunt" (dem städtischen Bauhofe) geladen hat; oder wenn er an diese Männer den Johannismeth oder die Martinsgans vertheilt; oder wieder, wenn er am Christabend allen Werkmeistern und Werkleuten, die für die Stadt arbeiten, ein großes Gericht gesalzter Fische zum Besten giebt. Ich weiß nicht, ob diese Speise heute nach unserem Geschmacke wäre. Gewöhnlich wurden drei oder vier Hechte und zehn oder zwölf Karpfen, je nachdem sie groß waren, zu diesem Festmahle von dem städtischen Fischer gekauft; zur Zubereitung pflegte man funfzehn Maaß Wein, zwei Maaß Essig, vier Loth Saffran, ein halbes Pfund Ingwer, vier Loth Pfeffer, zwei Loth langen Pfeffer, vier Loth Zimmetröhren, ein Pfund Weinbeerlein und zwei Pfund Mandeln zu verwenden. Wenn das Gericht fertig war, erschienen die Arbeiter mit Schüsseln und erhielten aus dem großen Bottich jeder seine Portion zugetheilt. Wir dürfen annehmen, daß die Hausfrau des städtischen Baumeisters nicht nur die Anordnungen dieser Monstremahlzeit leitete, sondern selbst in der Küche wacker Hand anlegte. Denn vor Allem galt als die Pflicht des Weibes, ihre waltende Sorge den häuslichen Dingen zuzuwenden, deren Einfachheit auch bei den Reichsten uns heute den Eindruck des Aermlichen machen würde. Dagegen zeigte sich im öffentlichen Auftreten reicher Bürger bald das Bestreben, auch in der äußeren Erscheinung die Wohlhabenheit des Hausstandes zu vergegenwärtigen. Schon im dreizehnten Jahrhundert hielt es der Rath für nöthig, Verordnungen gegen den überhand nehmenden Luxus zu erlassen. Kein Bürger, er sei jung oder alt, soll einen werthvollen silbernen Gürtel oder ein silbernes wälsches Messer tragen, auch keine ächten Perlen und keinen Rock, der unten und an den Aermeln zerschnitten ist und Unterkleider von kostbarem Stoffe hervorsehen läßt. Die Aermel sollen nur bis zu den Ellenbogen mit Spangen, Ringen und Knöpflein besetzt sein. Den Frauen ist es verboten, seidene Gewänder zu tragen oder Kleider, die mit Gold oder Silber oder Borten besetzt sind; am allerwenigsten aber soll es gestattet sein, einen Hermelinpelz um die Schultern zu legen oder Gold, Silber, ächte Perlen und Edelsteine in das Haar zu flechten. Auch die Festlichkeiten, selbst die des engsten Familienkreises, werden überwacht. Es

wird bestimmt, wie viele Personen bei einer Kindtaufe, bei einer Hochzeit erscheinen, welche Kleider und Geschmeide getragen, wie viele Gänge auf die Tafel gestellt werden dürfen. Und auch die Feierglocke scheuchte damals, wie heute, die oft unwilligen Männer zu früher Stunde aus den Schenken. Aber wer sich diesen Verordnungen eines wohlweisen Rathes frevelnd widersetzte, verfiel unnachsichtig den festgesetzten Strafen. In den Rechnungsbüchern der Stadt finden sich noch heute die kleinen Vergehen dieser Nürnberger des Mittelalters verzeichnet. Da wird Otto der Pfinzing zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil er einen mit Seide genähten Mantel, Ulrich Imhof, weil er eine silberne Kette trug, ein Anderer „von Hoffart und weiter Aermel," wieder ein Anderer „von Spiels wegen." Mit der Zeit und dem wachsenden Reichthum wurde man nachsichtiger: im Jahre 1428 galt schon die Rathsverordnung für eine strenge Beschränkung des Luxus, welche verbot, für einen Rock mehr als drei Mark Silber — etwa 103 Gulden unseres Geldes — zu verwenden.

Die Bußen aber, welche aus Polizeistrafen verfielen, bildeten mit den Gefällen von Gericht und Pfändamt eine nicht unbedeutende Einnahme für die Stadt. Mit größeren Summen freilich wurden in den Rechnungsbüchern andere Posten verzeichnet. Eine Anzahl von Gewerben bedurfte zum Betriebe einer für Geld zu erlangenden Concession; eine andere Einnahme erwuchs der Stadt aus eigenem Gewerbebetrieb; eine andere aus Zöllen und Geleitsgeldern; dazu kamen die Erträgnisse der Wälder, der Weiher, der Höfe und Häuser, welche Eigenthum der Stadt waren, die Antrittsgelder der neuen Bürger, der Judenzins, endlich die Steuern. Es gab directe und indirecte Steuern. Während von jener — der „Losung" — besonders die wohlhabenden Bürger, vor Allen das Patriziat getroffen wurde, die sich jeder selbst nach Eid und Gewissen schätzten, vertheilte sich das „Ungeld," eine indirecte Steuer, die von den Consumenten geistiger Getränke: Wein, Bier und Meth erhoben ward, auf alle trinklustigen Einwohner. Es war eine beträchtliche Einnahme, welche der Stadt durch das bei der Mehrzahl der Bürger sehr verhaßte „Ungeld" erwuchs: im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts im Durchschnitt jährlich zwischen 50 und 60,000 Gulden unseres Geldes, ein Drittel und mehr der Gesammteinnahme der Stadt. Zu den Einnahmen zählen endlich noch die sehr häufig zur Bestreitung erhöhter oder außerordentlicher Staatsbedürfnisse aufgenommenen Anleihen, die stets vortrefflich angebracht und nie höher als mit fünf, häufig mit vier Procent verzinst wurden.

Unter den Ausgaben erscheinen vorzugsweise die Besoldungen der Beamten, die „Liebungen" d. h. Remunerationen für besondere Bemühungen im Dienste der Stadt, die Kosten der Gesandtschaften, die Geschenke an

fürstliche Personen, welche hohe Besuche zu einer sehr theuer erkauften Ehre für die Stadt machten. Um so mehr, als die Fürstlichkeiten sich sehr häufig nicht mit den goldenen Bechern und den darin überreichten Goldstücken begnügten, sondern auch zuweilen sehr beträchtliche Darlehen erzwangen. So mußte Nürnberg im Jahre 1430 die Freude, den König Siegmund in seinen Mauern zu begrüßen, mit nicht weniger als 48,000 Gulden bezahlen. Mit sehr großen Summen erscheinen im Ausgabebudget der Stadt die Bauten an ihren Befestigungswerken. Aber die größten Summen verschlang der Militäretat. Zwar hatte die Stadt Nürnberg, so wenig wie sonst ein Staat jener Zeit, ein stehendes Heer zu unterhalten. Aber so häufig wurde der Friede, sei es durch ernstlichen Krieg, sei es durch den Unfug des Fehdewesens unterbrochen, daß Rüstungen und Werbungen fast jährlich mit stattlichen Zahlen in den städtischen Rechnungen erscheinen.

Das Nürnbergische Heer bestand aus zwei Theilen, der Bürgerwehr und den Söldnern. Während die erstere in der Regel nur bei solchen Ausmärschen mitzog, die sie nicht all zu weit von den schützenden Mauern der Vaterstadt fortführten, und selbst dann oft genug die Möglichkeit des Loskaufes von der persönlichen Dienstleistung benutzte, schlugen sich die Söldner für das Interesse der Stadt um reichlichen Sold gleich gerne mit jedem Feind, gegen den man sie führen mochte. Es muß ein stattlicher Anblick gewesen sein, wenn in dem großen Städtekrieg des Jahres 1388 die Nürnberger Truppen aus der Stadt auszogen. Wir wissen, daß am 11. Januar jenes Jahres ein Theil des Heeres ausmarschirte in drei Zügen mit drei Fähnlein, einem weißen, einem rothen und einem dritten: weiß und roth — den Farben der Stadt. Und zwölf kräftige Pferde zogen mühsam die große Büchse Chriemhild, acht die Centnerbüchse, während zwei andere, Karrenbüchsen, von vier und zwei Pferden bewegt werden konnten. Nur 30 Mann waren mit Handbüchsen bewaffnet, die anderen Schützen mußten den Feind mit Pfeilen zu schädigen suchen. Eine große Menge von Lastwagen war nöthig, das Kriegsmaterial mitzuführen: Pulver, dessen Gebrauch in Nürnberg seit 1356 bezeugt ist, und Geschosse, große und kleine Steine, viele Tausende von Pfeilen, Brücken und Leitern und was sonst für Leute und Pferde nöthig war.

Die Stadt Nürnberg hatte sich von dem Bündniß der Städte, welche trotz wiederholter Landfriedensgebote König Wenzel's jenen Krieg mit einer Anzahl deutscher Fürsten begannen, lange, so lange es irgend möglich war, ferne gehalten. Der Handel Nürnberg's war so ausgedehnt, daß man wohl auf der Hut sein mochte, die Erbitterung fürstlicher Nachbarn zu erregen; und das Verhältniß zu den Burggrafen ließ eine zurückhaltende

Politik doppelt begreiflich erscheinen, um so mehr als die Furcht vor der Uebermacht der zahlreichen Gegner stärker war, als das Vertrauen auf die noch nicht erprobte Standhaftigkeit der weit im Reiche zerstreuten Städte, deren Interessen doch gar vielfach auseinander gingen. Im Juni 1384 konnte endlich doch auch Nürnberg dem Andringen des schwäbisch-rheinischen Städtebundes, der seit drei Jahren zum Beitritt einlud, nicht mehr widerstehen und schloß sich der Vereinigung an, der indeß auch einige Bischöfe und Edelleute beigetreten waren. Bis zum Ausbruche des Krieges selbst verflossen dann noch ein paar Jahre. Erst im December 1387 wurde, besonders wegen der unerträglichen Uebergriffe der bairischen Herzöge, in Nürnberg der Krieg beschlossen und im Januar 1388 mit einem Angriff auf das jenen gehörende Schloß Hilpoltstein eröffnet. Bald vermehrte sich die Zahl der unmittelbaren Feinde der Stadt. Die Burggrafen, der Bischof von Bamberg empfingen ihre Absage. Aber nicht in demselben Maaße wuchs das Vertrauen auf die schwäbischen Bundesgenossen, welche von dem streitbaren Grafen von Wirtemberg sehr energisch bekämpft, alle Aufmerksamkeit ihren eigenen Angelegenheiten zuwandten und wiederholte Hülferufe der fränkischen Reichsstadt unbeachtet ließen. Als aber das Städteheer in Schwaben am 23. August jene blutige Niederlage bei Döffingen erlitten hatte und mit dieser die Hoffnung auf thatkräftige Unterstützung von dort den Nürnbergern immer mehr schwand, da regte sich stärker und stärker das sehnsüchtige Gefühl nach Wiederkehr des Friedens, da durften Jene ihre Vorschläge mit beredten Worten erneuern, die von jeher einer Ausgleichung mit den fürstlichen Gegnern zugeneigt gewesen waren, da betonte der Rath in seinen Schreiben an befreundete Städte, daß Nürnberg mehr Kaufleute habe, als irgend eine Stadt des Bundes, daß keine mehr zu verlieren habe, wenn der Krieg fortdauere. Und bald trieb dieser Wunsch nach friedlichen Zuständen und die Ueberzeugung, daß von dem Städtebunde doch keine ausreichende Unterstützung zu hoffen sei, die Stadt zu Werken des Friedens. Im März 1389 zeigte sie ihre versöhnliche Gesinnung durch den Abschluß eines Separatfriedens mit den Burggrafen. Aber nicht ohne große Opfer erlangte die Stadt Ruhe und Sicherheit ihrer Kaufleute. Jene Vereinbarung mit den Burggrafen schon hatte schweres Geld gekostet und nun mußten, nachdem der allgemeine Landfriede zu Eger auch Nürnberg in seine Verabredungen aufgenommen hatte, trotzdem die Hauptfeinde der Stadt, die bairischen Herzöge, nicht minder mit stattlichen Summen versöhnt werden. Der Bund der Städte hatte ein trauriges Ende genommen; sie fanden bei der obersten Gewalt des Reiches, die willen- und kraftlos hin und her schwankte, keinen Schutz und kein Recht und in sich selbst war der Bund noch nicht stark.

und einig genug, um den wuchtigen Stößen, die ihn von allen Seiten trafen, nachhaltigen Widerstand entgegensetzen zu können. Die Städte, deren Macht auf dem Wohlstand ihrer Bürger, auf der Sicherheit des Handels und Verkehrs beruhte, mußten sich schließlich, um nur wieder jenen Zustand friedlicher Ruhe herzustellen, dessen sie für die Entwickelung und Ausdehnung ihrer Handelsverbindungen so nothwendig bedurften, zu jedem Opfer verstehen; während ihre Gegner in einem Kriege, den sie auf Kosten ihrer Unterthanen führten, nur gewinnen konnten. Die Städte haben darum auch nie einen eigentlichen Angriffskrieg geführt. Die Sorge für ihre Vertheidigung nöthigte sie wohl einmal im Laufe des Krieges zur Offensive überzugehen. Aber ihre Stärke beruhte doch zuletzt mehr in dem festen Bollwerk ihrer Mauern und in dem aufopferungsfähigen Willen ihrer Bürger, diese Stätten einer gesegneten Entwickelung mit Muth und Ausdauer zu vertheidigen. Darum war, wenn die Beziehungen zu einem benachbarten Fürsten einen Charakter annahmen, der den Ausbruch eines Krieges voraussehen ließ, die wichtigste Sorge des Rathes, die Stadt in den möglichst besten Vertheidigungszustand zu setzen.

Da war denn eine Fülle von weitläufigen Veranstaltungen zu treffen. In einer großen Reihe von Sitzungen des Rathes wurden die Vertheidigungsanstalten geprüft, Werbungen bestellt, die Verproviantirung vorgesehen. Da wurden auf den Straßen, die nach der Stadt führten, Verhaue angelegt, die Gartenwege außerhalb der Stadtmauer verbarrikadirt, Geschütze wurden auf die Thore und Thürme gebracht und Büchsenmeister mit ihren Leuten in passender Stärke vertheilt. Dann erging wohl ein Aufruf an die Bürgerschaft, sich mit allem Bedarf wohl vorzusehen, mit Korn und Hafer, mit Hülsenfrüchten und Heu, mit Wein und Salz; aber auch für Pferde und Waffen sollten jene Sorge tragen, denen Kriegsdienst oblag. Die Stadt selbst machte große Einkäufe, außer jenen Dingen hauptsächlich an Schlachtvieh: einmal um ihre Söldner zu speisen, dann aber auch um für den Fall der Noth wohl versehen zu sein, wenn die Vorräthe der Bürger zu Ende gingen. Der Rath bestimmte dann auch von Anfang an die Preise der Lebensmittel und veränderte sie zeitweise, je nachdem sich das Verhältniß von Vorrath und Nachfrage veränderte.

Ueberhaupt übte er in solchen Zeiten der Gefahr eine fast unbegrenzte Gewalt über Vermögen und Personen der Bürgerschaft aus. Kein Haus entzog sich seiner prüfenden Aufsicht. Jeder hatte zu gewärtigen, daß seine Fruchtböden und Keller jeden Tag von einem Beauftragten des Rathes besucht würden, daß der Rath den Ueberfluß der Einzelnen für die Gesammtheit schonungslos in Anspruch nahm. Ueber der Erhaltung des Gemeinwesens trat jede Rücksicht auf die persönliche Freiheit und Selbst-

bestimmung des Individuums vollständig in den Hintergrund. Aber „solchem wahrhaft republikanischen Gemeinsinn," sagt Hegel mit Recht, „wie er sich in Deutschland in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters kaum irgendwo als in den Städten findet, verdankten eben diese ihre wahrhaft bewundernswürdige Blüthe, Kraft und Größe."

Das Vertrauen auf diese aufopfernde Tüchtigkeit des reichsstädtischen Bürgerthums war es auch, was die Schaaren fremden Volkes in die Städte trieb, wenn auf dem platten Lande der wilde Kriegsruf ertönte.

Da war für manchen scheuen Landmann die dicke Mauer der befreundeten Stadt das einzige Asyl der persönlichen Freiheit, während hinter dem Fliehenden Haus und Scheune in Flammen aufging und der rohe Kriegsknecht das brüllende Vieh über die halbreife Saat wegtrieb. In dem großen markgräflichen Kriege von 1449—50 waren nicht weniger als 9,912 Fremde in Nürnberg, ohne die Söldner, alle vor dem Feinde geflüchtet. Eine harte Einquartierung für eine Stadt, die damals etwa 20,000 Einwohner zählte. Es war ein schwerer und blutiger Krieg, der diese armen fränkischen Bauern nöthigte, den Schutz der Reichsstadt aufzusuchen. Nicht ein Krieg, den diese Stadt allein mit Einem Feinde geführt hätte. Es zog um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts eine gewaltige Bewegung durch das ganze deutsche Land. Da war von der Ostsee bis zu den Alpen, von dem Böhmerwald bis zum Rhein keine Landschaft, deren Bewohner nicht in zwei große Lager getheilt waren. Auf der einen Seite der Adel, gewohnt Bürger und Bauern zu drücken und auszubeuten, auf der anderen das immer mächtiger emporwachsende Bürgerthum, dem Wohlstand und Bildung eine Kraft gaben, die seine Macht noch über die Höhe der materiellen Mittel erhob, über die es gebot. Eine tiefe Kluft trennte die Parteien, ein bitterer, lange genährter Haß erregte alle Leidenschaften. Jedermann wußte: es galt nicht, die trotzigen Mauern Einer Stadt zu brechen oder die stolze Zwingburg Eines Ritters zu stürmen. Um die großen Principien selbst tobte der wilde Streit: sollte in Zukunft neben den Fürsten und dem Adel Deutschlands ein freies unabhängiges Bürgerthum in den Reichsstädten eine politische Macht sein oder sollten diese Stätten des Handels, des Wohlstandes, der Bildung zu rechtlosem Eigenthum der fürstlichen und adelichen Nachbarn herabsinken?

Nirgend entbrannte der Kampf heftiger als in den schwäbischen und fränkischen Landen. Dort waren es besonders Ulm und Eßlingen, die den stürmischen Anfall des Grafen Ulrich von Wirtemberg zu bestehen hatten, hier stand der Stadt Nürnberg Markgraf Albrecht Achill von Brandenburg-Ansbach gegenüber. Ein gewaltiger und gefährlicher Feind. Denn wie unter den deutschen Fürsten keiner war, der auf den Reichs- und Hof-

tagen seine glänzende Beredtsamkeit übertraf, so durfte sich keiner mit ihm messen in ritterlicher Kühnheit und Verwegenheit und in der Gewandtheit und dem sicheren Blicke des Führers im Felde. Sein Bruder, der Kurfürst Friedrich, hatte so eben die Macht Berlins und seines Patriziats gebrochen. Die Macht Nürnbergs zu Boden zu werfen, war das Streben Albrecht Achill's. Er stellte sich an die Spitze der deutschen Fürsten, des deutschen Adels. Nach allen Richtungen gingen seine Briefe aus, Bundesgenossen zu werben gegen Nürnberg und dessen Verbündete, die deutschen Reichsstädte. Und von allen Seiten kamen aus den Schlössern der Fürsten, aus den Burgen des Adels auf dem Nürnberger Rathhause die Briefe an, welche der Stadt „Feindschaft zuschrieben." Der Adel in Franken, in Schwaben und am Rhein, der Kurfürst von Brandenburg und seine Diener, die Ritterschaft der Lausitz und der Bund des böhmischen Georg Podjebrad, ja selbst die fernen Pommern und Mecklenburger sandten ihre Absagen. Freilich nicht alle diese haben wirklich mit den städtischen Truppen gekämpft. Aber es waren doch stattliche Heeresmassen, die Markgraf Albrecht gegen Nürnberg in das Feld führte, während sein wirtembergischer Bundesgenosse die Mauern der schwäbischen Städte berannte. Vergebens bemühte sich der schwache Kaiser Friedrich, Ruhe und Frieden zu stiften. Seine Vermittlungsversuche führten so wenig zur Verständigung, als seine Befehle Gehorsam fanden. Vergebens erließ auch der Papst Ermahnungen zum Frieden. Ueber ein Jahr, vom Juni 1449 bis zum Juli 1450, tobte der Krieg. Aber nicht in großen Schlachten wurden in Einem kühnen Wurfe die Geschicke entschieden. In hundert kleinen Raub- und Beutezügen überfielen die Feinde das Land des Gegners, brannten Dörfer nieder, machten Gefangene, schleppten Geräthe und Vieh mit sich fort. Und auch die wenigen größeren Gefechte, von denen die Berichte erzählen, in welchen bald die Nürnberger Fahnen, bald die Banner Albrecht Achill's siegreich waren, brachten keine Entscheidung. Weder jenes Reitergefecht am 11. März 1450, zu dem der Markgraf seine Feinde mit bitterem Hohn zu den Weihern von Pillenreuth entbieten ließ, daß sie ihm fischen hülfen, noch der Kampf bei Rednitzhembach, wo am 20. Juni der fröhliche Dichter Hans Rosenplüt, der später die wackeren Hiebe der Städter besang, tapfer und unverzagt den Sieg der Nürnberger erringen half. Nachdem der Krieg über ein Jahr gedauert hatte, zeigte es sich, daß Markgraf Albrecht sein Ziel nicht erreichen könne. Denn zu fest und kräftig stand ihm die Macht der Nürnberger gegenüber. In dieser Zeit eines jämmerlichen Verfalles des deutschen Reiches, wendet sich das Auge gern von der geschwächten und mißachteten Centralgewalt, von dem eiteln Ehrgeiz der raublustigen Fürsten zu den wackeren Vertretern der Städte, wenn sie zu Ulm oder Nördlingen

tagen und der drohenden Gefahr kühn die Stirn bietend, die Maaßregeln zum Schutze der Bundesglieder treffen. Zwar einem concentrirten, mit aller Kraft durchgeführten Angriffe der Fürsten, wie ihn Markgraf Albrecht im Sinne hatte, wären sie wohl unterlegen. Aber wie ihre Gesammtheit in einem Bunde vereinigt war, dessen loses Gefüge da und dort dem Feinde eine Lücke bot, durch welche List und Gewalt eindringen und die Vereinigung sprengen konnte, — so stand ihnen gegenüber doch auch kein politisch fertiger Organismus, sondern auch nur ein Bund, der schon um der unlauteren Absichten willen, welche seine Glieder zusammengeführt hatte, nicht unerschütterlich zusammenhielt. Gar manchen Fürsten zog Neigung und Gerechtigkeitssinn, manchen die Furcht vor dem gewaltthätigen Charakter Albrecht's, wieder manchen die kühle Berechnung der Interessen auf die Seite der Städte herüber. Indem so die Wagschalen der einen wie der anderen Partei bald sanken, bald stiegen, hielt im Ganzen und Großen der Bund der Städte dem Vereine der Gegner das Gleichgewicht. Aber die weiten fruchtbaren Gefilde Schwabens und Frankens litten schwere Drangsal, während die Feinde ihre Kräfte maßen. „Man dachte nicht eher an Frieden," sagt Enea Sylvio, damals einer der Secretäre des machtlosen deutschen Königs, „als bis weite Länderstrecken ausgebrannt, deren Dörfer zerstört, die Heerden zerstreut, die Bauern niedergemetzelt waren, bis auf beiden Seiten Lebensmittel und Geld ausgingen." Die Erschöpfung brachte endlich den Frieden. In zahlreichen Unterhandlungen waren die streitigen Punkte erörtert worden, die ersten Juristen des Jahrhunderts hatten beiden Parteien als Sachwalter gedient, neutrale Fürsten und Städte hatten Vermittlungsversuche gemacht, — endlich im August 1450 wurden die Verträge besiegelt. Noch sind die Protokolle jener Verhandlungen erhalten. Die kleinlichste Silbenstecherei drohte bis zum Augenblicke des Abschlusses das Friedenswerk zu verhindern. So leichtfertig man auch in jenen Tagen die Verträge brach, sie wurden doch mit einer minutiösen Genauigkeit stilisirt. Zwischen Nürnberg und dem Markgrafen Albrecht dauerten übrigens auch nach dem Aufhören des Krieges und dem Abschluß des allgemeinen Friedens die Streitigkeiten noch fort. Die Wiederherstellung des früheren Besitzstandes, die Schlichtung zahlreicher Händel, wie sie sich unter unverträglichen Grenznachbarn leicht einstellen, setzten noch über zwei Jahre lang den König Friedrich, den Herzog von Baiern, ja selbst den wunderthätigen Mönch Johannes von Capistrano als Vermittler in Thätigkeit. Erst im April 1453 wurde der Friede definitiv abgeschlossen.

Die Länder, in denen der Krieg getobt, hatten doch schwer unter seinen Lasten gelitten. Selbst Markgraf Albrecht, der wilde Degen, fühlte

etwas von der Verantwortung, die er auf sich geladen hatte, als er jene Kämpfe heraufbeschwor. Wenn er das viele Unheil wieder gut zu machen vermöge, meinte er, so werde das für seine Seele mehr sein, als wenn er drei Mal gen Rom ritte.

Aber Nürnberg erholte sich doch bald von den Leiden und Verlusten der Kriegszeit. Die Tüchtigkeit dieses Gemeinwesens konnte den gefährlichen Stoß ohne bleibenden Schaden ertragen. Neu gefestigt ging aus dem Kampfe die Macht, das Selbstvertrauen der Bürgerschaft hervor. Ihr Ansehen, ihr Reichthum, ihr Ruhm vermehrte sich. Bald nach dem Ausgange dieses Krieges wurden die großen Männer geboren, deren genialem Wirken die Stadt ihren in der Geschichte der Künste, der Wissenschaften berühmten Namen verdankt. Als zwei Menschenalter später die Lehre Luther's die Gemüther erregte, fand sie bald in Nürnberg eifrige Anhänger. Jedoch nicht in überstürzender Hast gaben sich diese ehrenfesten Bürger der Neuerung hin, sondern mit bedächtigem Ernste prüften sie die Predigt der Reformatoren. Dann aber, als sie diese Lehre als die bessere erkannt hatten, blieben sie ihr fest ergeben. Im fränkischen Lande ward Nürnberg eine feste Burg des Protestantismus. Noch wuchs, wie Reichthum und Bildung, so auch die Zahl seiner Bewohner: in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis zu 40,000 Seelen. Dann freilich entrann auch Nürnberg nicht dem Schicksal aller Reichsstädte. Die alten Formen hatten sich überlebt. Das Patriziat, einst naturgemäß an der Spitze dieses Gemeinwesens, erfüllte keineswegs mehr die Aufgaben einer solchen Stellung. Die Handelsstraßen des Mittelalters lagen öde und verlassen. Der Wohlstand der Bürger schwand dahin. Als im Verlaufe der großen Katastrophe, welche an der Markscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts unser Vaterland erschütterte, die Stadt an Baiern überging, zählte sie wieder nur 25,000 Einwohner. Aber wie ist Nürnberg seitdem emporgekommen! Schon wohnen 70,000 Menschen in der Stadt und um die Stadt, deren Ringmauern längst zu enge geworden sind, vor deren Thoren sich stattliche Vorstädte mit breiten Straßen und prächtigen Häusern weithin ausdehnen. Wie blühen da Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft! Aber nicht minder lebt heute, wie in den Tagen der großen Vergangenheit, in dieser Stadt eine herrliche patriotische Gesinnung. Ueberall, wo es gilt, die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande zu beweisen, in dessen Geschichte eines der glänzendsten Blätter die Größe Nürnbergs erzählt, da steht diese Stadt opferbereit und begeistert keiner nach, vielen voran.

Möchte überall über den Männern, welche es sich zur Aufgabe stellen, die Vertreter des deutschen Bürgerthums zu sein und ihm die politische

Stellung, die seine Tüchtigkeit verdient, zu erkämpfen oder zu befestigen, ein Hauch jenes Geistes wehen, der vor Jahrhunderten die Bürger der Reichsstädte beseelte! Denn welche Kämpfe auch eine trübe Zukunft für uns aufgespart hält, der guten Sache Deutschlands kann endlich der Sieg nicht fehlen, wenn in bewußtem, einigem Streben, verklärt durch die Liebe zum Vaterlande wie in den Tagen jener Städtebünde, aber nicht mehr wie damals in einem verbitterten Kampfe mit Fürsten und Adel, sondern mit den Besten dieser Stände in dem Ringen nach den höchsten Zielen verbunden, allen Gefahren gegenüber tapfer und fromm, kühn und treu, — der edle Kern des deutschen Volkes unwandelbar zum Rechte steht, das ehrenfeste deutsche Bürgerthum.

Fr. v. Weech.

Zum Andenken an Moritz Veit.

Es ist nicht die Parteilichkeit des Herzens, die uns antreibt, an diesem Orte des Freundes zu gedenken, der uns in einem Zustand der öffentlichen Verhältnisse entrissen wurde, wo solche Lücken am schmerzlichsten empfunden werden. Zu Vielen unserer Leser stand der Verewigte, von dem wir reden wollen, in engster herzlicher Beziehung. Andere, persönlich Fernerstehende ehrten in ihm doch den Gesinnungsgenossen, der in reinster Idealität und mit der treuesten Hingebung den gemeinsamen Zielen diente. Aber noch weit hinaus über die Grenzen der politischen Partei trat er als feiner Kenner der Kunst und Wissenschaft, als praktischer Geschäftsmann, als Gemeindevertreter seiner Vaterstadt in Berührung mit den verschiedensten Kreisen, und die allgemeine Trauer, die sein Hinscheiden nah und fern erweckte, deutete darauf hin, mit wie vielen geistigen Strebungen und Interessen sein Leben verwachsen war. So dürfen wir denn wohl diesem Leben mit Pietät nachgehen; aber freilich ist es nur eine äußerliche Zeichnung, eine Erinnerung an das mannichfache Wirken des Mannes, die wir uns zum Ziel setzen. Die innere Persönlichkeit, von der diese vielseitige Thätigkeit ausging, und deren edle und wohlthuende Züge nur die glücklichste Feder in Ein Bild würde zusammenfassen können, überlassen wir dem treuen Gedächtniß derer, die ihr nahe standen. —

Moritz Veit, geboren den 12. September 1808, entstammte einer sehr geachteten jüdischen Familie, in der bereits seit Generationen ein fest begründeter Wohlstand und mit ihm Bildung, Sitte, wohlthätiger und

gemeinnütziger Sinn vererbt war. Als zur Zeit Kaiser Leopold I. bedrückte jüdische Familien Wiens sich an den großen Kurfürsten mit der Bitte um Aufnahme wandten und die Erlaubniß erhielten, in Berlin ihre hundert Jahre zuvor zerstörte Gemeinde wieder herzustellen, war ein Veit unter ihren Vorstehern. Als dann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ideen-Revolution in Deutschland auch das starre und abgeschiedene Judenthum weckte und erleuchtete, gehörte die Familie zu denjenigen, welche am frühesten von der reformatorischen Bewegung ergriffen wurden. Ein Oheim unseres Veit war mit der Tochter von Moses Mendelsohn vermählt, mit jener Dorothee, die später Friedrich von Schlegel auf seinen unsteten Lebenswegen folgte. Ein zweiter Oheim, zugleich der Großvater von mütterlicher Seite, von seinen Glaubensgenossen hoch verehrt als Leiter der Gemeinde und rabbinischer Gelehrter, war der erste Israelit, welcher durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Stadtverordneten und darauf zum Stadtrath berufen ward. Er lebte lange genug, um den kleinen Enkel mit sich an der Hand zu führen, wenn er in die Sitzungen der städtischen oder der israelitischen Gemeinde ging, und um dem Jüngling mit unauslöschlichen Zügen die Wahrheit einzuprägen, daß die Wirksamkeit für das Ganze die höchste Ehre des Mannes ist.

Der Knabe kam zuerst in die Marggraff'sche Schule und dann mit dem zwölften Jahr in die Tertia des Joachimsthal'schen Gymnasiums, wo er unter der Leitung von Zumpt den Grund zu einer tüchtigen philologischen Bildung legte. Mit dem vorzüglichsten Zeugniß versehen ließ er sich dann im Herbst 1825 an der Universität seiner Vaterstadt immatriculiren und hörte hier bei Boeckh, Ritter und Raumer philologische, geographische und historische Vorlesungen. Die gewaltigste Anziehung übte aber Hegel auf ihn aus; mit gewissenhaftem Eifer enträthselte er die dreibändige Logik, wohnte nach und nach sämmtlichen Collegien bei, und wie denn bei ihm die Liebe zu der Wissenschaft eins war mit der Liebe zu denen, die sie lehrten: so kam er auch bald zu dem großen Denker in ein persönliches Verhältniß, das sich nach dem Tode desselben im pietätsvollen Verkehr mit der hinterbliebenen Familie fortsetzte.

Indeß seine volle Natur war wenig geneigt, sich von dem logischen Schematismus der damals herrschenden Philosophie die lebendige Anschauung der Dinge trüben zu lassen. Was ihn an sie fesselte, war nicht die metaphysische Abstraction und die eintönige Dialektik der Begriffe, sondern der große Zug der Einheit, der durch das System ging, der geistige Sinn, der den Werth aller Dinge auf die Idee reducirte, die geschichtsphilosophischen, die religiösen und insbesondere die ästhetischen Anregungen, die er durch sie empfing. Denn ein reger, poetischer Trieb war

[illegible] Nachdem er 18[illegible] die Universität verlassen hatte, gab er einige Jahre den „Berliner Musenalmanach“ heraus, in dem fast alle Dichternamen der Zeit verzeichnet waren. Der von 1830 erschien anonym, der folgende mit dem Namen des Herausgebers; der Altmeister Goethe — unser junger Poet war von ihm freundlich und wohlwollend in Weimar empfangen — sandte dazu einige Blätter: Festgedichte, chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. In diesen Sammlungen wie in dem späteren „Deutschen Musenalmanach“ stehen auch von Veit einige Versuche seiner lyrischen und epischen Muse; unter dem Eindruck der polnischen Revolution und der Katastrophe von Warschau dichtete er „Polenlieder“; dann erschien 1836 in den Decoturen Theodor Mundt's und in besonderer Ausgabe ein Cyclus seiner Gedichte. Unser anspruchsloser Freund wollte sich selbst in der hochstrebenden Zeit der Jugend nur einen Freund der Dichtkunst nennen, der „an dem Kreuzweg, wo Wissenschaft und Kunst sich scheiden, ungewiß wohin er sich wenden solle, auf den dort aufgerichteten Altären nun beiden Musen opfere.“ Aber es ist doch seinem Talent mancher glückliche Griff gelungen, insbesondere dann, wenn er einen patriotischen, einen religiösen Sagenstoff gestaltete, oder wenn er seinem heiteren Humor, seiner sinnigen Lebensweisheit einen Ausdruck gab. Dahin rechnen wir z. B. die Prologe und Epiloge, die er zu einigen Shakespeare'schen Lustspielen schrieb — glückliche, von fröhlicher Lebenslust übersprudelnde Verse; dahin den „Elias,“ ein von dem erhabenen Geist der alttestamentlichen Prophetie durchwehtes größeres Gedicht; dahin den „Bettler,“ die Erzählung von einem armen Alten, der in seinem Dachstübchen der gesuchte Freund, der segenspendende Berather der begüterten

Nachbarschaft ist; dahin insbesondere „Elle und Schwert," ein prächtiges Soldatenlied, das den alten Derfflinger besingt, wie er als Schneidergesell zum Elbstrom bei Tangermünde kommt und vom Fährmann fortgewiesen wird, weil er nicht zahlen kann. Da sprengt ein Trupp von Reitern lustig die Straße herab; es sind die Herren Soldaten des gnädigen Herrn Kurfürsten, und der Fährmann setzt sie über, obschon sie keinen Groschen bezahlen. Das blitzt dem Schneider durch den Sinn; er wirft sein armes Bündel flugs in die Elbe hinein und reitet nun als schmucker Reitersmann nach Ruhm und Ehre siebenzig Jahre lang. „Die Elle ward zum Schwerte, das Schwert zum Feldherrnstab, den ihm auf blut'ger Wahlstatt der große Kurfürst gab. An Friedrich Wilhelm's Seite seht Ihr ihn fürstlich zieh'n, in ritterlichem Geleite zur Schlacht nach Fehrbellin." — Der Einfluß des gelehrten Großvaters hatte Veit auf das Studium des Talmud und des Midrasch gelenkt. Ohne Zweifel leitete ihn dabei die Idee, den Reichthum an religiösen Sagengebilden und an gnomischer Weisheit, der auf diesem fernen und unbekannten Gebiet noch zu heben war, mit der deutschen Literatur und ihren Kunstformen zu vermitteln und dadurch den idealen Gehalt des jüdischen Lebens dem Gemüth des deutschen Volkes näher zu bringen. Sein Freund, Dr. Sachs, hat später diesen Gedanken in den „Stimmen vom Euphrat und Jordan" verwirklicht, aber es ist ihm doch an diesem Werk eine nicht geringe Mitarbeit zugefallen; so sind die Sagen von Moses' Kindheit und Sendung, von der Zerstörung Jerusalems und dem Tode der Priester von ihm gedichtet, auch einige heitere Erzählungen sind eingeflochten, z. B. ein köstlicher Schwank von einem alten Weintrinker, den die Söhne endlich in frommer Resignation mit gutem Trank bis an sein seliges Ende verpflegen, nachdem alle klugberechneten Besserungsversuche fehlgeschlagen sind. Am reichsten aber ist der Beitrag an gnomischen Gedanken und Sprüchen, — ein Gebiet, das der sittlichen Natur unseres nachschaffenden Dichters so wahlverwandt war.

Die Herausgabe des Musenalmanachs brachte Veit in ausgebreitete literarische Beziehungen. Im väterlichen Hause zu Berlin hatte er Dan. Leßmann, den Novellisten, M. Moser und den geistreichen jungen Rechtsphilosophen Eduard Gans kennen gelernt; von der Studienzeit her schrieb sich seine Verbindung mit H. Stieglitz und Th. Mundt. Diese letzteren Bande wurden bald gelöst; sein ästhetischer Geschmack sowohl wie seine Gesinnung schied ihn von den literarischen Vertretern des jungen Deutschland. Er hatte ein hartes Urtheil über H. Heine und konnte es Börne nicht vergessen, daß er dem Vaterland den Rücken kehrte, um von Paris aus auf deutsche Philisterei und deutsche Sitte seinen Spott und seinen Hohn auszugießen. Auch sein Verkehr mit Varnhagen ist niemals ein

engerer gewesen, zumal Rahel, die der Jüngling in begeisterten Versen feierte, schon 1833 starb; öfter war er im Hause von Henriette Herz, in dem sich freilich nicht mehr, wie ein Menschenalter früher, die genialen Verkündiger einer neuen wissenschaftlichen und Kunst-Epoche zusammenfanden.

Es war indeß nicht die Poesie allein, der unser Veit nach dem Abschluß seiner Universitätsstudien die Jahre freier Muße widmete. Die Julirevolution, welche den Kampf in den süddeutschen Kammern neu belebte und in Braunschweig, Kassel, Hannover Bewegungen hervorrief, regte auch in ihm das politische Interesse an. Nur freilich in Berlin und in Preußen konnte über so staatsgefährliche Dinge, wie Verfassung und Preßfreiheit, nichts geschrieben werden; durfte doch die Vossische Zeitung, der es 1831 eingefallen war, die neue Belgische Constitution abzudrucken, nicht einmal die Fortsetzung dieser Urkunde ihren Lesern mittheilen. Wer also in politischen Angelegenheiten sich vernehmen lassen, etwa die „Staatszeitung“ angreifen, oder über den Metternich'schen Einfluß am Hofe Klage führen wollte, der mußte seine Gedanken über die Grenze in ausländische Journale schmuggeln. So hat Veit manchen politischen Brief in rheinische, süddeutsche und leipziger Blätter gesandt; noch thätiger arbeitete er für literarische Zeitschriften. Sein Schwager Lehmann hatte 1832 das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ gegründet, ein sehr verdienstliches Unternehmen, das bekanntlich bis heute fortblüht. Dazu lieferte Veit zahlreiche Beiträge — unter andern einige treffliche Arbeiten über den St. Simonismus, der im Anfang der dreißiger Jahre die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Maaße in Anspruch nahm. Diese Aufsätze wuchsen zu einem stattlichen Werk heran, auf Grund dessen Veit sich das Doctordiplom erwarb, und das dann, bereichert mit einer geschichtsphilosophischen Studie, 1834 bei Brockhaus erschien. Seitdem sind über die socialistischen Systeme Frankreichs neue Forschungen angestellt; aber die frische, oft glänzende, mit einer Fülle von Ideen befruchtete Darstellung, die sehr umfassende Kenntniß französischer Zustände und Literatur machen das Buch auch heute noch zu einer genußreichen Lectüre. Sicher war hier eine Anlage, die zu bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen entwickelt werden konnte; Veit dachte auch wohl an ein akademisches Lehramt; er wollte sich in Jena habilitiren, — seinem idealen, hingebenden Sinn schien der Beruf, auf junge strebende Gemüther zu wirken, der verehrungswürdigste und höchste. Aber dem Juden war, wenn nicht schon der erste Schritt, so doch gewiß jedes erfolgreiche Vorschreiten auf diesem Wege verschlossen; der schöne Traum, sich durch Dichtung und Kunst einmal eine Stellung im Leben zu erringen, verflog mit den ersten Jahren der Jugend; die

praktischen Eltern drängten auf einen festen Beruf und der Wunsch des Sohnes, sich ein eigenes Heimwesen zu schaffen, kam ihnen zu Hülfe. Er hatte sich im Herbst 1832 mit der Tochter eines befreundeten Hauses in Weimar verlobt, die nun nach einer dreißigjährigen schönen und glücklichen Ehe das Loos getroffen hat, den Gatten zu überleben. Gegen Ende 1833 gründete er sich einen Hausstand und einen praktischen Lebenszweck. Seinen literarischen Neigungen lag der Beruf am nächsten, die Erzeugnisse der Literatur der Nation zu vermitteln. In Gemeinschaft mit seinem philologisch gebildeten Studiengenossen Lehfeldt kaufte er die Boike'sche Verlagshandlung und gründete darauf ein neues Etablissement, welches bald unter die geachtetsten Firmen zählte.

Es gehört mit zu den Vorzügen des deutschen Buchhandels, daß so mancher Verleger zuvor umfassende Studien in den Wissenschaften macht, deren geschäftlicher Träger er später werden will. Sicherlich trägt dies dazu bei, dem Stande eine gute Zahl von Männern zu erhalten, welche die ideale Aufgabe, das Beste und Edelste in der deutschen Literatur zu fördern, treu im Auge behalten und es verschmähen, um des Gewinnes willen flüchtigen und niedrigen Zeitrichtungen zu dienen. Veit hatte vielleicht nicht alle zu einer großen praktischen Wirksamkeit gehörigen Gaben; dem Scharfblick und der Ausdauer, mit welcher der ältere Georg Reimer weittragende Plane verfolgte; der Energie, mit welcher Friedrich Perthes seine Kraft auf Ein geschäftliches Gebiet concentrirte; dem riesenhaften, nach allen Seiten greifenden Unternehmungsgeist eines Cotta kam seine Thätigkeit nicht gleich. Aber in Einem stand er den Besten unter den Genossen zur Seite, — in der Uneigennützigkeit, mit der er den Zwecken der Wissenschaft diente, in der Höhe der sittlichen und patriotischen Gesichtspunkte, unter die er seinen Beruf stellte. Das ältere Geschäft, das er angekauft hatte, war nicht erheblich; er überkam daraus nur Ein Werk von wissenschaftlicher Bedeutung — das große encyclopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, das von Gräfe, Hufeland und anderen Notabilitäten herausgegeben wurde. Unter der neuen Firma gewann der Verlag sofort einen anderen Charakter; es erschienen in ihm fast ausnahmlos nur solche Bücher, die für irgend eine Seite des geistigen Lebens einen Werth hatten. Einer der frühesten Artikel war das Laienbrevier von Leopold Schefer; es spielte fortan eine Hauptrolle in dem Verlag, während die übrigen allmählich zu einer beträchtlichen Bändezahl heranwachsenden Werke des Dichters nur einen mäßigen Anklang fanden. In solchen Fällen kam es denn wohl vor, daß der Verleger mit einer, dem Geschäftsmann kaum erlaubten Generosität für den unerwarteten Gewinn den Autor belohnte und den unerwarteten Verlust für sich allein

[illegible] Namen ersten Ranges auf. [illegible] von Johannes Müller [illegible] Dove und L. Moser. [illegible] Gedichte [illegible] Auch [illegible] von Guhrauer aus dem Jahre [illegible] Unternehmen [illegible] Adolph Schmidt [illegible] bis zum Eintritt der Revolution [illegible] fielen die nach folgten, angeregt durch [illegible] Bewegung gestellt hatte, die [illegible] Adolph Schmidt's über Preußens deutsche Politik und die Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen; und ferner jene berühmten anonymen [illegible] aus der Zeit von Olmütz (Vier Wochen und vier Monate auswärtiger Politik und die Dresdener Conferenzen), die den ersten urkundlichen Aufschluß über die Wege gaben, welche Preußen damals durch das Ministerium Manteuffel geführt wurde. Die letzten größeren historischen Werke waren Droysen's Leben Yorck's und der Anfang der Geschichte der preußischen Politik, und der Yorck war wohl das Buch, an welchem Veit während seiner Geschäftsthätigkeit die meiste Freude zu Theil ward. Dagegen entsprachen zwei andere Unternehmungen im Felde der Philosophie und Literatur nicht den daran geknüpften Erwartungen: nämlich die schöne Gesammtausgabe von J. G. Fichte's Werken und der von Veit selbst redigirte Briefwechsel Schiller's mit Körner. Die Unruhe der Geister kurz vor der Revolution hatte die Lust an der philosophischen Speculation verdrängt, und erst ein Jahrzehnt später erwachte in der Nation mit neuer Kraft die Begeisterung für ihren großen politischen Dichter. — Diese wenigen Angaben mögen genügen, um den Charakter des Veit'schen Verlages zu kennzeichnen. Die Ausbreitung desselben auf dem Gebiete der Landescultur und der Staatsverwaltung, die Sorge endlich für die jüdische Literatur dürfen wir hier übergehen.

Bücher sind keine Waare, — der Verleger, der Sortimentshändler und das Publicum verhalten sich anders zu ihnen, als die Groß- und Kleinhändler und die Consumenten zu den materiellen Producten. In den Erzeugnissen, die der Verleger den Lesern darbietet, soll sich zugleich seine Individualität, seine wissenschaftliche und vaterländische Gesinnung,

sein Zusammenwirken mit dem Schriftsteller zum gemeinsamen Dienst an der Nation ausprägen. Einem trefflichen Aufsatz Veit's von 1839, in welchem das Project eines Wissenschafts-Vereins entwickelt war, der nach Art der Kunstvereine die für den einzelnen Buchhändler zu kostbare Herausgabe wissenschaftlicher Untersuchungen in die Hand nehmen sollte, entnehmen wir die Stelle: „Der deutsche Buchhandel hat von jeher bewiesen, daß er seine eigenthümliche Stellung in den nachbarlichen Grenzen der Intelligenz und Industrie zu würdigen wisse. Man prüfe die neuesten Kataloge und entscheide dann, ob jener ehrenhafte Grundsatz: einen Theil des Gewinnes, den die Muse dem häuslichen Altar beschieden, der Muse selber zu opfern, nicht bis auf unsere Zeiten herab sich fortgeerbt habe." In diesem Sinne verstand und übte er seinen Beruf und wirkte er unter den Genossen; und es ist nun diese Wirksamkeit für die Entwickelung und die Interessen der Corporation, der er angehörte, und für die literarischen Rechtsverhältnisse, auf die wir jetzt einen Blick zu werfen haben.

Bekanntlich ist der deutsche Bücherverkehr nach anderen Grundsätzen geordnet, als z. B. der französische. Während bei uns der Verleger seine Bücher dem Sortimentshändler in Commission giebt, und dieser sie wieder seinen Kunden mit der Erlaubniß der Remission zur Ansicht zusendet: ist in Frankreich der Buchhändler genöthigt, die Artikel des Verlegers, die er zu haben wünscht, auf seine Gefahr zu kaufen und die erstandene Zahl dann weiter seinem Publicum aufzubringen. Dies scheint auf den ersten Blick nur ein Unterschied äußerlichen Geschäftsverkehrs zu sein, wobei auf die deutsche Gewohnheit mancher Mißbrauch seitens des säumigen Publicums und manche Verlegenheit für den, seine Bücherballen zurückempfangenden Verleger fällt. Aber hinter diesen Aeußerlichkeiten verbirgt sich der ganze Gegensatz deutschen und romanischen Wesens. Die Folge ist nämlich, daß in Frankreich die Preise der Bücher nicht feststehen, die Buchhändler in den Provinzen meist zu Tröblern herabsinken, der Verlag sich auf wenige Häuser der Hauptstadt concentrirt und daß nun von diesen Dictatoren und den ihnen untergeordneten Krämern dem Volk die geistige Nahrung zugemessen wird; — während bei uns der Bücherverkauf kein Kram mit einer Waare ist, der Sortimentshändler eine ehrenvolle und gesicherte Existenz und daher bis in die kleineren Städte herab häufig selbst einen Verlag hat, und dem Publicum alle neu erscheinenden Werke zugänglich gemacht und gleichsam zur Entscheidung vorgelegt werden. Dort also herrscht die Centralisation, die Autorität, die Mode; neben den „literarischen Marschällen" kommt eine abweichende Richtung, kommt der Provinziale nicht auf; hier dagegen herrscht die Decentralisation, die selbständige Entfaltung aller Kräfte und die Freiheit des öffentlichen

Urtheils, vor dessen Forum jeder Schriftsteller und jedes Buch — auch das eines berühmten Autors — sich von neuem stellen müssen. Dort regiert das katholische, hier das protestantische Princip. Eine weitere Consequenz ist, daß bei uns Verleger und Sortimentshändler — fast alle mit allen in Verbindung stehen; und dieser vielverzweigte Verkehr hat die deutschen Buchhändler angetrieben, auch eine äußere Vereinigung zu suchen, die unter dem Namen des Börsenvereins in Leipzig gegründet worden ist.

Niemand verstand es nun besser, den geistigen Werth jener Geschäftsformen sinnvoll zu deuten, die nationale Sitte gegen oberflächliche Angriffe zu vertheidigen, als unser Veit; Niemand hat mit mehr Wärme und Begeisterung den Interessen jenes Vereins sich hingegeben. Hatte doch der deutsche Buchhandel in demselben einen Mittelpunkt gefunden, der das Standes- und Pflichtgefühl der verbundenen Genossen hob und ihnen nach außen, den Staatsgewalten gegenüber, eine angesehene und kräftige Vertretung gab. War doch — was der nationalen Gesinnung des Mannes am höchsten stand — diese Genossenschaft die erste und bisher die einzige deutsche Corporation; ein Verband, der aus dem einfachen Grunde, weil es eine preußische, sächsische, baiersche Literatur nicht giebt, sofort über die Einzelstaaten übergriff und die Schranken niederriß, welche die übrigen Gewerbszweige trennen. Indessen gelang Veit doch nicht sogleich, in den jährlichen Versammlungen zu Leipzig Einfluß zu gewinnen. Bei der älteren tonangebenden Generation war das confessionelle Vorurtheil sehr zäh, und hätte nicht der unmittelbare Eindruck seiner Persönlichkeit, — das Reine und Gute, das aus diesem edlen Angesicht leuchtete, die Gemüther bezwungen, so würde der Widerstand noch länger gedauert haben. Zuerst im Jahre 1839 wurde er in einen der Ausschüsse gewählt und von nun ab mehr und mehr zu den Berathungen über die allgemeinen Angelegenheiten herangezogen; 1853 ward er zum Stellvertreter des Vorsitzenden, 1855 zum Vorsteher der Buchhändlerbörse ernannt, und dieses ehrenvolle Amt bekleidete er bis 1861, die längste statutarisch zulässige Zeit. Seine Wirksamkeit an dieser Stelle wird uns von Einem seiner angesehensten Collegen als eine Epochemachende bezeichnet. Er vereinigte in sich die vielen, dazu erforderlichen Eigenschaften: wissenschaftliche Bildung und geschäftliche Einsicht, Freude an corporativer Selbstthätigkeit, politische Erfahrung und eine sehr ausgebreitete Kenntniß der betreffenden Gesetzgebung. Einen Einblick in Sinn und Umfang seines Wirkens gewähren uns die Vorträge, die er während jener sechs Jahre vor der Generalversammlung hielt. Es ist ein sittlicher, ein religiöser Hintergrund, auf dem sich diese Ge-

schäftsberichte und Reden abheben; eine Schule des Gemeinsinnes ist ihm der Verein; bestimmt, die Willkür des Einzelnen zu binden, Ordnung und Regel auch dahin zu tragen, wohin kein äußeres Gesetz reicht. Wie verstand er es, den Besten unter den heimgegangenen Genossen ein Denkmal zu setzen, das Bild ihres Schaffens der Gegenwart als eine Mahnung hinzustellen, damit auch sie die Pflege echter Wissenschaft und Volksbildung über dem Cultus der materiellen Interessen nicht vergesse! Jene Berichte enthielten auch eine Uebersicht über die, in den Buchhandel eingreifenden Acte der Staatsgewalten und über die Schritte, zu welchen die Corporation dadurch veranlaßt wurde. Und eben auf diesem rechtlichen Gebiet hat Veit sich anerkannte Verdienste erworben. Er hatte seit den vierziger Jahren fast an all' den Beschwerden und Denkschriften Antheil, durch welche der Buchhandel sich gegen die Verfügungen vom grünen Tisch her zu schützen und ein Verständniß seiner Angelegenheiten zu verbreiten suchte. Bald sind es die Gefahren, welche dem freien Verkehr auf dem Hauptstapelplatze Leipzig drohen, bald die Preßgesetze am Bunde oder in den Einzelstaaten, bald die schwebenden internationalen Verhandlungen zum gegenseitigen Schutze der Autorenrechte, welche die Ausschüsse des Vereins in Thätigkeit setzen. In letzterer Beziehung war Veit auch als Mitglied der literarischen Sachverständigen-Commission in Berlin bemüht, bei dem Abschluß von Verträgen z. B. zwischen Preußen und Frankreich, vor Uebereilungen zu warnen, insbesondere die Monopolisirung von Uebersetzungen ausländischer Werke zu verhindern. Eine classische Leistung, die an diesen Platz gehört, war ferner die Schrift („die Erweiterung des Schutzes gegen Nachdruck 1855"), welche Veit gegen einen Raumer'schen Gesetzentwurf vom 11. December 1854 veröffentlichte. Dieser — durch eine Petition der Schiller'schen Erben mitangeregte — Entwurf sollte der Regierung die Befugniß geben, zu Gunsten der Erben verdienter Autoren den gesetzlich feststehenden Schutz gegen Nachdruck im Wege der Verordnung zu verlängern. In großen Zügen erörtert nun die Schrift die gewichtige Frage des geistigen Eigenthums, charakterisirt die beiden Extreme, zu welchen dieselbe geführt, — das Faustrecht des Nachdrucks, welches den Schriftsteller der Früchte seiner Arbeit beraubt, und das ewige Verlagsrecht, welches der Nation den Zugang zu den erhabensten Werken ihres eigenen Geistes versperrt — und weist endlich nach, wie die preußische Gesetzgebung vom Juni 1837, indem sie ein 30jähriges Verlagsrecht nach dem Tode des Autors gewährt, bereits die billige Vermittlung zwischen den Rechten des Einzelnen und der Allgemeinheit gefunden. Dabei kam denn zu Tage, daß der Verfasser des Raumer'schen Entwurfs eine ergänzende Verordnung vom Juli 1844, die zu Gunsten der früher

verstorbenen Autoren jenen 30jährigen Schutz erst vom Jahre 1837 ab berechnete, gar nicht gekannt hatte. Es war das Verdienst der Veit'schen Schrift, daß die Vorlage abgelehnt wurde und somit der Versuch scheiterte, auch auf diesem Felde das allgemeine gleiche Recht zu Gunsten des Monopols und der administrativen Gewalt zu brechen. Ein höchst wichtiges Werk war endlich der umfassende Entwurf eines deutschen Nachdrucksgesetzes, der vom Börsenverein 1855 unternommen und mit Hülfe hervorragender Juristen 1857 zu Ende geführt wurde. Ein nicht geringer Theil dieser Arbeit fiel auf den Vereinsvorsteher, den die Größe des Gedankens zu der ausdauerndsten Thätigkeit während dieser mühseligen Verhandlungen begeisterte. Denn es handelte sich ja hier darum, dieselbe Idee, welche das deutsche Wechselrecht, die Münzverträge, das Handelsrecht geschaffen, für die bedeutsame Sphäre der Literatur und Kunst zur Durchführung zu bringen. Es handelte sich darum, das Chaos von einigen dreißig Particulargesetzgebungen hinwegzuräumen, ein gleichförmiges Recht des geistigen Eigenthums für ganz Deutschland zu schaffen und mit dieser nationalen Schöpfung zugleich den festen Boden zu gewinnen, auf welchem die literarischen Verkehrsverhältnisse mit fremden Völkern ohne Schaden und Verwirrung geordnet werden konnten. Die langsam gereifte Vorlage wurde im December 1857 der sächsischen Regierung zu weiteren Schritten am Bunde übergeben; aber die Sache scheiterte an dem Widerstande, welchen Preußen der Legislation des Bundes entgegenstellte. Gleichwohl ist das gediegene Werk, das unsere bunten literarischen Rechtszustände nach einer nothwendigen Idee umgestaltet, eine Vorarbeit für die Zukunft, ein fruchtbares Samenkorn, das zur günstigen Stunde aufwachsen wird. —

Nach dem Tode seines Socius Lehfeldt, 1858, gab Veit seine Verlagshandlung auf, um für die Erfüllung seiner sonstigen übernommenen Pflichten mehr Zeit zu gewinnen. Einen erheblichen Theil dieser Zeit nahmen die Angelegenheiten seiner Religionsgenossen in Anspruch. Noch in sehr jugendlichem Alter war er von ihnen zum Aeltesten gewählt und er blieb fortan an der Spitze der Gemeinde, theils als Mitglied ihres leitenden Vorstandes, theils als Präses ihrer Repräsentanten. Der Mangel an festen gesetzlichen Grundlagen für die Synagogengemeinde und die fortdauernden inneren Spaltungen machten diese Thätigkeit zu einer der schwierigsten; indessen hat er fortgesetzt darin ausgehalten und die Gründung von Schulen, Seminarien und Wohlthätigkeitsanstalten gefördert, getreu der Idee, daß das Judenthum sich seine Anerkennung durch den Erweis seiner religiös-sittlichen Lebenskraft erringen, daß der äußeren Emancipation die innere, die ausgleichende Bildung entgegenkommen müsse.

Diese Seite seiner Thätigkeit liegt uns hier ferner; insbesondere die Pietät gegen die Cultusformen, die ängstliche Scheu, die „überlieferte Antike durch Restauration zu verderben," ist ein Internum, das wir nicht berühren. Aber nicht fern liegt es uns, daß er an einer Stelle, welche der geistige Mittelpunkt für eine Viertelmillion preußischer Unterthanen ist, mit einem preußischen und deutschen Herzen stand; daß jeder Pulsschlag seines Wesens von dem Gedanken der Staats-, der nationalen Einheit bewegt wurde; daß er, wie der zäheste Vertheidiger der Rechte, so der ernsteste Lehrer der Pflichten für seine Gemeinde war. Nicht fern liegt uns außerdem eben jener Kampf um das Recht. Für die deutschen Verhältnisse trifft es ja zu, daß „die jüdische Frage überall gerade so weit gelöst ist als die constitutionelle Frage." Als Preußen durch innere Belebung und Verjüngung seiner Kräfte sich zum Kampf gegen die französische Fremdherrschaft rüstete, als es seine Bauern frei machte und seinen Bürgern Selbstverwaltung gab: löste es auch die Fesseln des Judenthums; das Edict vom 11. März 1812 erhob die heimathlosen Fremdlinge zu preußischen Bürgern, die gleiches Recht mit den christlichen Unterthanen genossen, die zu Communal-, zu Schul- und akademischen Lehrämtern zugelassen, denen auch die Aussicht zu den anderen Staatsämtern für die Zukunft eröffnet wurde. Damals in der Noth hatte man gelernt, die Kraft einer freudigen Vaterlandsliebe, die Kraft eines in all' seinen Gliedern eng verschmolzenen, rechts- und selbstbewußten Volkes zu schätzen, und es lag in den Absichten Hardenberg's und der Staatsmänner dieser Zeit, das Edict von 1812 zur vollständigen Emancipation zu entwickeln. Ein Judengesetz, sagte später einer der berühmtesten von ihnen, muß aus vier Worten bestehen: Gleiche Pflichten, gleiche Rechte! Aber mit dem allgemeinen Rückgang nach dem Frieden wurden auch diese Impulse verdrängt; eine engherzige, freiheitsfeindliche Praxis nahm den Juden das, was sie gesetzlich schon hatten; 1822 wurde ihnen der Zutritt zu den akademischen Lehr- und den Schulämtern, 1831 in der neuen Städteordnung die Befähigung zu Bürgermeister-Aemtern abgesprochen. An die Stelle der verheißenen constitutionellen Verfassung traten ständische Bildungen, welche einzelne Volksklassen weit über ihre reelle Bedeutung hinaus bevorzugten, und wie die Rechtsungleichheit überhaupt, so auch die zwischen Christen und Juden zur Voraussetzung hatten. Es ist immer dieselbe Richtung, welche das flüssige moderne Leben in die starren Formen der Stände und das sich ihm assimilirende Judenthum in das mittelalterliche Ghetto zurückbannen möchte. Dieses an sich völlig egoistische Streben verband sich nun bald mit pietistischen und romantischen Neigungen. Die Selbstsucht und die Beschränktheit umhingen ihre Blöße mit einem idealen

Flitter; aus der trüben Vermischung von Innerem und Aeußerem, von Freiheit und Zwang, von Gemüthssphäre und Polizeisphäre tauchte das Nebelbild des „christlichen Staats" hervor; und an die Stelle der klaren staatsmännischen Begriffe von 1812 trat die dunkle und dehnbare theologische Bestimmung, daß der Israelit keine obrigkeitlichen Functionen üben könne. Die Juden schienen, wie Gabriel Riesser einmal treffend sagte, „dazu ausersehen, daß, wie die früheren Jahrhunderte ihre Grausamkeit, so das jetzige neben seinem Uebermuth auch seine Thorheiten an ihnen übe."

In diesem Kampf um Schutz und Ausbau der erworbenen Grundrechte standen Riesser und Veit voran, der Eine als der literarische Anwalt seiner Glaubensgenossen, der Andere als der Wortführer der wichtigsten Gemeinde. Das schöne Wort, welches Veit in diesen Blättern von dem Freunde aussprach: die Liebe war sein Pathos — trifft auch den Kern seines eigenen Wesens. Seine Humanität, seine Einsicht in die Schwierigkeit großer Rechtsumwandlungen bewahrte ihn vor der Verbitterung, sein Glaube an den Fortschritt der Ideen vor dem Verzagen. Schon 1831, als die Städteordnung erschien, 1833 als ein, nicht zur Ausführung gekommener Entwurf empfindliche Beschränkungen drohte, finden wir ihn im Mittelpunkt einer lebhaften Bewegung mit Adreßberathungen und publicistischen Arbeiten beschäftigt. Bei dem Regierungswechsel 1840 bringt er vor die Stufen des Thrones die Bitte, das Werk Friedrich Wilhelm's III. krönend zu vollenden. Aber eben jetzt drang in die Gesetzgebung jener historisirende Zug, der mit den vorwärts bringenden Reformen der Stein'schen Periode im schroffen Gegensatz stand. Während die öffentliche Meinung weiter und freier wurde, während 1843 selbst die Provinziallandtage auf allgemeine Durchführung des Edicts von 1812, der rheinische — an ihn richteten die Juden der Hauptstadt eine von Veit entworfene Dankadresse — auf vollständige Gleichstellung antrugen: verengten sich die Gesichtspunkte der Regierung und vor der romantischen Neigung, eine vieltausendjährige Antiquität zu conserviren, kam der politische Gedanke nicht auf, der, den Zusammenhang der Volksklassen, das nationale Gefühl zu beleben, alle isolirten Elemente in das Staatsganze aufzulösen gebietet. So drangen denn seit 1842 die seltsamsten Gerüchte in die Oeffentlichkeit; die Juden sollten von der allgemeinen Wehrpflicht entbunden, aus der städtischen Gemeinde als eigene Organismen abgetrennt, der Religionsgenossenschaft der Charakter einer bürgerlichen Gemeinde künstlich angeschaffen werden. Das Bedürfniß zu einer gesetzlichen Aenderung lag allerdings vor; das Edict von 1812 war auf die, nach dem Frieden von Tilsit noch existirende Hälfte der Monarchie

beschränkt geblieben; in den Theilen, welche 1813 hinzutraten, trieben noch siebenzehn verschiedene, mehrfach mittelalterlich gefärbte Gesetzgebungen ihr Wesen. Es galt also auch hier die ein Vierteljahrhundert lang versäumte Aufgabe, — die Einheit der Monarchie herzustellen; aber statt nun zu diesem Zweck die liberalen Prinzipien der Freiheitskriege zu verallgemeinern, generalisirte man vielmehr die späteren Beschränkungen. Die obenerwähnten seltsamen Pläne freilich fielen vor der Indignation und dem Spott der politisch gebildeten Kreise; indessen der Entwurf, welcher 1847 dem Vereinigten Landtag vorgelegt wurde, hielt doch das Ziel fest: abgeschlossene Judenschaften mit polizeilichen Functionen ihres Vorstandes zu bilden und ihre gesonderte Vertretung in der Stadtgemeinde wenigstens anzubahnen. Die politischen Rechte waren verweigert; der Zutritt zu Aemtern weit mehr verengt als in dem Edicte des Fürsten-Staatscanzlers. Ein Theil dieses Entwurfs, der die Cultus- und Unterrichtsangelegenheiten der Juden betraf, war Veit zuvor von der Behörde zur Begutachtung mitgetheilt; auf die Umgestaltung des anderen politischen Theils suchte er im Verkehr mit den Oppositionsmännern des Vereinigten Landtags zu wirken. Er legte ihnen eine Schrift vor, in welcher der alte Rechtszustand von 1812 mit den neuen Absichten verglichen und die wirkliche Aufgabe der Gesetzgebung an's Licht gestellt war. Es ist bekannt, wie auch in diesen Berathungen über das Judengesetz der Widerspruch zwischen dem liberalen Geist jener glänzenden Versammlung und der krankhaften Richtung der Regierungspolitik grell hervorbrach. Die überwiegende Zahl der Redner, die Mehrheit der Stände-Curie entschied sich für die volle Emancipation; aber in dem am 23. Juli 1847 publicirten Gesetz war der Rath der Stände nur an einzelnen Punkten beachtet. Es ging hier, wie bei den Fragen der Periodicität, der Befugnisse und der Zusammensetzung der Reichsstände. Die alten Verheißungen wurden nicht erfüllt, und die dargebotenen Reformen reizten die Bewegung der Geister, statt sie zu beruhigen. —

Die Petitionen und Sendschreiben, welche in der Judenfrage an den Vereinigten Landtag ergingen, waren auch durch die hauptstädtische Gemeindevertretung unterstützt, deren Mitglied Veit seit dem Juli 1846 und von da ab, mit geringen Unterbrechungen, bis zu seinem Tode war. Um seine Wirksamkeit in dieser Versammlung — zumal in den ersten Jahren — zu würdigen, muß man sich der politischen Stagnation erinnern, in welche Preußen wenigstens bis 1840 versunken war. „Sie wollen wissen, was bei uns geschieht," schreibt Veit einmal, „bei uns geschieht überhaupt nichts; man kann nicht von Ereignissen, sondern nur von Zuständen reden." Und in der That, was wäre — von den Demagogen-

verfolgungen abgesehen — aus Berlin zu melden gewesen, außer etwa der glückliche Verlauf des Stralauer Fischzugs, das Project einer Eisenbahn nach Potsdam, oder eine Sitzung der Akademie der Wissenschaften, oder ein neues Symptom des wachsenden Pietismus? Die Städteverfassung, der einsame Zeuge einer längst verschwundenen schöpferischen Zeit, weder ergänzt durch eine lebendige Ordnung der Landgemeinde, noch überbaut und geschützt durch die Institution beschließender Reichsstände — wie die großen Reformatoren es beides gewollt —, war für sich allein nicht stark genug gewesen, Gemeinsinn, bürgerliche Selbständigkeit zu erhalten. Insbesondere in der Residenz, die damals erst anfing zu einer großen Fabrik- und Handelsstadt sich zu entwickeln, fand die Philisterhaftigkeit, die submisse Unterthänigkeit gegen die patriarchalische, für alles sorgende Regierung einen recht breiten Boden. In den dreißiger Jahren wurde der Bürgermeister von der Commune pensionirt, weil er bei der Kriegssteuer-Ausgleichung ihr Interesse gegenüber dem Staat gar zu selbständig vertreten hatte, und der Antrag, zur Belebung des Interesses an den städtischen Dingen um Oeffentlichkeit der Sitzungen zu petitioniren, ward manches Jahr von der Stadtverordneten-Versammlung still bei Seite geschoben, bis er endlich 1846 nach lebhaften Kämpfen die Mehrheit erhielt. Da war es denn eine Aufgabe der wenigen politisch und wissenschaftlich gebildeten Mitglieder, ihre Collegen aus dem engen Gesichtskreis herauszuführen und die Ideen, aus denen die Städteordnung hervorgegangen war, in ihnen zu beleben. Seit 1840 allerdings ergriff ein regerer, frischerer Geist, — genährt durch die leider nur verspäteten, leider in ihrem ursprünglichen Entwurf nicht durchgeführten königlichen Reformen — alle Schichten der preußischen Bevölkerung; aber der Saal im Kölnischen Rathhaus war doch keiner von den Orten, wohin die geistige Bewegung am frühesten drang. Veit half mit, sie dahin zu verpflanzen und das blinde Abhängigkeitsgefühl zu der Loyalität zu läutern, die auf Grundsätzen beruht und mit dem freien Rechts- und Bürgersinne verschmolzen ist. Und wahrlich — es that bald Noth an solcher festen, ihres vernünftigen Ziels bewußten Gesinnung, denn jetzt brauste von Westen der Sturm daher, der plötzlich die alte Ordnung der Dinge niederwarf und der sehr bald einen Radicalismus entfesselte, welcher über die Forderungen der bisher so schroff zurückgewiesenen Opposition weit hinausging. Weil man es zur rechten Zeit versäumt hatte, auf volksthümlichem Grunde constitutionelle Institutionen zu erbauen, so war nun kein Damm und kein Halt gegen die elementare Bewegung. Der Vereinigte Landtag wurde hinweggespült; kaum daß dieser Versammlung, die vor einem Jahr noch der Stolz und die Hoffnung Deutschlands gewesen war, das Recht gewahrt werden konnte,

sich selbst das Todesurtheil zu sprechen, und zur Wahl einer Volksvertretung auf breitester Grundlage ihre Zustimmung zu geben. In diesen verhängnißvollen Wochen fiel auf die Väter der Stadt die weitaus zu schwere Aufgabe, nach oben und nach unten die Vermittelung zu übernehmen; und so finden wir sie denn, und unter den leitenden Personen Veit, mit Deputationen und Adressen an Ministerium und Krone, mit Beschwichtigungsversuchen unter den gährenden Volksmassen, mit Berathungen über Schutzcommissionen und Bürgerwehr athemlos beschäftigt. Siegreich erhob sich die Revolution über alle Gewalten; vom Südwesten her zündete die nationale Idee in den Gemüthern, die bei'm Beginn der Gährung nur von Freiheitsinteressen bewegt waren; und Anfangs Mai wurde das preußische Volk zu den doppelten Wahlen für Berlin und Frankfurt berufen.

Der sechste Berliner Wahlbezirk betraute Veit mit einem Mandat für das Reichsparlament; ein anderer Bezirk wählte ihn zum Stellvertreter für Berlin. In Frankfurt trat er in eine der Fractionen des rechten Centrums, in das Casino, ein und gehörte zu dem Kern der Männer, die in dem Chaos von Interessen, Meinungen und Schwärmereien sich früh durch den Gedanken zurechtfanden, daß der neue Reichskörper seinen natürlichen Schwerpunkt in Preußen finden müsse. Das sprach er seinen Wählern beruhigend aus, als die Einsetzung des Reichsverwesers und die Forderung, daß die preußische Armee ihm huldige, ihren preußischen Stolz verletzt hatte. „Ich bin es mir auch in der Paulskirche bewußt geblieben, wofür nicht allein der große König, sondern auch der große Kurfürst, wofür das preußische Volk seit zwei Jahrhunderten gelebt haben. Ja hätte Preußen die begonnene Reform seiner Zustände seit einem Menschenalter fortgesetzt, so wäre es der Ordner Deutschlands geworden und Deutschland wie ihm wäre die Revolution erspart geblieben. Völker wie Einzelne haben schwache Stunden; aber die Kraft sich zu ermannen zeugt von einem unverwüstlichen Lebensquell, und Preußen hat diese Tugend um so öfter bewährt, als ein zeitweises Versinken in traumähnliche Erschlaffung fast ein Gesetz seiner Lebensentwickelung zu sein scheint." Und er mahnt seine Mitbürger zu einer festen Haltung, „damit der Irrthum verbannt werde, als schwanke in Preußen das ganze Staatsgebäude." Denn neben den Versäumnissen der Vergangenheit war es eben dieser Eindruck der Kraftlosigkeit gegenüber der Straßenrevolte, der die deutsch-preußische Partei in Frankfurt im Kampf mit der republikanischen Linken lähmte. Daher das Urtheil, das sie nun fällte, als in Berlin endlich Krone und Volksvertretung in unheilbaren Conflict gekommen waren; jene die Verlegung der Versammlung und den Belagerungszustand, diese die Verweigerung der Steuern beschlossen hatte. Das deutsche Parlament stellte sich

vorwiegend auf die Seite der Regierung, und Veit hatte den Freimuth, seinen Berlinern im Augenblick der höchsten Aufregung zu schreiben: „daß er die Maaßregeln der Krone gegen die Zügellosigkeit der Massen und gegen die souveränen Gelüste der Volksvertreter entschieden billige, wie schlimm es auch sei, daß sie von solchem Ministerium ausgeführt worden — weil leider Muth und Entschlossenheit augenblicklich auf keiner anderen Seite zu finden zu sein scheine. Deutschland bedürfe eines starken Preußen."

Preußen war nun wieder stark, und möglich war es ja, daß das Bewußtsein der neu zusammengefaßten Kraft ihm auch die Kühnheit zu dem großen nationalen Werke verlieh. Und außer dieser Möglichkeit — auf welche Karte hätte die Nationalpartei in Frankfurt setzen können? Sollte sie mit der Linken dem jugendlichen Phantasma eines republikanischen Einheitsstaats nachjagen? Sollte sie mit den Männern, die — seitdem Gagern das Wort des Räthsels ausgesprochen, aus ihren gemäßigten Reihen ausschieden, mit den Oesterreichern und den mittelstaatlichen Großdeutschen das Directorium, die verdichtete Auflage des Bundestags schaffen? Dazwischen aber lag nur der Weg, den sie ging, der Bundesstaat unter der Leitung des mächtigsten deutschen Fürsten; und sie mußte es versuchen, auf dieser von den Staatsverhältnissen gebotenen Basis den deutschen Reichsbau zu gründen — auf die Gefahr hin, daß er vor seiner Vollendung zusammenstürze.

Er stürzte zusammen; gedrängt zwischen der Absage der preußischen Krone auf der einen und dem republikanischen Aufstand auf der anderen Seite, verlor die Kaiserpartei den Boden ihrer Wirksamkeit und das Gros derselben, unter ihnen auch Veit, legte am 20. Mai 1849 sein Mandat nieder. Aber mitten in diesem jähen Zusammenbruch aller Hoffnungen schien sich eine neue Aussicht auf die Constituirung des Reichs zu öffnen. Noch war die preußische Regierung weit entfernt, sich von der nationalen Idee völlig loszusagen; ihre Armeen beherrschten den Norden, die Mitte, den Südwesten von Deutschland und im Vereine mit zwei angrenzenden Mittelstaaten publicirte sie den deutschen Verfassungsentwurf vom 28. Mai, welcher den Kern der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung in sich aufnahm.

Die kurz zuvor aus dem Parlament geschiedene Partei folgte auf diesem Wege. Unter der Erklärung, die sie im Juni von Gotha aus erließ, stand auch der Name von Veit, der bereits in einem sehr ausführlichen „Sendschreiben an seine Wähler" die Politik seiner Gesinnungsgenossen und die Gründe ihres jetzigen Entschlusses erläutert hatte. Es war dieser „Abfall von der zu Recht bestehenden Reichsverfassung," dieser Uebertritt

auf die neue, von Preußen gebotene Grundlage, welcher den Namen der „Gothaer" fortan zum Symbol einer unverbesserlichen Vertrauensseligkeit machte. Indessen an Mißtrauen, an Kenntniß der Verhältnisse und der sich bekämpfenden Strömungen fehlte es diesen Männern wahrlich nicht; aber in die Wahl gestellt, entweder die Hände in den Schooß zu legen und einem müßigen Pessimismus sich zu ergeben, oder bis zum letzten Hauch nach dem Möglichen zu ringen, wählten sie als praktische Männer das Letztere. Selbst als die Könige von dem Bündniß mit Preußen abfielen, als hier die Reaction immer fester das Heft in die Hand bekam und durch die Parole einer Revision des Unionsentwurfs das Werk selbst zu zerbröckeln suchte, harrten sie aus, und in dem allgemeinen Wahlausschuß Berlins suchte Veit mit Flugblättern und Ansprachen auf die Wahlen für das Erfurter Parlament zu wirken. Er wußte so gut, wie Andere, daß die Ereignisse der Wiederherstellung des Bundestages zurollten; aber es war doch noch denkbar, ihnen in den Weg zu treten, die organisirte Union von 22 Millionen als feste Thatsache ihnen entgegenzusetzen. „Es ist ein uraltes Zeichen falscher Prophetie," heißt es in einem jener Flugblätter, „daß sie an die Bequemlichkeit, Trägheit oder Selbstsucht der menschlichen Natur appellirt, während alle guten Menschen den Glauben an die Größe und den Ruhm des Vaterlandes festhalten und sich in jedem Moment ihres Daseins zu treuer Arbeit für dasselbe verpflichtet halten."

Wir haben nur in den flüchtigsten Zügen an den ersten deutschen Reichstag und seinen tragischen Ausgang erinnert, weil in jener Versammlung der berühmtesten Männer der Nation unser Veit bescheiden zurücktrat. An der Ausschlag gebenden Verfassungsarbeit hatte er keinen unmittelbaren Antheil, dagegen arbeitete er sehr thätig in dem volkswirthschaftlichen Ausschuß; auch hier bei den Berathungen über die Zoll-, Handels- und Gewerbs-Angelegenheiten der Nation bemüht, dem abstracten Unitarismus entgegenzutreten und eine billige Demarkationslinie zwischen der Reichsgewalt und den Einzelstaaten zu ziehen, deren Existenz ja nun einmal nicht wegzuräsonniren war. Von ihm gingen Anträge auf ein deutsches Heimathsrecht und eine deutsche Gewerbeordnung aus und als Vorarbeit zu der letzteren ein sehr inhaltreicher Bericht über die massenhaft eingelaufenen gewerblichen Petitionen, der für die Kenntniß dieser Zeit ein werthvolles Actenstück bleiben wird. Denn nirgend brachen die unvermittelten Gegensätze des Jahres 1848 greller hervor, als in diesen Kreisen des kleinen deutschen Mittelstandes. Auch er war auf das tiefste erregt: die Handwerksmeister, die Gesellen, dann die Arbeiter hielten ihre Congresse. Und wie die gewerblichen Rechtszustände der einzelnen Länder ein Bild der buntesten Verschiedenheit boten, von den mittelalter-

lichen Zünften und Realgerechtsamen bis zur unbeschränkten Freiheit der Arbeit, so trat auch in den Forderungen dieser Volksklassen das Widersprechendste hervor. Die Handwerksmeister verlangten die Zurückführung der alten Monopole, die Arbeiter stellten sich auf den Boden des modernen Socialismus. Merkwürdig aber ist, wie inmitten der politisch radicalen Bewegung sehr bald die conservative Strömung des kleinen Handwerkerthums durchschlug, und wie sie stark genug war, auch den preußischen Staat von den bewährten Grundsätzen der Gewerbefreiheit abzulenken. Um so weniger darf es uns verwundern, daß Veit mit einigen Freunden in Frankfurt den Entwurf einer Reichs-Gewerbeordnung vorlegte, in welchem zwar das Concessionswesen und jedes Arbeitsmonopol beseitigt, aber allerdings der Innungszwang, die Meister- und Gesellenprüfungen beibehalten waren; sie suchten — zum Theil mit Aufopferung ihrer individuellen Ansichten — eine Ausgleichung unter den gegebenen Verhältnissen zu finden. —

Zum kräftigen Leben einer Partei gehört bekanntlich noch etwas mehr, als große Redner für die Tribüne und sachkundige Arbeiter für die Ausschüsse. Es bedarf einer fortgesetzten Einwirkung auf die öffentliche Meinung, der Begründung von Organen in der Presse, des lebendigen Zusammenhalts auch außerhalb der Sessionen, der festen Organisation, der schlagfertigen Rüstung bei den Wahlen. Zu dieser so wichtigen und noch so wenig begriffenen Seite der Parteithätigkeit war Veit durch seine unabhängige Stellung in der Hauptstadt und durch sein klares Gefühl von der Wichtigkeit der Presse insbesondere befähigt. Er trug sich schon 1847 mit dem Plan einer großen Zeitung, der durch seine Wahl nach Frankfurt vereitelt wurde; hier gründete er, als nach dem Malmöer Waffenstillstand die Entfremdung zwischen Parlament und Volksstimmung den gefährlichsten Grad erreicht hatte, im Verein mit anderen Mitgliedern des Centrums eine lithographirte Correspondenz, die mit großem Erfolg den Gedankenaustausch zwischen der Reichsversammlung und der Nation vermittelte. In Berlin ferner gehörte er zu den eifrigsten Freunden der „Constitutionellen Zeitung;" trat in dem Kampfe, den das Blatt mit der Polizei um seine Existenz zu führen hatte, wohl auch selbst in die Bresche — nach Haym's Ausweisung führte er mehrere Monate die Redaction —; und wenn die Selbstbesteuerung, die der immerhin nur wohlhabende Bürger bei diesen und späteren Unternehmungen sich auferlegte, auch nur annähernd ein Maaßstab gewesen wäre für so manche reichere Gesinnungsgenossen, so würde es mit der publicistischen Vertretung der Partei weniger traurig bestellt sein. Auch dessen erinnern sich wohl Viele unserer Leser noch mit Anerkennung, wie Veit mit einigen Berliner Abgeordneten zur Zeit der

liberalen Aera bestrebt war, die Verbindung unter den zerstreuten Fraktionsgenossen durch fortlaufende Berichte zu erhalten und zwischen Ministerium und Partei eine Verständigung über die Gegenstände der herannahenden Session anzubahnen, — alles Maaßregeln, deren Wichtigkeit bei einem entwickelten parlamentarischen Leben von Niemand bezweifelt wird, zu denen aber bei uns keineswegs ein Uebermaaß von Willigkeit und Geschick sich findet.

Der rasche Rückschlag, der auf den Stoß der Revolution erfolgte, brachte auch Veit um seinen Wahlsitz; im November 1848 stand er als Reactionär, im August 1849 als Revolutionär in üblem Ruf; seine Vaterstadt sandte damals schon mit Vorliebe conservative Generale in die Kammer. An dem Abschluß der preußischen Verfassung hatte er daher keinen Theil; aber in dem schweren Kampfe, der jetzt inmitten der allgemeinen politischen Erschlaffung zu ihrer Vertheidigung geführt werden mußte, hat er wenigstens zwei Jahre hindurch als Abgeordneter mitgestritten. Er trat im März 1851 in Folge einer Nachwahl zu Trier in die erste Kammer, wo seine politischen Freunde, die Vertreter der gemäßigten Mittelklassen, bereits die äußerste Linke bildeten. Und nun drängten sich die Anträge zur Revision des Staatsgrundgesetzes — Anträge auf Neubildung der ersten Kammer und Gleichstellung derselben in den Budgetbefugnissen, auf Wegfall der Diäten und Erforderniß des Urlaubs für die gewählten Beamten, auf Wiederherstellung der alten Kreis- und Provinzialstände u. s. w. — und die zusammengeschmolzene, von der Demokratie nicht unterstützte Schaar der Liberalen vermochte nur einen Theil dieser Angriffe abzuwehren, vermochte nicht zu hindern, daß in die Verfassung selbst der Gegensatz von ständischem und constitutionellem Wesen hineingetragen wurde, der dann zur Zeit der neuen Aera die Gesetzgebung zum Stillstand und die öffentliche Meinung zur Desperation brachte, und der die Handhabe zum abermaligen Sieg der feudalen Partei wurde. Unter so ungünstigen Verhältnissen wurden die wichtigsten Gesetzentwürfe berathen; zum Theil auf Gebieten, wo Veit — wie bei dem Preßgesetz, der Stempelsteuer für politische und Anzeige-Blätter und der neuen Städteordnung — eine reiche Erfahrung geltend machen konnte. Mit scharfer Sachkenntniß bekämpfte er den ersteren Entwurf, der im Eingang die Concessionsertheilung, im Ausgang die Concessionsentziehung und in der Mitte eine Reihe harter Strafen festsetze. Indessen weder diese Vorlagen, noch die neue Last, welche neben dem Concessionswesen, der Cautions- und Postzwangspflicht der periodischen Presse jetzt in der Stempelsteuer auferlegt wurde, konnte abgewandt werden. In der Gemeindefrage war den Conservativen ein kühner Wurf gelungen. Der große Gedanke, Stadt und Land, Kreis und Pro-

vinz nach gleichartigen Prinzipien freier Selbstverwaltung zu ordnen, den bereits die Staatsmänner von 1808 sich zum Ziel gesetzt und der in der Gesetzgebung vom 11. März 1850 einen freilich unvollkommenen Ausdruck gefunden hatte — seine Durchführung war abermals durch die Sistirung jener Gesetze vereitelt. Lediglich in den Städten, die ihr älteres und vielfach besseres Recht nur dem Ganzen zu lieb aufgeopfert hatten, war die neue Ordnung hastig eingeführt worden, und die Regierung beabsichtigte jetzt, sie definitiv zur Städte-Verfassung für den Osten der Monarchie zu machen. In dieser Lage griff die liberale Minorität auf das Recht von 1808 zurück und Veit arbeitete einen Entwurf aus, der in den wichtigsten Punkten: dem Modus der Abstimmung, dem Verhältniß der Stadtverordneten zum Magistrat und des Magistrats zu den Aufsichtsbehörden, die größere Selbstständigkeit der alten Zeit wieder herstellte. Die Erfolge dieser Anstrengungen waren gering; dagegen wurde ein Angriff auf Art. 12 der Verfassung — den großen Grundsatz der Scheidung zwischen bürgerlichem Recht und religiösem Bekenntniß — siegreich abgeschlagen. Der Kampf für das Privilegium führte mit Nothwendigkeit auch zur Antastung der religiösen Freiheit. Die Unterordnung der Dorfgemeinde unter den Gutsbesitzer, der Bürger und Bauern in den Kreisständen unter die Ritter, die ganze ständische Gliederung bekam ihren Abschluß erst dann, wenn der Jude wieder der Hintersasse des privilegirten Christen wurde. In dieser Richtung bewegte sich ein Antrag der äußersten Rechten, und es war eine der wärmsten, vom wahrhaften Geist der Frömmigkeit und Liebe durchwehten Reden, welche Veit dagegen hielt. Der Antrag fiel, aber freilich verstand man sich darauf, die Artikel der Verfassungsurkunde, die sich nicht aufheben ließen, praktisch außer Curs zu setzen.

Der Druck dieser Praxis wurde dem unerschrockenen Manne unter dem Hinkeldey'schen Regiment persönlich fühlbar gemacht. Als die „Dresdener Conferenzen" in seinem Verlage erschienen, ward er vorgeladen und die Fiction aufgestellt, daß das Material zu jener Schrift — es befand sich in den Händen sämmtlicher deutscher Bundesregierungen — aus dem Archiv des Auswärtigen Ministeriums entwendet sei, und daß er sich demnach an den Früchten eines gemeinen Verbrechens habe bereichern wollen. Später wurde ihm der aus amtlichen Quellen zusammengetragene Berliner Wohnungsanzeiger entzogen, — fast der einzige Gewinn bringende Artikel, den er bei Ankauf des Boike'schen Verlags überkommen, und dessen Ertrag nahezu die Zinsen der Kaufsumme repräsentirte. Noch ein classisches Beispiel polizeilicher Interpretationskunst sei aus jener Zeit erwähnt. Veit gab seit langem eine Schachzeitung heraus; Caution und Steuer war für sie nicht gezahlt, da nach der Gesetzgebung von 1851—1852 Zeitschriften,

welche sich nicht mit politischen und socialen Fragen beschäftigen, davon frei waren. Plötzlich erhielt er die Anzeige, daß seine Zeitung steuerpflichtig sei, und auf seine verwunderte Nachfrage wurde ihm bedeutet: das Schachspiel sei ein Gesellschaftsspiel, mithin behandele die Zeitschrift eine „sociale" Frage.

Wahrlich nach solcher Handhabung der Gesetze wurde das Glück einer gerechten und wohlwollenden Verwaltung empfunden, als nun endlich im November 1858 eine Wendung zum Bessern eintrat. Die Partei, welche auf dem Vereinigten Landtag die Opposition und 1848 vorübergehend das schwankende Steuer des Staats geführt, welche dann die Verfassung vereinbart und sie acht Jahre hindurch nach Kräften gedeckt hatte — bekam jetzt einen Theil der Ministerstühle und eine glänzende Mehrheit im Abgeordnetenhaus, für das auch Veit in Berlin und Posen ein Mandat empfing. Noch liegt dieses Stück politischer Geschichte uns zu nahe, als daß ein objectives Urtheil über sie gefällt, die Schuld an dem raschen Ende mit Gerechtigkeit vertheilt werden könnte. Nur so viel ist gewiß, daß scharfe Kenner unserer Personen und Verhältnisse bald nach dem November 1858 um den Ausgang bangten, als sie den steigenden Contrast zwischen den Volkserwartungen und zwischen dem beobachteten, was unter den gegebenen Bedingungen überhaupt geleistet werden konnte. Der italienische Krieg, die daran sich knüpfende nationale Bewegung mit ihren weitreichenden Zielen, der ungebrochene Widerstand des Herrenhauses — vollendeten jenen Gegensatz; und es entstand im Volk eine Stimmung, wo man Mittel, Kräfte und Folgen seines Thuns nicht mehr berechnet und so zuletzt der Reaction mitbehülflich wird, das unfertige Gebäude halbliberaler Zustände wieder einzureißen. Indeß so weit ist jene Zeit doch den schwereren Kämpfen der Gegenwart schon entrückt, daß das mancherlei Gute, was sie gefördert hat, wohl eine Anerkennung findet. Es ist nun einmal nicht anders: wir hatten in der neueren preußischen Geschichte nur drei reformatorische Perioden: einmal die Epoche, deren Antriebe bis 1820 nachwirkten, dann die schöpferische Zeit bald nach der Erschütterung der Revolution, und endlich die Reformen seit 1858, deren wichtigste Bestandtheile freilich in ihrem langsamen und mühseligen Werden erstickt wurden. Das wenigstens ist die Anschauung, die dem Sinn unseres geschiedenen Freundes entsprach, und Einzelnes aus der Legislation dieser Jahre, woran er selbst mitgearbeitet hat, müssen wir hier noch berühren. Er war in verschiedenen Commissionen thätig, am dauerndsten in der für Petitionen; bei den Fragen jedoch, die scharf in den Vordergrund traten, der Grundsteuerregulirung, der Armeereform u. s. w. stand er in zweiter Linie. Sein eigentliches Feld waren außer den communalen die Preß- und Gewerbe-

verhältnisse; und hier brachte gleich die erste Session mehrere Erleichterungen, die er mit Eifer befürwortet hatte — eine bessere Einrichtung des Cautionswesens, eine Beschränkung des Postzwangs; und die Petitionen gaben Gelegenheit, auf eine durchgreifende Reform des ganzen Concessionssystems zu dringen. In der folgenden Session wurde der Hauptschaden, an welchem die Presse krankte, die Concessionsentziehung auf administrativem Wege beseitigt und zusammen mit seinem Freunde H. Duncker entwarf Veit eine Novelle zur Gewerbegesetzgebung, welche die Schranken von 1849 niederriß und den Gewerbebetrieb dem Ermessen der Verwaltungsbehörden entzog. Auf diese Forderungen gab das Ministerium eine Abschlagszahlung. Es proponirte einige Aenderungen an dem Gesetz von 1845, wodurch immerhin Tausende von Gewerbtreibenden von polizeilichen Plackereien befreit und in dem Bewußtsein ihrer bürgerlichen Selbständigkeit gehoben wurden. Es gewährte ferner der Presse eine neue Begünstigung; die Zeitungssteuer, gegen die eine von Veit mitberathene Petition der Berliner Buchhändler eingegangen war, wurde erleichtert und den preußischen Blättern die Concurrenz mit den Organen der Nachbarländer möglich gemacht. Auch die Angelegenheit endlich, bei welcher Veit durch nahe Pflichten zum Sprecher berufen war, rückte von der Stelle. Die alte jüdische Eidesformel, die ihren Ursprung einem gehässigen Mißtrauen verdankte, wurde beseitigt; und in der Frage der Zulassung der Juden zu den Staatsämtern nahm das Ministerium wenigstens im Prinzip eine Stellung ein, wie sie sich für ein verfassungsmäßiges Regiment geziemte. Es erkannte an, daß der Artikel 12 der Verfassung dispositive Kraft habe und daß das Specialgesetz vom 23. Juli 1847, das die Juden von den obrigkeitlichen und polizeilichen Aemtern ausschloß, dadurch unmittelbar außer Geltung getreten sei. Die frivole Theorie, der die Vorschriften des Staatsgrundgesetzes nur den Werth von abstracten Sätzen, von Monologen und Wünschen hatten, wurde bei Seite gestellt. Gleichwohl enthüllte auch diese Frage den Hauptschaden des Ministeriums, den Mangel an Einheit in den politischen Grundideen. Während Graf Schwerin mit seinem starken Gerechtigkeitsgefühl die Juden zur persönlichen Führung der Ortsobrigkeit, zu den Schulzenämtern, den Kreisständen zuließ, und in dem ganzen Umfang seiner Verwaltung die Schranken beseitigte, wurden in den Ministerien der Justiz und des Unterrichts neue Gründe aufgesucht, um dem anerkannten Prinzip die praktische Spitze abzubrechen. Hier ward der „confessionelle" Charakter der Gymnasien oder gar der Universitäten zum Vorwand genommen; dort wurde den Erfahrungen des westlichen Europa zum Trotz die Behauptung aufgestellt, daß der Jude einem Christen den Eid nicht abnehmen könne. So blieb der Wunsch, den Veit 1860 „aus

der tiefsten Frömmigkeit des Herzens" aussprach, — es möge diese Verhandlung über die Gleichstellung der Juden die letzte in den preußischen Kammern sein, — allerdings ein frommer Wunsch, denn „es liegt in der Natur des Vorurtheils, daß es nie zum Abschluß kommt, daß es wie eine Schlingpflanze tausendfach zertreten am Boden fortwuchert."

Wir dürfen diesen Ueberblick über Veit's politische Thätigkeit nicht schließen, ohne mit einigen Worten seiner Theilnahme an der nationalen Bewegung der letzten Jahre zu gedenken. Der Zusammenhang der preußischen und der deutschen Geschicke war ihm tief in's Herz gegraben; es schien ihm unmöglich, daß ein so unfertiger, geographisch zerrissener Staat wie Preußen von den Ideen und Strömungen in den Nachbar- und Zwischenländern sich abschließe, und auf seine innere constitutionelle Entwickelung sich beschränke. Er war überzeugt, daß das „communale und provinzielle Fürstenthum" in seinen Grundlagen erschüttert sei, daß es nur als „deutsche Monarchie" erhalten werden könne, daß der Zug nach Concentration, nach innerer Zusammenfassung der großen civilisirten Nationalitäten, der das mächtigste Motiv der neueren europäischen Geschichte ist, auch den deutschen Bundes- oder Einheitsstaat zum Resultat haben müsse. In diesem Sinn trat er in den Ausschuß des Nationalvereins, als die Kriegsereignisse in Italien zusammen mit dem Umschwung in Preußen den Drang nach nationaler Einheit wieder geweckt hatten. Waren es doch die Ideen, welche die Frankfurter Reichsversammlung, die „Gothaer" gepflanzt, — die jetzt unter der einträchtigen Pflege der Parteien fruchtbar aufzukeimen schienen. Indessen eine einflußreiche Stellung gewann Veit in dem Vereine nicht; es lähmte ihn erst die Zurückhaltung, dann die Niederlage seiner Partei, und jene anfängliche Eintracht wurde bald durch die inneren Landesfragen zerrissen. Es lähmte ihn ferner das Gefühl, daß zwischen dem was man anstrebte, und dem was für längere Zeit von Preußen zu erwarten stand, ein unheilbarer Widerspruch sei. Der Verein war auf die Voraussetzung gegründet, daß Preußen an die nationale Politik von 1849 wieder anknüpfen, daß es erst an einzelnen Punkten, wie Kurhessen und Schleswig, dann in der deutschen Verfassungsfrage selbst die Initiative ergreifen werde. Schlug diese Voraussetzung fehl, so gebrach es der geistigen Propaganda des Vereins an den praktischen und naheliegenden Zielen; er mußte nothwendig nach links gedrängt und der Wirksamkeit der Personen, welche der rechten Seite der preußischen Liberalen angehörten, der Boden entzogen werden.

Als Veit bei der Abstimmung über das Militärbudget im Frühjahr 1861 sein Votum für das Kühne'sche Amendement gab, sah er deutlich voraus, daß er seinen Berliner Wahlsitz damit verloren habe. Aber so

mild und bestimmbar er auch erschien, so besaß er doch die Entschiedenheit des Willens, die lieber auf politische Ehren verzichtet und die Last der Impopularität auf sich nimmt, als daß sie der gewissenhaften Ueberzeugung etwas abbrechen sollte. Und diese Ueberzeugung zwang ihn; er hielt es für seine Pflicht, den Einfluß, den die liberalen Ideen innerhalb der Regierung und Verwaltung gewonnen hatten, so lange als möglich zu conserviren. „Ich will die Militärreform ohne — Ihr werdet sie mit einem conservativen Ministerium bekommen," pflegte er seinen Gegnern auf der Linken zu sagen. Gleichwohl trug er schwer an der politischen Unthätigkeit; die tiefgreifenden staatsrechtlichen Conflicte, die Erschütterung unseres ganzen constitutionellen Besitzes und die Unmöglichkeit, in der sich die geschlagene und zerstreute Mittelpartei befand, für die Erhaltung desselben kräftig mit einzugreifen, — das alles lag ihm drückend auf der Seele. Um so eifriger wandte er sich jetzt seinem Communalamt zu; die Arbeit in dem großartigen Gebäude unserer hauptstädtischen Selbstverwaltung zog ihn ab von den allgemeineren Verhältnissen. Er war früher (seit dem Herbst 1849) einige Zeit lang unbesoldeter Stadtrath gewesen; aber diese mehr bureaukratische Thätigkeit, wobei er auf ein bestimmtes Arbeitspensum beschränkt blieb und der Blick auf das Ganze der städtischen Angelegenheiten ihm verloren ging, hatte seinen Neigungen weniger zugesagt, und so war er wieder in seine alte Stellung als Stadtverordneter zurückgetreten. Was ihn in dem weiten Umkreis des communalen Lebens am meisten fesselte, war die geistige Seite desselben: das Unterrichtswesen der Gemeinde, die Pläne zur Reorganisation und Vermehrung der höheren Lehranstalten, zur Gründung von Mittelschulen u. s. w.; er war der eifrigste Vertreter der idealen, humanistischen Richtung auf diesem Gebiet. Wie er in der Versammlung überhaupt durch sein Wissen und die Lauterkeit seiner Gesinnung wirkte; wie er, an allen Fragen von Bedeutung theilnehmend, die Gegensätze ausglich, die Eintracht herstellte und das Wohl seiner Stadt im Herzen trug — das hat sein College im Vorsteheramt, Hr. Kochhann, nach seinem Hingang in bewegten Worten dargestellt. Im Januar 1863 wurde er von den Stadtverordneten zu ihrem stellvertretenden Vorsteher gewählt, und dieses ehren- und arbeitsvolle Amt versah er bis zu seinem Tode. In den letzten Monaten klagte er oft über Ermattung, Herzklopfen und Beklemmungen; es wurde ihm schwer, die städtischen Nachmittagssitzungen zu besuchen. Endlich im Gefühl völliger Erschöpfung hielt er sich daheim; aber auf einige schlaflose und schmerzvolle Nächte schien eine Besserung zu folgen, und Niemand von der Umgebung ahnte, daß das Wehgefühl, das ihn zeitweise überfiel, das Symptom eines unheilbaren Herzleidens sei. Noch am Abend des 4. Februar

unterhielt er sich freundlich und voll Interesse für die vaterländischen Ereignisse mit nahen Freunden; am kommenden Morgen war er, auf seinem Lehnstuhl sitzend, hinübergeschlummert. Ein Herzschlag hatte leicht und rasch das Ende gebracht. —

Der Werth des Menschen geht niemals auf in seinem Werk, aber dann am wenigsten ist der Umriß des äußeren Thuns geeignet, das Innere ganz widerzuspiegeln, wenn der Kern desselben mehr in der Harmonie der edelsten sittlichen Kräfte, als in außerordentlichen praktischen und politischen Gaben beruht. Das, wodurch Veit wirkte, wodurch er die Liebe der Menschen in den verschiedensten Lebenskreisen sich erwarb, war eben diese harmonische, warme und so schlichte, einfache Persönlichkeit, der Jedermann es anspürte, wie ihr alles Unwahre und jede selbstische Berechnung fern lag. Er blieb ein Idealist, als sein Haupt weiß geworden war, und die harte Wirklichkeit mit ihren Hemmnissen und Enttäuschungen, der politische Parteikampf mit seiner Schroffheit und Gehässigkeit setzten es nicht durch, ihm die jugendliche Begeisterung für das Gute, und die Milde in dem Urtheil über die Menschen zu nehmen. Aus seiner poetischen Jünglingszeit hatte er sich einen heiteren, lebensfrischen Sinn in das Mannesalter hinübergenommen — eine kindliche Genußfähigkeit, die an dem Einfachsten sich ergötzte, die auf der Wanderung durch Wald und Flur, im vertrauten geselligen Kreis glücklich und fröhlich hervorbrach. Dann lag der ganze Zauber einer liebenswürdigen Menschennatur über ihm, eine strahlende Freude, die doch wieder ihren Grund in seinem tiefsten sittlichen Wesen hatte. Er verstand es eben, sich selbst hinzugeben, in das fremde Dasein sich hineinzufühlen, das Wohlwollen war die innerste Wurzel seines Wesens. Niemand hat bereitwilliger das fremde Verdienst anerkannt und weniger an das eigene gedacht, und gewiß nicht Viele gab es, die leichter auf Ansprüche und Vortheile verzichtet und rascher und herzlicher die hülfreiche Hand geboten hätten. Wohlthätig und freigebig — oft mit erstaunlicher Liberalität, war er für sich genügsam und fast bedürfnißlos; er machte sein Haus zum Mittelpunkt einer schönen Geselligkeit, aber sich selbst gönnte er auch in den letzten Jahren wenig äußerliches Behagen. So hat er zu den seltenen Menschen gehört, von denen ein Segen ausströmt, deren Berührung im Innersten wohlthut, weil die sittliche, die menschliche Idee uns aus ihnen entgegenleuchtet. Ein Vorbild aber für Viele unter uns mag es sein, wie bei ihm, dem einfachen Bürger, das Privatinteresse aufging in dem Gemeinsinn. Auf solchem freithätigen Bürgersinn ruhen wie auf fester Säule die Institutionen, die wir aus einer großen Vergangenheit noch haben; und in dem Maaße, wie er sich erweitert und die social unabhängigen Klas-

sen durchdringt, werden auch die Güter uns zufallen, um die wir jetzt kämpfen.

W. Wehrenpfennig.

Zur Geschichte und Kritik der deutschen Uebersetzungen antiker Dichter.

II.

Seit Opitz schleppte die deutsche Uebersetzungskunst wie die gesammte Literatur die französische Fessel noch ein volles Jahrhundert lang. Wie sehr auch gegen das Ende dieser Periode hin die Uebersetzungen, namentlich der römischen Dichter und vor allem des Horaz, sich zu drängen anfingen: ein Fortschritt ist in ihnen nicht zu gewahren, eher das Gegentheil, da kaum irgend einer der Arbeiter auf diesem Gebiete sich seines Zieles so klar bewußt war, wie Opitz. Woran aber eigentlich alle diese Versuche kränkelten und was uns ihre Lectüre jetzt so widerwärtig macht, das wird sofort klar, als Klopstock auftritt —

> . . und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung
> Und das Maaß herstellt und die Sprache beseelt und befreit von gallischer Knechtschaft.

Wir dürfen wohl jetzt nicht mehr mit der Behauptung auf einen Widerspruch zu stoßen fürchten, daß seit Luther die Entwickelung des deutschen Culturlebens keinen gewaltigeren und entscheidenderen Stoß und Schwung durch die Macht einer einzigen genialen Persönlichkeit empfangen habe als durch Klopstock. Durch ihn ist der große Proceß der Ineinanderbildung des christlich-germanischen und des antiken Geistes, der in der Reformation mit welterschütternden Geburtswehen seinen Anfang nahm, wenn nicht abgeschlossen, doch in sein letztes entscheidendes Stadium eingeführt. Er, „der Zögling der Griechen," hat zuerst das Problem gelöst, an welchem zwei Jahrhunderte mit treuem Fleiß, aber in höchster Unbehülflichkeit sich abgearbeitet hatten, die dem deutschen Wesen widerstrebenden Elemente der antiken Form von den ihm wahlverwandten auszuscheiden — jene fallen zu lassen, diese dagegen um so inniger und unauflöslicher mit unserer Empfindungs- und Anschauungsweise zu verschmelzen — und somit zwar modificirt, aber in ihrem Wesen überall erkennbar, auch durch die Form der Darstellung, durch die Sprache in

die äußere Erscheinung zu setzen. So ist Klopstock, der echteste deutsche Mann und der gläubigste Christ, der erste und wahre Wiederhersteller der Classicität unserer poetischen Literatur geworden. Wie bei allen genialen Lösungen lange verschobener schwieriger Probleme war die Formel der Lösung auch hier eine überraschend einfache. Klopstock begriff zuerst, daß dasselbe Ziel mit verschiedenen Mitteln, nur auf verschiedenem Wege erreicht werden könne. Die Einsicht in unsere sprachlichen Mittel hatte schon Opitz durch die Entdeckung unserer prosodischen Gesetze eröffnet, und hiemit zugleich in den Unterschied derselben von dem Wesen des antiken Sprachmaterials. Und doch war der Schritt von der Erkenntniß zur Anwendung ein gewaltiger, geradezu revolutionärer. Daß die ungeheure Energie, mit welcher Klopstock die von ihm zuerst erkannten Grundsätze erfassen und festhalten mußte, unbeirrt in seinem Ringen nach dem einen und großen Ziel — daß diese Energie sein Urtheil über den Werth anderer dichterischer Formen einseitig machen mußte, ist so sehr eine Naturnothwendigkeit, daß es von unserer Seite eine Bornirtheit sein würde, wollten wir ihm einen Vorwurf daraus machen. Für die Weiterentwickelung unserer Poesie war diese Einseitigkeit überdies ein Glück. Ohne sie würde weder die Nachahmung, die sich ja immer auf die Extreme wirft, so massenhaft, noch die Gegenbewegung der romantischen Schule so klar und energisch gewesen sein. Ihr haben wir es zu verdanken, daß der Hexameter und was sonst von antiken Metren sich unserer Prosodie fügt, den deutschen Dichtern ebenso geläufig geworden sind, wie irgendwelche andere Formen. Ohne sie hätten wir weder die „Xenien" noch „Hermann und Dorothea," ohne sie, was uns hier zunächst angeht, keine Uebersetzungsliteratur classischer Dichter, welche diesen Namen verdiente.

Denn erst von jetzt an hatte Niemand, der auch nur Opitz's Einsicht in das Wesen der Uebersetzung theilte, eine Entschuldigung, wenn er nach Belieben, so weit ihn immer Laune und Zufall führten, von der metrischen Form des Originals abschweifte. Es war nicht genug einzusehen, was jetzt kein Mensch bezweifelt, der überhaupt über solche Dinge nachgedacht hat, daß ein Gedicht ohne Verse ein Schmetterling ist, dem man den Flügelstaub abgewischt hat, ein düsteres, unheimliches Phantom — oder, schlimmer als das — ein geschundener Marsyas. Man mußte nach dem, was Klopstock hundertmal gesagt und ebenso oft durch sein Beispiel gezeigt hatte, begreifen, daß der specifische Klang und Tactschritt eines besonderen Maaßes ein mindestens ebenso mächtiger, nein, ein mächtigerer Träger der specifischen Anschauung und Empfindung ist, die ein Gedicht beherrscht, als das Wort, das den Begriff einschließt; daß man daher eher von der Worttreue etwas opfern als das Wesen der

poetischen Stimmung verfälschen dürfe, die im Metrum ihren Ausdruck findet.

Es ist niederschlagend, daß es auch heute noch nicht überflüssig geworden ist, den Satz des Aristoteles (Poet. 4.) zu wiederholen, daß die Natur des Stoffes sich selbst ihr eigenthümliches Metrum geschaffen hat. Klopstock's Zeit begriff es vollständig. Ramler nahm sofort Horazens Oden in Angriff (1769), und wenn man die Neuheit des Unternehmens erwägt, mit außerordentlichem Geschick. Die Göttinger wetteiferten in der Uebersetzung der Homerischen Gedichte, aber J. H. Voß's „Odyssee" ließ alle verwandten Versuche weit hinter sich zurück und erwarb sich bald eine so weit verbreitete und tief eingreifende Popularität, daß sie als ein in ihrer Art classisches Werk zu betrachten ist, welches den nachhaltigsten Einfluß auf die Weiterbildung des deutschen Sprachgebrauchs in seinen neuesten Entwickelungsstadien geübt hat. Allerdings hat Voß in ähnlicher Weise, wenn auch in anderer Richtung einseitig wie Klopstock, sich allmählich so ausschließlich in den metrischen Theil seiner Aufgabe vertieft, daß er darüber, wie in dem ersten Artikel gezeigt, die nicht minder wichtige und in ungleich weiteren Kreisen verständliche Forderung eines klaren und flüssigen Ausdrucks vernachlässigte.

Er ist dadurch in seinen späteren Uebertragungen steif und ungenießbar geworden, hat durch die Verschlimmbesserung seiner eigenen frühern Arbeiten in diesem Sinne ihnen selbst wieder Abbruch gethan (so namentlich durch die Ausgabe der Odyssee von 1793 gegen die erste von 1781), und schließlich nicht wenig zur erneuerten Discreditirung der treuen und strengen Uebersetzungsmethode beigetragen. Aber wir verdanken derselben Einseitigkeit jene unermüdliche Verfolgung und feinhörige Abwägung des Tonmaterials unserer Sprache bis in seine zartesten Schattirungen hinein, deren Ergebnisse er in dem Büchlein „Von der Zeitmessung der deutschen Sprache" (1803) zusammengefaßt hat — einem Vademecum für jeden Dichter, welcher sich der Gründe und Grenzen seines metrischen Schaffens bewußt werden will, einem Schatzkästlein der saubersten und sichersten Beobachtungen, denen sich vielleicht dieser oder jener kleine Zug nachtragen, aber so lange Deutsche hochdeutsch reden, kein Tüttelchen abdisputiren läßt.

Den schlagendsten Beleg aber für die siegende Kraft und die innere Wahrheit der neu gewonnenen Methode bietet Bürger. Er stand von dem ganzen Göttinger Kreise, sowohl seiner Naturanlage als seinem poetischen Entwickelungsgange nach, Klopstock am fernsten. Die nationale Richtung des letzteren fand allerdings in ihm eine Analogie vor; aber auch sie hatte doch eine wesentlich andere Wendung genommen — die auf das

Volksthümliche. Es kann daher nicht auffallen, daß er die Aufgabe einer Homer-Uebersetzung anders faßte, als seine Mitstrebenden; daß er es für sein eigentliches Ziel, und ein erreichbares Ziel hielt, den Homer zu „einem alten Deutschen“ zu machen. Damit ist zuerst der bewußte Abfall von dem Princip, die Auflehnung gegen dasselbe und die Absicht ausgesprochen, sich in bequemeren, modernen oder wenigstens dem deutschen Ohr näher liegenden Formen zu bewegen. Bürger machte sich sofort an's Werk und übersetzte nahezu die sechs ersten Bücher der Ilias in fünffüßigen Jamben; ja er that mehr. Mit all' den Argumenten, die sein für Kraft und Milde der deutschen Rede gleich empfindliches Ohr, und sein Bewußtsein der Meisterschaft in der Handhabung Beider ihm suppeditirte, suchte er den Beweis zu führen, daß eine Uebersetzung des Homer in Hexametern ein Unding, der fünffüßige Jambus das dafür recht eigentlich geschaffene Maaß sei (cf. Klotz's deutsch. Biblioth. Bd. VI. 1771, S. 1 ff., deutsch. Mus. 1776, S. 1 ff. und deutsch. Mercur von demf. J. IV. S. 46). In der That, wir wüßten nicht, daß die Gründe gegen den deutschen Hexameter jemals erschöpfender zusammengestellt und kräftiger geltend gemacht wären, als in den betreffenden Aufsätzen. Der unermüdliche Fleiß und die treue Sorgfalt, womit Bürger an der formellen Vollendung seiner poetischen Schöpfungen arbeitete, ist bekannt genug. Aber dieser Fleiß und diese Sorgfalt verliehen ihm einen literarischen Muth, der schätzenswerther ist als beide, den Muth, nach sechsjähriger Arbeit einzugestehen, daß er sich geirrt habe, geirrt in der Theorie sowohl wie in der Ausführung. Im Jahre 1784 veröffentlichte er (im Journal von und für Deutschland) die vier ersten Gesänge der Ilias in Hexametern übersetzt. Für alle die, welche seitdem, ohne es selbst zu wissen, die von Bürger verworfenen Argumente wieder aufgetischt haben, giebt es kein beherzigenswertheres Wort als das des Vorberichtes. „Unverblümt und treuherzig von der Sache zu reden, so muß ich bekennen, daß ich zwar vielleicht, ohne Ruhm zu melden, kein schlechtes Gedicht würde zu Stande gebracht haben, aber nimmer und nimmer Homer's Ilias, wenn ich auch unumschränkter Beherrscher beider Sprachen gewesen wäre. Die jambische Verdeutschung war meine erste Jugendidee, und ich trieb die Hartnäckigkeit ziemlich weit, auch den eigenen besseren Einsichten des Mannes nicht nachgeben zu wollen.“ —

Wesentlich verschieden von Bürger's vorübergehender Verirrung ist Wieland's Stellung als Uebersetzer, um so wichtiger für uns, als mit seiner Uebertragung der Horazischen Episteln und Satiren (1782, 1786) die bis in die neueste Zeit fortgesponnene Reihe der mehr oder minder geistreichen Versuche beginnt, neben den strengen Arbeiten der Philologen und

im Gegensatze zu ihnen die poetischen Erzeugnisse des Alterthums dem deutschen Publicum möglichst mundgerecht zu machen. Wieland, der mit lebhaftem Temperament und der empfindlichen Reizbarkeit eines fein organisirten Genußmenschen sich rasch der wechselnden Stimmung seiner Umgebungen hingab, hat doch nie die Kraft und nach seinem Abfall von Klopstock auch nicht den Willen besessen, mit Ausdauer und Entsagung sich in die sittlichen Ideale des Alterthums zu versenken. Er hat den großen Götter- und Heldengestalten gegenüber nie die verfeinerten, aber auch kleinlichen Wünsche, Neigungen und Genüsse seiner gesellschaftlichen Zirkel vergessen können. Allerdings lockten auch ihn die zauberhaften Früchte der antiken Dichtung und Sage; er stieg hinab zu ihnen und sammelte sie eifrig und mit geschickter Hand; aber immer kehrte er hastig zurück nach dem Diesseits, um seine eigenen Erfindungen damit zu würzen und sie im Kreise seiner geistreichen Freunde mit doppeltem Wohlgeschmack zu genießen. — Wenn aber dennoch Wieland den Ton der Episteln und Satiren so außerordentlich gut traf, daß man sie heute noch in dieser Fassung mit Vergnügen lesen mag, so lag das gerade wie in dem ähnlichen Fall mit Lucian an den congenialen Naturen des Autors und Uebersetzers. Auch Horaz ist, soweit sein Wesen in den Episteln und Satiren sich explicirt, ein feiner Epikuräer, ein Künstler im Lebensgenuß, ein Weltmann und Kosmopolit. Diese Seite faßte Wieland auf und reproducirte sie äußerst glücklich, nicht weil, sondern obgleich Horaz außerdem auch ein Alter und ein Römer war. Das specifisch Antike und Nationale in ihm ließ er unbekümmert zu Boden fallen oder behandelte es, wo es in äußerlichen Thatsachen hervortrat, wie ein Sammler und Kenner eine archäologische Rarität behandelt, in den Noten, auch hier für elegant moderne Verpackung Sorge tragend. Unter diesen Umständen bedarf es für seine freien Jamben kaum der Entschuldigung, daß die Technik des deutschen Hexameters, den man bisher nur an würdevollen und ernsten Stoffen geübt hatte, noch lange nicht bis zu derjenigen Beweglichkeit und Freiheit ausgebildet war, die ihn für die Wiedergabe der leichten Umgangssprache brauchbar gemacht hätte. Vielmehr, war irgend Jemand jener Zeit im Stande, dem antiken Verse diese Biegsamkeit zu verleihen, so wäre es gerade Wieland selbst gewesen. Denn die Elasticität seiner eigenen Natur im Anschmiegen an fremde Formen, die allerdings mit seiner sittlichen Haltungslosigkeit aus einer Quelle entsprang, zeigt sich nirgends wunderbarer als in seiner früheren ihm im Grunde so wenig homogenen, Klopstockischen Periode. Die Hexameter im Cyrus und im geprüften Abraham sind mit feinerem Ohr und gewandter gebildet als die des Meisters.

Uebrigens fällt hier sogleich in die Augen, was in der Natur der

Sache begründet ist und was die Erfahrung auch sonst bestätigt, daß, je energischer der praktische Schöpfungstrieb, je selbständiger die Schöpfungskraft des Uebersetzers ist, desto weniger er selbst geneigt sein wird, sich von seinem Originale fesseln zu lassen, daß daher ein großer Dichter kaum ein treuer Uebersetzer sein kann, wenn auch anderseits ein kenntnißreicher, gewissenhafter und scharfsichtiger Philologe noch keineswegs durch diese Eigenschaften in den Stand gesetzt wird, eine genießbare, geschmackvolle und den Geist des Alterthums wirklich erneuernde Uebertragung zu geben. Lebendige Anempfindung für die poetischen Elemente der fremden und stets gegenwärtiges Bewußtsein von der Wirkung der entsprechenden Elemente in der eigenen Sprache, freie Beherrschung des deutschen Wortschatzes, ein empfindliches Ohr für die Gesetze des Wohlklangs, rasche Combinationsgabe und Gewandtheit in der Benutzung aller dieser Mittel — dies sind unerläßliche Erfordernisse für Jeden, der sich zur Uebersetzung eines antiken Dichters anschickt. Eine Mischung von Philolog und Dichter zu gleichen Theilen, wie sie Rückert wohl mit Recht in sich selbst erkannt zu haben glaubt, scheint daher das passendste Material, aus dem sich Uebersetzer bilden. Die Seltenheit dieser Mischung erklärt hinreichend die Seltenheit ausgezeichneter Uebersetzer. Damit steht die hinreißende Gewalt, welche Schiller's Uebertragungen auch jetzt noch auf den Leser üben, mit nichten in Widerspruch. Schiller liebte das Alterthum wie eine Braut, mit dem männlichen Gefühl, es selbst beherrschen zu können und zu müssen. Er hat sich nie so an dasselbe hingegeben, um ganz darin aufzugehen. Er hat es stets in dem Lichte seines subjectiven Idealismus betrachtet und durch dies Licht für die Zeitgenossen erwärmt und belebt. Sein berühmter Satz: „Die Alten empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche" gilt zunächst und in eminentem Sinne von ihm selbst. Darum hat kein Dichter so, wie er, es verstanden, antike Stoffe, ohne sie irgend zu verfälschen, doch durchaus populär zu behandeln. Er giebt sie genau wie sie sind, aber umschwebt von dem Reflex der modernen Empfindung. Ein Hauch der Wehmuth, wenn auch noch so leise, spielt um den stillen Marmor und scheint ihn zu erwecken. Kein Gedicht zeigt dies vollendeter und für des Dichters Weise charakteristischer, als das „Siegesfest." Der Gegensatz zwischen Schiller und Göthe ist nirgend schärfer ausgeprägt, als in ihrem Verhältniß zur Antike. Wir können denjenigen wesentlich nur beistimmen, die Göthe's Iphigenia für antiker gedacht halten, als das entsprechende Drama des Euripides. Ja wir können in gewisser Beziehung noch weiter gehen. Während Schiller's Uebersetzungen antiker Dichterstücke so von seinem eignen Geiste durchdrungen und getragen sind, daß sie wie selbständige

im Gegensatze zu ihnen die poetischen Erzeugnisse des Alterthums dem deutschen Publicum möglichst mundgerecht zu machen. Wieland, der mit lebhaftem Temperament und der empfindlichen Reizbarkeit eines fein organisirten Genußmenschen sich rasch der wechselnden Stimmung seiner Umgebungen hingab, hat doch nie die Kraft und nach seinem Abfall von Klopstock auch nicht den Willen besessen, mit Ausdauer und Entsagung sich in die sittlichen Ideale des Alterthums zu versenken. Er hat den großen Götter- und Heldengestalten gegenüber nie die verfeinerten, aber auch kleinlichen Wünsche, Neigungen und Genüsse seiner gesellschaftlichen Zirkel vergessen können. Allerdings lockten auch ihn die zauberhaften Früchte der antiken Dichtung und Sage; er stieg hinab zu ihnen und sammelte sie eifrig und mit geschickter Hand; aber immer kehrte er hastig zurück nach dem Diesseits, um seine eigenen Erfindungen damit zu würzen und sie im Kreise seiner geistreichen Freunde mit doppeltem Wohlgeschmack zu genießen. — Wenn aber dennoch Wieland den Ton der Episteln und Satiren so außerordentlich gut traf, daß man sie heute noch in dieser Fassung mit Vergnügen lesen mag, so lag das gerade wie in dem ähnlichen Fall mit Lucian an den congenialen Naturen des Autors und Uebersetzers. Auch Horaz ist, soweit sein Wesen in den Episteln und Satiren sich explicirt, ein feiner Epikuräer, ein Künstler im Lebensgenuß, ein Weltmann und Kosmopolit. Diese Seite faßte Wieland auf und reproducirte sie äußerst glücklich, nicht weil, sondern obgleich Horaz außerdem auch ein Alter und ein Römer war. Das specifisch Antike und Nationale in ihm ließ er unbekümmert zu Boden fallen oder behandelte es, wo es in äußerlichen Thatsachen hervortrat, wie ein Sammler und Kenner eine archäologische Rarität behandelt, in den Noten, auch hier für elegant moderne Verpackung Sorge tragend. Unter diesen Umständen bedarf es für seine freien Jamben kaum der Entschuldigung, daß die Technik des deutschen Hexameters, den man bisher nur an würdevollen und ernsten Stoffen geübt hatte, noch lange nicht bis zu derjenigen Beweglichkeit und Freiheit ausgebildet war, die ihn für die Wiedergabe der leichten Umgangssprache brauchbar gemacht hätte. Vielmehr, war irgend Jemand jener Zeit im Stande, dem antiken Verse diese Biegsamkeit zu verleihen, so wäre es gerade Wieland selbst gewesen. Denn die Elasticität seiner eigenen Natur im Anschmiegen an fremde Formen, die allerdings mit seiner sittlichen Haltungslosigkeit aus einer Quelle entsprang, zeigt sich nirgends wunderbarer als in seiner früheren ihm im Grunde so wenig homogenen, Klopstockischen Periode. Die Hexameter im Cyrus und im geprüften Abraham sind mit feinerem Ohr und gewandter gebildet als die des Meisters.

Uebrigens fällt hier sogleich in die Augen, was in der Natur der

Sache begründet ist und was die Erfahrung auch sonst bestätigt, daß, je energischer der praktische Schöpfungstrieb, je selbständiger die Schöpfungskraft des Uebersetzers ist, desto weniger er selbst geneigt sein wird, sich von seinem Originale fesseln zu lassen, daß daher ein großer Dichter kaum ein treuer Uebersetzer sein kann, wenn auch anderseits ein kenntnißreicher, gewissenhafter und scharfsichtiger Philologe noch keineswegs durch diese Eigenschaften in den Stand gesetzt wird, eine genießbare, geschmackvolle und den Geist des Alterthums wirklich erneuernde Uebertragung zu geben. Lebendige Anempfindung für die poetischen Elemente der fremden und stets gegenwärtiges Bewußtsein von der Wirkung der entsprechenden Elemente in der eigenen Sprache, freie Beherrschung des deutschen Wortschatzes, ein empfindliches Ohr für die Gesetze des Wohlklangs, rasche Combinationsgabe und Gewandtheit in der Benutzung aller dieser Mittel — dies sind unerläßliche Erfordernisse für Jeden, der sich zur Uebersetzung eines antiken Dichters anschickt. Eine Mischung von Philolog und Dichter zu gleichen Theilen, wie sie **Rückert** wohl mit Recht in sich selbst erkannt zu haben glaubt, scheint daher das passendste Material, aus dem sich Uebersetzer bilden. Die Seltenheit dieser Mischung erklärt hinreichend die Seltenheit ausgezeichneter Uebersetzer. Damit steht die hinreißende Gewalt, welche **Schiller's** Uebertragungen auch jetzt noch auf den Leser üben, mit nichten in Widerspruch. Schiller liebte das Alterthum wie eine Braut, mit dem männlichen Gefühl, es selbst beherrschen zu können und zu müssen. Er hat sich nie so an dasselbe hingegeben, um ganz darin aufzugehen. Er hat es stets in dem Lichte seines subjectiven Idealismus betrachtet und durch dies Licht für die Zeitgenossen erwärmt und belebt. Sein berühmter Satz: „Die Alten empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche" gilt zunächst und in eminentem Sinne von ihm selbst. Darum hat **kein** Dichter so, wie er, es verstanden, antike Stoffe, **ohne** sie irgend zu **verfälschen**, doch durchaus **populär** zu behandeln. Er giebt sie genau wie sie sind, aber umschwebt von dem Reflex der modernen Empfindung. Ein Hauch der Wehmuth, wenn auch noch so leise, spielt um den stillen Marmor und scheint ihn zu erwecken. Kein Gedicht zeigt dies vollendeter und für des Dichters Weise charakteristischer, als das „Siegesfest." Der Gegensatz zwischen Schiller und Göthe ist nirgend schärfer ausgeprägt, als in ihrem Verhältniß zur Antike. Wir können denjenigen wesentlich nur beistimmen, die Göthe's Iphigenia für antiker gedacht halten, als das entsprechende Drama des Euripides. Ja wir können in gewisser Beziehung noch weiter gehen. Während **Schiller's Uebersetzungen** antiker Dichterstücke so von seinem eignen Geiste durchdrungen und getragen sind, daß sie wie selbständige

Dichtungen erscheinen, sind viele der eignen Schöpfungen Göthe's so antik gehalten, daß man in ihnen Uebersetzungen erkennen möchte. Die beiden Iphigenien zeigen diesen Contrast wegen des verwandten Stoffs am lebhaftesten. Schiller's Bearbeitung des Euripideischen Stückes hat trotz der schlimmen Verzeichnungen im Original mehr Chancen zur Popularität als Göthe's eignes. Ein Kunststück endlich, wie die Helena in der „classischen Walpurgisnacht," hätte Schiller niemals zu Stande gebracht. Es liest sich wie eine Uebersetzung von Solger, stellenweise sogar, auch ehe das Satyrohr der Parodie hindurchblickt, wie die späteren Arbeiten von Voß.

Hier wird sich nun aber ohne Frage der Einwurf geltend machen: Ob wir denn solche Uebertragungen wie die Schiller'schen der Iphigenia und aus der Aeneide nicht für gestattet halten?

Die Antwort ist diese: Was ein großer Dichter schreibt, wird immer bedeutend, oder wenigstens für Mit- und Nachwelt interessant sein. Auch kann dem Dichter überhaupt nie das Recht bestritten werden, seine Stoffe zu entlehnen, woher er will, vorausgesetzt, daß zwischen ihnen und ihrer Behandlung keine widrige Dissonanz entsteht. Bilder aus den Sagenkreisen des Alterthums, nach Anleitung seiner großen Dichter selbst, faßlich und verständlich für die Gegenwart bearbeitet, werden stets sich ihren Leserkreis gewinnen und das Verdienst beanspruchen dürfen, für ewig edle und hohe Conceptionen stets neues Interesse erweckt und stets mehr Herzen erwärmt zu haben. Wie nahe dabei der Dichter der Anlage, dem Ton und selbst dem Wortlaut seiner Quellen gerückt ist, ist, von dieser Seite aus betrachtet, für den Werth der Umdichtungen gleichgültig, wenn er nur den Ton gefunden hat, der seinen Leser ergreift und hinreißt. So können wir uns mit ungetrübtem Wohlgefallen an Schiller's antike Balladen, oder, um einen neuesten Versuch zu erwähnen, an Gravenhorst's vortreffliche Behandlung der „Odysseus-Sage" hingeben, ohne daß wir uns durch einen ungehörigen Vergleich mit dem Originale stören lassen. Wenn nun aber der Dichter für das, was wir am Originale verlieren, uns sogar Besseres geben kann, so hätten wir erst vollends Ursach, ihm dankbar zu sein. Schiller hat das gekonnt — und er hat es z. B. in diesen Versen der Iphigenia gethan:

Wo die Becher des Nektars erklangen,
Auf des Pelions wolkichtem Kranz,
Kamen die zierlich Gelockten und schwangen
Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodischen Jubel der Lieder
Feierten sie der Verbundenen Glück,
Der Berg der Centauren hallte sie wieder,
Pelions Wald gab sie schmetternd zurück.

Keiner, der aufrichtig ist und Ohren hat, wird anstehn, für diese Verse Schiller's gern die griechischen hinzugeben. Wer hierin mit ihm wetteifern zu können glaubt, der besinne sich dennoch dreimal, eh' er es thut, damit er nicht Ikarus' Schicksal, und zu dem Schaden noch den Spott leide. Wir haben in allen den s. g. freien Uebertragungen nichts gefunden, was dem obigen Beispiel nahe käme. Wir würden uns freuen, wenn wir es fänden; denn dann hätten wir einen neuen Dichter entdeckt; — einen Uebersetzer aber darum doch nicht. Denn das Obige ist eine freie Umarbeitung nach dem Griechischen.

Endlich sind grade im Euripides und Virgil (namentlich in dem vierten Buche der Aeneide) schon so manche modernen Elemente, daß sie oft mit der antiken Form im Gegensatz stehen und gleichsam auf ihre Entbindung in eine moderne zu warten scheinen. Hier war also Schiller doppelt berechtigt, frei zu schalten, ohne unersetzliche Verluste zu befürchten. An classischen Meisterwerken, an Homer und Sophokles, würde er sich nie vergriffen haben. Es leuchtet übrigens aus den letzten Argumenten von selbst ein, daß Bürger mit vollem Rechte das Pervigilium Veneris, dessen ursprünglichen Werth er keineswegs überschätzte (S. Werke Th. III. S. 292), in gereimten Versen wiedergab (bereits 1769). Denn dieses mehr als halbmoderne Product der spätesten Kaiserzeit ringt förmlich, wie mancher Hymnus des Prudentius, nach dem Reim, durch den es erst zum adäquaten Ausdruck seiner sentimentalen Stimmung gelangt. Dagegen tritt uns recht in der Blüthezeit der Begeisterung für formtreue Uebertragungen als theils anziehende, theils befremdende, in jedem Fall aber höchst beachtenswerthe Erscheinung, die Uebersetzung des Sophokles vom Grafen Christian v. Stolberg (1787) entgegen. Seit Opitz's Antigone (1635) hatte die Bearbeitung des antiken Drama bis 1759 völlig brach gelegen.*) Unter den Versuchen der nächsten Decennien von Steinbrüchel, Goldhagen und Tobler heben wir des Erstgenannten Uebersetzung von vier Tragödien des Sophokles hervor (Elektra, Philoktet, König Oedipus, Antigone), denen ebenso viel Oden des Pindar angehängt sind. Sie ist in Prosa, von S. Gesner eingeführt (Wien 1760). Die Sprache ist würdig, gewandt und rein, in den Chören voll edeln Schwunges, und schließt sich an das wohlverstandene Original mit anerkennenswerther Genauigkeit an. Aber ihre wie der übrigen Bedeutung verschwindet gegen die hervorragende Leistung Stolberg's. Die ungeheure Kluft, die ihn von Opitz trennt, erhellt aus der Vergleichung auch nur der Anfangsverse seiner Antigone mit den oben mitgetheilten der Opitz'schen Version.

*) S. Cholevius a. a. O. S. 114.

Ismene, mein geliebtes Schwesterherz,
O sage, kennest du wohl einen Fluch,
Den Zeus an Oedipus Geschlecht nicht schon
Vollbrächte weil noch unser Leben dau'rt?
Ist wohl ein Schmerz und eine Plag' und ist
Ein Greuel, eine Schmach, die ich und du
In unsern Leiden nicht vereinigt sähn?
Und welcher neue Jammer! das Gebot,
Das mit dem Heroldsrufe allem Volk
Der Feldherr kund that, hast du's schon gehört?
Ach, oder ist dir's noch verborgen, daß
Die Feinde wider unsre Freunde ziehn?

In der natürlichen und flüssigen Sprache, in der Würde der Di[illegible] und im Anschluß an Ton und Inhalt des Originals sehe ich nicht, [illegible] von den freieren Uebersetzern ihn irgend Einer bis heute erheblich [illegible] holt habe. Allerdings ist Gravenhorst, dessen Arbeiten in dieser [illegible] offenbar die erste Stelle einnehmen, knapper und bündiger im [illegible] Dafür geht aber wieder mancher Zug des Originals verloren, den [illegible] ungern vermissen.

O theure Schwester, giebt es wohl ein Leid
Das nicht vom Erbtheil unsers Vaters her
Sich über uns entlüde? Welcher Schmerz
Blieb uns erspart und welche Schmach und Schande
Hat nicht uns beide, dich wie mich, Ismene,
Schon heimgesucht? Und hast du wohl gehört
Was wieder jetzt der König in der Stadt
Ausrufen ließ, und ist dir schon bekannt,
Wie unsern Freund des Feindes Haß bedroht?

Rückt der neueste Uebersetzer stellenweise näher, so giebt er auch [illegible] artiges hinzu und leidet an Unsicherheiten und Schwächen, von denen [illegible] weiter unten zu reden ist. Dieselben Verse lauten bei Herrn Jordan:

Ismene, Leidsgenossin, (?) Herzensschwester,
Erfüllt an uns, die (? da) wir noch leben, Zeus
Nicht jedes Uebel, welches Oedipus
Auf uns vererbt? Denn was von Schmerz und Schickung, [illegible]
Von Schimpf und Schmach nur einen Namen hat,
Das nehm' ich schon (?) in unsern Leiden wahr.
Und welche Botschaft soll nun wiederum
Der Feldherr an die Stadt erlassen haben?
Erfuhrst du schon davon? Vernahmst du nicht
Was unsern Theuern von den Feinden droht?

Was aber bei Stolberg auffallen muß, ist, daß er schon im Di[illegible] vom Versmaaß des antiken Drama's in so weit abwich, als er für [illegible] Trimeter den fünffüßigen Jambus substituirt. Bei den Späteren ist [illegible] Grundsatz. Von Stolberg aber ist ohne Zweifel anzunehmen, daß er [illegible]

ıbsichtigte, der antiken Form so nahe als möglich zu kommen, und daß
r den alten dramatischen Vers theils seiner Schwierigkeit wegen, theils
n der Meinung aufgab, daß der Unterschied nicht so erheblich sei, um
ie Mühe des Festhaltens zu belohnen.

Nun ist es allerdings richtig, daß es außerordentlicher Aufmerksam-
eit und Umsicht bedarf, die Cäsur nach der dritten Hebung, wodurch der
Trimeter in den Alexandriner umschlägt, zu vermeiden. Und doch müssen
vir im Deutschen aus Gründen, die oben bei Gelegenheit von Opitz's
Uebersetzung entwickelt sind, ihr noch sorgfältiger aus dem Wege gehen,
ıls die Griechen, die sie wenigstens ausnahmsweise zuließen. Die Schwie-
igkeit entspringt aber daraus, daß unsere Sprache so überreich an natür-
ichen Jamben ist, zu denen unsere einsilbigen Substantiv- und Verbal-
ormen mit der Begleitung des Artikels und des Personalpronomens ein
o großes Contingent liefern. Ueberläßt man nun die Worte dem ge-
läufigen Trott des Conversationstons, so würde mindestens in jedem
dritten Verse ein Alexandriner unterlaufen — was allerdings unerträglich
wäre. Darum kommt denn aber auch der fünffüßige Jambus unserem
dramatischen Bedürfniß so außerordentlich bequem entgegen. Man kann
ihn ruhig laufen lassen; wo immer seine Cäsur hinfallen mag, er wird
niemals in zwei gleiche Hälften auseinander klaffen können. Darum
wurde er von den Engländern, bei welchen die Gefahr vor den einsilbigen
Wörtern noch ungleich größer war als bei uns, gleich mit den Anfängen
ihrer Literatur eingeführt, dann zur Zeit der Renaissance von Surrey
als blank-verse (ohne Reim) für das Epos, und seit Shakespeare all-
gemein für das Drama in Anwendung gebracht. In Deutschland ward
er nach vereinzelten Versuchen Anderer, seit Lessing's Nathan (1779),
für immer als dramatisches Metrum recipirt. Bei der ersten begeisterten
und naiven Nachahmung, die sich nicht auf genaue Analyse des Wesens
einer metrischen Erscheinung aufhielt, konnte sich die erhebliche Differenz
der beiden Versarten leicht verstecken, zumal, wenn man, wie Stolberg
durchgängig es thut, den männlichen Ausgang des fünffüßigen Jambus
festhielt. Für eine längere Rede ergab sich alsdann eine continuirlich
fortlaufende Jambenreihe, bei der, so schien es, auf die Anzahl und
lung der Pausen wenig ankommen konnte. Und doch ist der Unter
ein durchaus bedeutsamer, wesentlicher und specifischer. Mit
merkt Bernhardy (Grundr. d. gr. L. II. S. 823): „Man verkennt,
mit einer solchen Kürzung und modernen Haltung der schwere,
Stil des Sophokles, der eben an die antike, künstliche, breitere Fo
bunden war, verflüchtigt, seiner eigenthümlichen Wortstellung und Farb

beraubt, überhaupt mehr in einen gebildeten Ausdruck als in
tragische Stimmung übertragen werde."

Die Sache ist nämlich diese: der antike Vers giebt durch
pelte, sich gegenseitig durchschlingende und kreuzende Ebenmaaß der
Fußzahl und der zu drei geordneten Dipodien zugleich den
der ruhigen Kraft und der innern Geschmeidigkeit. Jeder V
so ein organisch geschlossenes Ganze, das sich zwar bequem mit
genden vermählt, aber stets kräftig genug als solches durch die g
durchgefühlt wird. Der moderne Vers erscheint durch seine
Fußzahl zugleich und durch den Mangel jenes zweiten Regul
ruhig, rastlos, weist stets aus sich hinaus auf das Folgende hin
am Ende der Rede unbefriedigt, wenn er nicht durch die kräf
des Reimes Halt und Abschluß gewinnt. Dies ist der Grund
in pathetischen und kräftigeren Ausgängen Shakespeare und die
Tragiker nach ihm gern die Jamben mit einem oder mehrer
paaren ausklingen lassen. Wir würden, um den Unterschied de
zwischen den beiden Versarten zu erläutern, gern den Anfang der S
schen Antigone folgen lassen. Aber auch in dieser Uebersetzung,
von den streng philologischen entschieden den ersten Platz einräu
der mit Recht die Ehre zu Theil geworden ist, den erneuerten,
Aufführungen des Sophokles zu Grunde gelegt zu werden, — a
fehlt es nicht an Ausdrücken und Wendungen, die das selbst v
hardy nicht zurückgewiesene Vorurtheil unterstützen könnten,
Schwerfälligkeit und Unverständlichkeit das nothwendige Erbtheil
schen Trimeters. Denn in der That, welche zärtliche Jungfrau in
land würde ihre Schwester: „Vielgeliebtes Haupt!" nennen? S
ist das für ein Leiden, welches Zeus „vom Vater her an uns volle
Wir müssen uns daher schon erlauben, unsere eigenen statt frem
eintreten zu lassen.

O sage mir, Ismene, trautes Schwesterherz,
Ließ von den Uebeln, die uns Oedipus vererbt,
Zeus auch nur eins in unserm Leben unerfüllt?
Denn nicht ein Leiden -- und von Schaden abgesehn
Nicht eine Schande giebt es, keinen Schimpf, den ich
In deinem und in meinem Jammer nicht erblickt.
Und jetzt, was ist das wieder, was durch Heroldsruf
Der Fürst, so heißt es, kündet dem gesammten Volk?
Hast du davon vernommen? Oder weißt du nicht,
Daß unsern Freunden Unheil von den Feinden naht?

Daß Stolberg übrigens auf einem ganz anderen und eben
zeichneten Wege zum fünffüßigen Jambus kam als die Neuest

schon seine Behandlung der Chöre. Und hier ist es, wo wir die oben berührte Behauptung zu prüfen haben, daß unsere modernen Nachahmungen der antiken Maaße nur dem Schein nach denselben ähnlich, thatsächlich aber von ganz disparatem Charakter seien, wie denn z. B. der griechische Hexameter dem Viervierteltact, der deutsche dem Dreivierteltact angehöre. In diesem Falle allerdings müßte der antike Vers nicht etwa einen anderen Eindruck auf das antike Ohr gemacht haben, als auf das unsrige (das wäre der schon zurückgewiesene Streit um des Kaisers Bart), sondern der antike Vers müßte auf jedes menschliche Ohr einen ganz anderen und möglichst entgegengesetzten Eindruck machen, als der ihm nachgebildete moderne. Hiermit wäre denn das ganze Streben der feinhörigen Verskünstler, von Ramler durch Voß und Solger bis Platen und auf diesen Tag hinab, eine tollhäuslerische Selbsttäuschung gewesen und all' ihre Mühe und Arbeit in Wasser und Luft geschrieben. Dies klingt sehr ernsthaft und erheischt gewiß eine eingehende Erwägung — besonders wenn jenem Ausdruck die entgegengesetzte Ueberzeugung, zu der wir uns bekennen, entgegentritt, daß, trotz der höchst bedeutenden Differenzen des deutschen Trimeters oder Hexameters von den gleichnamigen antiken Versen, sie nicht nur in dem wesentlichen Punkte des Tactes mit ihnen übereinstimmen, sondern daß auch der deutsche Vers von dem entsprechenden lateinischen sich kaum mehr unterscheidet, als der lateinische von dem griechischen.

Wir müssen voranschicken, daß die aprioristische Hineinmischung der musikalischen Theorien in die metrischen Fragen nach unserer Ueberzeugung vielmehr dazu beigetragen hat, letztere zu verwirren, als sie aufzuklären.

Es ist ein angebornes Bedürfniß des menschlichen Geistes, eine Reihe in seine Beobachtung fallender gleichartiger Zeittheile dadurch zu ordnen, daß er sie für sich in regelmäßigen Wechsel von Hebungen und Senkungen bringt. Der Geist selbst legt den Nachdruck dem gehobenen Zeittheil so unwillkürlich hinzu, daß er ihn von außen her durch den betreffenden Sinn wahr zu nehmen wähnt. Namentlich hört das Ohr das völlig gleichmäßige Ticken einer Uhr oder Klappern einer Mühle in diesem selbstgeschaffenen Wechsel — am natürlichsten im jambischen oder trochäischen. Ein scharfer Willensact kann nämlich den einen sofort in den andern verwandeln; ich kann dieselbe Reihe, wenn ich will, oó|oó|oó|oó| und óo|óo|óo|óo| hören. Mit einer größeren Anstrengung des Willens kann ich die Laute auch zu dreien ordnen óoo|óoo|óoo| oder ooó|ooó|ooó| oder oóo|oóo|oóo|. Ein natürliches und unsophistisches Ohr kann, glauben wir, darüber nicht hinaus gehn. Bilde ich die Zeittheile selbst (durch

Schritt, Hammerschlag, Pfeifen), so erhält der subjective Nachdruck ein objectives wirkliches Dasein, und derjenige, welcher mich pfeifen, schreiten und hammern hört oder sieht, kann den von mir gegebenen Nachdruck nicht mehr ignoriren, er muß die Zeittheile so ordnen, wie ich sie ihm biete.

Eine so geordnete Reihe von Zeittheilen nennen wir Rhythmus, den Nachdruck Ictus, die unter demselben Ictus verbundenen Zeittheile Tact.

Die articulirten Laute der Sprache (die Silben) ordnen sich nicht sofort und ohne weiteres in den Rhythmus, da sie dem Ohr nicht von Haus aus gleichmäßig, sondern die einen länger, die anderen kürzer, entgegentreten. Sie werden vielmehr zunächst — und soviel Herrschaft hat auch die individuelle Aussprache über den gegebenen Sprachstoff — in zwei Gruppen gestellt, Längen und Kürzen, deren letztere als Grundzeiten (Moren) und als halb so lang als die ersteren gelten. So erst ordnen sie sich in einem regelmäßigen Wechsel dem Rhythmus unter und werden zum Vers, und der einzelne Tact wird zum Versfuß. Hierbei ist dreierlei zu bemerken. Zuerst: Es würde der Natur des Menschen (gleichviel ob des Deutschen, Griechen oder Chinesen) widerstreiten und ist daher völlig unmöglich, daß der Ictus von Haus aus jemals auf eine lautlich unbedeutendere d. h. kurze Silbe gelegt und die bedeutende in den Hintergrund gestellt sei. Es muß daher von vorn herein angenommen werden, daß in jedem ursprünglichen Versfuß die Länge*) den Ictus hat (die Arsis bildet), die Kürze oder die Kürzen sich ihr unterordnen (die Thesis bilden). Der durch keine anderen Einflüsse beirrte Dichter wird nur solche Rhythmen kennen: *–́υ, υ–́, –́υυ, υυ–́, υ–́υ*, nimmermehr *–ύ, ύ–, –ύυ, ύυ–, ύ–υ*. Daß jenes die wahre Betonung des Trochäus, Jambus, Daktylus, Anapäst und Amphibrachys sei, hat auch Niemand bestritten. Zweitens: keiner der einfachen Füße geht über drei Silben hinaus. Drittens: in der Thesis kann, mit Ausnahme derjenigen Versstellen, in welchen die Darstellung des reinen Rhythmus Bedürfniß erschien, statt der doppelten oder einfachen Kürze eine unbetonte Länge eintreten, d. h. der Fuß wird ein Spondeus, der somit (gleich dem Pyrrhichius am Schluß des Jambus und dem Tribrachys an derselben Stelle statt des Anapästes) nur ein stellvertretender Fuß ist.

*) Da es hier nicht unsere Aufgabe sein kann, eine vollständige Metrik zu schreiben, so müssen wir es dem Nachdenken des Lesers überlassen, nach den gegebenen Haltpunkten Lücken zu ergänzen und Einwürfe zu beseitigen. Nur dies bemerken wir, um eine alte und festgewurzelte falsche Vorstellung wegzuräumen, daß, wie der Tact aus der einfachen Rhythmenreihe, so der Versfuß aus dem Verse (als sein Maaß) entstanden ist. Daher denn und weil der Vers ein Wechsel von Längen und Kürzen ist, der nach einem gewissen Gesetze wiederkehrt (vertere), jeder Versfuß ursprünglich und ordentlicher Weise eine Länge haben muß.

Alle diese, in der Natur des menschlichen Gehörs begründeten Gesetze werden nun in den älteren griechischen Maaßen, in welchen der sprachliche Rhythmus des Verses noch nicht dem musikalischen dienstbar gemacht und untergeordnet war, d. h. im Hexameter, im elegischen Distichon, in der gesammten strophischen Melik, in den trochäischen Tetrametern und den Jamben der Jambographen festgehalten. In den drei ersten Versmaaßen finden Auflösungen betonter Längen (Arsen) gar nicht, in den zuletzt genannten nur in verschwindend geringer Zahl statt. *)

Alle diese Metra sind nun auch nach der deutschen Prosodie, in welcher das Silbengewicht (die Zeitdauer der Aussprache) durch den Wortaccent bedingt wird, vollkommen nachahmbar, und bei uns wie bei den Griechen wird der Musiker, wenn er sich dem gegebenen Rhythmus anschließt, und nicht, wie es allerdings mehr und mehr Sitte geworden, mit Willkür über das Silbenmaaß schaltet, die daktylischen und anapästischen Maaße im $^{2}/_{4}$ Tact, die jambischen und trochäischen im $^{3}/_{4}$ ($^{3}/_{8}$) Tact setzen müssen. Die Unauflösbarkeit der Arsis im Hexameter und Pentameter, die von dem Gebrauch der späteren und chorischen Maaße so auffallend abweicht, hat man seit G. Hermann durch das irrationale Verhältniß der Arsis zur Thesis erklärt. Diese Bezeichnung ist sehr wohl zu acceptiren, wenn man darunter dies verstehen will, daß die Länge der Arsis um eine Kleinigkeit länger ist als die beiden Kürzen, oder — was deutlicher in die Augen fällt — als die stellvertretende Länge der Thesis. Man mag nämlich dem Jctus so wenig Einfluß wie möglich auf den Zeitraum der Aussprache der unter ihm stehenden Silbe zuschreiben wollen: etwas Einfluß hat er jedenfalls; und daß dieser Einfluß nicht einmal so sehr gering gewesen sein kann, erhellt daraus, daß er unter Umständen und er allein einer wirklichen Kürze (im Anfang des Verses und der Cäsuren) das Gewicht einer Länge verlieh. Ist dies richtig, so muß allerdings das irrationale Uebergewicht der Arsis in den stellvertretenden Spondeen des jambischen und trochäischen Verses noch viel bedeutender gewesen sein, als im Hexameter, so bedeutend nämlich, daß dagegen der Werth der Thesis-Länge nahezu zur Hälfte herabsank. Denn ohne dies könnte der jambisch-trochäische Rhythmus und sein Dreivierteltact nicht gewahrt sein. Es ergiebt sich daraus nun aber dies, daß der Mangel an vollwichtigen Spondeen in der deutschen Sprache nicht für das Schicksal unseres Hexameters

*) Simonides hat in 180 Jamben (bei Bergk) gar keine Auflösung einer Arsis. Denn 6, 1. 7. 39. 42. 74. 78. 102 verschwinden durch Zusammenziehung, daher 9 (15) *διά*, auch aus andern Gründen schon früher angezweifelt, entweder corrupt, oder durch Synizese und Verlängerung des *α* zu schützen; Archilochos in 40 Jamben 3 Auflösungen (in den Epoden unter 29 keine), in 67 trochäischen Tetrametern 7; Solon in 35 Jamben eine — und zwar erst nach Ahrens' Correctur.

so ohne weiteres entscheidend ist. Denn allerdings, wenn wir uns neben dem Daktylus nur solcher Spondeen bedienen dürften, die eine volle Stammsilbe in der Thesis hätten, so würde zwar, wie oben gesagt, der Hexameter immer noch ein nach deutscher Prosodie *möglicher* Vers bleiben, er würde aber so schwierig sein und sein Ton auf die Dauer so unnatürlich schwerfällig und folglich unschön in's Ohr fallen, daß seine Anwendung für längere Uebersetzungen ganz außer Frage gelassen werden müßte. Wie die Sache aber wirklich liegt, dürfen wir nur dem im griechischen Verse bereits erkennbaren Verhältniß*) eine liberalere Auslegung gestatten, für die Thesen neben wirklichen Längen schwer wiegende Mittelzeiten verwenden und einer wirklichen Kürze nur nach einer männlichen Cäsur Raum geben, wo die hinter derselben eintretende Pause (mora inanis), die bei unserer scharf articulirten Sprechweise sich stärker kund giebt, als in irgend einer anderen der lebenden Cultursprachen, sich unwillkürlich mit der folgenden Kürze zu einem längeren Zeitraum verbindet. Auf diese Weise werden wir bei gehaltenem Vortrag denselben Tact und einen ähnlichen Totaleindruck gewinnen, wie im griechischen Vers, ohne unserer Sprache Gewalt anzuthun. Dagegen sind Trochäen innerhalb oder am Schluß eines Wortes, wie sie sich Klopstock und selbst Voß noch gestattete, entschieden zu *vermeiden*. Am ehesten erträgt man sie im vierten Fuß, der auch im antiken Hexameter der schwächlichste und meist cäsurlos ist, weil hier die Stimme vor dem rasch ablaufenden fünften von selbst etwas ruht. An den übrigen Stellen wirken sie durchaus schleppend und nöthigen entweder den Leser, den Vortrag unnatürlich zu dehnen, oder sie zerstören den Rhythmus.

Wiewohl nun also der gutgebildete deutsche Hexameter dem Eindruck des griechischen näher kommt als irgend ein anderes *ersinnbares* Metrum, wiewohl wir ihn daher nach den oben aufgestellten Principien in der Uebersetzung unter allen Umständen festhalten müssen, so bleiben doch noch wesentliche, im Bau unserer Sprache begründete Differenzen übrig, die wir theils nicht überwinden können, theils nicht vermeiden sollen. Zunächst ist es unser Betonungsgesetz, das uns von dem *griechischen* Vers ungefähr ebenso weit entfernt, wie es uns dem *lateinischen* nähert. Der griechische Wortaccent ist nämlich so flüchtiger und leiser Natur, daß wenn er auch nicht ohne *alle* Einwirkung auf das Silbengewicht geblieben

*) Wenn wir im Griechischen das Verhältniß zwischen Arsis und Thesis etwa wie 5. 4. annehmen, so kann es sich im Deutschen vielleicht bis auf 3. 2. senken; dagegen wird es aber oft, was im Griechischen *nie* der Fall ist, sich bis zu 1. 1. vielleicht sogar bis zu 4. 5. erheben. Diese Unterschiede, welche der gebildete Vortrag harmonisch auszugleichen hat, dienen aber vielmehr nur um den Vers durch Mannichfaltigkeit zu beleben, als den Rhythmus zu stören.

Ueber den Begriff der Fabel und ihrer historischen Entwickelung, hinter
drio's Fabeln, S. 177 Nr. 1), er doch im Allgemeinen bei der Vers-
ung ganz außer Augen gelassen und als nicht existirend betrachtet
Im Deutschen dagegen beherrscht er ausschließlich Prosodie und
trik. Demnach muß als Regel festgehalten werden, daß Versaccent
tus) und Wortaccent stets zusammenfällt. Hieraus würde nun eine
zt unerträgliche Monotonie für unseren Vers entspringen, wenn nicht
der Stärke des Wortaccentes eine Scala von fast unmeßbarer Man-
faltigkeit sich böte. Da nun für die Arsis der volle Ton einer Stamm-
: (unter Umständen selbst einer Mittelzeit) als Länge ausreicht, so
n es vorkommen, namentlich bei zusammengesetzten Wörtern, daß in
folgende Thesis eine stärker betonte Silbe fällt, als in jene, wo dann
Kraft des Versictus den Ton ausgleichen muß. Dieses gegenseitige
gen streitender Tonelemente ist mit nichten mißlautend oder undeutsch,
es von verschiedenen Seiten her behauptet ist. Vielmehr würde bei
zlicher Vermeidung dieses Kampfes der Vers in einen einschläfernden
tt verfallen. Er sagt aber gerade dem deutschen Ohr in dem Maaße
daß er in den Jamben unbedingt und unbestritten von allen unseren
htern zugelassen, wo nicht gesucht, ja in den weichsten und volksthüm-
ten Gedichten ungleich Kühneres, und in den antiken Metren nie Vor-
nendes gewagt wird, daß nämlich der Jambus (namentlich in der ersten
lle) geradezu in sein Gegentheil, den Trochäus, umgekehrt ist, und
r zur vollen Befriedigung des Gehörs. Wer möchte in den Uhland'-
n Versen den Anfang des dritten antasten lassen:

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her —?

: also in den Schlegel'schen Versen:

Wie oft Seefahrt kaum vorrückt mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe u. s. w.

Kraft und Bedeutung dieser metrischen Figur nicht herausfühlen will
kann, dem ist allerdings nicht zu helfen. Er darf dann aber auch
: in die Bewunderung der lateinischen Verse mit einstimmen:

Ter sunt conati imponere Pelio Ossan

:

Olli intér sesé magná vi brachia tollunt.

n, und hier kommen wir auf den Nachweis einer früheren Behaup-
zurück —: im Lateinischen hat der Accent keineswegs durch die seit
sechsten Jahrhundert der Stadt begonnene Umwandelung der Sprache
n Einfluß auf Prosodie und Metrik verloren, vielmehr hat er bis zu

so ohne weiteres entscheidend ist. Denn allerdings, wenn wir uns neben dem Daktylus nur solcher Spondeen bedienen dürften, die eine volle Stammsilbe in der Thesis hätten, so würde zwar, wie oben gesagt, der Hexameter immer noch ein nach deutscher Prosodie möglicher Vers bleiben, er würde aber so schwierig sein und sein Ton auf die Dauer so unnatürlich schwerfällig und folglich unschön in's Ohr fallen, daß seine Anwendung für längere Uebersetzungen ganz außer Frage gelassen werden müßte. Wie die Sache aber wirklich liegt, dürfen wir nur dem im griechischen Verse bereits erkennbaren Verhältniß*) eine liberalere Auslegung gestatten, für die Thesen neben wirklichen Längen schwer wiegende Mittelzeiten verwenden und einer wirklichen Kürze nur nach einer männlichen Cäsur Raum geben, wo die hinter derselben eintretende Pause (mora inanis), die bei unserer scharf articulirten Sprechweise sich stärker kund giebt, als in irgend einer anderen der lebenden Cultursprachen, sich unwillkürlich mit der folgenden Kürze zu einem längeren Zeitraum verbindet. Auf diese Weise werden wir bei gehaltenem Vortrag denselben Tact und einen ähnlichen Totaleindruck gewinnen, wie im griechischen Vers, ohne unserer Sprache Gewalt anzuthun. Dagegen sind Trochäen innerhalb oder am Schluß eines Wortes, wie sie sich Klopstock und selbst Voß noch gestattete, entschieden zu vermeiden. Am ehesten erträgt man sie im vierten Fuß, der auch im antiken Hexameter der schwächlichste und meist cäsurlos ist, weil hier die Stimme vor dem rasch ablaufenden fünften von selbst etwas ruht. An den übrigen Stellen wirken sie durchaus schleppend und nöthigen entweder den Leser, den Vortrag unnatürlich zu dehnen, oder sie zerstören den Rhythmus.

Wiewohl nun also der gutgebildete deutsche Hexameter dem Eindruck des griechischen näher kommt als irgend ein anderes ersinnbares Metrum, wiewohl wir ihn daher nach den oben aufgestellten Principien in der Uebersetzung unter allen Umständen festhalten müssen, so bleiben doch noch wesentliche, im Bau unserer Sprache begründete Differenzen übrig, die wir theils nicht überwinden können, theils nicht vermeiden sollen. Zunächst ist es unser Betonungsgesetz, das uns von dem griechischen Vers ungefähr ebenso weit entfernt, wie es uns dem lateinischen nähert. Der griechische Wortaccent ist nämlich so flüchtiger und leiser Natur, daß wenn er auch nicht ohne alle Einwirkung auf das Silbengewicht geblieben

*) Wenn wir im Griechischen das Verhältniß zwischen Arsis und Thesis etwa wie 5. 4. annehmen, so kann es sich im Deutschen vielleicht bis auf 3. 2. senken; dagegen wird es aber oft, was im Griechischen nie der Fall ist, sich bis zu 1. 1. vielleicht sogar bis zu 4. 5. erheben. Diese Unterschiede, welche der gebildete Vortrag harmonisch auszugleichen hat, dienen aber vielmehr nur um den Vers durch Mannichfaltigkeit zu beleben, als den Rhythmus zu stören.

(s. Ueber den Begriff der Fabel und ihrer historischen Entwickelung, hinter Babrio's Fabeln, S. 177 Nr. 1), er doch im Allgemeinen bei der Versbildung ganz außer Augen gelassen und als nicht existirend betrachtet ist. Im Deutschen dagegen beherrscht er ausschließlich Prosodie und Metrik. Demnach muß als Regel festgehalten werden, daß Versaccent (Ictus) und Wortaccent stets zusammenfällt. Hieraus würde nun eine zuletzt unerträgliche Monotonie für unseren Vers entspringen, wenn nicht in der Stärke des Wortaccentes eine Scala von fast unmeßbarer Mannichfaltigkeit sich böte. Da nun für die Arsis der volle Ton einer Stammsilbe (unter Umständen selbst einer Mittelzeit) als Länge ausreicht, so kann es vorkommen, namentlich bei zusammengesetzten Wörtern, daß in die folgende Thesis eine stärker betonte Silbe fällt, als in jene, wo dann die Kraft des Versictus den Ton ausgleichen muß. Dieses gegenseitige Wiegen streitender Tonelemente ist mit nichten mißlautend oder undeutsch, wie es von verschiedenen Seiten her behauptet ist. Vielmehr würde bei gänzlicher Vermeidung dieses Kampfes der Vers in einen einschläfernden Trott verfallen. Er sagt aber gerade dem deutschen Ohr in dem Maaße zu, daß er in den Jamben unbedingt und unbestritten von allen unseren Dichtern zugelassen, wo nicht gesucht, ja in den weichsten und volksthümlichsten Gedichten ungleich Kühneres, und in den antiken Metren nie Vorkommendes gewagt wird, daß nämlich der Jambus (namentlich in der ersten Stelle) geradezu in sein Gegentheil, den Trochäus, umgekehrt ist, und zwar zur vollen Befriedigung des Gehörs. Wer möchte in den Uhland'schen Versen den Anfang des dritten antasten lassen:

> Hast du das Schloß gesehen,
> Das hohe Schloß am Meer?
> Golden und rosig wehen
> Die Wolken drüber her —?

Wer also in den Schlegel'schen Versen:

> Wie oft Seefahrt kaum vorrúckt mühvólleres Rudern
> Fórtarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgrúnde u. s. w.

die Kraft und Bedeutung dieser metrischen Figur nicht herausfühlen will oder kann, dem ist allerdings nicht zu helfen. Er darf dann aber auch nicht in die Bewunderung der lateinischen Verse mit einstimmen:

> Ter sunt cónatí imponere Pelio Ossan

und:

> Olli intér sesé magná vi brachia tollunt.

Denn, und hier kommen wir auf den Nachweis einer früheren Behauptung zurück —: im Lateinischen hat der Accent keineswegs durch die seit dem sechsten Jahrhundert der Stadt begonnene Umwandelung der Sprache allen Einfluß auf Prosodie und Metrik verloren, vielmehr hat er bis zu

den classischen Zeiten und darüber hinaus in der vorletzten Silbe mehr als zweisilbiger Wörter genau in derselben Wechselwirkung mit der Quantität gestanden, wie sie im Deutschen sich auf alle Silben aller Wörter erstreckt. Die Römer haben den Widerstreit zwischen Ictus und Accent lebhaft empfunden, ihn überall vermieden, wo sie den gelassenen der prosaischen Redeweise sich nähernden Gang des Rhythmus erzielten, also namentlich am Schlusse des Hexameters, — und ihn nur gesucht, wo es darauf ankam, durch kräftige Cäsuren dem idealen Element der Dichtersprache Geltung zu verschaffen, d. h. um die Mitte des Verses. Auch hier verbietet uns die Bestimmung dieses Aufsatzes in's Detail zu gehen. Wir bemerken nur, daß in den 30 ersten Versen der Georgika Virgil's der Ictus nur 61 mal in Gegensatz mit dem Wort-Accent tritt, während er 125 mal mit ihm in Einklang steht und 9 mal (in pyrrhichischen Wörtern) ihn unberührt läßt. Viel sorgsamer noch ist Catull in den Jamben. In 53 Trimetern tritt dieser Gegensatz nur in 33 Füßen ein, und zwar nur bei zweisilbigen Wörtern mit jambischem Fall, die ohne Auflösung gar nicht anders untergebracht werden konnten. Etwas weniger difficil ist er in den Skazonten. Allerdings sind hier in 126 Versen nur 71 Wörter, deren natürlicher Accent nicht unter den Ictus tritt, unter diesen aber 11, wo es ohne die oben erwähnte Nöthigung geschieht. Aus dem Gesagten (wozu man noch die Bemerkungen in der Einleitung zu den „Ausgewählten Komödien des Plautus. Stuttg. 1861. S. xxxvi, N. 1." füge) geht zur Genüge hervor, daß unsere deutschen Verse nach antikem Schema dem Gesammteindrucke des Tonfalls nach den sorgsam gebildeten lateinischen Metren ohne Auflösung mindestens eben so nahe kommen, wie diese ihren griechischen Mustern.

Dies Resultat ist bedeutend genug, um die Nachahmung derselben nicht nur zu rechtfertigen, sondern sie dem Uebersetzer zur Pflicht zu machen. Welche Härten er dabei zu vermeiden habe, welche Freiheiten er sich dabei gestatten dürfe, ohne diesen Totaleindruck zu stören, dies im Einzelnen zu erläutern ist hier nicht der Ort. Nur eine weiter greifende Bemerkung dürfen wir nicht übergehen. Der Tonfall der deutschen Sprache ist so vorherrschend (und weit mehr als der der griechischen) ein jambischer, daß einzelne Spondeen innerhalb jambischer Metren sich ganz von selbst und ohne allen Zwang in den Tact einreihen, wenn nur der letzte Fuß rein bleibt. Es wäre daher nur eine gelehrte Selbstquälerei, wenn wir das Gesetz der griechischen Metrik, das nur in den ungraden Stellen (in jedem ersten Fuß der Dipodie) einen Spondeus zuläßt, aufrecht erhalten wollten. Kein deutsches Ohr würde uns dies Kunststück danken, da kein

deutsches Ohr es bemerken würde. Wir folgen auch in dieser Beziehung dem lateinischen Gebrauch.

Ganz anders aber stellt sich die Frage in Bezug auf diejenigen Metren, welche unter dem vorherrschenden Einfluß der Musik sich entwickelt haben. Und hier kehren wir zu dem Kreuz aller Uebersetzer der Tragiker zurück, zu dem Tummelplatz der Controverse zwischen den Freunden des Antiken und des Modernen, zwischen den Treuen und Freien.

Zunächst tritt uns hier die Auflösung von Arsislängen entgegen, die in der chorischen Lyrik eine solche Ausdehnung gewinnt, daß sie den Charakter dieser Gesänge wesentlich mit bestimmt, die von diesem Ausgang sich, wenn auch anfangs nur vereinzelt, in den tragischen Dialog verpflanzte, und im komischen Trimeter, der die Sprache der belebten Conversation möglichst nahe zu rücken strebte, zur freiesten Anwendung kam. Das Uebergewicht der kurzen Silben über die langen in der griechischen Sprache hatte diese Neuerung wünschenswerth gemacht, durch die Analogie des leisen Wortaccentes, der über den Silben schwebte, ohne sie merkbar zu verlängern, war die Möglichkeit dargeboten, auch den Versictus in ähnlicher Weise zu ermäßigen, wie das Gewicht des sogenannten guten Tacttheils in der Musik; und auch das Lateinische, welches accentuirte Kürzen kennt, war in der Lage, diesem Gebrauch nachzukommen. Uns Deutsche aber trennt davon eine unüberspringbare Kluft — die scharf gezeichnete Grenze des Möglichen und Unmöglichen, diesseits welcher wir stehen bleiben müssen. Der Schreiber dieser Blätter kann hier nur wiederholen, was er an einem andern Orte (in der Einleitung zu Plautus ausgew. Komödien S. XLIV ff.) ausgesprochen hat. Die Auflösung einer Arsis (ύυ) ist im Deutschen eine Unmöglichkeit. Da uns eine betonte Silbe unter allen Umständen als lang gilt, so ist eine betonte Kürze ein Widerspruch in sich selbst: eine tonlose Silbe, die den Ton hat. Die dahin einschlagenden Versuche von W. A. Schlegel und Fr. A. Wolf resultiren, so zierlich und anmuthig sie klingen und so nahe sie wirklich unserer Art die antiken Originale zu lesen kommen, dennoch nur in Selbsttäuschungen. Der Trimeter des ersteren z. B.

Fröhlicheren Festtanz lehrete mich Aristophanes,

den Schlegel sich offenbar ganz nach Art des Aristophanischen gemessen dachte,

νηττάριον αὖ καὶ φάττιον ὑπεκορίζετο

das heißt:

– ύ υ υ –́ | – –́ υ υ ύ | υ υ –́ υ –́ |

giebt, wenn man genau hinhört, wirklich folgendes Schema:

– –́ υ υ –́ | – –́ υ υ –́ | υ υ –́ υ –́ |

Und Wolf's unübertrefflicher Vers in den Acharnern:

Dieser mit dem friedlichen Vergleiche sich bemengende Gesell

besteht aus äußerst dünn und zierlich gebauten und daher so leise und flüchtig wie möglich hintrippelnden Trochäen. Es ist ein hyperkatalektischer Tetrameter. Aber es sollen aufgelöste Kretiker sein; nämlich:

-υύυ | -υύυ | -υύυ | -υύυ | -

Durch welche Ersatzmittel in den jambischen und trochäischen Metren die Beweglichkeit des Originals annähernd wieder gewonnen werden könne, glauben wir a. a. O. gezeigt zu haben. Aber der fest gezeichnete Tact jener Maaße wird uns dort nicht leicht der Gefahr aussetzen, daß der Faden des Verses dem Ohr verloren gehe. Ganz anders in den künstlich zusammengesetzten Systemen des Chorgesanges.

Denn hier stellt sich uns eine zweite Schwierigkeit entgegen, zwar nicht so völlig unüberwindlich wie die eben behandelte, deren mühevolle Ueberwindung aber nur eine zwecklos fortgeworfene Arbeit ist. Denn die langen Reihen künstlich zusammengesetzter, meist sich widerstrebender Rhythmen, die ihr Gegenbild erst in der oft noch durch andere Verse getrennten Antistrophe finden, vermag das moderne Ohr nicht zusammenzufassen und festzuhalten. Es vermag nicht das Gesetz herauszuhören, das in sinnlich greifbarer und übersichtlicher Wiederkehr desselben Tonfalls sich geltend macht, und ohne welches für uns gar kein Vers besteht. Ob das griechische Tactgefühl wirklich so fein organisirt gewesen ist, um solche Massen zu überschauen und ordnend festzuhalten, sei dahin gestellt. Wahrscheinlich ist nur, daß es vielmehr die Melodie, die musikalische Form, ohne welche die Chorgesänge ja überhaupt gar nicht gedacht werden sollten, daß sie es war, die tief und eindringend genug im Gehör haftete, um ihr Spiegelbild in der Antistrophe wieder erkennen zu lassen. So viel ist gewiß, daß wir in vielen Strophen mit Mühe und nicht immer mit sicherm Erfolg die metrische Form erst dem Auge durch künstliche Schematismen klar machen müssen, und daß dieselbe in der deutschen Nachahmung, schon wegen der zahllosen Abstufungen in der Scala unsers Wortaccentes, erst vollends spurlos entschlüpft. Wer sollte z. B., wenn er Donner's Uebersetzung von König Oedipus 855 ff. continuirlich geschrieben läse, Verse darin ahnen?

„Der Frevelmuth zeugt Gewaltherrn. Wenn der Frevelmuth sich thöricht übernahm und Thaten übte, heillos, ohne Frommen; dann zu der Höh'n äußerstem Gipfel hebt er sich empor, stürzt hinab in Elend, wo nimmer beglückt sein Fuß hinwallt. Den gerechten Kampf des Volkes lasse niemals der Gott enden; ich fleh' ihn an. Von dem Schutzgott will ich mich nimmerdar scheiden."

Prosa — mit einigen nicht recht motivirten Wunderlichkeiten der Wortstellung, aber nicht wunderlich genug, um sie der eigentlichen „toll gewordenen Prosa" des Willamow'schen Dithyrambenstils beizugesellen.

Ist es nicht ein Jammer um die Sorgfalt, mit der Wort für Wort, Silbe für Silbe dem Urtext nachgezirkelt und nachgewogen ist? Niemand bemerkt sie.

Allerdings ist die Arbeit nicht immer so fruchtlos wie in diesem Fall. Vor allem werden Anapästen entschiedener herausgehört; auch Pherekrateen und glykonische Verse, die wir wie die Römer als Trochäen mit Daktylen gemischt empfinden. Aber immer steht der Erfolg mit der Anstrengung durchaus nicht in Verhältniß. So ist nicht zu verwundern, daß die Uebersetzer fast rathlos nach den verschiedensten Auskunftsmitteln greifen. Das bequemste ist eine Art potenzirter Prosa, in kurzen Zeilen mit Daktylen gemischt, wie Stolberg sie im Aeschylus durchgehend und auch hin und wieder im Sophokles anwendet, wie es scheint an solchen Stellen, über deren Metra er sich selbst nicht klar geworden ist.

Man vergleiche Donner's Uebersetzung a. a. O. 1166 ff. mit der Stolberg'schen. Die erstere lautet:

> Du, über Bewundern groß,
> Trafst dein Ziel und errangest dir
> Ein allseliges Schicksal,
> Als nieder du schlugst (o Zeus!)
> Die krummklauige Sängerin
> Dunkeln Spruches, und meinem Land
> Ein Thurm wider den Tod standst;
> Darum wurdest du König mir
> Genannt, ward dir der höchste Preis,
> Daß du Thebe's erhabner Stadt
> Als Herrscher gebotest.

Und bei Stolberg:

> Du, dessen Pfeil der Ziele höchstes überflog,
> Du, der du schöpftest aus der vollen Quelle des Glücks!
> O du, der du die klauenbewaffnete,
> Räthselgebende Jungfrau schlugst,
> Der du stand'st wider den Untergang
> Unsers Landes ein fester Thurm!
> Du, den wir nannten unsern König; du,
> Dessen Ruhm strahlet unter uns,
> Der du beherrschest die große Kadmosstadt. u. s. w.

Man sieht, der metrische Eindruck der Stolberg'schen Uebersetzung, namentlich wenn man in beiden die Versabtheilungen wegläßt, wird kaum unklarer als der der Donner'schen sein, und doch — mit wie viel weniger Aufwand erreicht.

Aber aufrichtiger wäre es dann gewesen und am Klange wenig verloren, wenn man sich bei der ehrlichen Prosa des alten Steinbrüchel beruhigt hätte:

Denn welche Höhe erreichtest du nicht, welcher Wunsch blieb dir unerfüllt? Als du uns den krummen Klauen der Sphinx entrissest und gleich einem starken Thurm der Verheerung des Todes entgegenstandest, Himmel welcher Triumph! Ihn zierte der königliche Namen und jede Ehre; ihn zierte der Scepter der gewaltigen Thebe.

Wenn nun im Gegensatz zu diesem verzweifelten Abwerfen jeder metrischen Form, durch welche man sich dem Original nähern könnte, schon von Opitz an der Reim für die Chöre eingeführt wurde, so leitete Letzteren wohl das allgemeine allerdings erst aus dem modernen Gebrauch abgeleitete Gefühl, daß Gesang und Reim als Gefährten zusammengehören. Die Neueren, Schiller an der Spitze, haben nur für den süßen Wohllaut des griechischen Wortklanges, den harmonischen Wechsel der vollen Vocale und die schöne, nie weichliche und doch auch nie harte Mischung der consonantischen und vocalischen Sprachelemente Ersatz gesucht. In welchem Maaße dies Schiller geglückt sei, ist früher schon bemerkt. Aber den eigenthümlichen Charakter der Chöre, die rhythmische Beweglichkeit und scheinbare Ungebundenheit wiederzugeben, ist in der That kein Mittel weniger geeignet als der Reim, der die Versgruppen stärker fesselt und inniger und unlösbarer zusammenfaßt, als irgend ein Band, das der rein quantitativen Metrik des Alterthums zu Gebote stand. Von dem liberaleren Gesichtspunkt der freien Nachahmung aus betrachtet verdienen die Opitz'schen Verse, als erster Versuch, allen Beifall. Sie sind sehr viel lesbarer als sein Dialog und erheben sich stellenweis zu einer alterthümlich originellen Kraft, die an das Kirchenlied erinnert. Als Probe diene der Beginn des ersten Chors der Antigone:

O schönste Sonnenstrahlen,
Als Thebe, diese Stadt,
So sieben Thore hat
Euch je die Luft sehn mahlen!
Du bist ja aufgegangen,
Du Tages Augenlied,
Das nach der Dirce sieht,
Und will ihr Quell umbfangen.
Hast wollen selbst verjagen
Den Mann von Argis her,
Der doch an Waffen schwer
Den hellen Schild getragen.
Den Polynices Sache
In unser Land gebracht,
Mit Rüstung voller Macht
Gehelmt und heiß von Rache.
Als wie man hört erklingen
Den Adler wenn er sich
Geflügelt kräftiglich
Zur Erden ab will schwingen.

Er ist zu Schuß gekommen,
Es hat an dieser Statt
Sein grimmer Spieß ihm satt
Zu werden vorgenommen.

Er liegt, eh' als er können
Genießen unser Blut
Und durch Vulcanus Glut
Der Thürne Zier gewinnen.

Mars hat bei solchen Sachen
Mit Schrecken ihn verletzt,
Hat einen Wall gesetzt
Sehr fest umb diesen Drachen.

Denn Jupiter der hasset
Der hohen Zungen Pracht,
Und wer viel Wesen macht,
Viel Muht beim Golde fasset.

Er schläget sie darnieder
Mit Flammen auß der Luft,
Wenn man gewonnen ruft
Und singt schon Siegeslieder.

Daß die neuern Nachbildner es besser machen und manch' alten Rostflecken abputzen müssen, wenn sie gefallen sollen, liegt auf der Hand. Gravenhorst's Uebersetzung zeigt den gebildeten Mann; sie liest sich fließend und leicht. Der Reim schimmert, die Verse tanzen. Es klingt etwas durch wie Braut von Messina, dann wieder wie Jungfrau von Orleans und — Müllner's Schuld. Aber der antike Hauch erstirbt unter diesem fremdartigen Glanz und der hohe Tactschritt des Kothurns verhallt ungehört:

Erster Halbchor.

Sonnenglanz!
Heute erschienst du im Siegeskranz!
Ueber der Dirke sprudelnde Quellen
Stiegst du verdoppelt vom Spiegel der Wellen
Strahlend empor am Himmelszelt.
Da entsanken dem Feinde die Speere,
Und der Argiver drohende Heere
Räumten das freie thebanische Feld.

Chorführer.

Polynikes, zornentbrannt,
Brachte Krieg dem Vaterland.
Wie ein Aar aus Himmelshöhn
Niederfährt mit lautem Schrei,
Also zog mit Sturmeswehn
Der Argiver Heer herbei,
Glänzend in der Sonne Strahl,
Ross' und Mannen ohne Zahl.

Zweiter Halbchor.
Ueberall
Starrt' uns entgegen der Lanzenwall
Siebenfach lechzend mit gierigem Rachen;
Aber ihn traf der thebanische Drachen,
Eh' er noch trank der Kadmeer Blut.
Ares beschirmte des Vaterlands Ehre,
Hoch von den Zinnen schwirrten die Speere,
Brachen der Stürmenden Uebermuth.

Chorführer.
Unsrer Feinde stolzes Drohn
Fand bei Zeus gerechten Lohn.
Als der sah den mächt'gen Schwall
Wie er, stolz in Waffenglanz,
Schon erstieg der Veste Wall,
Schon ergriff der Mauer Kranz:
Da, der Kadmosstadt zum Heil,
Traf sein zack'ger Donnerkeil.

Es dürfte nach dem Bisherigen nun fast scheinen, als ob zwischen der freien Bearbeitung in Reimen und der Prosa-Uebersetzung kein Ausweg und somit eine treue metrische Uebertragung der chorischen Lyrik, in dem Sinne wie wir sie von den epischen und elegischen Gedichten an Jamben, Epoden und den strophischen Oden des Alterthums bereits besitzen, unmöglich sei. Damit wäre denn freilich über die Wiederbelebung des griechischen Dramas überhaupt der Stab gebrochen, da zu einem Zusammenflicken nach verschiedenen Principien, so etwa, daß der Dialog in Trimetern, die Chöre aber entweder in Reime oder in Prosa übersetzt würden, Niemand im Ernst rathen kann. Daß wir nicht gänzlich wiederzugeben im Stande sind, was die antike Form uns bietet, haben wir gesehn. Aber: Est quadam prodire tenus si non datur ultra.

Stolberg hat den Versuch zu einem Mittelweg gemacht, um dessentwillen er vielfach getadelt ist. Auch wir glauben nicht, daß derselbe direct auf das Ziel führt, aber doch daß er näher daran streift als alle übrigen, schon deshalb, weil, wie wir vermuthen, er seinen Führer sich unter den richtigen Mittelsmännern zwischen uns und den Griechen, unter den Römern nämlich gesucht hat.

Die römischen Dramatiker haben bekanntlich gleich in den frühesten Nachahmungen der Griechen den Chor fallen lassen. Die Komiker fanden ihn bereits in ihren Mustern nicht mehr vor. Denn die jüngere attische Komödie hatte ihn schon aufgegeben. Aber Tragiker sowohl wie Komiker ließen an seine Stelle andere Gesangstücke (cantica) treten, die an einen ursprünglichen, wahrscheinlich religiösen Gebrauch der italischen Bühne anknüpften. Wie weit dabei die Tragiker den chorischen Systemen der Griechen

gefolgt sein mögen, läßt sich aus dem wirren Trümmerhaufen, in welchem ihre Fragmente auf uns gekommen, nicht ersehen. Die Cantica des Plautus dagegen, wiewohl in sehr erregten Rhythmen gehalten, lassen doch, seitdem der große Sospitator dieses Dichters den prosodischen Schlüssel gefunden hat, harmonisch aneinanderschließende und scharf gegliederte Metra durcherkennen, die (von den Auflösungen abgesehen), ohne erhebliche Modification für das deutsche Ohr wohl verständlich, sich der Nachahmung bieten. Natürlich würde ihr Rhythmus (vorherrschend Bakchien und Kretiker) schlecht für die Tragödie passen. Daß aber die griechischen Chöre auch schon den Römern ähnliche Noth wie uns machten, darf man mit Recht aus der Behandlung schließen, die sie in den zehn Tragödien aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung fanden, die unter Seneca's Namen gehen. Dieselben sind nie für die Bühne, sondern für die Lectüre bestimmt gewesen. Die Autoren (denn wir müssen ja wohl den Plural gebrauchen) führen den Chor wieder ein, aber nur an vier Stellen begegnen wir dem Versuch, in der Mannichfaltigkeit der Rhythmen mit ihren Vorbildern zu wetteifern. Dieser Versuch (Agamemn. A. III, 589—636. A. IV, 808—866. Oed. A. II, 405—532. III, 709—737) ist gänzlich mißlungen. Es ist ein wüstes Durcheinander dissonirender Maaße, die zu entwirren eine ebenso schwierige wie undankbare Arbeit wäre.

In der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle dagegen (in über 2000 Versen) sind die geläufigsten lyrischen Metra in continuirlichen Reihen verwandt, vor allen der anapästische Dimeter, hin und wieder von Monometern unterbrochen, das sapphische Metrum, ähnlich wie jenes, durch den Adonius, variirt, der Asklepiadische Vers, Glykoneen, Pherekrateen, einigemal der heroische Hexameter, und endlich einmal (im dritten Act der Medea) sieben sapphische Strophen. An diesen letzten Versuch nun, scheint es, hat sich Stolberg gehalten. Er hat, im Sophokles wenigstens, die bekannten horazischen Odenmaaße fast sämmtlich verbraucht und in Klopstock's Weise neue hinzu erfunden. Die Anapästen hat er beizubehalten gesucht, wo sie in längeren Reihen auftreten, aber das Metrum, wie es scheint, nicht immer erkannt. So lautet der erste Chor der Antigone:

Erste Strophe.

O Sonnenstrahl, du schönster von allen, die
Auf Thebe blickten, endlich eröffnest du
Die Wimper, goldner Tag, und wallest
Ueber die Fluten einher des Stromes!

Von Argos kam der Mann in des Schildes Glanz,
Mit stolzem Tritt, gerüstet von Haupt zu Fuß —
Doch ha! wie zähmtest du den bangen
Flüchtling, mit scharfem Gebiß ihn tummelnd.

Gesang hingegen findet sie entschieden keine Anwendung, denn hier sind die reinsten Trochäen; der akatalektische Dimeter kommt gegen den Schluß zur völligen Herrschaft und wechselt dann nur mit dem katalektischen, oder mit dem Monometer. Nur im Anfang sind einige kürzere Zeilen, aber immer Trochäen. Nun ist freilich wohl anzunehmen, daß Göthe diese Verse nicht nach einem vorher berechneten Schema gemodelt hat. Aber ein so harmonischer Geist, der sich stets auf den Schwingen des eigenen Wohllautes wiegte, mußte auch hier das Maaß der Charis in sich tragen und dieses Maaß mußte einen greifbaren und zählbaren Ausdruck in seinen Worten finden. So gewahrt denn Jeder bei schärferem Hinsehen, was ein feineres Ohr sofort bemerken muß, daß wir es hier mit den klarsten Rhythmen zu thun haben, aus denen die mit Anmuth gepaarte Würde der Antike so vernehmlich zu uns spricht, wie es nur in deutschen Lauten möglich ist. Denn wirklich haben wir in der Iphigenie (wie meistens auch bei Seneca) sogenannte ataktische Strophen vor uns, d. h. einen Wechsel von zweierlei oder mehreren Versen, die aber nicht in denselben Zwischenräumen, sondern in solchen Distanzen sich wiederholen, wie es die Empfindung des Gedichtes mit sich bringt. Die Schemen sind bei Göthe ungemein einfach, wie die milde Ruhe seiner Gesänge es gebietet. Sollen wir sie mit gelehrten Namen benennen, so haben wir am Schluß von Act I daktylische Tetrameter, volle und katalektische nach diesem Schema wechselnd: –◡̄◡ | –◡̄◡̄ | –◡◡ | –◡(◡); Act III, 2 ebenfalls Daktylen, katalektische und brachykatalektische Trimeter, mit einer amphibrachischen (einmal daktylischen) Basis: ◡–́◡ | –◡̄◡ | –◡̄◡–(◡); Act IV, 1. Dieselben Verse ohne Basis, aber mit vorherrschendem Daktylus: –◡̄◡–◡̄◡–(◡); Act IV, Schluß: Adonius mit Anakrusis im Wechsel mit choriambischen Monometern im reinsten Maaße: ◡–◡◡–(◡). Also gerade Regel genug, um den Rhythmus sinnlich wahrnehmbar zu machen und gerade Freiheit genug, um ihn den wechselnden Empfindungen des Gesanges anzuschmiegen. Dies ist denn nun der Weg, den der Uebersetzer tragischer Chöre wird einschlagen müssen. Er muß den Grundton des antiken Originals festhalten, aber das Schema vereinfachen, daß es verständlich wird. Allerdings ist hier der Discretion des Nachbildners ein weiter Spielraum gelassen, und für das tactvolle Einhalten selbstgewählter Grenzen kann kein allgemein gültiges äußeres Gesetz gegeben werden. Wie wir es verstehen, wird am besten aus einem Beispiel erhellen. Wir wählen denselben Chor der Antigone:

Strophe 1.

Sonnenstrahl, du erschienst noch nie
Thebe's siebenthoriger Burg

Mit so herrlichem Licht wie heut,
Goldnes Auge des Tages,
Da ob Dirke's Strömungen du
Schwebend Ihn, den Argos entsandt
Erzumstarrt mit schimmerndem Schild
Schon auf der Flucht trafst und mit Macht rascher davon
Triebst mit geschwungenem Zügel.

System 1.

Den in unser Gefild mit haderndem Grimm
Polyneikes gehetzt, bis er jach sich erhob
Und unsere Flur mit schrillem Geschrei
Wie der Aar raubsuchend umkreiste,
Mit der schneeigen Fittige Schirm umwallt,
Mit Waffengeklirr
Und mähnumflatterten Helmen.

Antistrophe 1.

Unsre Dächer umschwebt er schon
Um die Thore, die sieben, rings
Gähnt sein mördrischer Lanzenwald:
Plötzlich floh er, bevor sein
Schlund gefüllt mit unserem Blut
Und Hephästos' qualmender Brand
Unsrer Zinnen Brüstung erfaßt;
So von des Kriegsgottes Getös schirmend umhegt
Siegreich wand sich der Drache.

System 2.

Denn Zeus von Herzen verhaßt ist der Mund,
Der in Hoffahrt prahlt; so, da er sie sah,
Die mit wogendem Schwall dicht stürmten heran
Hochmüthig in klirrendem Goldschmuck:
Mit dem Blitzstrahl stürzt von des Bollwerks Höhn
Er jäh ihn hinab,
Der schon siegjauchzend herankomm.

Wir geben noch zu besserer Vergleichung sämmtlicher Uebersetzungsstile die oben aus Donner's silbengetreuer Uebertragung mitgetheilten Verse (Kön. Oed. 855) nach unserer Weise.

Frevelmuth gebiert den Zwingherrn.
Frevelmuth, der nimmer satt vergeblich sich
Ueberfüllt mit Schädlichem und Widrigem,
Klimmt zu der schroff ragenden Höhn Gipfel hinan,
Schleudert ihn in die Bedrängniß,
Wo des Fußes Kraft nicht nützet;
Doch des Staates edle Ringkraft
Laßt uns zu Gott flehn, daß er sie nimmer zerstört;
Nimmermehr werd' ich dir ungetreu, Schutzgott.

Der neueste Uebersetzer des Sophokles, Herr Jordan, dessen Arbeit die äußere Anregung zu diesem Aufsatz gegeben hat, hat nun in Be-

zug auf die Chöre dem auch von uns adoptirten Grundsatz zu folgen sich vorgenommen. Das ist, in der Theorie wenigstens, ein bemerkenswerther Fortschritt. Leider fehlt ihm nur zum vollendeten Uebersetzer ein zu erhebliches Stück von derjenigen Qualität, die wir von dem Meister in dieser Kunst oben haben verlangen müssen: er hat zu wenig vom Philologen an sich. Er macht allerdings auch nicht Anspruch auf diese Qualität, und das ist ehrlich. Aber sein Ingrimm gegen die grammatische Unterrichtsmethode der Gymnasien steht ihm deswegen um so schlechter an. Er erzählt uns in der Dedication seiner Uebersetzung, wie er, während der Lehrer sich und den Knaben mit Verbalformen und Accentregeln zu schaffen gemacht, inzwischen Stunde für Stunde unter dem Tisch weiter in der Odyssee genascht habe. Und das, sagt er, „war meine Rettung. Ich konnte flüchten in den kühlen Schatten des Genusses, und so blieb ich unangewelkt von jener Treibhauszucht, welche den krönenden Wipfel der Sprachkenntniß herauszuheizen trachtet aus ihren ersten Keimblättern." Man sieht: bis in die grauen Nebelhöhen der Absurdität hinauf wipfelnde Gleichnisse hat er zu machen gelernt, — mit den Accenten steht er aber noch bis heute auf dem gespanntesten Fuße. Wenigstens hat er sich dieser kleinen Quälgeister in den Citaten ohne weiteres entledigt. Und doch — daß der Uebersetzer eines antiken Dichters, der von dem lebendigen Klang der Verse sich eine Vorstellung machen will und soll, auch dieses Elementes der Sprachkenntniß nicht ohne Schaden entbehren könne, wird aus manchen Stellen dieses Aufsatzes klar geworden sein. Aber noch schlimmer. Herr Jordan glaubt (S. XL) gefunden zu haben, „daß in einigen Chören die Gedrängtheit und dunkele Verschränkung der Worte zu gewaltsam und unschön sei, als daß man sie dem Dichter selbst zuschreiben dürfte." Ja er schreitet von dieser Entdeckung zu der Ueberzeugung fort (S. XLII), daß die Chöre, in erster Linie, Verse und Strophen in unserem Sinne des Worts niemals gewesen sind noch sein wollten;" Und motivirt endlich diese Ueberzeugung durch den Satz: „Sie wurden nicht zuerst geschrieben und dann komponirt, sondern umgekehrt, gedichtet als Wortunterlage für meistens gegebene, theils nach ihrer Heimath, theils nach ihrem ersten Text benannte Melodieen." Wenn diese Behauptung irgend einen Anknüpfungspunkt an eine thatsächliche Ueberlieferung aus dem Alterthum hat, so kann sie nur auf der Verwechselung von Melodie und Tonart (νόμος) beruhen. Denn die Tonarten wurden allerdings nach ihrer Heimath, dorische, lydische, phrygische, äolische u. s. w. benannt, und in irgend einer Tonart mußte freilich jedes Gesangstück gesetzt sein. Diese Verwechselung wäre an sich verzeihlich; denn der griechischen Tonarten sind wunderbar viele (15), und das Wort νόμος wird schon im Alterthum,

um die Verwirrung zu erleichtern, oftmals für Melodie gebraucht. Aber ein Blick weiter, und zwar innerhalb der Gränzen seines nächsten literarischen Studien-Objectes, hätte den Uebersetzer von seinem Irrthum sofort überzeugen müssen. Denn von den uns erhaltenen 177 tragischen Chorgesängen wiederholt auch nicht ein einziger den Rhythmus eines anderen, — ein allen statistischen Rechnungen Hohn sprechendes Verhältniß, wenn sie meistens zu gegebenen Melodien gedichtet gewesen wären und zwar so, daß „jeder Note eine Silbe von entsprechendem Tactwerth untergelegt“ war. Damit fällt natürlich jeder Grund zur Polemik gegen den poetischen Werth der Chöre, deren Verfasser (wie Herr Jordan im Widerspruch mit seiner eigenen Behauptung selbst berichtet) „ihre eigenen Tonsetzer zu sein pflegten.“

Aber die Unsicherheit des Verfassers auf seinem eigensten Grund und Boden geht noch weiter. Wenn er, mit unserer entschiedensten Billigung, bei schwer erkennbarer Gliederung der Versschemata „einen vorwiegenden Rhythmus zum herrschenden zu machen, die Regel zu vereinfachen, die Wiederholung zu vermehren“ sich vornimmt, und wenn er ebenso richtig einen „genauen Anschluß“ „in den trochäischen und den anapästischen Maaßen“ verspricht, „welche zugleich der deutschen Sprache passen wie angeboren“ — so muß es uns frappiren, daß er uns gleich bei der ersten Begegnung von Anapästen (Antigone im ersten System 110ff.) mit seinem Versprechen im Stich läßt. Wir müssen fürchten, daß er die Anapästen gar nicht als solche erkannt hat; denn allerdings häufen sich in ihnen die Auflösungen, die einem ungeübten Ohr den ursprünglichen Rhythmus verstecken. Wir müssen dies um so mehr glauben, als er weiter unten und sonst, wo die Verse klarer hervortreten, mit seiner Nachahmung sofort zur Hand ist. Wir geben wiederum die ganze Stelle, um durch den Vergleich Kennern ersichtlich zu machen, wie weit der Anspruch derselben (XI), eine treuere zu sein als alle bisher vorhandenen, gerechtfertigt und wie weit der Verfasser auch dem Versprechen nachgekommen sei, den vorwiegenden Rhythmus der Chöre zum herrschenden zu machen:

Strahlen der Sonne
Herrlicher seid ihr
Theben, der siebenthorigen Stadt,
Niemals erschienen.
Ueber der Dirke Strömungen gleitend
Hat nun des Tages
Goldiger Glanz
Jenen Adrast, der mit funkelnden Schilden
Starrend in Waffen von Apia herzog

Eiligen Laufs mit verhängten Zügeln
Wieder vertrieben.
Erweckt vom Streite des Polyneikes
Stieß er hinab auf unser Land
Gleich dem Adler mit scharfem Geschrei
Auf Schwingen, glänzend wie weißer Schnee
Waffenbedeckt und in buschigen Helmen.
Rings umlagert hielt er die Stadt
Zähnefletschend um unsere sieben
Thore mit seinen blutigen Speeren.
Aber er floh bevor sein Rachen
Schwelgen durft' in unserem Blut
Ehe die Fackeln unserer Thürme
Zinnen umlodert;
Denn es entbrannte die lärmende Schlacht
Hindernd im Rücken des stürmenden Drachen.
Vermessenes Prahlen ist Zeus verhaßt.
Er sah ihn kommen in wogender Menge,
Rauschend in Gold und übermüthig:
Da schleudert er seinen Flammenstrahl,
Trifft ihn, als er bereits die Brustwehr
Siegesjubelnd emporstürmt.

Es ist nicht wahrzunehmen, daß der Uebersetzer im Ton wie im Sinn dem Original näher gekommen wäre, als selbst Stolberg. Die Glykoneen, der Grundrhythmus des Chors, dem deutschen Ohr klar vernehmlich und äußerst wohllautend, sind flach verwischt. Adrast's Name ist (106) ohne Noth eingeführt, da doch Kapaneus (135) sich mit dem Versteck in der Anmerkung begnügen mußte, Hephästos ist aus V. 123, Ares aus V. 139 verbannt. In dem vorhergehenden Dialog (wir beschränken uns auf dies Probestück) ist V. 11, 12:

„Seit uns das Brüderpaar die Brüderhänd'
Im Bruderkampf an einem Tag entrissen.“ —

unverständlich, stilistisch schief und metrisch hart. Die Brüderhände sollten nämlich Subject sein, was aber bei der zweideutigen Form „entrissen“ nicht zulässig ist. V. 36 ist die Steinigung ganz ausgelassen. V. 39, 40. „Was kann ich Arme, wenn es also steht, Wohl schürzen, lösen, um zu thun was frommt?“ ist ohne einen Blick in's Griechische unverständlich und klingt wie eine Hexenformel. V. 53. „Die doppelnamige Mutter-Gattin“ schief und verzwickt und durch den einfachen Ausdruck des Originals keineswegs provocirt. Donner hat ungesucht und klar:

Wie nun die Mutter — Mutter ihm und Weib zugleich — u. s. w.

V. 66, 67. „Daß ich dem Zwange weichend dem gehorche, der oben steht“ — sonderbar verallgemeinernd, statt des im Urtext ganz deutlich stehenden: „der Obrigkeit.“ V. 77, 79 ist „Ehrenpflicht“ zweimal falsch

gebraucht. Ehrenpflichten sind solche Pflichten, durch deren Uebernahme man sich selbst ehrt. Hier sind solche gemeint, durch deren Erfüllung man Andere ehrt. V. 90. „Du liebst Unmögliches." Das Griechische ἐρᾷς mißverstanden. Es fällt Ismenen gar nicht ein, ihrer Schwester die Liebe zum Unmöglichen — einen dauernden Charakterzug — vorzuwerfen; sie sagt einfach: Du willst, begehrst (nämlich in diesem Falle) etwas Unmögliches.

Uns scheint, bei solchem Verfahren wird von dem Original nicht nur der edele Rest, sondern es werden damit auch ganze Stücke edelen Metalles und charakteristische Züge der Form abgeputzt.

Ueber den fünffüßigen Jambus haben wir schon oben ausführlich gesprochen. Herr Jordan fügt den von uns dort widerlegten Argumenten für dieses Versmaaß (S. XXIX) ein neues hinzu, das von Gewicht wäre, wenn es damit seine Richtigkeit hätte. Er meint nämlich, die griechische Sprache sei breiter angelegt als die deutsche. Hierdurch würde dann allerdings für diejenigen Stellen des Dialogs, die das Einhalten der gegebenen Verszahl gebieten (in den stichisch alternirenden Partien), ein widerliches Ausrecken des deutschen Satzes nothwendig werden. Herr J. glaubt durch allerlei Versuche mit seinen eigenen Uebersetzungen gefunden zu haben, daß die Silbenzahl der deutschen Rede sich zu der der griechischen etwa wie 8 zu 9 verhalte, was dem Verhältniß zwischen dem fünffüßigen und sechsfüßigen Jambus nahe genug käme. Er betrachtet freilich selbst dieses Resultat mit Mißtrauen, und darin hat er Recht. Denn wenn man selbst das Material zu seinen Untersuchungen zubereitet, so wird man beim besten Willen gar zu leicht finden, was man zu finden wünscht. Der einzige sichere Weg ist die Vergleichung mit einer fremden Arbeit. Wir haben die schlichte und bündige Prosaübersetzung Steinbrüchel's mit dem Text des Sophokles verglichen und in den ersten 99 Versen der Antigone 1495 deutsche Silben gegen 1195 griechische gefunden, also fast genau 15 : 12 = 5 : 4, d. h. nahezu das umgekehrte Verhältniß von dem durch unseren Uebersetzer ermittelten. Aber allerdings stehen dem deutschen Dichter manche Zusammenziehungen und Verkürzungen offen, mit deren Hülfe es ihm meist gelingen wird, die ihm ungünstige Chance auszugleichen. Damit wäre denn auch dieser Vorwand beseitigt. Aber bei der Begründung jener angeblichen Erscheinung stoßen wir noch ferner auf irrthümliche Annahmen. So soll der Partikelreichthum der griechischen Schriftsprache sich nicht im gleichen Umfang auf die mündliche Rede erstreckt haben. Aber in dieser Beziehung existirt kein Unterschied. Denn nicht nur Homer, bei dem von einer Sonderung zwischen Schrift- und Volkssprache seines Zeitalters überhaupt nicht die Rede sein kann, sondern auch gerade jene späteren

Autoren, welche die Sprache des täglichen Lebens recht geflissentlich nachahmen, die Komiker, Plato in den leichteren Dialogen und Theokrit, zeigen mindestens denselben Partikelreichthum wie die Tragödie. Daß wir im Deutschen hier nicht überall nachkommen können noch dürfen, versteht sich von selbst. Aber doch dürfen wir auch nicht, wenn wir den ernsten und fest zusammenschließenden Schritt des Gedankenganges der Tragödie wahren wollen, in ein Staccato fallen, wie es etwa einem französirenden Feuilletonisten anstehen möchte. Wenigstens müssen wir die bedeutenderen Adversativ- und Causal-Partikeln nach Kräften bewahren. So bleibt denn für den fünffüßigen Jambus in der That kein weiteres Argument übrig, als daß er im Deutschen leichter zu bilden ist, als ein guter Trimeter; aber **noch** leichter ist es in Prosa, am leichtesten gar nicht zu schreiben.

Fassen wir nun das Urtheil über H. J.'s Leistung, wie es sich dem Leser aus den gegebenen Proben schon von selbst herausgestellt haben wird, kurz zusammen, so müssen wir sagen, daß die Uebersetzung im Ganzen, gegenüber den Besten unter den Treuen wie den Freien (Solger und Donner auf der einen, Gravenhorst auf der anderen Seite) den Eindruck des Farblosen und Verwaschenen macht. Der Vers, in den Jamben wie in den Chören (zumal in den Anapästen), ist schlotterig und matt; die Sinnestreue oft ohne Noth aufgegeben. Mit einem solchen Mittelweg zwischen den Extremen kann Niemandem recht gedient sein. Unter diesen Umständen ist kaum zu erwarten, daß die Leserwelt, wie Herr J. von ihr verlangt (S. x), gerade **ihn** „durch ihre Theilnahme belohnen und ermuthigen werde, dem größesten Dramatiker des Alterthums einen Platz zu gewinnen neben den Meisterwerken unserer eigenen Dichtung." Andere sind diesem Ziele bereits näher gekommen. Aber immer mag man sich dieser Uebersetzung als eines neuen Zeugnisses erfreuen, daß das Interesse für jene classischen Meisterwerke auch außerhalb des Kreises der philologischen Fachgenossen noch lebendig ist, als eines Mittels ferner, dies Interesse allmählich in alle Schichten der deutschen Lesewelt zu verbreiten, als eines Mittels endlich, rüstige und form-gewandte Geister zum weiteren Wettkampf um den schwer zu erringenden Preis anzuregen. Denn immer bleibt allerdings für das griechische Drama noch zu erstreben, was für andere Dichtungsarten mit größter, ja mit möglichster Annäherung an das Original bereits erreicht ist.

W. Hertzberg.

Ueber die gegenwärtige Lage der schleswig-holsteinschen Angelegenheit.

Die große Frage, welche ganz Europa beschäftigt, vor allem in Deutschland alles bewegt und in Athem hält, mit der das Wohl und Wehe der deutschen Nation auf das engste verwachsen ist, deren Ausgang auf lange über unser nationales Leben entscheiden wird, die Frage nach der Zukunft der Herzogthümer Schleswig-Holstein ist nicht in der Weise gefördert, wie wir vor Monaten ein Recht hatten zu erwarten: die Hoffnungen, die rasch anschwellen, die Aussichten, deren Verwirklichung manche nahe glaubten, sind nicht erfüllt. Aber, müssen wir gleich hinzusetzen, der Stand der Sache ist doch auch in keiner Weise so verschlimmert, wie viele meinen und in der Ungeduld ihres Herzens oder in dem Verdruß, daß nicht ihre Auffassung zur Geltung gekommen, sagen. Ist etwas wirklich ungünstig und nachtheilig, so wäre es ein Verzweifeln an dem Ausgang, da wir kaum am Eingang stehen, ein Erlahmen der Theilnahme, ein Auseinandergehen derer, auf deren Gemeinschaft und Zusammenhalten alles ankommt, ein Gegenseitig-sich-anklagen über Dinge, die angeblich versäumt sein sollen, mit einem Wort alles das, wozu wir Deutsche immer leider so leicht zu bringen sind und was uns wieder und wieder die Früchte unserer Bestrebungen zu vernichten droht, was auch unsere Gegner kennen und was ihnen den Muth giebt, mit Hartnäckigkeit zu widerstehen, einen ersten Anprall hinzunehmen und auszuhalten, um dann nachher mit leichter Mühe den Sieg für ihre Bestrebungen davonzutragen. Laboris atque operum non eadem patientia, hat schon Tacitus von unseren Vorfahren gesagt.

Es mag unter diesen Umständen wohl am Platze sein, einen Blick auf die Lage der Dinge zu werfen, uns zu vergegenwärtigen, wie die Sache steht, welche Aussichten sie bietet: daraus am besten muß sich ergeben, was zu thun ist.

1. Der Herzog Friedrich.

Von Herzog Friedrich und seinem Recht ist auszugehen. Das ist der wahre Grund und Inhalt der Bewegung, in der wir stehen. Wie viel auch vorher über das Recht der Herzogthümer verhandelt, über die Verletzung der Verträge von 1851 und 1852 geklagt worden ist, nie hätte die schleswig-holsteinsche Angelegenheit für Deutschland, für Europa jetzt die Bedeutung erlangen können, wenn nicht der Tod den letzten der in Dänemark und den Herzogthümern berechtigten Linie des Oldenburgschen Stammes dahingerafft hätte, damit das Recht des Augustenburger Hauses in den Herzogthümern in Kraft getreten und zugleich die Frage nach der Gültigkeit jenes Londoner Abkommens über die zu bewahrende Integrität einer angeblichen dänischen Monarchie in den Vordergrund gedrängt wäre. Die Herzogthümer, das deutsche Volk, ein bedeutender Theil der deutschen Regierungen sahen in Herzog Friedrich den berechtigten Erben; die deutsche Wissenschaft sprach sich mit seltener Einmüthigkeit für sein Recht, gegen die Gültigkeit des Londoner Vertrages aus; überall in Deutschland tönte sein Name wieder; in Holstein ward er jubelnd begrüßt, als der, welcher die

Befreiung von dem langertragenen Joche fremder Herrschaft bringe, unter dem die Lande die heißersehnte Selbständigkeit erlangen würden; so wie Schleswig sich regen konnte, eilte alles, trotz mannichfacher Hemmnisse und Verbote, den heimischen Herzog zu begrüßen, ihm seine Huldigung darzubringen. In Versammlungen und Adressen vor den Commissaren, den einzelnen deutschen Fürsten, dem Bund haben sich beide Herzogthümer wieder und immer wieder für ihren Herzog erklärt, in seinem Recht auch das ihre, die Sicherung ihrer Zukunft gefunden. Haben zu Anfang einzelne gezweifelt und gezögert, von Tage zu Tage ist die Ueberzeugung gewachsen und immer tiefer gedrungen, daß nur durch und mit dem Herzog die Sache des Landes zum Sieg und gedeihlichen Ende geführt werden könne. Zeugnisse wie die des Bischofs Koopmann und andere sind dafür von dem unzweideutigsten Werth.

Und doch werden dem gegenüber in Deutschland Stimmen laut, welche anders reden, welche sagen, das Interesse, die Sympathie für den Herzog seien nicht mehr die gleichen: er habe nicht gewußt sich zum Mittelpunkt der Bewegung zu machen, nicht die Thatkraft und Energie gezeigt, die man habe erwarten müssen: so wende sich die Theilnahme von ihm ab; es handle sich doch am Ende nicht um ihn, seine Person, sein Recht, es handle sich um das Land und Volk, um ihre Trennung von Dänemark auf dem einen oder anderen Wege.

Die so reden, wissen nicht was sie thun. Sie verkünden als vorhanden, was die Gegner am meisten wünschen, worauf deren Hoffen gerichtet ist. In thörichtem Eifer nutzen sie nur diesen, rufen Spaltung im eigenen Lager hervor und schwächen die Kraft einmüthigen Handelns. Und was die Hauptsache, ihre Aussagen sind entschieden unwahr.

Unwahr, was die Stimmung für den Herzog betrifft, wenigstens in Holstein und Schleswig. Nicht gemindert, nur gewachsen, gefestigt ist hier die Verbindung mit dem Herzog. Man hat sich erhoben für sein Recht, nicht für seine Person. Und wenn er auch roth wie Blut oder schwarz wie der Teufel, wir gehen mit ihm, haben einzelne gesagt. Man wußte wenig von ihm: seit er eben erwachsen und für die Sache des Landes gefochten, hatte er in der Fremde gelebt; Vater und Oheim hatten, bei aller Achtung vor ihrem Charakter und ihren bedeutenden Eigenschaften, keine Sympathien hinterlassen. Das alles hat ihm nicht entgegengestanden. Aber bald hat er auch alle Gemüther gewonnen, Bürger und Bauern, Lehrer und Geistliche: die Einfachheit und Sicherheit seines Wesens sind im günstigsten Licht hervorgetreten: man ehrt ihn nicht blos, man liebt ihn: er ist eine Natur wie das Volk der Herzogthümer selbst: nichts von aufflackernder Begeisterung, aber Nachhaltigkeit und Ernst. Wie wenig kennt der das schleswig-holsteinsche Volk, der da meint, weil der Herzog nicht das oder das gethan, das ihm das Richtige scheint, seien er und sein Recht zurückgetreten, denke man an andere Wege die Sache des Landes zu fördern. Von alle dem kein Gedanke. Wohl empfinden es alle schwer, daß der Herzog wie sein Volk an dem Kampf nicht theilnehmen können, welchen deutsche Truppen gegen den Feind, die Dänen, führen: aber sie tragen es mit einander. Wohl ist aller Wunsch und Verlangen, daß der Herzog und nicht Fremde die Zügel der Regierung führen. Aber sie wissen, daß es nicht seine Schuld ist, daß dem also.

Denn als unwahr muß man es ferner bezeichnen, daß der Herzog anders hätte handeln sollen, handeln können. Mit Gewalt, meint man, hätte er der Regierung sich bemächtigen, die Vertreter des Bundes regierungsunfähig machen, daran alles setzen, wenn es nicht gelänge, auch Freiheit und Leben daran geben sollen. Nur der baare Unverstand, scheint mir, kann also reden. Ob die Sache des Herzogs wirklich besser stände, wenn er sich auf einer preußischen Festung befände, wollen wir anderen zu beurtheilen überlassen. Der Gedanke, der der ganzen Behauptung zu Grunde liegt, — eine Volkserhebung in Deutschland, in Holstein hätte die Sache zum Ziele führen müssen, entbehrt jeder Würdigung realer Verhältnisse. Dazu war die Sache weder hier noch dort, wenigstens in Norddeutschland nicht angethan. Dadurch wären den Gegnern nur die Waffen in die Hand gegeben, die sie eifrig wünschten, um die Sache mit Gewalt niederzuschlagen. Wie es auch hätte möglich sein sollen, gegen die Bundestruppen oder später Oesterreichs und Preußens Heere, solches durchzuführen, ist nimmermehr abzusehen. Sind solche Gedanken hier und da einen Augenblick gehegt, sie haben sofort aufgegeben werden müssen, auch von solchen, die sonst einem Handeln der Art nicht abgeneigt sein würden. Wie daher auch der weitere Verlauf der Sache sein möge, nimmermehr wird man dem Herzog oder seinen Räthen einen Vorwurf machen dürfen, daß das nicht geschehen. Es hätte unter allen Umständen die Lage der Dinge nur verschlimmern können.

Es ist aber auch unwahr, daß die Anwesenheit des Herzogs in Holstein nichts gefruchtet, seine Person und sein Thun ohne alle Bedeutung für den Gang der Ereignisse gewesen. Schwerlich hätten die Erklärungen zu seinen Gunsten so entschieden, so allgemein sein können, wenn er in der Ferne geweilt. Nicht wäre ein solches Band zwischen ihm und dem Volk geknüpft, das nicht wieder zu zerreißen ist. Man möchte ihn entfernen, um andere Pläne zu verfolgen. Aber dem freilich darf er sich nicht fügen. Und ich denke nicht, daß jemand wagen wird, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Würde die versucht, dann käme ein Moment des Handelns für ihn und andere, wie er noch nicht dagewesen, wie wir ihn aber ferngehalten wünschen.

Und wie peinlich in der Zwischenzeit manchmal des Herzogs Stellung gewesen, man irrt doch sehr, wenn man in der Ferne denkt, er sei unthätig und ohne Einfluß. Freilich an der Bewältigung der Feinde kann er so wenig als sein Volk, als ein großer Theil Deutschlands sich betheiligen. Aber die Neuordnung der Verhältnisse, in Holstein und auch in Schleswig, erfolgt nicht ohne sein Zuthun. Kein Schleswig-Holsteiner übernimmt ein Amt, ein Geschäft anders denn in Uebereinstimmung mit ihm; jeder ist an dem Platz, den er empfängt, so viel er vermag, in seinem Interesse thätig; und müssen sich die Angestellten in mancher Beziehung auch eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, auch das geschieht unter seiner Zustimmung. — Daß auch anderes nicht unterbleibt, dürfen wir glauben, auch wenn wir es nicht wissen. Und daß wir es nicht wissen, hat seine guten Gründe. Manches ist nur im Geheimen möglich. Will man in Süddeutschland verlangen, daß alles in Zeitungen und Reden öffentlich verkündigt werde, was man arbeitet und wirkt, dann mag man nur aufgeben, überall praktisch thätig zu sein unter schwierigen Verhältnissen, wie die sind in denen wir leben. Auch

der Ausschuß des Abgeordnetentages hält es nicht für angemessen, von allem, was er unternimmt, öffentlich Bericht zu erstatten. Wie streng man sich auch immer auf gesetzlichem Boden halte, doch kann Grund genug sein, nicht auch den Gegnern zu verkünden, was geschieht.

Es ist endlich sicherlich nichts unwahrer, unbegründeter, als daß die Sache, das Recht der Herzogthümer gefördert werden könne ohne den Herzog. Wer **sein** Recht aufgeben wollte, würde alles aufgeben. Daran ist nimmermehr zu denken, daß auf anderem Wege, unter anderem Titel eine Selbständigkeit, eine Trennung von Dänemark zu erringen wäre. Was von Projecten der Art auftauchen mag, in dem Kopf von Diplomaten oder Demokraten, ist gleich eitel und thöricht: überall geräth man in Willkür und Zufall hinein, die nirgends Boden haben, die sich am wenigsten als Ziel hinstellen lassen. Kommt es zu großen kriegerischen Erschütterungen, dann ist es möglich, daß die Herzogthümer wie zu anderen Zeiten manches Land ihr Schicksal, ihren Fürsten aus der Hand der Sieger hinnehmen müssen. Aber dafür läßt sich überhaupt kein Plan fassen, am wenigsten denken, daß auf solchem Wege das geschieht, was dem Recht und Interesse der Länder und ihres Volkes entspricht.

Das Recht allein ist vielleicht schwach, und man höhnt es, daß es keine Macht habe. Aber die es thun, stellen sich doch einem Gegner gegenüber, mit dem sie so leicht nicht fertig werden: hat es keine Macht in der Zeit, so hat es eine ewige Macht, die sich nicht ungestraft spotten läßt. Die deutschen Fürsten und Könige wissen das, und möchten der Frage des Rechts entgehen. Aber ihre Staatsmänner bringen das nicht zu wege: sie mögen sie vertagen, sie können sie nicht beseitigen. Und wir sollten ihnen helfen in dem, was sie am meisten wünschen!

Das Recht aber ist doppelt stark, weil ihm der Wille des Volks zur Seite steht, ihm Leben und Kraft einhaucht. Es giebt wohl ein formales Recht, das dem Walten der Geschichte, der Macht der Thatsachen, vor allem dem nationalen Verlangen weichen muß. Aber davon ist hier nicht die Rede. Nur ein angebliches europäisches Interesse, eine Convenienz der Mächte stellt sich ihm entgegen. Diese haben aber stets nur ephemere Schöpfungen zu Stande gebracht. Der erste Sturm zerbrach sie oder warf sie nieder. Und nicht anders würde es hier sein, wenn für den Moment die Absicht der Gegner obsiegen sollte. Aber auch das ist nicht zu erwarten. Wo das Recht des Fürsten und der nationale Wille also verbunden sind wie in dieser Sache, da muß aller Widerstand zu Schanden werden. Eins mag man zu bewältigen denken. Beides vereinigt trotzt den Angriffen, die zu befahren sind.

Aber eben darum hüte man sich, daß man eins von beiden aufgebe. Das Recht des Landes wurzelt in dem Recht des Herzogs: es ist ohne das nicht zu befriedigen, zu sichern. Alle anderen Pläne, die darauf auslaufen, sind gleißnerisch oder voll Selbstbetruges. Mit neuen Versprechungen und Verträgen, mit Personalunion und angeblicher Selbständigkeit unter Dänemarks König ist nichts gewonnen. Für sie konnte man 1848 kämpfen. Nun will sie niemand, auf deutscher so wenig wie auf dänischer Seite. Der Streit muß ausgetragen, ausgekämpft werden. Nur besiegt, zu Boden geschlagen, könnten die Herzogthümer

noch einmal den fremden Herrscher hinnehmen, — um bei erster Gelegenheit sich wieder zu erheben. Auch die Dänen, wissen wir, könnten nur durch äußerste Gewalt dahin gebracht werden, sie zu bewilligen — um sie sicher sofort wieder zu verletzen und alle Streitigkeiten in kurzer Frist wieder heraufzubeschwören. Die völlige Trennung einmal ausgesprochen, durchgefochten, anerkannt, müssen sie gelten lassen, wie die von Norwegen, wie die Niederländer die von Belgien. Das Halbe befriedigt niemanden und enthält in sich die Aufforderung zu ewig neuem Streit. Eine Entscheidung, ganz und klar, wie sie das Recht fordert und das Volk will, trägt allein Garantien der Dauer in sich.

2. Das schleswig-holsteinsche Volk.

Auch im Vorhergehenden war von dem Volk der Herzogthümer, seinem Recht, seinem Thun, seiner Art die Rede. Ich glaube, es hat sich Achtung, Anerkennung in den weitesten Kreisen erworben. Es ist ruhig und gemessen, nicht leicht bewegt, nicht immer so selbstthätig und energisch, wie man wünschen sollte, aber zähe und aushaltend, voll hohen Rechtssinnes, gewohnt an Ordnung, die es auch ohne viel obere Leitung und Veranstaltung zu bewahren weiß. Es hat viel ertragen, bittere Erfahrungen auch an seinen Freunden gemacht: es hat darum vielleicht manchmal seine Hoffnungen herabgestimmt; aber nie hat es dahin gebracht werden können, sich dem Unrecht zu beugen.

Wohl ist noch ein Unterschied in der Haltung der einzelnen Stände, Klassen, Provinzen. Schleswiger und Holsten, Friesen und Ditmarschen, Städter und Landbewohner, Beamte und Ritterschaft, und was man fast für Verschiedenheiten aufführen kann, in verschiedener Weise, mit ungleicher Lebhaftigkeit haben sie die Landessache erfaßt, die einen auch mehr erduldet und dadurch mehr des Zornes und des Hasses gegen die Unterdrücker in sich aufgenommen als die anderen. Aber an patriotischer Gesinnung und dem entsprechenden Thun hat doch kein Theil es fehlen lassen. Mit besonderer Befriedigung mag man auf das Verhalten der Geistlichkeit sehen. Streng kirchlich, wie sie ist, hat sie darin keinen Grund gefunden, wie es anderswo so vielfach in trauriger Verblendung geschehen, sich vor der jeweiligen Gewalt zu beugen und von der Sache des Landes zu trennen, sondern entschieden hat sie Zeugniß abgelegt von dem, was das Recht und das Interesse des Volkes fordern: die einen früher oder kräftiger als die anderen, aber kaum einzelne haben sich zurückgehalten. Auch von der Ritterschaft dürfen wir Gleiches sagen, vor allem der des Herzogthums Schleswig, während in Holstein noch ein einmüthigeres und kräftigeres Handeln wie durch den Rückblick auf früheres Verhalten so durch verständige Würdigung dessen, was die Zukunft in Aussicht stellt, geboten gewesen wäre; doch der Landessache hängt auch hier die große Mehrzahl entschieden an, und nur einzelne schließen sich aus, die durch private Interessen der Verbindung mit Dänemark günstig geblieben sind oder sich sogar nicht entblöden, in fremdem Dienst wider die vaterländische Angelegenheit zu wirken: mögen sie Güter in Schleswig-Holstein behalten, als Angehörige des Landes können diese nicht mehr gelten.

Was so geschehen, hat vollaus den Beweis gegeben, wie unwahr, auf Unkenntniß oder grober Entstellung beruhend, die Behauptungen waren, die man

in die Welt ausschickte, das Volk der Herzogthümer wolle in seiner großen Mehrzahl nicht von der Verbindung mit Dänemark lassen, nichts von einem selbständigen Herzog, einem Hof im Lande und dergleichen wissen; oder nur eine Partei, eine kleine demokratische Partei habe die Bewegung gemacht, künstlich einen Augenblick den Schein einer allgemeinen Stimmung hervorgerufen.

Wenigstens die letzte Angabe ist nun wohl verstummt. Wer die Herzogthümer betreten, — Feldherrn und Soldaten, Commissare des Bundes und der Großmächte, Berichterstatter deutscher und fremder Blätter, werden inne geworden sein, daß davon nichts, auch gar nichts wahr ist. Je wohlhabender, angesehener, gebildeter, conservativer, kirchlicher einer im Lande ist, je mehr, haben sie gefunden, steht er auf der Seite des Rechts, d. h. des Herzogs. Weder in Holstein noch in Schleswig hat man andere anstellen, in die erledigten Aemter einsetzen können, als die sich offen und entschieden für Herzog Friedrich VIII. ausgesprochen: Amtmänner und städtische Beamte, Prediger und Richter, alle sind von dieser Gesinnung durchdrungen. Hätte man andere im Lande gefunden, außer den Dänen und einzelnen Creaturen der Dänen, man hätte sie wohl genommen. Aber sie waren nicht vorhanden, und auch die Herren Zedlitz und Revertera haben sich in das Unvermeidliche finden müssen. Wenn die Kleist-Retzow und Genossen Zeugniß wollen über die wahre Stimmung des Landes, sie mögen diese befragen.

So wird auch wohl schon eher von entgegengesetzter Seite die umgekehrte Behauptung laut: es sei nicht eine Sache der Freiheit, des Volkes, um die es sich hier handle, oder wenigstens das schleswig-holsteinsche Volk habe nicht genug in diesem Sinne gethan, und wenn der Gang der Dinge ein unbefriedigender, der Ausgang ein ungünstiger, so liege die Ursache darin, trage dies die Schuld.

Zu dem Ersten ist wenig zu sagen. Wer die Angelegenheit der Herzogthümer als eine Parteisache ansehen und betreiben möchte, wer nicht erkennt, wie sie über allen Gegensätzen der Parteien erhaben, eine wahrhaft nationale ist, von dem ist überall kein Verständniß und keine Förderung dessen, worauf es ankommt, zu erwarten. Glücklicher Weise sind doch solche Stimmen nur vereinzelt laut geworden, von den Freunden nationaler Selbständigkeit und Freiheit selbst zurückgewiesen. Dagegen der andere Vorwurf ist auch wohl unter diesen aufgetaucht, und auch der nicht selbst auf diesem Standpunkt steht, müßte ihn gelten lassen, wenn die Thatsache richtig.

Aber ich halte auch ihn für unbegründet. Ja hätten sich die Herzogthümer mit eigener Kraft der Fremdherrschaft entledigen können, es wäre ein Großes gewesen, und bei aller Mißgunst, die Einzelne dagegen haben mochten, schwer in die Wage der Entscheidung vor ganz Europa gefallen. Aber jeder muß doch sagen, daß es rein unmöglich war. Das Land war entwaffnet, aller Hülfsmittel beraubt; nicht die Volksgenossen, sondern fremde Truppen hielten alle Stellungen besetzt. Wie hätte man denken sollen, die Dänen auch nur aus Holstein zu treiben, geschweige denn das Danewirk oder die Düppeler Schanzen zu nehmen, an denen sich die preußische Kriegsmacht und Kriegskunst seit Monaten abmüht. Eine vereinzelte Erhebung aber gleich nach Friedrich VII. Tode, auch mit Hülfe aus andern deutschen Landen, mit oder ohne den Herzog, hätte

nur nachtheilig wirken können, tüchtige Kräfte wären den Feinden preisgegeben, viele hätten sich einer Sache abgewandt, die nicht als die des Rechts, sondern der Gewalt erschienen wäre. Eine Unterstützung des deutschen Bundes oder der deutschen Mächte war unumgänglich, und sie wäre so am wenigsten gewonnen. Unter welchen Umständen sie auch stattgefunden, wir haben zu preisen, daß es dazu gekommen, daß die dänische Uebermacht einmal gebrochen ist, wie sehr wir auch beklagen, daß nicht wenigstens das Volk der Herzogthümer sich an dem Kampf betheiligen, selbst auch für sein Recht fechten und bluten darf: wer kann zweifeln, daß es mit Hingebung und Begeisterung geschehen würde, wie nur je in den Jahren 1848—50, ja um so entschiedener, je mehr die Erbitterung gestiegen und je höhere Ziele jetzt winken.

Wir hoffen, daß die Zeit dazu kommen wird. — Aber auch in anderer Weise kann an das schleswig-holsteinsche Volk die Aufforderung herantreten, die eigene Kraft zu zeigen. Wie wenig bisher die Möglichkeit gegeben, der Weg dazu gewiesen war, ganz anders steht es, wenn nun eine Entscheidung wider das Recht und den Willen des Landes gesucht werden sollte. Dann gilt es alles dawider zu setzen, sich gegen die dänische Herrschaft zu erheben mit aller Macht, auf alle Gefahr hin. Wie schwer es auch sein mag, wie wenig die norddeutsche Sinnesart zu dem auffordert, was Griechen und Belgier gethan: es bleibt keine Wahl. Das alte friesische Wort: „lieber todt als Sklave“ muß Wahrheit werden. Und es fehlt dann auch nicht an einer Aussicht des Gelingens. Man hat jetzt Zeit sich vorzubereiten, zu rüsten: und wie viel auch dem hindernd entgegengestellt wird, das bleibt doch möglich, den Einzelnen und der Gesammtheit. Es fehlt auch nicht an einem Stamm geübter Mannschaft in den Holsteinern und Schleswigern, die ihre Entlassung aus dem dänischen Heer auf die eine oder andere Weise durchgesetzt haben. Das aber ist geschwächt durch den Krieg, nicht im Besitz der festen Stellungen im Lande. Dann wäre auch der Augenblick gekommen für Deutschland, die Einzelnen, die befreundeten Staaten, zu thun was nicht vorher gethan, zu helfen wie so oft versprochen und verheißen. Dann würden die Vereine, die sich gebildet, eine neue Aufgabe der Thätigkeit erhalten. Nicht so nahe wie man anfangs glaubte, aber vielleicht auch nicht so fern wie manche jetzt denken, liegt die Stunde solchen Handelns. Wir hoffen gern, daß sie nicht komme, daß nicht das Aeußerste nöthig werde. Aber sie darf uns nicht unvorbereitet finden. Vor allem Schleswig-Holstein muß darauf gefaßt, dazu entschlossen sein.

Es hat, glauben wir, seine Pflicht gethan, wie sie bisher vor ihm lag. Aber Anderes, vielleicht Schwereres bleibt zu thun übrig. Man verlasse sich nicht auf fremde Hülfe: nur wer sich selber zu helfen weiß, ist stark und lebenskräftig. Man denke nicht, daß es damit gethan ist, das Gewissen zu wahren, gegen das Unrecht zu protestiren, ihm zu weichen: es gilt dagegen zu handeln. Auch der Schwache, wenn er das Recht für sich hat und entschlossen ist alles an dies sein Recht zu setzen, wird stark.

Diese Gesinnung hat alle zu durchdringen, alle Kreise und Stände. Hoffen wir, daß keinerlei Parteiung hier sich eindränge. Welche Gegensätze auch hier wie überall vorhanden sein mögen, sie müssen zurücktreten. Auch die an-

fangs schwach waren, soll man nicht zurückstoßen, wenn sie sich anschließen. Und alle haben daran zu halten, daß es nur Ein Ziel, Ein Ende gebe, geben könne, keine Vermittelung, kein halbes Abkommen.

Die Hindernisse, die Gefahren sind groß. Aber sie sind zu überwinden. Noch ist nichts verloren, manches gewonnen.

Wir müssen hier abbrechen und hoffen, daß, wenn wir in vier Wochen den Faden der Betrachtung wieder aufnehmen, dies Wort des Schlusses an Wahrheit nur gewonnen hat.

Göttingen, 26. März 1864. G. Waitz.

Die militärische Action in Schleswig und Jütland.

Wir können diesmal in die Fortsetzung unseres Berichts mit dem Gefühl eintreten, daß wir einen wirklichen Krieg vor uns haben. Die Zuversicht, welche wir am Schluß unserer ersten Darstellung aussprachen, hat sich bestätigt. Wir durften wohl auf einen Willen vertrauen, der nicht zugeben würde, daß die preußischen Waffen von dem schweren Kampfe, der ihnen bei Düppel winkt, durch einen Waffenstillstand losgesprochen würden. Wir durften auf die Einsicht vertrauen, daß sich's in jedem Kriege um ein Gut handele, welches, ganz abgesehen von dem bestimmten politischen Ziel, seinen Werth in sich selbst trägt, einen Werth, der weithin in alle politischen Fragen einwirkt, — um die Geltung der Waffen nämlich, die im Selbstgefühl des Heeres und in der Achtung des Auslandes ihren Ausdruck findet.

Unsere frühere Darstellung hat sich über die Einnahme der Dannewerkstellung und ihre unmittelbaren Folgen, das Gefecht von Oeversee (6. Februar) und das Einrücken der Preußen in Flensburg (7. Februar), erstreckt. Damit war die Befreiung, oder nach diplomatischem Styl die „Inpfandnahme" Schleswigs in der Hauptsache erreicht; denn das Land bot den Dänen außerhalb der Düppeler Linien nirgends die Möglichkeit eines Widerstandes gegen die Uebermacht der Verbündeten, und die von diesen Linien abgeschnittene Südostecke des Sundewitt zusammt der Insel Alsen umfaßt etwa 7 Quadratmeilen, d. h. noch nicht den zwanzigsten Theil des Flächenraums von Schleswig. Was also war nun die nächste Aufgabe der militärischen Action? Sollte sie sich auf die Besetzung von Schleswig beschränken, den Dänen das verhältnißmäßig werthlose Stück davon überlassen und sich mit der Abwehr etwaiger dänischer Ausfälle und Landungen begnügen? Dieser Gedanke hat 1848 und 1849 allen Erfolg der Waffen zunichte gemacht und er steht bei einer schwankenden, in ihren Zielen unsicheren Politik immer im Hintergrund. Diesmal hat es freilich in Preußen keinen politischen Standpunkt gegeben, der ihn zu vertheidigen wagte. Somit war denn zugleich, wie wir bereits am Schluß unseres vorigen Aufsatzes andeuteten, wenigstens vom militärischen Standpunkt aus das Einrücken

in Jütland und der ernste Angriff auf Fridericia gefordert; denn gegen die Düppeler Linien genügte die Hälfte der Armee, mehr konnte dort gar nicht verwendet werden; es war also einfach in der Natur der Dinge, daß die andere Hälfte diesem Angriff nicht müßig zusah, sondern ihn dort durch ihre Action unterstützte, wo es mit der größten Wirkung auf den Feind geschehen konnte. Selbstverständlich kam es zugleich darauf an, diesen zweiten Angriff dem ersten siegreichen Schlag möglichst unmittelbar folgen zu lassen, denn die Erschütterung, welche die dänische Armee so eben erlitten hatte, mußte den Verbündeten ein wesentlicher Bundesgenosse sein. Auch bei einem Aufschub blieb ihnen zwar die Ueberlegenheit der Mittel, alles andere dagegen: die Stellung Schwedens und der Großmächte, und namentlich die Widerstandskraft und die Haltung der Dänen, mußte sich mit jeder Zögerung so sehr zu Gunsten der letzteren ändern, daß nur dazu rathen konnte, wer den Angriff überhaupt hintertreiben wollte. Es fragt sich, wie weit die militärische Action diesen Forderungen entsprochen hat?

Wie wir wissen, hörte die Verfolgung vom Dannewerk her beim linken Flügel der Verbündeten mit dem Gefecht von Oeversee am 6., und beim rechten Flügel mit dem Einrücken von Zieten-Husaren in Flensburg am 7. Februar auf. Ueber die Frage, ob dieselbe rascher, nachdrücklicher und andauernder sein konnte, haben das preußische und österreichische Hauptquartier einen indirecten, jetzt beigelegten diplomatischen Krieg miteinander geführt; dazu wird dieselbe noch jetzt innerhalb und noch mehr außerhalb der Zeitungen so lebhaft und zum Theil leidenschaftlich besprochen, daß wir darauf zurückkommen müßten, auch wenn sie nicht zugleich für die weitere Action von Wichtigkeit wäre. Der erste Theil der Frage, ob die Verfolgung nämlich nicht rascher und nachdrücklicher sein konnte, darf für beide Theile der verbündeten Armee mit Nein beantwortet werden. Dies unterliegt zunächst für das Corps des Prinzen Friedrich Karl kaum einem Zweifel. Am 5. Februar von Tagesanbruch bis zum Mittag: Aufbruch der verschiedenen Colonnen aus der Gegend von Eckernförde nach Arnis und Kappeln; Ankunft bei diesen Punkten von 3 Uhr an bis Mitternacht; Uebergang der Brigade von Röder und der Avantgarde auf Kähnen bis Tagesanbruch; 8 bis 10 Uhr Brückenschlag, 10½ bis 4 Uhr Uebergang des Corps und seiner Colonnen; — hier ist keine Zögerung; und ebensowenig fand eine solche beim Marsch gegen Flensburg statt, der von der Avantgarde kurz vor 11 Uhr angetreten wurde, sobald der Prinz die Nachricht von der Räumung der Dannewerke erhalten hatte. Die 5000 Mann ungefähr, die er seit Tagesanbruch auf dem nördlichen Ufer der Schlei hatte, durfte er nicht früher in dieser Richtung vorgehen lassen: denn es war nicht erlaubt, die Maaßregeln auf die Annahme zu gründen, daß die Dänen so schnell wie möglich davon gehen würden; der Prinz mußte vielmehr erwarten, daß er entweder selbst bei Arnis angegriffen werde, oder beim Angriff auf die Dannewerke in der Richtung auf Schleswig mitzuwirken habe. Mit vollem Recht also hat er sich erst nach dem Eintreffen jener Nachricht vom Oberfeldherrn über seine weitere Bewegung entschieden, von da an aber konnte nichts weiter geschehen, als daß das Corps die Gegend von Sterup erreichte, die Avantgarde nicht viel darüber hinaus kam;

denn von Arnis nach Sterup sind 3½ Stunden und eine weitere Strecke läßt sich von einem Corps, das noch über eine Brücke defilirt, von 11 Uhr bis zur Nacht im Februar bei schlechten Wegen nicht zurücklegen. Auch den Feldmarschallieutenant v. Gablenz scheint ein Vorwurf der Verzögerung nicht zu treffen. Zwischen 3. und 4 Uhr Morgens am 6. Februar erhielt er Gewißheit über den Abzug der Dänen, nach 7 Uhr war er an der Spitze der Brigaden Nostiz und Gondrecourt in Schleswig, gegen 9 Uhr brach die Vorhut auf der Straße nach Flensburg auf. Nach 1 Uhr stieß sie bei Helligbeck auf den Feind, um 3 Uhr begann der Angriff bei Oeversee, doch um 4 Uhr erst konnte ihm durch das Regiment Belgien größerer Nachdruck gegeben werden, und als das Regiment Hessen herankam, brach die Dunkelheit bald herein. Ob größere Schnelligkeit möglich war, ob namentlich Feldmarschallieutenant v. Gablenz, der allerdings noch um 10½ Uhr vom Oberbefehlshaber in Schleswig angetroffen wurde, den Aufbruch aus Schleswig rascher betreiben und die Regimenter dichter auf einander folgen lassen konnte, vermag wenigstens nur die gewissenhafte Kritik eines Augenzeugen zu entscheiden. Im Allgemeinen läßt sich, namentlich an der Bewegung von Schleswig an, nichts aussetzen, da zu den 4 Stunden von da bis Oeversee die Brigade bei sehr schlechten Wegen nicht mehr als 6 bis 7 Zeitstunden gebraucht hat. Wenn wir aber auch nach den bis jetzt vorliegenden Mittheilungen keinen Tadel erheben können, so drängt sich uns doch an dieser Stelle die Lehre auf, wie viel oft im Kriege an einer einzigen Stunde hängt. Das Gefecht bei Oeversee gab ohne Zweifel ein weit glänzenderes Resultat, wenn Feldmarschallieutenant v. Gablenz die Brigade Nostiz eine Stunde früher vor der feindlichen Stellung versammelt hatte. Er brauchte dann nicht einen Truppentheil nach dem anderen, so wie er ankam, in das Gefecht hineinzuwerfen, er konnte seinen Angriff planvoll und zusammenhängend anlegen; die Dänen wurden dann wahrscheinlich über den Haufen geworfen, ihre Zerrüttung, ihre Verluste wurden bedeutend größer, und es ist sehr möglich, daß mit einem so entschiedenen Sieg auch ein größerer Nachdruck in die Verfolgung des folgenden Tages kam. Damit ändern wir übrigens nichts an unserem früheren Urtheil über das Gefecht bei Oeversee; bei der vorgerückten Tageszeit konnte es nicht wohl anders geleitet werden, wenn überhaupt noch etwas erreicht werden sollte. Schwer ist ferner die Frage zu beantworten, ob das Gefecht anders verlaufen sein würde, wenn das bekannte „Versehen" nicht geschehen, d. h. die Mittheilung aus dem österreichischen Hauptquartier an General von Mülbe über den Abzug der Dänen aus Schleswig, statt liegen zu bleiben, rechtzeitig abgegangen wäre. Denn es läßt sich nicht leicht beweisen, daß in diesem Falle die Preußen, obwohl sie einen Um- und Nebenweg hatten, im Stande gewesen wären, noch von der linken Flanke her bei Oeversee einzugreifen. Entschieden nachtheilig aber, wie wir sogleich sehen werden, erwies sich das Versehen für den folgenden Tag und ein Fehler des österreichischen Hauptquartiers würde es auch dann bleiben, wenn es gar keinen Einfluß auf die Ereignisse gehabt hätte.

Anders nämlich steht es mit dem zweiten Theil unserer Frage, ob die Verfolgung länger andauern, d. h. ob sie noch über die nächsten Tage fortgesetzt werden konnte? Wir müssen zunächst an die Thatsachen erinnern, da wir

unseren vorigen Bericht an dieser Stelle abgebrochen haben. Nach der officiellen Darstellung aus dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers hatte dieser in Sieverstädt am 6. Februar Nachmittags bereits die Dispositionen für die nachdrückliche Fortsetzung durch alle drei Corps auf den frühen Morgen des 7. ausarbeiten lassen, als ihm die Nachricht des Feldmarschallieutenant v. Gablenz zukam, es könne dieser mit den Brigaden Nostiz und Gondrecourt die Verfolgung den nächsten Tag unmöglich fortsetzen, vielmehr bedürften diese Truppen, in Folge ihrer außerordentlichen Anstrengungen und großen Verluste, nothwendig der Erholung. Der Feldmarschall erließ hiernach um 10 Uhr Abends die Anordnung, daß die Gardedivision den 7. mit Tagesanbruch auf den Straßen von Oeversee und Barderup über Flensburg und Bau vorrücken solle, Prinz Friedrich Karl solle mit seinem Corps die Gegend von Glücksburg erreichen und zum Schutz von Flensburg bei Holnis und Kietseng Batterien errichten; die Oesterreicher hätten in der Gegend von Frörup und Oeversee in Cantonnirung zu bleiben. Demgemäß rückte die Gardedivision am 7. über Flensburg hinaus in die Linie Collund, Kitschelund, N. Schmedeby; Prinz Friedrich Karl nahm sein Hauptquartier bei der Avantgarde in Glücksburg, sein Corps kam zwischen diese Stadt und Sterup in Cantonnirung, die 3 Schwadronen Zieten-Husaren, welche am 7. Morgens die ersten in Flensburg eingetroffen waren und durch ihr kühnes Einrücken viel Gefangene und Material erbeutet hatten, behielten ihr Quartier in der Stadt; die Oesterreicher blieben stehen; die Dänen hatten, wie man erfuhr, mit der letzten geschlossenen Abtheilung um 5 Uhr den Abmarsch aus Flensburg angetreten. Auf den 8., 9. und 10. befahl der Feldmarschall für die Masse des Heeres Ruhetag in den Cantonnirungen, nur die Garde schob ihre Stellung etwas vor und führte Recognoscirungen östlich nach den Düppeler Linien und nördlich gegen Apenrade aus. Es ergab sich dabei, daß die letzten Dänen bereits am Morgen des 8. Apenrade verlassen hatten, überhaupt war nur der größere Theil ihrer Cavallerie mit wenig Infanterie und Artillerie gegen Norden abgegangen. Die Düppeler Linien dagegen waren, wie sich zeigte, stark besetzt.

Der officielle Bericht selbst sagt, daß die Verfolgung mit dem 7. aufgehört habe. Die Oesterreicher, welche die nächsten am Feind gewesen, hätten die Fühlung mit ihm verloren; von da an seien keine großen Ergebnisse mehr zu erwarten gewesen. Ein Vormarsch nach Norden hätte den Feind nicht mehr erreichen, sondern nur zur Besetzung des Landes führen können; ein Vormarsch gegen Düppel hätte den Feind in fester gesicherter Stellung gefunden. Dazu die außerordentlichen Anstrengungen der Truppen, das gänzlich abgerissene Schuhwerk, das weite Zurückbleiben der Wagencolonnen mit den Lebensmitteln und der Munition. Dies alles habe zu mehrtägiger Ruhe genöthigt, wobei denn auch das Einrücken der Artillerie und Cavallerie der Gardedivision habe erwartet werden können. Aus diesen Erwägungen heben sich hauptsächlich zwei Motive hervor: 1) die Truppen konnten nicht mehr leisten; 2) es fehlte an einem genügenden Ziel für unmittelbare weitere Anstrengungen. Was den ersten Punkt angeht, so verdienen gewiß die Leistungen der Truppen und ihrer Führer alle Anerkennung; allein die Kritik hat das Recht auf die höchste Forderung

hinzuweisen. Die Dänen brachen am 5. Februar Abends zwischen 8 und 12 Uhr von Schleswig auf; am 6. von 3 bis 6 Uhr Abends bestand ihre Nachhut, etwa 5000 Mann, das Treffen bei Oeversee; am 7. um 5 Uhr früh zog sie von Flensburg ab, am 7. in der Nacht werden die letzten Abtheilungen in den Düppeler Linien und in Apenrade eingerückt sein. Von Schleswig nach Flensburg sind 7, von da nach Düppel und Sonderburg 7 und nach Apenrade 6 Wegstunden. Die dänische Armee hat also in zweimal 24 Stunden einen Nachtmarsch gemacht, ein blutiges Gefecht bestanden, meistentheils bivouakirt, 13 bis 14 Wegstunden zurückgelegt und dabei doch den bei weitem größten Theil ihres Materials und ihrer Colonnen gerettet. Sie kam gewiß in sehr übler Verfassung in ihren Linien an, allein sie kam doch an. Auf Seiten der Verbündeten brach das Corps des Prinzen Friedrich Karl am 5. Februar zwischen 7 und 1 Uhr von Eckernförde auf und erreichte am 6. zwischen 5 und 6 Uhr die Gegend von Sterup, also in 30 bis 36 Stunden ein Marsch von 9 Wegstunden, ein Bivouak, ein Flußübergang; am folgenden Tag kam die Masse des Corps nur um 1 bis 2 Stunden weiter nach Grundtoft und Groß-Quern, die Avantgarde dagegen rückte um 4 Stunden vor nach Glücksburg und Flensburg, und was namentlich die 3 Schwadronen Zieten-Husaren, die am 7. um 7 Uhr früh in Flensburg einrückten, leisteten, das hätte annähernd auch ein Theil der Infanterie leisten können. Das Corps von Gablenz brach am 6. zwischen 5 und 7 Uhr aus den Bivouaks bei Oberselk auf und erreichte mit einbrechender Dunkelheit die Gegend von Oeversee, also in 12 Stunden ein Marsch von 6 Wegstunden. Die Gardedivision trat zwischen 9 und 10 Uhr den Vormarsch von Groß- und Klein-Rheide an, kam mit einbrechender Dunkelheit 6 Stunden weit bis Wanderup und Tarp und von da zwischen 11 und 1 Uhr am 7. Februar noch 3 bis 5 Stunden weiter nach Flensburg und Crusau, hatte also in 24 bis 27 Stunden einen Marsch von 9 bis 11 Stunden und zum größeren Theil Bivouak. Es ergiebt sich hieraus, daß wir die Unmöglichkeit, die Verfolgung am 7. fortzusetzen, für die Oesterreicher nicht anzuerkennen vermögen. Der zweite Bericht des Oberbefehlshabers entschuldigt mit richtigem Takt die Versäumniß durch nachdrückliche Hervorhebung aller Gründe, die dafür sprachen; wir dagegen müssen vom Standpunkt einer gleichwägenden Kritik sagen, daß wir keinen Grund finden können, warum nicht mindestens die Brigaden Gondrecourt und Thomas am 7. ebensogut marschiren konnten, als die preußischen Garden; denn gefochten hatte am 6. keiner dieser 3 Heertheile, marschirt hatte der letztere wohl noch etwas mehr als die beiden ersteren, und das vorhergehende und nachfolgende Bivouakiren war wohl für alle drei ziemlich dasselbe. Es ergiebt sich aber ferner aus den vorhergehenden Daten, daß die Verfolgung auch im Ganzen nachdrücklicher und andauernder sein konnte. Wir meinen damit einmal allerdings den Umstand, daß die Gardedivision, wenn sie am 6. rechtzeitig die Aufforderung zum Vorrücken erhielt, wahrscheinlich auch am 7. um mehrere Stunden früher in Flensburg und Crusau war, dem Feind also mehr Material abnahm und überhaupt länger und dichter auf seinen Fersen blieb. Wir meinen aber noch weit mehr, — nämlich die Gesammtverfolgung, und hierbei müssen wir zugleich das zweite officielle

[illegible]

[illegible] ... die Bombardierung der dänischen [illegible], dann der Angriff auf die feindliche Stellung entwickelt sich ganz [illegible] aus den Umständen. Wie natürlich also, daß bei ihrer unerwarteten [illegible] die Verfolgung wiederum fast ausschließlich von den Umständen abhängig [illegible]; sie hatte nach Waterloo auch nicht das Höchste geleistet, wenn sie nicht vom heißen Drang eingegeben war, den Feind mit einemmale zu vernichten.

Noch viel deutlicher tritt der Einfluß der Politik in der nun folgenden

Periode des Feldzugs hervor. Volle vier Wochen lang, vom 8. Februar bis zum 8. März kommt die Action zum Stillstand; die Waffen treffen in einer Reihe von kleinen Kämpfen aufeinander, die wohl eine fortlaufende Schule der Truppen bilden, doch als Vorbereitung für die Entscheidung nur zum Theil einige Bedeutung haben. Der natürliche Gedanke, daß der Angriff auf die Düppeler Linien und auf Friedericia so rasch als möglich durchgeführt werden müsse, schien seine Kraft verloren zu haben; wie sehr man auch Jahreszeit, Wetter und Wege in Anschlag bringen, wie hoch man die Schwierigkeit würdigen mag, die schwere Artillerie, das Material zum Schanzen- und Laufgrabenbau herbeizuschaffen; aus militärischen Gründen läßt sich die Verzögerung nicht ausreichend erklären. Schon aus dem bloßen Abriß der Thatsachen geht dies deutlich hervor. Vom 11. Februar an schoben sich die Heertheile langsam vorwärts: die preußische Gardedivision und das Corps v. Gablenz nach Norden gegen die jütländische Grenze, das Corps des Prinzen Friedrich Karl nach Osten gegen die Düppeler Linien. Am 18. finden wir die Garden bei Christiansfeld, 14 Stunden von Flensburg, die Oesterreicher 3 Stunden weiter südlich bei Hadersleben. Am 19. befahl Generallieutenant v. Mülbe, daß die Reiterei der Avantgarde gegen Kolding vorgehen solle. Die Dänen wurden in einem kurzen Cavalleriegefecht geworfen und über die Stadt hinaus verfolgt, diese selbst blieb besetzt. Die Grenze Jütlands war überschritten; allein es war nicht, wie Viele glaubten, das Zeichen zum erneuten Vorgehen, vielmehr kam in Folge der Einsprache Oesterreichs der Befehl von Berlin, daß Kolding behauptet, doch sonst an der Grenze Halt gemacht werden solle. Den Beginn des weiteren Angriffs konnte übrigens der Vormarsch auf Kolding schon darum nicht bedeuten, weil beim Prinzen Friedrich Karl das gegen die Stellung von Düppel nöthige Material noch nicht angekommen, – ja noch nicht einmal unterwegs war, da doch nur die Gleichzeitigkeit der Operationen nach Norden und Osten einen militärischen Sinn hatte. Des Prinzen Hauptquartier kam am 12. Februar nach Gravenstein; sein Corps wurde bis zum 16. gegen die Düppelstellung vorgeschoben; am 17. wurde bei Ekensund eine Schiffbrücke nach der Halbinsel Broacker hinübergeschlagen, deren gesicherter Besitz den rechten Flügel des Angriffs decken und zugleich die dänische Stellung kräftig in der linken Flanke fassen mußte. Am 18. bestanden die preußischen gezogenen Batterien bei Holnis und Rinkenis eine glückliche Probe gegen den dänischen Monitor Rolf Krake, der auf 1500 bis 2000 Schritte mit großer Präcision wohl hundertmal getroffen, vom Versuch auf die Brücke bei Ekensund abstehen mußte. Gleichzeitig hatte eine Recognoscirung über Nübel hinaus statt gefunden; am 22. wiederholte sie sich in größerem Maaßstab auf der ganzen Linie von Nübel nach Satrup. Diese Recognoscirungen, welche vom 16. Februar an fast täglich stattfanden, hielten die Truppen in Bewegung, den Feind in Spannung und Ungewißheit, erprobten die Trefflichkeit der preußischen Schußwaffen und brachten fortwährend Gefangene ein; — den Angriff selbst förderten sie weiter nicht. Die Artillerieofficiere warteten vergebens auf ihre schweren Geschütze; bei beiden Armeen wurde die Frage immer lauter, wann die Unthätigkeit ein Ende nehmen werde? Endlich schienen die Zeichen dafür gekommen. Am 29. Februar führten 2 Schwadronen westphälischer Husaren eine

Recognoscirung gegen Veile aus, sie stießen indessen unvermuthet auf Uebermacht und mußten 1 Officier mit 30 bis 40 Mann in Feindeshand lassen. Am 3. März wurde bei Ekensund eine zweite Brücke für schwere Artillerie geschlagen; am 6. März gingen die ersten Vierundzwanzigpfünder durch Flensburg gegen Düppel; am 7. endlich geschah die Concentrirung der Truppen an der jütischen Grenze zum Vormarsch in Jütland. Wir glauben, daß die Vorbereitungen dazu wohl 10 bis 13 Tage, ja wenn man die wahrscheinliche Nothwendigkeit eines regelmäßigen Artillerieangriffs auf die Düppeler Linien gleich bei der militär-politischen Anlage des Kampfs ernstlich in's Auge gefaßt hätte, vielleicht 15 bis 20 Tage früher beendet sein konnten.

Wir sind über die militärischen und politischen Verhandlungen, welche die vier Wochen des Stillstands der Action ausfüllten, noch nicht hinreichend unterrichtet, um ein endgültiges Urtheil aussprechen zu können; doch lassen sich die allgemeinen Ursachen aus dem Zusammenhang der bekannten Ereignisse einigermaaßen errathen. Es liegen aus dieser Zeit vier bedeutendere militär-diplomatische Sendungen vor. Zuerst diejenige des Chefs im Generalstab der preußischen Armee, Generallieutenant v. Moltke, in der ersten Hälfte des Februar in's Hauptquartier des Feldmarschalls v. Wrangel, wahrscheinlich zur Orientirung des Berliner Cabinets über die militärische Lage und zur allgemeinen Besprechung der nächsten Maaßregeln mit dem Oberbefehlshaber. Dann diejenige des Generaladjutanten v. Manteuffel an einige mittelstaatliche Höfe und nach Wien um die Mitte Februar, vermuthlich in der Absicht, die ersteren von einem weiteren Vorgehen am Bunde abzumahnen, und in Wien die Zustimmung Oesterreichs zum Vormarsch in Jütland zu erwirken. Ferner die Reise des Prinzen Karl in's Hauptquartier, wohl um die zwischen dem Feldmarschall und dem Prinzen Friedrich Karl schwebenden Differenzen auszugleichen. Endlich die Sendung des Obersten Colomier nach Berlin, um von Seiten des Prinzen die Nothwendigkeit einer möglichst raschen Nachsendung des Angriffsmaterials vorzustellen. In allen diesen Sendungen, so verschiedener Art sie sonst waren, spricht sich übereinstimmend aus, wie sehr die Meinungen und Entschlüsse über die nächsten Maaßregeln im Schwanken waren; der Zweifel, ob denn die Eroberung der Düppelstellung mit Alsen nothwendig sei, trat aus dem Hintergrund einer nicht einmal für Preußen allein in sich klaren, und dazu zwischen Preußen und Oesterreich zwiespältigen Politik hervor. Von militärischer Seite scheint die Frage Raum gewonnen zu haben, ob überhaupt die nur mit bedeutenden Opfern an Menschen und Material zu erkaufende Einnahme der Düppelstellung nothwendig sei, oder ob man nicht in Jütland weit wohlfeiler ein ausreichendes Aequivalent dafür finden könne, das auch genügen werde, Dänemark zu einem annehmbaren Frieden zu veranlassen. Unter dem Eindruck dieses Gedankens scheint zum Theil die officielle Darstellung über den ersten Akt des Feldzugs entstanden zu sein, wenigstens deutet sie ihn am Schluß an; außerdem sprechen noch einige andere Anzeichen dafür, daß die Aussicht, leichter und mit geringerem Aufwand zum Ziele zu kommen, nicht ohne Erfolg geltend gemacht wurde. Diese Rathschläge haben jedenfalls die Energie des Handelns gelähmt; um so größeres Verdienst um den Ruf der Politik und namentlich der Armee Preußens haben

sich die erworben, welche sie bekämpft haben. Nach den wiederholten Erfahrungen von 1848 und 1849 ist es schwer zu bestreiten, daß der Besitz der Düppel- und Alsen-Stellung den Dänen eine Gelegenheit zu Angriffen auf Schleswig giebt, wie sie dieselbe in der bloßen Möglichkeit von Landungen mittelst ihrer Flotte nicht entfernt finden können. Die Lage der Verbündeten den Dänen gegenüber wäre also fortwährend sehr gefährdet geblieben, und hätte einen großen Aufwand von Kraft verlangt. Und wer der Meinung war, daß die Ersparung dieses Kraftaufwandes, mit anderen Worten die Vortheile der concentrirteren Stellung mit den Opfern, die ihre Eroberung koste, zu theuer erkauft sei, der konnte sich doch nach allen früheren Erfahrungen sagen, daß das Innehalten vor den Düppeler Linien zuletzt mit unerbittlicher Nothwendigkeit zu demselben Frieden führen müsse, zu dem es 1848 und 1849 geführt hat; also zum Bruch auch der mäßigsten Verheißungen, zu welchen sich die preußisch-österreichische Politik bekannt hat. Ein Staat wie Dänemark, der mit der ganzen Leidenschaft eines Volks um einen für seine eingebildete Stellung nothwendigen Besitz kämpft, der dazu förmlich zur Geringschätzung deutscher Kriegsaction groß gezogen wurde, — ein solcher Staat darf nur ein Schwanken, ein Innehalten, den Anfang eines Zurückweichens auf deutscher Seite sehen, um auf allen seinen Forderungen mit der äußersten Hartnäckigkeit zu bestehen; und dabei wird er sich in diesem Falle sofort durch die alten Bundesgenossen im Ausland wie durch die Halbheit, die Schwäche und die Treulosigkeit in Deutschland selbst unterstützt finden. Mit anderen Worten, um Dänemark wirklich auch nur zum mäßigsten ehrlichen Frieden zu zwingen, ist es durchaus nöthig, daß ihm auch der volle Ernst des Zwangs, vor allen Dingen also die volle Ueberlegenheit der Waffen gezeigt werde. Darum hat selbst die jetzige preußisch-österreichische Politik in ihrem eigenen Interesse sehr Unrecht gehabt, daß sie statt der klar genug angekündigten energischen Action wieder einmal mehrere Wochen hindurch die militärische Entscheidung verzögerte. Denn sie wollte ja der Volksbewegung die Sache aus der Hand nehmen, sie wollte dieselbe Europa gegenüber möglichst rasch zur dauerhaften Schlichtung führen; und das ist schlechterdings nicht anders als durch den energisch durchgeführten Zwang der Waffen möglich.

Seit einiger Zeit hat es nun den Anschein, als wenn die vierwöchentliche Versäumniß rasch wieder ausgeglichen werden sollte; seit dem 8. März zeigt der Krieg wieder das Antlitz des Kriegs. Es ist das allein Richtige geschehen und gleichzeitig der ernste Angriff auf Friedericia und auf die Düppeler Linien mit Nachdruck eingeleitet worden. Am 7. März versammelte Feldmarschall Wrangel die preußische Gardedivision und das österreichische Corps bei Kolding; am 8. zwischen 3 und 4 Uhr Morgens setzten sich die Truppen in Bewegung. Der frühe Anmarsch sollte den Feind überraschen und zur Besetzung der Abschnitte von Friedericia und Veile führen. Beides wurde erreicht. Die Garden gingen voran: die Hauptmasse folgte — um das schwierige Terrain von Gudsoe zu umgehen — bis Alminde der Straße nach Veile und wandte sich dann östlich; eine kleinere Abtheilung ging auf dem directen Weg nach Friedericia über Gudsoe vor. Die Bewegung ging trotz des schwierigen Nachtmarsches in vollkommener Ordnung und richtigem Zusammengreifen von Statten. Nach einer Reihe von

kleinen Gefechten war Nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr der Abschnitt von Friedericia, 4 bis 5 Stunden von Kolding, erreicht, der Feind in die Festung zurückgeworfen; die Preußen hatten im Ganzen 40 bis 50 Mann verloren, die Dänen allein an Gefangenen etwa 200 Mann. Nicht minder glücklich war Feldmarschallieutenant v. Gablenz. Er folgte mit den Brigaden Nostiz, Gondrecourt und der Cavalleriebrigade Dobrzensky, bis Alminde hinter den preußischen Garden, der Hauptstraße nach Veile; die Brigaden Thomas und Dormus mit der preußischen Cavalliebrigade Fließ sollten bei Eistrup die Kolding Au überschreiten, um die Position von Veile von der Westseite zu umgehen. Veile, etwa 6 Stunden nördlich von Kolding, liegt in einem tief eingeschnittenen Thal am Fjord gleichen Namens, in den hier die Veile Au, nachdem sie oberhalb der Stadt zwei kleine Seen gebildet, einmündet. Gegen 11 Uhr trafen die österreichischen Reiterspitzen, etwa zwei Stunden südlich der Stadt auf den Feind. In beständigem Scharmützel ging dieser zurück; um 3 Uhr wurde er durch einen Infanterieangriff aus seiner letzten Vorpostenstellung und nach Veile hinabgeworfen; dicht hinter ihm drangen die Oesterreicher in die Stadt. Nördlich derselben war die dänische Hauptposition: 3 Infanterie-, 2 Reiterregimenter und 3 Batterien unter General Hegermann-Lindencron, 4 bis 5000 Mann auf schwer zugänglicher Höhe, die Straßen zum Theil durch Verhaue abgesperrt. Es folgte über Thal und Stadt hinüber eine Kanonade, dann gegen 4 Uhr der Angriff: in der Front die Regimenter Hessen und Belgien; links, zur Umgehung der feindlichen rechten Flanke, das 9. und 18. Jägerbataillon. Sowie die Stürmenden nahten, räumten die Dänen ihre Stellung und gingen auf Horsens zurück. Die Sieger hatten gegen 150 Mann Verlust und machten etwa 130 Gefangene. Die westliche Seitencolonne hatte so große Schwierigkeiten bei Ueberschreitung der Kolding Au gefunden, daß sie Veile an diesem Tage nicht mehr zu erreichen vermochte. Die nächsten Tage wurden die Dänen über Horsens nach Aarhuus verfolgt, während vor Friedericia die Vorbereitungen zur Beschießung begannen; dann wurde bis zum 20. März die Hauptmasse des österreichischen Corps nach Friedericia gezogen und nur die Stellung von Veile zur Sicherung gegen Norden besetzt gehalten. Seit dem 20. hat dort die Kanonade mit Erfolg begonnen; die Entscheidung ist damit eröffnet. Ein Gleiches ist am nämlichen Tage vor den Düppeler Linien geschehen. Die geräuschlosen angestrengten Arbeiten, welche dort seit Anfang März gethan sind, werden sich erst nach dem Siege recht würdigen lassen. Am 13., 14. und 15 März führten die Preußen glückliche Recognoscirungen aus; am 17. machten die Dänen einen Ausfall gegen Rackebüll, die Brigade Göben warf sie zurück, während gleichzeitig die Brigaden Röder und Canstein Oster- und Wester-Düppel nach lebhaftem Gefecht nahmen und behaupteten. Die Preußen machten über 300 Gefangene, ihre Vorposten blieben von da an bis auf wenige hundert Schritte an die feindlichen Schanzen vorgeschoben. Am 15. März begann von den bei'm Dünth auf Broaker errichteten 3 Enfilirbatterien mit sichtbarem Erfolg das Feuer gegen die dänischen Schanzen, die Brücken nach Sonderburg, die dabei liegenden Schiffe und die Stadt. Die Entfernung betrug 5 bis 6000 Schritte; es war eine Präcision im Schießen, wie man sie weder 1849 bei Venedig, noch 1854 und 1855

bei Sebastopol gekannt hat. Die Versuche bei Jülich 1861 waren keine bloße Theorie; der Anfang verheißt dem allgemeineren Feuer, welches seit dem 20. begonnen hat, einen guten Erfolg.

Auch die preußische Flotte hatte das Glück, ihre erste Probe zu bestehen. Es geschah mit Ehren. Capitän Jachmann griff am 17. März auf der Höhe des Vorgebirgs Arcona auf Rügen mit den Corvetten Arcona und Nymphe, dem Avisoschiff Loreley und 5 bis 7 Kanonenboten eine feindliche Flottille an, welche aus 1 Linienschiff, 2 Fregatten, 2 Corvetten und 1 Panzerschooner bestand. Die Dänen führten zusammen etwa 179, die Preußen 56 Kanonen; das Gefecht dauerte von 2 bis 5 Uhr, zuletzt mußten die Preußen vor der Uebermacht die Häfen von Swinemünde und Thiessow suchen; ihr Verlust und Schaden war jedenfalls nicht größer als der feindliche. — Noch verdient die Einnahme der Insel Fehmarn Erwähnung. In der sehr stürmischen Nacht auf den 15. März setzten 3 Compagnien des 5. brandenburgischen Infanterieregiments No. 48 über den Sund, überfielen die dänische Besatzung und machten 4 Officiere und 109 Mann zu Gefangenen. Das Unternehmen war mit Umsicht eingeleitet und mit großer Ausdauer durchgeführt.

In wenigen Tagen ist die Nachricht von einer bedeutenden Entscheidung zu erwarten. Wenn sich die Dänen wirklich bis zum letzten Augenblick behaupten, so werden sie — sei es bei Düppel, sei es bei Fridericia, eine Katastrophe erleiden, welche die Kraft ihres Widerstandes bricht. Gehen sie früher auf die Inseln zurück, so wird der Krieg hoffentlich seinen Charakter behalten, und die deutschen Waffen werden den Feind auch auf seinen Inseln zu finden wissen.

Das englische Blaubuch.

Wiederholt ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Englands durch den Grafen Russell keine besonders glückliche sei. Man kann die Principien zugeben, von denen der Graf bei seiner Geschäftsführung ausgeht. England ist der Patron der liberalen Grundsätze, der unterdrückten Nationalitäten, der Selbstbestimmung der Völker: indem England diese Grundsätze vertritt, findet sein Einfluß und seine Macht an jenen Bestrebungen der Völker überall Stützen.

Als Georg Canning einst in einem Moment bedenklicher Isolirung Englands der heiligen Allianz gegenüber, welche den gesammten Continent beherrschte, jene Grundsätze proclamirte, war er zugleich entschlossen, ihnen mit der Kraft Englands Nachdruck zu geben. Er zeigte dies in den spanischen, in den portugiesischen, in den griechischen Dingen. Als Graf Russell die auswärtigen Angelegenheiten übernahm, fand er den Continent nicht in einem feindseligen Gegensatz gegen England, war die europäische Politik nicht nach den Tendenzen der Revolution und Reaction geschieden. Sein Programm gehört nicht ihm allein; der Herrscher Frankreichs hatte dasselbe in umfassenderer Weise affichirt und stand bereit, demselben mit den Waffen Nachdruck zu geben. England hatte darauf

Selbstbestimmung der Herzogthümer zu vertreten, wie es das Princip der Volkssouveränetät fordert, zu welchem er sich so laut z. B. in der venetianischen Frage bekannt hat, zieht er es vor, die Herrschaft der Dänen zu unterstützen, deren Brutalität er selbst nicht in Abrede stellt.

Waren es in dieser Frage allein die Machtbeziehungen, welche den liberalen Blick Lord John's trübten? Aber welches Interesse hätte England die Herrschaft Dänemarks über die Herzogthümer aufrecht zu erhalten? War Dänemark nicht in allen Kriegen des ersten Napoleon der treueste Bundesgenosse Frankreichs? Wurde es nicht im Jahre 1801 durch Parker und Nelson für den Versuch, der neutralen Flagge Achtung zu schaffen, schwer bestraft? Wurde ihm nicht im Jahre 1807 durch eine englische Armada seine gesammte Flotte entrissen? War es nicht im Jahre 1814 die englische Flotte, die der Weigerung Norwegens, sich von Dänemark zu trennen, ein Ende machte? Wenn es die große Aufgabe der englischen Politik ist, die Mitte Europas gegen die Uebermacht sowohl Frankreichs als Rußlands zu stärken, d. h. für die Kraft und Einheit Italiens wie Deutschlands zu sorgen, so liegt es ebenso sehr in seinem Interesse, die Kräfte Skandinaviens zusammen zu bringen. Niemand kann übersehen, wieviel mehr das Gegengewicht Schwedens gegen Rußland bedeuten würde, wenn die dänischen Inseln Schweden angehörten. Daß der Sund in den Händen desselben Staats eine Gefahr für England enthalte, ist ein veraltetes Märchen, seitdem man weiß, daß die Passage des großen Beltes nicht schwieriger ist als die des Sundes. An der Erhaltung Dänemarks haben ein reales Interesse nur Rußland, welches den Vertrag von London zu Stande gebracht hat, und Frankreich — die eigentlichen Gegner, die Rivalen Englands im Orient und auf dem Meere. Rußland bedarf Dänemarks als Gegengewicht gegen Schweden, Frankreich würde in Dänemark einen vielleicht nützlichen Bundesgenossen gegen Deutschland verlieren. Aber selbst in Paris und Petersburg scheint man einzusehen, daß Dänemark ohne die deutschen Herzogthümer stärker sein würde als mit denselben, da seine ganze Kraft zur Niederhaltung derselben, im Kampfe gegen dieselben erschöpft wird.

Ein richtig verstandenes Machtinteresse kann mithin den Grafen Russell unmöglich bestimmt haben, seine Grundsätze in der deutsch-dänischen Frage zu verleugnen. Und nicht nur diese hat er verleugnet, sondern seine eigenen positiven Vorschläge, die er in einem früheren Stadium des deutsch-dänischen Streits gemacht hat.

Wir erkennen gern an, daß Lord John die Beschwerden der deutschen Herzogthümer gegen das dänische Regime aufmerksamer und billiger gehört hat, als seine Vorgänger, daß er bereitwilliger gewesen ist denselben abzuhelfen, als dazu ein Mitglied der Partei der Tories an seiner Stelle gewesen wäre. Der Vorschlag der Abhülfe, welchen seine nach Wien und Berlin gerichtete Depesche vom 24. September 1862 machte, ist nicht ohne Dank in Deutschland aufgenommen, er ist sogar von der deutschen Bundesversammlung acceptirt worden. Er ging darauf hinaus, die Gesammtverfassung für das Königreich und die Herzogthümer fallen zu lassen, Schleswig wie Holstein jedes für sich neben dem Königreich als constitutionelle Staaten zu organisiren. Wie ist es geschehen, daß Lord

John diese Vorschläge nicht geltend machte, als Dänemark Holstein eine Sonderstellung gab um Schleswig näher an sich heranzuziehen, daß er, der selbst die Theilung in jener Weise vorgeschlagen hatte, als die Stunde der Trennung gekommen war, den Streit deutscher und dänischer Nationalität zu verewigen bemüht war und noch heute ist? Sagte er sich nicht, daß er dadurch nicht nur Deutschland, sondern auch Preußen und Oesterreich verletzen mußte, daß er England damit nur weiter isoliren könne, daß, wenn Frankreich in derselben Richtung gehe, ein Rheinkrieg die Folge sein werde, oder aber wenn Frankreich den entgegengesetzten Weg nähme, daß er ihm Gelegenheit gäbe, ein Protectorat über den deutschen Bundestag, d. h. den Rheinbund zu etabliren und das Programm der nationalen Selbstbestimmung auf Kosten Englands in's Licht zu stellen?

Vielleicht, daß die dem englischen Parlamente vorgelegten Actenstücke uns darüber Aufschluß gewähren.

In den Verträgen von 1851—52 hatte Deutschland auf die Verbindung von Schleswig-Holstein, die bis dahin, wie Dänemark selbst zugab, alle Rechtsverhältnisse gemeinsam gehabt hatten, verzichtet. Dagegen hatte Dänemark versprochen, die Politik des Eiderdänenthums, welche den Conflict zum Ausbruch gebracht hatte, zu verlassen, Schleswigs Selbständigkeit anzuerkennen und keinen Versuch zur Incorporation zu machen. Gegen dieses Versprechen überlieferte ihm Deutschland die Herzogthümer, deren Armee es selbst zu überwältigen außer Stande war. Mit dem Patent vom 30. März, welches dem Herzogthum Holstein eine ganz andere Stellung als Schleswig anwies, trat die dänische Politik offen zur Eiderpolitik zurück. Das Patent brachte die öffentliche Meinung Deutschlands in Bewegung. Am 13. und 15. April protestirten Oesterreich und Preußen gegen diese Verordnung und constatirten, daß Dänemark die Verträge von 1851—52 gebrochen habe. Am Bunde wurden Anträge gestellt, die Einen darauf gerichtet, die Vereinbarungen von 1851—52 für erloschen zu erklären, die Anderen Dänemark durch Androhung der Execution zur Zurücknahme jener Verordnung zu zwingen.

Graf Russell mußte über die Tendenz der Verordnung vom 30. März um so klarer sein, als er selbst in seinen Vorschlägen vom 24. September 1862 in vollkommener Uebereinstimmung mit den Verträgen von 1851—52 darauf gedrungen hatte, daß Schleswig das Recht der Selbstverwaltung erhalten und im Reichsrathe nicht vertreten sein dürfe, daß Schleswig in analoger Weise wie Holstein und Lauenburg constituirt werden müsse. Er vor allen Anderen hatte die Pflicht darauf zu dringen, daß Dänemark jene Verordnung zurücknähme. Nur auf diese Weise konnte der Streit beseitigt werden. Der edle Graf war beunruhigt, er ließ es weder in Kopenhagen noch in Wien und Berlin an begütigenden und mahnenden Vorstellungen fehlen, er wandte sich darauf nach Paris und Petersburg, um eine gemeinsame Mediation, dann eine gemeinsame Bedrohung der deutschen Mächte herbeizuführen, — kurz er that Alles, nur das nicht, worauf es ankam, Dänemark zur Zurücknahme jener Verordnung zu bestimmen.

Noch im April wies er Sir A. Paget in Kopenhagen an, die dänische Regierung zu größter Behutsamkeit und Vorsicht zu ermahnen. Im Mai forderte

er seine Gesandten in Wien und Berlin auf, sie möchten ohne das Patent vom 30. März zu discutiren darauf hinwirken, daß die vorhandene Verwickelung nicht gesteigert werde. Die Angelegenheiten Schleswigs seien internationaler Natur und könnten in Frankfurt nicht entschieden werden.

Als die Bundesversammlung am 9. Juli beschlossen hatte, die dänische Regierung unter Androhung der Execution zur Zurücknahme der Verordnung vom 30. März aufzufordern, als Schweden hierauf am 19. Juli in London erklären ließ, daß in Folge einer Bundesexecution ein Krieg im Norden entbrennen könne und Schweden im Interesse Dänemarks sich der Theilnahme nicht werde enthalten können, schrieb Graf Russell dem Lord Bloomfield: Es leide geringen Zweifel, daß Dänemark die Execution als Invasion ansehen, es sei auch klar, daß es von Schweden unterstützt werden würde. Das Unglück liege in der Vermischung der holsteinschen und schleswigschen Frage. „Wäre es nicht möglich, die Mängel des Patents hervorzuheben ohne die Schleswigfrage zu berühren, die der europäischen Verhandlung überlassen bleiben muß. Sagen Sie Graf Rechberg, daß wenn Deutschland fortführe Schleswig mit Holstein zu verwechseln, andere Mächte Holstein mit Schleswig verwechseln und Deutschland das Recht bestreiten dürften, anders denn als europäische Macht für das eine wie für das andere zu interveniren. Eine solche Prätension könnte der Unabhängigkeit und Integrität Deutschlands ebenso gefährlich werden, als die Invasion Holsteins der Unabhängigkeit und Integrität Dänemarks. Oesterreich wird hoffentlich Europa zu Rathe ziehen, bevor es den Bund zum endgültigen Entschluß drängt (31. Juli)." In derselben Richtung bewegten sich die Anweisungen nach Berlin. „Wenn Oesterreich und Preußen dem Bunde zur Execution riethen, so thäten sie dies gegen den Rath Englands und die Verantwortlichkeit für diesen Schritt würde auf die deutschen Mächte fallen."

Graf Russell that demnach sein Bestes, Dänemark im Besitz des Patents vom 30. März zu erhalten, obwohl er an demselben einige Mängel zugab; er hatte den Standpunkt seiner Depesche von 1862 vollständig aufgegeben und war nur bemüht, die deutschen Mächte zur Ruhe zu reden oder zur Ruhe zu drohen. Auch auf das Recht des bundesmäßigen Einschreitens sollte Deutschland verzichten. Für Schleswig, auf welches Deutschland doch theils durch dessen Verbindung mit Holstein, theils aus den Verabredungen von 1851—52 internationale Rechte geltend zu machen hatte, sollte Deutschland vollends keinen Schritt ohne Europa sich erlauben dürfen. Herr v. Bismarck wies unter dem 11. September die Andeutungen von den Folgen, welche die Verwechselung von Holstein und Schleswig für Deutschland haben könne, zurück. Die Beziehungen des Bundes zu Holstein könnten niemals einen internationalen Charakter annehmen. Man habe mehr als billig und mehr, als die öffentliche Meinung erlaube, die holsteinsche und die schleswigsche Frage auseinandergehalten.

Inzwischen hatte Dänemark unter dem 27. August die Aufforderung des deutschen Bundes vom 9. Juli förmlich abgelehnt. Die Voraussetzungen der Verabredungen von 1851—52 seien nicht eingetreten. Die Auffassung des Bundes von seinen Rechten über die zur dänischen Monarchie gehörigen Bundeslande hätten sich wesentlich geändert; die dänische Regierung sei damit in die

Alternative gesetzt worden, entweder die Unabhängigkeit der gesammten Monarchie oder die beabsichtigte innigere Verbindung der Bundeslande mit den übrigen Theilen des Staats aufzugeben; man habe das letztere gewählt und den Bundeslanden vollständige Autonomie gegeben. Die Eventualität einer Execution würde demnach nur aus internationalen Gesichtspunkten angesehen werden können. Unmittelbar darauf erklärte Herr Hall in London (3. September), daß Deutschland mit der Execution in Holstein nur einen Druck in Bezug auf Schleswig ausüben wolle, daß die Aushungerung Dänemarks durch eine permanente Besetzung Holsteins beabsichtigt sei, daß die dänische Regierung eine solche Situation, welche schlimmer sei als der Krieg, nicht ruhig hinnehmen werde.

In seiner Verlegenheit versuchte Lord John die Intervention Frankreichs und Rußlands zu Gunsten Dänemarks herbeizuführen. Rußland möge doch nicht zugeben, daß durch die Besetzung Holsteins der dänischen Regierung Concessionen für Schleswig abgepreßt würden. Nach Paris schrieb der Graf, daß Deutschland doch unmöglich eine Bundesexecution anordnen dürfe, um die Einführung einer gemeinsamen Verfassung zu fördern oder zu hindern. Allerdings sei Dänemark Deutschland eine erschöpfende Erklärung über die Verordnung vom 30. März schuldig, wogegen Deutschland präcisiren müsse, welche Rechte es für die Deutschen in Schleswig verlange. Frankreich möge gemeinsam mit England den deutschen Mächten die Vermittelung anbieten. Hielte Frankreich diesen Versuch der Vermittelung für nutzlos, so könnten Frankreich und England den deutschen Mächten und dem Bunde erklären, daß jeder von ihnen unternommene Schritt, der die Integrität und Unabhängigkeit Dänemarks schwächen könnte, dem Londoner Protokoll zuwider laufen würde.

Rußland und Frankreich lehnten ab (12. u. 18. September). Herr Drouyn sagte, gute Dienste anzubieten sei erfolglos, eine Mahnung an den Londoner Vertrag würde Frankreich in dieselbe Stellung Deutschland gegenüber bringen, wie in der polnischen Frage Rußland gegenüber. Wolle man dies, so müsse man auch bereit sein, weiter zu gehen und zu handeln, wie es der Würde zweier Großmächte angemessen sei.

Während Graf Russell die Intervention Rußlands und Frankreichs mit England gegen einen unanfechtbaren Akt der Bundesautorität aufrief, hatte er keine Empfindung für den offenen Bruch der Verabredungen von 1851—52; — nicht blos wie diese in Deutschland aufgefaßt wurden, sondern wie der Graf diese Verabredungen selbst in seiner Depesche vom September 1862 ausgelegt und neu formulirt hatte. Während er Deutschland beständig bedroht und Rußland und Frankreich dieser Bedrohung beizugesellen sucht, findet er auf der anderen Seite nur, daß Dänemark Deutschland nichts schuldig sei als eine erschöpfende Erklärung der Verordnung vom 30. März, und das Aeußerste, was er Dänemark sagt, ist: England sei nicht bereit zu erklären, daß Dänemark ganz und gar im Rechte sei; und daß er zu verstehen giebt, Deutschland habe einiges Recht, sich über die Lage der Bevölkerung in Schleswig zu beschweren (25. September).

Am 19. September beantragten die vereinigten Bundesausschüsse die Ausführung der Execution; am 28. eröffnete König Friedrich VII. den Reichsrath

in Kopenhagen durch eine Botschaft, in welcher er anzeigte, daß eine neue Verfassung für Dänemark und Schleswig vorgelegt werden würde. Nicht zufrieden mit dem seit 1855 für Dänemark fortbestehenden Rumpfreichsrath, nicht zufrieden, durch die Aussonderung Holsteins Schleswig noch näher zum Königreich hinüber gerückt zu haben, wandte sich Dänemark mit der Vorlage dieser neuen Verfassung, die das gesammte politische Leben des Königreichs und Schleswigs in dem neuen Reichsrath concentriren und den dänischen Reichstag wie die Stände Schleswigs zu localen Institutionen herabdrücken sollte, offen zur eiderdänischen Politik zurück.

Graf Russell ließ sich auch hierdurch nicht beirren. Am 29. schrieb er Sir Alexander Malet nach Frankfurt, daß die Verfassung der dänischen Monarchie nicht unter der Gerichtsbarkeit des deutschen Bundes stehe, daß England die Besetzung Holsteins nicht mit Gleichgültigkeit ansehen und nicht als einen rechtmäßigen Gebrauch der Bundesgewalt betrachten könne; England fordere den deutschen Bund ernstlich auf, inne zu halten und die Streitfrage der Vermittelung der Mächte zu überlassen. Aehnliche Erklärungen wurden gleichzeitig in Berlin und Wien übergeben. Oesterreich und Preußen wurden darin außerdem an „die bestehenden vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen Dänemark" erinnert.

Auch dieser letzte Versuch der Einschüchterung war vergebens. Am 1. October beauftragte der Bundestag Oesterreich, Preußen, Sachsen und Hannover mit der Vollziehung der Bundesexecution, wozu sich diese Staaten am 8. bereit erklärten. Die dänische Regierung wurde aufgefordert, nunmehr binnen 3 Wochen dem Beschlusse vom 9. Juli nachzukommen. England erhielt vom Bundestage die Antwort, daß er nicht in der Lage sei, das Executionsverfahren zu sistiren oder eine innere Angelegenheit des Bundes der Mediation auswärtiger Mächte zu unterstellen (22. October). Ein erneuter Vermittelungsversuch wurde am 13. November abgewiesen.

So lagen die Dinge, als der Tod König Friedrich's VII. zum Streite über das Patent vom 30. März die Erbfolgefrage hinzufügte; und indem Christian IX. bereits am 18. November die vom Reichsrathe angenommene neue Verfassung für Dänemark und Schleswig vollzog, erhielt auch die Verfassungsfrage durch diese stricte Ausführung des eiderdänischen Programms den stärksten Ausdruck.

Der Bundestag wies am 21. November den Abgesandten Christian's IX. vorläufig zurück, die Rechte des Herzogs Friedrich auf Schleswig-Holstein, des sächsischen, anhaltischen und mecklenburgischen Hauses auf Lauenburg wurden gewahrt; Oesterreich und Preußen constatirten den förmlichen Bruch der zwischen dem deutschen Bund und Dänemark getroffenen Stipulationen durch die Verfassung vom 18. November und protestirten gegen dieselbe. Sie erklärten sich zwar bereit, den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 auszuführen, aber nur dann, wenn Dänemark zuvor die Verabredungen von 1851—52 ausgeführt hätte, welche für Oesterreich und Preußen die Voraussetzung der Unterzeichnung des Londoner Protokolls gewesen. Am 28. November beantragte Sachsen in Frankfurt die Occupation Holsteins statt der Execution, und Herr v. Bismarck ging am 2. December im Abgeordnetenhause wenigstens so weit, den Rücktritt

dem Londoner Protokoll für eine Frage der Opportunität zu erklären. Ganz [illegible] Erregung.

[illegible] Graf Russell mit schweren Sorgen. Jetzt erst [illegible] die Verordnung vom 30. März auf, jetzt erst nach [illegible] derselben. Man konnte dort seinem Wunsche [illegible] durch die Verfassung vom 18. November [illegible] Sonderstellung von selbst; man ließ die [illegible] mehr brauchte. Dennoch beschloß der Bund [illegible] in Folge der identischen Note Oesterreichs und [illegible], da die durch den Bundesbeschluß vom [illegible] binnen 3 Wochen nicht erfolgt sei.

[illegible] Sir A. Buchanan gegenüber sehr zufrieden [illegible] der Bund die Execution statt der Occupation beschlossen — [illegible] Dänemark nur mit den Waffen in der Hand begegnen [illegible] Dänemark mit schwereren Gefahren [illegible] nicht über die Execution selbst, auch [illegible] dem streitigen Gebiete bei Rends- [illegible] führen, konnte der Execution [illegible] gegen Christian IX. folgen? Konnten De- [illegible] Ankündigungen wahr machen und, wenn [illegible] vom 18. November beharrte, die Anerkennung [illegible] auf den Thron von Schleswig- [illegible] Bundestag offen anstrebte, was die öffentliche [illegible] einmüthigem Rufe verlangte?

[illegible] durch eine außerordentliche Thätigkeit [illegible] darauf dringen ließ, ja keinen Wider- [illegible] wies er bereits unter dem [illegible] Wien und Berlin an zu erklären, daß Eng- [illegible] den Frieden bemüht, erwarten dürfe, daß die Execu- [illegible] beschränkt, daß Rendsburg, welches [illegible] gehörig ansehe, und andere streitige Ge- [illegible] des Königs in Holstein nicht gekränkt, daß [illegible] den Herzogthümern niedergehalten werden würden. [illegible] Sir Andrew mündlich, daß die Natur der Execu- [illegible] die Autorität des Königs in Holstein ruhe, daß [illegible] würde, bei der Besetzung der Grenze Collisionen [illegible] den Marsch der Bundestruppen nordwärts [illegible] Rendsburg geschehen werde, darüber sei er nicht [illegible] Der König werde es wohl billigen, daß gegen revo- [illegible] Vorsichtsmaßregeln getroffen würden, und er [illegible] Art vom Bunde ausgehen würden (10. December). [illegible] Graf Rechberg. Wenn Dänemark der Execu- [illegible] werde der Londoner Vertrag nebst allen übrigen Ver- [illegible] der streitigen Territorien würde man mit großer [illegible] nicht zu leugnen, daß ein Theil der Rendsburger

Werke unzweifelhaft auf holsteinischem Boden lägen. Was revolutionäre Kundgebungen beträfe, so könne er für die Disciplin der österreichischen und, wie er hoffe, auch für die der preußischen Truppen stehen, aber nicht für die Sachsen und Hannoveraner. „Ich konnte abnehmen," sagt Lord Bloomfield (10. December), „daß es, um ein Fraternisiren der österreichischen Truppen und der Holsteiner zu verhindern, die Absicht sei, die vorgeschobene kaiserliche Brigade aus ungarischen und polnischen Regimentern zusammenzusetzen."

Seine beste Hoffnung setzte Graf Russell auf jene außerordentliche Mission, mit welcher er Lord Wodehouse betraute. Er instruirte diesen unter dem 9. December über die Bedeutung und Kraft des Londoner Vertrages, „welcher keinen Zweifel übrig ließe und offenbar ein Theil des öffentlichen Rechts Europa's sei." England könne nicht zugeben, daß die Geltung eines positiven und klaren Tractates abhängig gemacht werde von der Ausführung von Verabredungen, die zu anderer Zeit durch Depeschen getroffen und nicht in dem Vertrage erwähnt wären, die überdies dunkel und verwickelt wären. Wenn Oesterreich und Preußen diese Verabredungen für sich aufnähmen, so erkläre sich England bereit, diese Frage loyal und unparteiisch zu untersuchen. „Mögen Oesterreich und Preußen beweisen, daß Dänemark diese Verabredungen verletzt hat und noch verletzt, so wird England in diesem Falle allen seinen Einfluß in Kopenhagen aufbieten, den König zu vermögen, treu alle seine Verpflichtungen zu erfüllen. Mögen die Minister Oesterreichs und Preußens nachweisen, in welchen Punkten jene Verabredungen nicht gehalten sind. Es ist der Wunsch der englischen Regierung, daß diese Fragen der ruhigen Prüfung der nichtdeutschen Mächte unterstellt werden. Das Ziel, welches erreicht werden soll, ist die Erfüllung des Vertrages vom 8. Mai 1852 und der Verabredungen von 1851—52. Der Weg zu diesem Ziele kann noch nicht bestimmt werden. Geduld und Unparteilichkeit seitens der Großmächte werden zur Erreichung desselben, in gleichem Maaße zur Erhaltung des europäischen Friedens beitragen."

Noch am 9. December 1863 ignorirte Graf Russell, der 1861 und 1862 so lebhaft von den Vertragsverletzungen der Dänen durchdrungen gewesen war, der eben erst die Verordnung vom 30. März in Kopenhagen hatte zurücknehmen lassen, daß Dänemark in Bezug auf die Verabredungen von 1851—52 im flagrantesten Unrecht war, daß es offen die Basis derselben mit der Eiderpolitik vertauscht hatte; und er war naiv genug, von den deutschen Mächten zu verlangen, wie fromme Kindlein das erlittene Unrecht vor dem hohen Tribunal der nichtdeutschen Mächte zu beweisen.

Am 12. December kam Lord Wodehouse in Berlin an. Er sagte Herrn v. Bismarck, daß er nicht als der Advocat einer der streitenden Parteien käme, daß aber die englische Regierung überzeugt sei, wenn Deutschland einerseits und Dänemark andererseits entschlossen wären, nichts von ihren Forderungen nachzulassen, es nutzlos sein würde, einen Versuch zu machen, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Herr v. Bismarck erwiderte, Preußen lege auf die Erhaltung des Friedens Werth, aber die Erregung in Deutschland sei so groß, daß man von Dänemark nicht weniger fordern könne, als die vollständige Erfüllung seiner Verpflichtungen. Lord Wodehouse fragte, aus welchem Grunde

die Execution jetzt vollzogen würde, da doch das Patent vom 30. März von Dänemark zurückgenommen sei. Er erhielt zur Antwort, daß die Execution auf dem Bundesbeschluß von 1858 beruhe, welcher von Dänemark die Ausführung der Verabredungen bezüglich der Stellung Holsteins innerhalb der Gesammtverfassung verlange. Lord Wodehouse sprach die Hoffnung aus, daß wenigstens revolutionäre Bewegungen unter dem Schutze der Bundestruppen verhindert werden würden. Die Sprache des Herrn v. Bismarck über diesen Punkt fand Lord Wodehouse beunruhigend. Der preußische Minister bezweifelte nicht, daß der Prinz von Augustenburg den Bundestruppen folgen, die Fahne der Insurrection erheben würde; man könne dies nicht anders verhindern, als wenn man den Prinzen verhafte, seine Verhaftung aber würde einen unbezwingbaren (uncontrollable) Ausbruch der Volksleidenschaft zur Folge haben. Am nächsten Tage fügte Herr v. Bismarck hinzu, daß man sich mit dem Prinzen von Augustenburg in Correspondenz setzen und ihn ersuchen werde, nicht nach Holstein zu gehen, und daß man den Bundestag zu Maaßregeln gegen die Bildung von Freischaaren zu bewegen suchen werde. Als Lord Wodehouse des Streits über Rendsburg erwähnte, sagte Herr v. Bismarck, er hoffe, daß Sorge getroffen werden würde, auf diesem Punkte eine Collision mit den Dänen zu vermeiden. Lord Wodehouse bedauerte, daß Oesterreich und Preußen den Abgeordneten König Christian's nicht empfangen hätten, da doch dessen Rechte auf das Königreich nicht bestritten werden könnten. Herr v. Bismarck sagte, der König von Preußen würde ihn, wie er denke, wohl empfangen haben, wenn nicht der Kaiser von Oesterreich mit der Abweisung vorangegangen wäre. Hätte der König von Preußen in diesem Falle anders gehandelt als Oesterreich, so würde er sehr unpopulär in Deutschland geworden sein. Oesterreich gehe, wie er glaube, so weit zu behaupten, daß, wenn der Vertrag von 1852 falle, der Prinz von Augustenburg Ansprüche auf das Königreich habe, welche dann in Kraft treten würden. Lord Wodehouse fragte endlich, welche Forderungen deutscher Seits für Schleswig erhoben würden. „Dieselben wie immer," wurde erwidert. Dänemark soll sein Versprechen halten, Schleswig nicht zu incorporiren und eine gemeinsame Verfassung herstellen, in welcher Schleswig, Holstein und Lauenburg mit dem Königreich Dänemark gleichberechtigt sind. Als Lord Wodehouse bemerkte, daß man doch unmöglich verlangen könne, daß die Minderheit der Deutschen ebenso zahlreich im dänischen Parlament vertreten sei, als die Mehrheit der Dänen, antwortete Herr v. Bismarck, daß es auch dänische Einwohner in Schleswig gäbe. Die Verfassung vom 18. November müsse vor dem 1. Januar für Schleswig zurückgenommen werden, andernfalls würden sich die deutschen Mächte aller ihrer Verpflichtungen gegen Dänemark entbunden erachten, den Londoner Vertrag mit eingeschlossen. In welcher Weise diese Verfassung für Schleswig außer Kraft gesetzt würde, sei gleichgültig. Ein Staatsstreich würde die beste Lösung der Schwierigkeit sein. Deutschland würde niemals in guten Beziehungen zu Dänemark sein, so lange die gegenwärtigen demokratischen Institutionen Dänemarks in Kraft wären. Lord Wodehouse beklagte, diese Sprache zu hören und bemerkte, nachdem er wiederholt auf die Gefahren des Krieges und der Revolution in den Herzogthümern

hingewiesen, daß die deutschen Staaten die Revolution bei sich herbeiführten, indem sie sich zu Werkzeugen der schleswig-holsteinschen Partei hergäben.

Das waren üble Nachrichten für den Grafen Russell. Sie wurden verstärkt durch einen Bericht Sir Andrew Buchanan's vom 14. December. Er referirte, daß auch in Beziehung auf andere die dänische Frage betreffende Punkte, über welche er selbst Herrn v. Bismarck Vorhaltungen zu machen gehabt, keine Zugeständnisse erlangt worden seien. „Ich war instruirt vorzuschlagen, daß Lord Wodehouse Zeit gegeben werden möge, mit der dänischen Regierung zu unterhandeln, bevor die Bundesexecution ausgeführt würde;" — die Execution wird sechs Tage nach der Ankunft des Lords in Kopenhagen beginnen. „Ich war instruirt auszusprechen, Ihrer Majestät Regierung hoffe, es werde kein streitiges Terrain an der Grenze oder bei Rendsburg besetzt werden;" — Rendsburg wird besetzt werden, mit Ausnahme des auf dem nördlichen Eiderufer belegenen Theils. „Ich war instruirt festzustellen, daß die Execution nur wegen verletzter Bundespflichten stattfinden solle;" — die Execution wird stattfinden Kraft eines Bundesbeschlusses, gegen welchen Ihrer Majestät Regierung in Frankfurt, Berlin und Wien formell remonstrirt hat. Am Tage darauf (15. December) forderten Oesterreich und Preußen Dänemark auf, seine Truppen binnen sieben Tagen aus Holstein zurückzuziehen.

Es gab kein Mittel mehr, den Vollzug der Execution aufzuhalten. Die Forderungen in Bezug auf die Verfassung vom 18. November waren peremtorisch und der erste Januar war sehr nahe. Die Erklärung, daß, wenn dieselbe bis zu diesem Tage nicht zurückgenommen sei, die deutschen Mächte sich von allen Verpflichtungen gegen Dänemark, den Londoner Vertrag eingeschlossen, lossagen würden, machte den stärksten Eindruck in London. Wie Graf Russell erst durch die ernsten Maaßnahmen des Bundestages darüber aufgeklärt worden war, daß Dänemark mit der Verordnung vom 30. März im Unrecht sei und diese zurückgenommen werden müsse, so überzeugte ihn jetzt die unerwartete Sprache Preußens auf einmal, daß die Verfassung vom 18. November ein Bruch der Verträge von 1851—52 sei. Hatte er am 9. December Lord Wodehouse instruirt, daß die deutschen Mächte zunächst den Beweis, ob und in welchen Punkten Dänemark die Verträge verletzt, zu führen hätten, so instruirte er ihn durch ein Schreiben, welches (17. December) nach Kopenhagen gerichtet wurde, nunmehr dahin, daß Dänemark mit der Verfassung vom 18. November die Verträge wirklich verletzt und suppeditirte ihm zugleich selbst die dazu nöthigen Beweise. Diese Verfassung müsse zurückgenommen werden. In welcher Weise dies geschehe, darüber habe der König von Dänemark, seine Minister und das dänische Parlament zu entscheiden. Es sei der Wunsch der englischen Regierung, daß die Zurücknahme in der Form erfolge, welche der Würde und dem Charakter der dänischen Nation, als eines freien und unabhängigen Volkes, am angemessensten wäre. Drei Tage darauf wurde diese Weisung vom Grafen Russell dahin verstärkt, daß die Zurücknahme der Verfassung vom 18. November für unumgänglich zu erklären sei und daß die dänische Regierung ein Unterpfand für die Zurücknahme geben müsse. Und während Lord Wodehouse in diesem Sinne auf Kopenhagen zu drücken angewiesen wurde, sollte gleichzeitig in Berlin und

[illegible] werden. Zugleich beschloß Graf
[illegible] zwischen die streitenden
[illegible] der Bund mit eingezogen
[illegible] gegen Dänemark vorschreite.
[illegible] wurde, die
[illegible] der Graf an Sir A. Buchanan
[illegible] die Anstrengungen zu wür-
[illegible] Fluth wilder Er-
[illegible] Aber die Sprache, welche
[illegible] erfülle ihn mit Erstaunen
[illegible] nicht nur Dänemark
[illegible] Daß Dänemark die Verab-
[illegible] vermöge aber
[illegible] Jene Verabredun-
[illegible] Schritten getroffen. „Der
[illegible] jeden be-
[illegible] launenhafte
[illegible] von anderer Seite schwere Ge-
[illegible] mit der Erklä-
[illegible] als vollkommen unvereinbar
[illegible] wurden nach Wien,
[illegible] darauf dringen
[illegible] daß Rendsburg und die
[illegible] Am 22. schrieb Graf
[illegible] Erstaunen bemerke, wie die Per-
[illegible] und „Protokollen," be-
[illegible] gegenüber,
[illegible] und jene Aus-
[illegible]

[illegible] December waren Sir A. Buchanan
[illegible] einer Conferenz hinzu-
[illegible] eine bedenkliche Seite für Eng-
[illegible] England von den von Frankreich vorgeschlagenen
[illegible] Frankreich könne sich dadurch
[illegible] eine Conferenz über die deutsch-dänische Frage an-
[illegible] England von derselben ausschließe. Indeß wurde Graf Russell
[illegible] einen Bericht Lord Napier's vom 22. December von dieser
[illegible] daß Rußland eine Conferenz ohne England als
[illegible] Preußen habe sogar erklärt, daß es keinen Theil an einer
[illegible] von welcher England ausgeschlossen sei. Uebrigens
[illegible] Bismarck selbst zugegeben, daß die Frage nicht ohne europäische
[illegible] und nur gegenwärtig einer solchen noch nicht überwiesen wer-
[illegible] Graf Rechberg hatte die Frage für noch nicht reif zu einer Con-
[illegible]

[illegible] Depesche vom 17. sagte der preußische Minister am 21. December



Sir A. Buchanan, daß Preußen durch den Vertrag vom 8. Mai 1852 nur gegen Dänemark Verpflichtungen übernommen habe, nicht gegen die übrigen Unterzeichner, und äußerte im Hinblicke auf die neuesten Nachrichten aus Kopenhagen: „Wie die Sachen jetzt liegen, können wir in jedem Augenblick den Krieg haben, wenn wir wollen. Der Krieg hebt jeden Vertrag auf. Er würde auch das Londoner Protokoll annulliren und dann kann Preußen die Augustenburgische Erbfolge anerkennen.“ Nicht viel beruhigender lautete der Bericht Lord Bloomfield's aus Wien. Graf Rechberg erklärte, daß auch mit der vollsten Hülfe Preußens keine Mehrheit am Bunde zu erlangen sei, daß Oesterreich und Preußen nicht die Schuld eines Treubruchs tragen würden, wenn der Vertrag von 1852 fiele; ihre Politik habe sie der größten Unpopularität ausgesetzt. Graf Russell würde besser thun, seine Ermahnungen an die übrigen deutschen Höfe zu richten, als nach Berlin und Wien. Auch Graf Rechberg deutete an, daß der Londoner Vertrag nur gegen Dänemark binde, da die Ratificationen nur mit Dänemark ausgetauscht worden seien. „Er legte,“ fügt Lord Bloomfield hinzu, „nicht großes Gewicht auf diesen Umstand, aber ich erfuhr aus dieser Andeutung doch, daß Anstrengungen gemacht worden sind, seinen Glauben an die Kraft dieses europäischen Aktes zu erschüttern.“

Noch betrübender lauteten die Nachrichten von Kopenhagen. Lord Wodehouse hatte in Kopenhagen so wenig erreicht als in Berlin, obwohl er es an Anstrengungen nicht hatte fehlen lassen. Er hatte dort General Fleury und Herrn Evers vorgefunden, ebenfalls in außerordentlicher Mission, und sich alsbald mit ihnen in Verbindung gesetzt, um einen gemeinsamen Druck auf die dänische Regierung zu üben. General Fleury hatte geltend gemacht, daß er nur den Auftrag habe, im Allgemeinen zu Mäßigung und zu Concessionen zu rathen, und auch Herr Evers bezweifelte, ob seine Instruction ihm erlaube den Schritt zu unterstützen, den Lord Wodehouse ihnen vorschlage, die Aufhebung der Novemberverfassung von Dänemark zu verlangen. Indeß erhielten Beide auf telegraphische Anfrage von ihren Regierungen die Erlaubniß, sich dem Schritte anzuschließen, den Graf Russell Lord Wodehouse unter dem 17. und 20. December vorgeschrieben hatte. Lord Wodehouse machte zunächst geltend, daß Alles darauf ankomme, Raum für Unterhandlungen zu gewinnen. Oesterreich und Preußen gingen auf diese nicht ein, so lange die Verfassung vom 18. November für Schleswig nicht aufgehoben sei; Herr v. Bismarck habe ausdrücklich erklärt, daß, wenn dieselbe vor dem 1. Januar nicht zurückgenommen sei, Oesterreich und Preußen vom Londoner Vertrage zurücktreten würden. Sei es nicht ein ungeheurer Vortheil für Dänemark, diesen Rücktritt zu hindern? Gewiß sei es nicht gegen die Ehre Dänemarks, dem vereinten Rath Englands, Rußlands und Frankreichs zu weichen; Dänemark würde durch Annahme desselben diese befreundeten Mächte sich von Neuem verpflichten, im anderen Falle entfremden.

General Fleury gab hierauf die Erklärung ab, daß Frankreich Dänemark nicht unterstützen würde, wenn es in Krieg mit Deutschland käme. Herr Evers schloß sich dieser Erklärung unter Hinweis darauf an, daß die russische Regierung die dänische beständig vor der gewagten Politik gewarnt, welche diese befolgt habe. Endlich sagte Lord Wodehouse, daß England, wenn sein Rath ver-

worfen würde, es Dänemark überlassen müsse, Deutschland auf eigene Verantwortung die Stirn zu bieten.

Es war der stärkste Druck, der auf Dänemark geübt werden konnte. Dennoch blieb Herr Hall fest. Er könne die Zurücknahme einer von ihm selbst vorgeschlagenen Maaßregel nicht beantragen; mit der Forderung der Zurücknahme der Verfassung würde dem Reichsrathe ein Selbstmord zugemuthet, den derselbe niemals an sich vollziehen werde; und selbst wenn der Reichsrath dazu zu bewegen wäre, so würde die Zurücknahme die gegenwärtig bestehende Einigkeit zwischen König und Volk, also die wesentlichste Stärke Dänemarks, zerstören. Andererseits würde Deutschland bei dieser Forderung nicht stehen bleiben und die drei Mächte versprächen Dänemark ja nicht einmal für den Fall Hülfe, daß Deutschland durch die Zurücknahme der Verfassung nicht befriedigt sei (21. December). Unmittelbar darauf wurde die Sitzung des Reichsraths geschlossen und damit die Möglichkeit abgeschnitten, die Verfassung durch dieselbe Versammlung, welche sie beschlossen, wieder aufheben zu lassen.

Graf Russell war, wie in Berlin, so in Kopenhagen gescheitert. Er sah keinen Ausweg mehr, als die Conferenz. Unter dem 24. December wies er seine Gesandten in Wien, Berlin und Frankfurt an, die Conferenz förmlich vorzuschlagen; sie sollte von den Unterzeichnern des Londoner Vertrages und einem Vertreter des deutschen Bundes abgehalten werden. Die Basis werde die Anerkennung König Christian's IX. sein; der Ausgangspunkt der status quo für beide Theile. Sie solle in London oder Paris abgehalten werden. Zur Unterstützung dieses Vorschlags führte Lord John aus, daß König Christian ja von Geburt ein deutscher Prinz sei, daß seine natürliche Neigung, seine deutschen Unterthanen eben so liberal zu behandeln wie die dänischen, nicht in Zweifel gezogen werden könne. Es sei doch in der That ein geringer Unterschied, ob in Schleswig oder Holstein ein Fürst aus dem Hause Glücksburg oder Augustenburg regiere; endlich habe Dänemark ein Recht zu erfahren, welches die Grenze der deutschen Forderungen sei. Für Berlin erhielt diese Depesche noch einen besonderen Zusatz: Sir Andrew soll geltend machen, daß, wenn die Nationalität ein Grund für die Theilung Dänemarks sei, die Nationalität in Posen ein Grund für die Theilung dieser Provinz sein würde. Es würde die sicherste Politik für Preußen sein, seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen nachzukommen. Sir A. Buchanan hatte unter dem 26. December als Ausgleichungsmittel vorgeschlagen, daß Südschleswig mit Holstein administrativ vereinigt werde; nur dürfe Südschleswig nicht in den deutschen Bund aufgenommen werden, damit Kiel ein dänischer Kriegshafen bleibe. Lord John hielt sich in der weiteren Instruction vom 28. Dec. an seine Gesandten in Paris, Petersburg, Kopenhagen, Wien und Berlin allgemeiner. Sie sollten die beiden Principien geltend machen, auf welchen die Lösung des Streites beruhe: das eine sei die Integrität Dänemarks, das andere, daß die deutschen Unterthanen dieses Staates durch Institutionen und durch die mit deren Ausführung betrauten Männer Garantien für eine unparteiische Regierung erhielten. Bereits einige Tage zuvor war Lord Wodehouse angewiesen worden, in Kopenhagen nunmehr mit allem Nachdruck wenigstens auf eine Conferenz zu dringen.

Aber der Gang der Ereignisse war schneller. Die Bundestruppen waren in Holstein eingerückt und am 28. December stellten Oesterreich und Preußen den Antrag auf Inpfandnahme Schleswigs. Ueberall in Holstein hatte sich die Bevölkerung für Herzog Friedrich ausgesprochen. Vergebens beschwerte sich Sir Andrew Buchanan am 26. December darüber, daß die Musikbanden der Bundestruppen revolutionäre Melodien spielten. Der Herzog war selbst in das Land gekommen und der Antrag, welchen Oesterreich und Preußen am 2. Januar beim Bunde stellten, den Herzog aufzufordern, Holstein zu verlassen, wurde von der Mehrheit abgewiesen. Was half es, daß Lord John die deutschen Mittelstaaten mit Vorwürfen über das Benehmen ihrer Truppen in Holstein überhäufte; daß er neben Sachsen auch Bayern und Würtemberg dafür verantwortlich machte; daß er sie ermahnte, die Bundestruppen nicht nach Schleswig vorgehen zu lassen, bevor die Unterzeichner des Londoner Vertrages sich ausgesprochen hätten; die ernstesten Folgen würden daraus entstehen. Alle Bemühungen der englischen Regierung, den Frieden zu erhalten, könnten durch die Ereignisse eines Tages vereitelt werden. Herr v. Beust antwortete, das Benehmen deutscher Truppen in einem deutschen Bundeslande gehe eine fremde Regierung nichts an; wenn dafür sogar Bayern und Würtemberg verantwortlich gemacht werden sollten, so sei dies nur ein Beweis mehr von der Unwissenheit über die Dinge, die in Deutschland vorgingen. Dazu kam, daß Frankreich den Conferenzvorschlag ausweichend beantwortete (am 29. December). Herr Drouyn sagte an diesem Tage dem Lord Cowley, daß er von den Regierungen Oesterreichs und Preußens sondirt worden sei, die Conferenz, welche 1852 über die schleswig-holsteinsche Frage gehalten worden, wieder aufzunehmen, unter Hinzuziehung eines Vertreters des deutschen Bundes, und zwar in Paris. Er habe ebenso vertraulich erwidert, daß er keinen Vortheil bei der Hinzuziehung eines Vertreters des deutschen Bundes sehe, der jedenfalls Alles thun werde, die Arrangements von 1852 zu stören und Oesterreich und Preußen aus ihrer Bahn zu werfen. Bevor man jedoch eine Conferenz annehmen oder ablehnen könne, müsse Frankreich die Absichten Oesterreichs und Preußens kennen. Die Bundestruppen hätten Holstein besetzt; dieser Besetzung sei die Proclamation des Prinzen von Augustenburg gefolgt ohne Remonstration oder Protestation der Bundesautorität, und jetzt läge ein Antrag beim Bunde vor, die Ansprüche des Prinzen anzuerkennen: man müsse wissen, ehe man zu einer Conferenz zusammenträte, ob Oesterreich und Preußen beabsichtigten, die Schritte des Bundes zu unterstützen oder ob sie sich selbst gebunden erachten würden durch die Entscheidung, welche die Conferenz träfe: man müsse sicher sein, daß die neue Regelung, zu welcher man käme, nicht ein todter Buchstabe würde, wie der Londoner Vertrag. In diesem Sinne habe er Depeschen an die beiden deutschen Mächte gerichtet, und ehe er Antwort habe, könne er nichts weiter über die Conferenz sagen. Er schloß endlich damit, daß die kaiserliche Regierung bereit wäre, einem Kriege zuvorzukommen, und wenn dies durch eine Conferenz geschehen könne, so würde Frankreich sich nicht ausschließen.

Nur eine schwache Hoffnung blieb dem Grafen Russell übrig. Die übereinstimmenden Forderungen Englands, Rußlands und Frankreichs, die Verfassung vom 18. November zurückzunehmen, die Drohung, welche denselben hinzugefügt

war, Dänemark andernfalls im Stich zu lassen, hatten doch einen starken Eindruck in Kopenhagen hinterlassen. Der Bischof Monrad trat mit dem Programm, den Frieden durch Ausführung der Stipulationen von 1851—52 zu erhalten, in den letzten Tagen des December an die Stelle des Herrn Hall. Herr Hall hatte die Verabredungen von 1851—52 dem Bunde gegenüber ein Mal für unausführbar, das andere Mal für bloße Aeußerungen des Königs von Dänemark über seine Absichten erklärt, welche nicht bindend sein könnten; er war damit zur eiderdänischen Politik zurückgekehrt, und wenn Herr Monrad jetzt mit dem Programm jener Verabredungen eintrat, so bedeutete dies das Aufgeben der im letzten Jahre befolgten eiderdänischen Richtung. Allein man konnte wenig Gewicht auf die Aufrichtigkeit dieser Wendung legen, da Bischof Monrad selbst ein altes Mitglied der eiderdänischen Partei war. So bemerkte er denn auch gleich in Bezug auf den Antrag Oesterreichs und Preußens vom 28. December gegen Sir A. Paget, daß dies so viel heiße als eine Kriegserklärung. Die öffentliche Meinung Dänemarks wolle keine Concessionen und Dänemark sei auch allein im Stande zu widerstehen. Indeß konnte der Bischof doch nicht jeden versöhnenden Schritt ablehnen, nachdem er mit dem Programm der Versöhnung eingetreten war, und jedenfalls wäre es unklug gewesen, Dänemark durch Halsstarrigkeit zu isoliren. Am 31. December konnte Sir A. Paget berichten, daß zwar, da der 1. Januar morgen unwiderruflich erscheine, das neue Ministerium nichts weiter thun könne als den Streich zu erwarten, den Deutschland beabsichtige, und das Land in Vertheidigungszustand zu setzen, indeß werde Bischof Monrad sofort eine Conferenz verlangen. Am 3. Januar erklärte denn auch der neue Premier Lord Wodehouse und Herrn Evers, daß Dänemark zwar alle Ursache habe sich zu beklagen, dennoch aber einen entgegenkommenden Schritt thun wolle, um den Krieg abzuwenden. Der König habe dem Frieden ein großes Opfer gebracht, indem er seinen Truppen befohlen, sich vor den Executionstruppen zurückzuziehen. Er habe gehofft, daß die Bundesgewalt das Arrangement, Kraft dessen die dänischen Truppen sich erst beim Einrücken der deutschen aus den Städten Holsteins zurückziehen sollten, zur Hinderung jeder revolutionären Bewegung benutzen würde. Die Scenen in Kiel, in Altona wie an anderen Orten hätten diese Hoffnungen getäuscht. Trotzdem fühle der König die Verpflichtung im Hinblick auf das Protokoll vom 14. April 1856, in welchem die Unterzeichner des Pariser Friedens erklärten, vor jeder Waffenentscheidung die Mediation der befreundeten Mächte suchen zu wollen, diese Vermittlung in Anspruch zu nehmen. Ueberdies habe Dänemark einen speciellen Rechtstitel anzurufen. Der deutsche Bund greife den Londoner Vertrag, d. h. die Integrität Dänemarks an. Die Mächte, welche jenen gezeichnet, könnten sich unmöglich der Unterstützung der Principien entziehen, die sie so feierlich proclamirt hätten. Während der Verhandlungen müsse jedoch der status quo aufrecht erhalten werden. Ein Angriff auf Schleswig wäre Kriegsfall für Dänemark; müsse die dänische Armee vor überlegenen Kräften aus Schleswig, aus Jütland weichen, so werde man sich auf den Inseln vertheidigen, bis Kopenhagen in der Hand des Feindes sei.

Monrad versagte sich mit großer Klugheit dem Vorschlage Russell's, eine

Conferenz dänischer Seits zu verlangen — aus Rücksicht auf Frankreich, welches die Conferenz sichtlich nicht wollte. Er nahm in derselben Absicht, mit ausdrücklicher Beziehung auf den Pariser Frieden, die Mediation der befreundeten Mächte in Anspruch, und rief die außerdeutschen Unterzeichner des Londoner Vertrages an, ihr Werk aufrecht zu erhalten. Am 5. Januar ging die bezügliche Depesche nach Paris, London und Petersburg ab.

Graf Russell beeilte sich diesen Schritt zu unterstützen. Er folgte Herrn Monrad auf seinem Wege, ohne formell den Conferenzvorschlag fallen zu lassen. An demselben 5. Januar schrieb Lord John an Mr. Jerningham, Lord Napier und Graf Cowley: „Eine Uebereinkunft der nichtdeutschen Unterzeichner des Londoner Vertrages sei wünschenswerth. Das Vorgehen des deutschen Bundes enthalte einen ungerechtfertigten Angriff auf Dänemark zum Zwecke seiner Zerstückelung. Durch eine Execution habe sich der deutsche Bund Holsteins sammt Rendsburg und Friedrichsstadt bemächtigt. Diese Execution wolle der Bund in Occupation verwandeln, um den Prinzen von Augustenburg auf den Thron von Holstein zu setzen, dann solle ihm von Seiten der Bundesstaaten Hülfe zur Eroberung Schleswigs geleistet werden. Oesterreich und Preußen dagegen wollten Schleswig in Pfand nehmen, um die Erfüllung der deutschen Forderungen zu erzwingen. Diesem Systeme gegenüber, welches die Anerkennung des Besitztitels Christian's IX. auf Schleswig enthalte, verlange England nur Zeit und unparteiische Erwägung. Diese kann erreicht werden, wenn der Bund nunmehr mit kriegerischen Maaßregeln inne hält, da die Besetzung Holsteins ohnehin vollendet ist, durch eine Conferenz der Unterzeichner des Londoner Vertrages, oder durch eine Vermittlung der nichtdeutschen Unterzeichner desselben. Theilten Rußland, Frankreich und Schweden diese Ansicht, so könnten dieselben durch eine dem Inhalte nach gleiche Note Oesterreich, Preußen und dem deutschen Bunde mitgetheilt werden. Glücke der Versuch, so bleibe der Frieden erhalten; mißlinge er, so würde jede der vier Mächte Freiheit haben, ihrem Interesse gemäß zu handeln."

Es war die Absicht Graf Russell's — wie eine spätere Depesche zugesteht — durch diese Aufforderung zum Concert und zur Cooperation Dänemark nicht nur eine moralische, sondern auch eine materielle Unterstützung zu verschaffen. Schweden nahm den Vorschlag auf der Stelle an, es hatte längst in England ermahnt, thatkräftiger für Dänemark einzutreten; Schweden sei bereit zum Krieg für Dänemark, nur müsse es wenigstens eine Großmacht zur Seite haben. Nicht so günstig war die Aufnahme in Petersburg. Oesterreich und Preußen, sagte Fürst Gortschakoff, würden sich sicherlich den Forderungen der vier Mächte nicht fügen, noch weniger die übrigen deutschen Staaten in ihrer Aufwallung; wozu ein Schritt, dessen Mißlingen sicher sei? Es scheine ihm sehr wichtig, daß die Action Oesterreichs und Preußens sich in gewichtigen Fragen nicht von der Englands und Rußlands trenne. Glücklicher Weise dächten und handelten diese vier Mächte gegenwärtig in einer viel bedeutenderen Frage in Uebereinstimmung; man dürfe sich in der holsteinschen Frage nicht in zwei Lager theilen (6. Januar). Lord Napier erwiderte, daß, wenn ein Angriff auf Schleswig versucht würde, es nicht unwahrscheinlich sei, daß die Deutschen sich einer bewaff-

neten Intervention Englands gegenüber befinden würden. Trotzdem lautete die formelle Antwort dahin, daß das russische Cabinet ein starkes Widerstreben empfände, dem preußischen Cabinet und zugleich dem deutschen Bunde Vorstellungen zu machen, daß das russische Cabinet keinen formellen oder kategorischen Schritt zu thun gedenke, bevor es die Folgen einer Abweisung reiflich erwogen und bevor es genaue Kenntniß habe, welchen Weg die englische Regierung in einem solchen Falle einschlagen würde. Noch bestimmter war die Ablehnung Frankreichs, obwohl Dänemark sich auch auf den Pariser Frieden berufen hatte, um einen gemeinsamen Schritt, die Mediation der nichtdeutschen Unterzeichner herbeizuführen. Ja Herr Drouyn ging weiter. Er richtete am 8. Januar eine Note an die Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, in welcher er den Londoner Vertrag ein „ohnmächtiges Werk" nannte, und die Theilnahme Frankreichs an einer Conferenz von der Zustimmung des deutschen Bundes zu einer solchen abhängig machte. Diese Conferenz würde sich übrigens nicht in Widerspruch mit dem deutschen Bunde setzen dürfen, indem man sie einlade, über Fragen zu berathen, die thatsächlich bereits entschieden wären, und nur den Status quo zum Ausgangspunkte nehmen können. Ein allgemeiner Congreß hätte durch die Verschiedenartigkeit der Interessen, die ihm zu behandeln obgelegen, Elemente der Transaction geboten, die nothwendig einer auf ein bestimmtes Interesse beschränkten Conferenz fehlen müßten. Da überdies die Beschränkung der Theilnahme derselben den Kaiser genöthigt haben würde, mehrere Staaten auszuschließen, die der Idee des Congresses zugestimmt, so habe der Kaiser Paris nicht als Ort der Conferenz annehmen können.

Nicht blos die Conferenz war gescheitert. Auch die Bemühungen des Grafen Russell und des Bischof Monrad, durch eine formelle Anrufung eine gemeinsame Mediation oder Intervention der nichtdeutschen Unterzeichner des Londoner Vertrages herbeizuführen, waren durch den Widerspruch Rußlands und Frankreichs vereitelt.

Die Dinge nahmen einen immer bedenklicheren Lauf. Am 11. Januar berichtet Lord Napier, Fürst Gortschakoff habe ihm als einen Gegenstand der Erörterung hingeworfen, ob man Dänemark nicht dazu bestimmen sollte, die Occupation Schleswigs durch österreichische oder preußische Truppen zuzugeben, als materielle Gewähr dafür, daß Dänemark seine Verpflichtungen gegen die deutsche Bevölkerung Schleswigs erfülle. Dafür werde der Prinz von Augustenburg aus Holstein entfernt und allen Demonstrationen zu dessen Gunsten, welche die Bundesautoritäten geduldet, ein Ende gemacht werden. Fügten sich diese nicht, so würden die Bundestruppen in Holstein durch österreichische und preußische ersetzt werden. Lord Napier fügt hinzu, daß er nicht unterlassen habe, seine Bedenken geltend und darauf aufmerksam zu machen, daß, was den deutschen Theil Schleswigs beträfe, man sich auf Herrn v. Bismarck selbst nicht verlassen könne. Wenige Tage darauf, am 15. Januar, sagte Fürst Gortschakoff nach Tische zu Lord Napier in Gegenwart des Grafen Redern und des Grafen Thun: Oesterreich und Preußen hätten, nach eingelaufenen Telegrammen, beschlossen selbständig zu handeln, und nach einer in 48 Stunden zu beantwortenden Aufforderung in Schleswig einzurücken. Lord Napier entgegnete, daß es unvernünftig und un-

menschlich sein würde, Dänemark mit einer Ueberstürzung zu überziehen, die es verhindern müßte, die Rathschläge der übrigen Mächte zu befolgen, und wenn der Zweck die Zurücknahme der Verfassung vom 18. November sei, so mache solches Vorgehen es unmöglich, die Verfassung in gesetzlicher Form zurückzuziehen. Fürst Gortschakoff erwiderte, sein Rath werde keine Wirkung haben, ersuchte jedoch die Grafen Redern und Thun an ihre Cabinette zu telegraphiren, damit sie in Betracht der guten Dienste, welche England und Rußland anwenden würden, eine längere Frist eintreten ließen.

Am 14. Januar hatten Oesterreich und Preußen die Abstimmung über ihren Antrag auf die Inpfandnahme Schleswigs in Frankfurt verlangt, und als die Mehrheit ihn ablehnte, die Erklärung gegeben, denselben auf eigene Hand auszuführen. Am 16. wurde Dänemark aufgefordert, die Verfassung vom 18. November binnen acht und vierzig Stunden zurückzunehmen. Am 18. Januar Mittags war die Frist verstrichen; Dänemark lehnte ab, und die Truppen Oesterreichs und Preußens wurden in Bewegung gesetzt.

Es blieb dem Grafen Russell nichts als der Versuch übrig, auf die Aufhebung der Verfassung vom 18. November zurückzukommen und den Dänen eine neue Frist für diese zu verschaffen. In Kopenhagen mußte alles daran gesetzt werden, dieser Forderung der deutschen Mächte Nachachtung zu schaffen, in Wien und Berlin mußten alle Mittel aufgeboten werden, ein rasches Vorgehen zu verhüten. Lord Napier wurde angewiesen, die Cooperation Rußlands in Anspruch zu nehmen, an ihn wie an den Grafen Cowley erging die Weisung, die Verständigung über ein gemeinsames Handeln der vier nichtdeutschen Unterzeichner des Vertrages von 8. Mai 1852 zur Aufrechthaltung desselben herbeizuführen; während Sir Andrew Buchanan und Lord Bloomfield aufgetragen wurde, mittelst einer Note an die Cabinette von Wien und Berlin die feierliche Anfrage zu richten: ob Oesterreich und Preußen, nachdem sie eine so drohende Aufforderung an Dänemark gerichtet, das Princip der Integrität Dänemarks noch festhielten. Sie entledigten sich dieses Auftrags am 19. Januar. Schon unter dem 18. konnte Lord Napier aus Petersburg berichten, daß Herr von Nikolai angewiesen sei, Sir A. Paget zu unterstützen; dagegen bemerkte er am 22., daß Fürst Gortschakoff mit dem weiteren Vorschlage des Grafen Russell Oesterreich und Preußen zu engagiren, dem Reichsrathe Zeit zu geben, nicht einverstanden sei. Noch ungünstiger beantwortete Herr Drouyn die neuen Eröffnungen Lord Cowley's. Er fragte zunächst, was unter „gemeinsamem Handeln," zu welchem Frankreich aufgefordert werde, zu verstehen sei. Frankreich wünsche die Aufrechthaltung des Londoner Vertrages. Aber durch welche Mittel werde dies möglich sein. Die diplomatischen seien angewendet und wenn es sich um Anwendung von Gewalt handele, so müsse Frankreich seine Antwort vorbehalten. Es habe keine Verpflichtung den Londoner Vertrag aufrecht zu halten, und wenn es zwischen der Aenderung jenes Vertrages und einem Kriege zu wählen hätte, so würde Frankreich die erste Alternative vorziehen, ebenso wie England die Trennung Belgiens und die Aenderungen des Zustandes Italiens zuzulassen dem Kriege für Aufrechthaltung der Verträge von 1815 vorgezogen habe (16. Januar).

Bei solchem Widerspruche Rußlands und Frankreichs war es unmöglich eine gemeinsame Action gegen Oesterreich und Preußen zu organisiren. In Berlin und Wien hatte die feierliche Aufforderung vom 19. Januar auch keine Antwort gefunden, vielmehr hatte der preußische Minister zu Sir A. Buchanan am 23. Januar wiederum von den Folgen des Krieges gesprochen, welcher gegen Dänemark ausbrechen und alle bestehenden Verträge aufheben werde. Indeß, war hinzugefügt, es könnte ein anderer vollständigerer Vertrag auf der alten Basis geschlossen werden, falls nicht der Krieg durch die Intervention anderer Staaten Verhältnisse annähme, welche Oesterreich und Preußen berechtigen würden, Zugeständnisse zu fordern, die den zu bringenden Opfern entsprechen würden. Seiner Instruction gemäß erwiderte Sir A. Buchanan, daß die englische Regierung der Ansicht sei, daß Oesterreich und Preußen von Dänemark nichts als die Erfüllungen von 1851—52 verlangen könnten, während Preußen an Schadloshaltung für Opfer in einem Kriege zu denken scheine, den die englische Regierung für unnöthig halte. „Die englische Regierung giebt nicht zu, daß der Krieg mit Dänemark Oesterreich und Preußen der Vertragsverbindlichkeiten enthebt, welche sie gegen andere Mächte eingegangen sind.“ Herr v. Bismarck bestritt diesen Satz.

Nur von Kopenhagen ging dem Grafen Russell jetzt wiederum ein schwacher Hoffnungsstrahl auf. Gleich bei Uebergabe der österreichisch-preußischen Aufforderung vom 16. Januar hatte Graf Russel dem dänischen Cabinet auf das Dringendste gerathen, in der Antwort wenigstens die Bereitwilligkeit Dänemarks auszusprechen, den neuen Reichsrath zum Zwecke eines Votums über die Verfassung vom 18. November zusammenzuberufen. Herr Monrad hatte diesen Rath nicht befolgt, weil er — wie er Sir A. Paget am 19. Januar sagte — die Aufforderung Oesterreichs und Preußens nicht als ein Ultimatum ansehe; die Sommation sei nur gestellt Seitens der beiden deutschen Mächte, um Holstein in Besitz nehmen zu können. Baron Brenner habe ihm diese Voraussetzung beinahe zugegeben. Dem fortgesetzten von Herrn von Nikolai unterstützten Andrängen Sir A. Paget's, daß der letzte Moment unwiderruflich für Dänemark gekommen sei, sich über seine Intentionen bezüglich der Verfassung vom 18. November auszusprechen, gelang es endlich, den Herren Monrad und Quade ein scheinbares Zugeständniß abzugewinnen: die dänische Regierung sei bereit, den Reichstag in kürzester Frist zu berufen und demselben Behufs Rücknahme jener Verfassung eine Vorlage zu machen. Zugleich würde diese Verfassung durch eine Ordnung der Dinge ersetzt werden, die in Uebereinstimmung mit dem Königlichen Patent vom 28. Januar stände und zwar nach der Auslegung, welche dasselbe durch Unterhandlungen erhalten hätte, die unter den Auspicien der nichtdeutschen Mächte stattfinden würden; „denn man könne doch,“ wie Herr Monrad sagte, „nicht in's Leere fallen.“ Das Cabinet würde diesen Vorschlag mit seinem ganzen Einfluß stützen und sich zurückziehen, wenn es im Reichsrathe scheitern sollte. In der Depesche vom 21. Januar, welche diese Concession nach London meldete, motivirte Herr Quade dieselbe durch die Rücksicht, welche Dänemark dem Rathe Englands und Rußlands schuldig sei und fügte hinzu, daß sie vom Lande nicht günstig aufgenommen werden würde.

Diese Wendung macht der dänischen Schlauheit alle Ehre. Es war die

insolenteste aller Concessionen, welche die Annalen der Diplomatie kennen. Im Grunde nichts weiter als eine Wiederholung des Wechsels zwischen Eiderpolitik und Gesammtstaatspolitik, in welchem sich die dänische Politik je nach den Umständen seit 1848 bewegte, war die Verbindung, in die diese beiden Systeme gerade in diesem Vorschlage gebracht waren, doch von besonderem Scharfsinn. Man verlangte die Verfassung vom 18. November in volle Wirksamkeit setzen, die Incorporation Schleswigs bis zur letzten Consequenz vollziehen zu dürfen, um dieselbe wieder aufzuheben; aber man machte diese Aufhebung nicht blos von der Zustimmung des neuen Reichsraths, sondern auch von europäischen Verhandlungen abhängig, deren Resultat, wenn überhaupt ein solches erzielt wurde, sowohl die dänische Regierung als dieser Reichsrath ablehnen konnten. Dann blieb es natürlich bei der Verfassung vom 18. November, bei der Incorporation Schleswigs. Dazu brach diese geniale Concession, wenn sie nur angenommen wurde, dem Conflict gerade im bedrohlichsten Augenblick die Spitze ab, sie etablirte die schiedsrichterliche Stellung der nichtdeutschen Mächte im Streite zwischen Deutschland und Dänemark, sie sicherte Schleswig vor der Invasion und garantirte Dänemark die Basis von 1851—52, welche es selbst verwirkt hatte, und zugleich die volle Verwirklichung der Verfassung, welche die Aufhebung der Verabredungen von 1851—52 war. Nachdem die Novemberverfassung, die Incorporation Schleswigs, unter der Zulassung nicht blos sondern unter der Zustimmung Deutschlands in volle Wirksamkeit getreten, stand es beim Reichsrathe ob er sich selbst tödten, ob er eine neue Ordnung der Dinge am Ende einer unabsehbaren europäischen Verhandlung annehmen wolle oder nicht. Bis dahin hatten die Truppen Oesterreichs und Preußens an der Eider das Gewehr bei'm Fuß ruhig zu warten, um günstigsten Falls mit dem Triumphe — Herrn Monrad von seinem Posten zurücktreten zu sehen, heimzuziehen!

Graf Russell war glücklich, diese enormen Concessionen Dänemarks in der Hand zu haben. Auf der Stelle forderte er Rußland und Frankreich auf, die Anerbietungen Dänemarks in Berlin und Wien zur Annahme zu bringen, die deutschen Mächte zu engagiren, Dänemark Zeit zur Zusammenberufung des Reichsrathes zu gewähren. Rußland versagte seine Mitwirkung, aber England und Frankreich zeigten in Berlin an, daß der König von Dänemark bereit sei, den Reichsrath Behufs Rücknahme der Verfassung zusammen zu berufen und forderten zu diesem Behufe, daß Oesterreich und Preußen Dänemark sechs Wochen Zeit gewährten. Diese Forderung wurde in Berlin und Wien peremptorisch zurückgewiesen.

Auch dieser so viel verheißende Versuch war gescheitert. Unermüdlich machte Graf Russell einen neuen. Man müsse Oesterreich und Preußen durch einen europäischen Act, durch ein förmliches Protokoll, welches zunächst die nichtdeutschen Mächte und Dänemark zeichneten, eine Gewähr für die Aufhebung der Verfassung vom 18. November geben, um dadurch Oesterreich und Preußen zur Aufschiebung der Invasion zu vermögen, um ihnen, wie Graf Russell nachmals sagte, das Unterpfand eines Tractats statt der territorialen Garantie, welche sie suchten, zu gewähren. Zur Empfehlung dieses Vorschlags wiederholte er, wie dringend geboten das Einverständniß Englands, Rußlands, Frankreichs

und Schwedens geworden sei, wie die moralische Wirkung dieser Vereinigung allein hinreichen würde das Ziel, welches man im Auge habe, zu erreichen. Auch der Fall aber Dänemark materielle Hülfe zu schaffen, wenn solche nothwendig werden sollte, dürfe von der gemeinsamen Berathung der Mächte nicht ausgeschlossen werden. Am 27. Januar berichtete Lord Napier, daß Fürst Gortschakoff zwar bereit sei, ein solches Protokoll zu zeichnen, aber starke Zweifel hege, ob die übrigen Mächte sich anschließen würden. Herr Drouyn fragte den Grafen Cowley, welcher Umstand denn glauben lasse, daß die Wiederholung der Forderung des Aufschubes in Berlin und Wien besseren Erfolg haben werde? Wäre England sicher, daß man in Berlin und Wien darauf einginge, so würde sich Frankreich anschließen; sollte aber das beabsichtigte Protokoll eine neue Weigerung der deutschen Mächte registriren, so wäre dies für Frankreich entweder ein Verlust an Würde oder ein Engagement zu weiteren Maaßregeln, auf welche Frankreich gegenwärtig nicht eingerichtet sei. Noch deutlicher drückte sich Herr Drouyn in einer Depesche aus, welche Fürst Latour am 28. Januar dem Grafen Russell vorlas. Graf Russell, heißt es in derselben, habe Bezug auf materielle Hülfe genommen, welche Dänemark in gewissen Fällen geleistet werden sollte. Der Kaiser von Frankreich würdige vollkommen die Bedeutung des Londoner Vertrages, indeß könnten die Umstände eine Modification desselben fordern. Der Kaiser sei immer geneigt gewesen, große Rücksicht auf die Gefühle und Bestrebungen der Nationalitäten zu nehmen; er würde Widerwillen gegen jedes Mittel empfinden, welches ihn nöthigen könnte, sich den Wünschen Deutschlands mit den Waffen zu widersetzen. England würde sich in solchem Falle auf Blokaden und Aufbringung von Schiffen beschränken. Aber der Boden Frankreichs berühre den Deutschlands, und ein Krieg gegen Deutschland wäre der gewagteste und verderblichste, welchen das Kaiserreich unternehmen könnte. Er würde zudem den grundlosen Verdächtigungen, daß der Kaiser am Rhein Vergrößerungen suche, neue Nahrung geben. Diese Gründe hinderten Frankreich, irgend ein Engagement für Dänemark zu übernehmen. Sollte späterhin das Gleichgewicht Enropas ernstlich bedroht werden, so würde sich der Kaiser dann geneigt finden können, im Interesse Frankreichs und Europas neue Maaßregeln zu ergreifen.

Die Mittel des Grafen Russell waren erschöpft. Am 1. Februar überschritten die Oesterreicher und Preußen die Grenze Schleswigs. Wenn Lord Palmerston am 4. Februar dem Unterhause sagte, daß der eben begonnene Krieg zwecklos sei, nachdem die außerdeutschen Mächte Oesterreich und Preußen Garantie für die Aufhebung der Novemberverfassung gegeben, so war diese Behauptung noch unwahrer als die andere, daß Preußen und Oesterreich die Aufrechthaltung des Londoner Vertrages zugesagt hätten; Graf Russel hütete sich, mit so unmotivirter Präcision zu sprechen.

Diese lange Reihe von Beschwichtigungen, Vermittelungen und Bedrohungen, von Vergeblichkeiten und Niederlagen, welche die englische Politik durchgemacht und erlitten, ist aus der falschen Stellung hervorgegangen, welche Graf Russell von vornherein zu dem Patent vom 30. März, danach zu der Verfassung vom 18. November eingenommen hat, wie aus dem völligen Mangel eines festen



Entschlusses und Zieles. Nachdem Graf Russell am 24. September 1862 anerkannt hat, daß die Verfassung von 1855 für Schleswig nicht mehr zu Recht bestehe, daß Schleswig volle Autonomie gewährt werden müsse; nachdem die beiden deutschen Mächte, nachdem der deutsche Bund diese Vorschläge als eine geeignete Grundlage zur Verständigung mit Dänemark angenommen, nimmt Graf Russell die Ablehnung derselben von dänischer Seite nicht nur ruhig hin, sondern tritt vollkommen auf den dänischen Standpunkt, auf den Standpunkt der Eiderpolitik, um sich dann von den Ereignissen wieder auf den Standpunkt der Verabredungen von 1851—52 zurückwerfen zu lassen. Ueber die Gründe der ersten Wandelung läßt sich aus der Reihe der Actenstücke, die wir überblickt, nur entnehmen, daß es das Mitgefühl für die Schwierigkeiten des dänischen Gouvernements war, welches ihn zu denselben geführt hat, daß er im Stadium nach dem Tode Friedrich's VII. der Meinung war, die Herzogthümer selbst wollten keine Trennung von Dänemark; nur die deutsche Agitation strebe nach einer solchen. Noch stärker wirkte wohl die Rücksicht auf die öffentliche Meinung Englands, auf die englischen Vorurtheile von der Nothwendigkeit, die Integrität Dänemarks zu erhalten, die deutsche Marine zurückzuhalten, sowie die Vorstellung, daß das getheilte Deutschland, jetzt so wenig als früher, einen Willen besitze. So hat der Gang, welchen Graf Russell genommen, weder Dänemark noch England zum Heile gereicht. Die Aufgabe, welche die gegenwärtige Lage dem Grafen oder seinem torystischen Nachfolger stellt, ist schwerer geworden als früher, aber gleichwohl einfach: England hat zu wählen zwischen Deutschland und Dänemark!

Politische Correspondenz.

Berlin, Anfang April 1864.

Das Schwergewicht unserer nationalen Frage fiel seit dem Anfang des Februar so ausschließlich in die militärische Action, daß vor der Schilderung der Kriegsereignisse der politische Bericht, den wir an diesem Orte zu geben pflegen, zurücktreten durfte. Auch heute noch sind die Blicke mehr auf die blutige Arbeit vor Düppel als auf die politische Entwickelung der Dinge und die Gewebe der Diplomatie gerichtet. Ueber das Eine jedoch wie über das Andere finden unsere Leser in diesen Blättern besondere, sie orientirende Darstellungen. So bleibt uns nur übrig, auf dem engsten Raum ein Gesammtbild von der Situation zu entwerfen.

Dem englischen Cabinet scheint es endlich zu gelingen, die Tractanten von 1852 sammt einem Vertreter des Bundes in London um den runden Tisch zu versammeln. Vor und nach der Execution in Holstein, vor und nach dem Einmarsch in Schleswig hat es um dieses Resultat sich abgemüht; und da die Sache anders nicht gehen wollte, hat es sich endlich mit der leersten Form, mit Conferenzen ohne Basis und ohne Waffenstillstand begnügt. Während die deutschen Mächte ihm in allen Stadien eine oft erstaunliche Zuvorkommenheit bewiesen,

fand es bei seinem Schützlinge Dänemark einen zähen und rücksichtslosen Widerstand, und aus der Anzeige, die Sir A. Malet am 23. März dem Bund machte, geht hervor, daß dieser Widerstand auch jetzt nur theilweis überwunden ist. Dänemark hielt an der, von Preußen verworfenen Forderung fest, daß die Berathung auf der Basis von 1851—52 geführt würde, und um es zu gewinnen, hat England von vorn herein die sehr parteiische Versicherung geben müssen, daß es seinerseits durchaus geneigt sei, jene Stipulationen zum Ausgangspunkt zu nehmen. So ist schon in der Ankündigung der Conferenz die Unmöglichkeit an's Licht getreten, die unversöhnlichen Gegensätze zu vermitteln. Aber Dänemark hat dem wankenden Whig-Ministerium das diplomatische Schauspiel in London zugestanden, weil sonst nach Palmerston's Andeutungen ein parlamentarischer Sieg der Tories, und in Folge davon eine Auflösung des Unterhauses und eine mehrwöchentliche Passivität der englischen Politik bevorstehe. Offenbar hofft man in Kopenhagen von den Tories nicht genug, um für den Wechsel des englischen Cabinets jenen Zeitverlust in den Kauf zu nehmen. So ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Conferenz zusammentritt, wenn auch nicht zum 12. April.

Aber im Moment, wo die europäische Diplomatie unsere Sache in die Hand nehmen will, ist es Zeit zu fragen, wie weit sie bisher von uns gefördert und gesichert wurde. Der räthselhafte Gang der preußischen Politik hat sehr entgegengesetzte Stimmungen geweckt. Während man im größeren Theile von Deutschland der Verzagtheit und Verbitterung verfallen ist, fängt bei uns ein Optimismus an Wurzel zu schlagen, der unserer Meinung nach nicht minder ungerechtfertigt ist. Ueber den ehrenvollen Kämpfen unserer Armee, über dem erfrischenden Gefühl, daß überhaupt etwas geschieht und gewagt wird, vergißt man nur zu sehr, daß wir ohne sicheres Ziel in das Dunkel hineingehen, und weil wir — kraft der unverwüstlichen Tüchtigkeit der schleswig-holsteinschen Sache — selbst auf unserem künstlichen und gefährlichen Wege einige Schritte weiter gekommen sind, fängt man an zu vergessen, daß die offene und grade Bahn, die wir zu gehen uns nicht entschließen konnten, unseren Staat zu einer weit bedeutsameren nationalen Stellung und die Geschicke Schleswig-Holsteins zu einer weit rascheren Lösung geführt haben würde.

Unsere politischen Erfolge — wir wollen sie mit unbefangenem Blick überschauen. Der erste, der augenfälligste Erfolg ist die Niederlage der Mittel- und Kleinstaaten. Der Bund ist todt und die Vorgänge seit dem 14. Januar sind die Geschichte einer schmerzlichen und kläglichen Agonie. Die nationale Mehrheit ist zersplittert; zu verführerisch wirkte die stille Gesinnungsgemeinschaft mit den conservativen Regierungen von Berlin und Wien. Die Anstrengungen einer Minderzahl, sich in Würzburg (18. Februar) zu sammeln, die Anläufe auf Beschleunigung der Erbfolgefrage, auf Berufung der Stände in Holstein, auf Verstärkung der Executionstruppen und auf allgemeine Kriegsbereitschaft; die Versuche endlich an der Action der Großmächte wieder einen Antheil zu gewinnen, sind an der Abneigung und Schlaffheit auf der einen, an dem Zwiespalt



der Anschauungen auf der anderen Seite völlig gescheitert. Wer an den Uebermuth vieler dieser Staaten zur Zeit des Frankfurter Fürstencongresses, an den Jubel über die Isolirung Preußens; wer an die hochfliegenden Träume einer Trias — mit dem Hintergrund des ausländischen Protectorats — denkt, der mag an der so harten Strafe, an der vollkommenen Vasallenschaft sich erfreuen. Wir unsererseits haben das Nächste, die schleswig-holsteinsche Sache im Auge. Wir erinnern uns, wie der beweglichere Volksgeist in den kleinen Staaten es war, der die Regierungen vorwärts zwang und der endlich auch die Großmächte in die Action trieb. Wir sehen mit Bangen, wie auf jenen Sturm jetzt fast Windstille gefolgt ist und wie das Schicksal unserer nordischen Brüder anfängt, eine **nur** diplomatische und militärische Frage zu werden. Man hat die volksthümlichen Factoren zurückgeschoben, durch welche wir unantastbar vor Europa dastanden. Man hat es verschmäht, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, deren vorbrechender Fluth Frankreich mit bedächtiger Scheu, England mit ärgerlichem Poltern ausgewichen sein würde. Die glänzendste Rolle, als Haupt des Bundes und der Nation, als Führer einer von dem Geiste der Freiheitskriege getragenen Erhebung, — Preußen hat diese Rolle von der Hand gewiesen, **mußte** sie — wir geben dies zu — von der Hand weisen, weil das Schicksal wollte, daß es nach dem Tode des dänischen Königs von einer Partei regiert war, welche jene fruchtbarsten Elemente moderner Politik nicht anzuerkennen und nicht zu leiten im Stande ist.

Die preußische Politik nahm eine andere Wendung. Zur Verwunderung der Welt war sie im December mit dem Cabinet alliirt, das bis vor wenigen Wochen am Bunde und in den Zollsachen, auf dem Fürstentage und in der polnischen Frage ihr entschiedenster Gegner gewesen war. Wir wissen wohl, daß es eine Linie giebt, auf der Oesterreich und Preußen sich zusammenfinden müssen, eine Gemeinschaft der Interessen, welche Mitteleuropa gegen das Uebergewicht von Westen oder Osten zusammenschließt. Wo aber drohte hier die Gefahr, welche Preußen gebot, statt des loseren Gefüges der Bundesstaaten die stärkere Macht Oesterreichs an sich heranzuziehen, — an sich heranzuziehen ohne Rücksicht auf die politischen Consequenzen und in einer Sache, in der das österreichische Interesse mit dem unsrigen und mit dem nationalen Rechte fast in gradem Gegensatz stand? Man rühmt das kühne Wagen der preußischen Politik, — wir sagen, diese Allianz beweist, wie wenig sie zum Wagen geneigt war. Oder war sie nicht orientirt über die schroffe Kluft, welche seit dem September, seit dem Ausgang der polnischen Frage, die Cabinette von Paris und London aus einander hielt? Wußte sie nicht, daß England nicht ohne den zwingendsten Grund seine Kunden bekriegt, und daß Schweden sofort von den Dänen sich zurückzog, als Frankreich unsicher wurde, als mit dem Successionsstreit die scandinavische Idee auftauchte? War bei solcher überschwenglichen Gunst der Situation eine Deckung durch Oesterreich erforderlich — eine Deckung durch eben den Staat, der vor kurzem noch in einem Rechberg'schen Circulare bekannt hat, daß er in die Action nur eintrat, um die „Zerstückelung" Dänemarks zu verhin-

dern? — Man rühmt es, wie weit die Bismarck'sche Politik Oesterreich mit sich geschleppt habe. Es ist wahr, seine Truppen marschirten unverzüglich mit nach Schleswig, obwohl Graf Rechberg sicher weit lieber die geforderte sechswöchentliche Frist zur Zurücknahme der November-Verfassung gewährt hätte; es ließ sich nach einigen Mühen überreden, in Jütland einzurücken; es ist endlich auch, wie ein französisches Circular vom 27. Februar bezeugt, über die Schranken von 1851—52 in etwas hinausgegangen oder hat sich doch in Betreff derselben Freiheit vorbehalten; — was aber haben wir geopfert, um diesen Bundesgenossen zu gewinnen und mit uns zu ziehen! Wir kündigten im December der europäischen Diplomatie den Rücktritt vom Londoner Protokoll an, wenn Dänemark bis zum ersten Januar die November-Verfassung nicht zurückgenommen hätte. Der erste Januar kam heran und der Rücktritt blieb aus. Wir sagten, daß der Krieg alle Verträge aufhebe, und gleichzeitig mit dem Einmarsch nach Schleswig gaben wir England die Erklärung (31. Januar): Indem Preußen sich aufmacht die Stipulationen von 1851—52 zu erzwingen, hat es eben damit das Princip der Integrität Dänemarks anerkannt; und nur eine Hinterthür blieb durch die Bemerkung offen, daß die dänische Hartnäckigkeit uns vielleicht zwingen könnte, Combinationen fallen zu lassen, die mit den Opfern des Krieges nicht mehr im Verhältniß ständen. Wir erkauften die Zustimmung Oesterreichs zum Einmarsch in Jütland mit jener identischen Depesche vom 7. März, welche ausdrücklich versicherte, daß die Ausdehnung der militärischen Operationen an den früheren Erklärungen nichts ändere, und welche das überraschende Angebot eines Waffenstillstandes auf der Basis des uti possidetis machte — einer Waffenruhe in dem Augenblicke, wo die Ehre unserer Armee für die Eroberung von Düppel und Alsen engagirt war. Und wie wir bisher an Oesterreich einen Alliirten hatten, der den Mediationsversuchen Lord John Russell's die eifrigste Unterstützung gewährte, so wird bei den Berathungen in London unser Genosse mit England und Rußland gegen uns seine Fäden spinnen. Er kann es ungestört; die Erregung der Nation legt ihm heute nicht mehr die Rücksicht auf, wie vor vier Monaten. — Das ist der Gewinn der österreichischen Allianz; wir hatten eine militärische Hülfe, die wir nicht bedurften, und einen politischen Hemmschuh, der uns vollends hinderte, klar und rasch das rechte Ziel hinzustellen.

Denn das ist noch ein Punkt, welcher über unser Verständniß hinausgeht — der Vortheil, der in dem Verstecken unserer letzten Zwecke liegen soll. Früher wirkte hier wohl der Widerwille gegen den Augustenburger mit; heute scheint man in unseren leitenden Kreisen einzugestehen, daß für die Personalunion alle Bedingungen auf dänischer, wie auf schleswig-holsteinischer Seite fehlen; man deutet an, daß sie nur eine Maske, die Lostrennung der Herzogthümer der Zweck und der Augustenburger ein unvermeidliches Uebel sein werde. Sollte es nun wirklich so nützlich sein, Europa an den Gedanken der Zerreißung Dänemarks allmählich zu gewöhnen? Wir haben die Kehrseite dieser Methode erfahren. Sie hat das Mißtrauen geweckt, als denke Preußen für sich selbst an einen Ländererwerb; sie hat das nationale Princip des Kampfes vor der

öffentlichen Meinung Europas verdunkelt. Und doch ist Niemand von den Schärferblickenden durch die Maske getäuscht; man kennt sehr wohl die Motive der Zögerung: den Zwiespalt in den Absichten der beiden deutschen Alliirten; den getheilten Willen und die Aengstlichkeit in Preußen selbst, — niemals aber haben wir gehört, daß die Lösung einer Frage dadurch leichter geworden sei, daß man monatelang und in der glücklichsten Lage sich scheute, das letzte Wort auszusprechen.

Und noch Eins hat diese Methode befördert: die Entscheidung der Sache und das Prestige derselben ist mehr als je Frankreich anheimgefallen. Hätten wir im Sturm das volle Recht unserer Stammesgenossen erobert, so wäre für die, an das nationale Princip gebundene, französische Politik der Widerstand schwer und die Zustimmung ohne Verdienst gewesen. Heute hält Napoleon III. die Wage der Dinge in der Hand, und wenn sein Interesse und seine Erbitterung gegen England ihm gebieten, sie zu Gunsten der unterdrückten Deutschen sinken zu lassen, so ist es sein Wille und nicht unser nationales Pflichtgefühl und nicht die Macht unserer Waffen, wodurch die Fesseln des Londoner Protokolls gesprengt werden. Noch freilich scheint es uns keineswegs gewiß, ob der französische Kaiser nicht dem Whigministerium seine letzte Hoffnung vereiteln und die Theilnahme an den Verhandlungen in London an Bedingungen knüpfen wird, welche Dänemark zum schleunigen Rückzuge bewegen. Wenn er aber die Conferenz beschickt — und in diesem Fall kann auch der Bund sich nicht ausschließen — so deuten alle Symptome darauf hin, daß die Befestigung des englisch-russischen Werkes von 1852 nicht die Sorge des französischen Botschafters sein wird. Die Gesichtspunkte, welche von Drouyn de Lhuys in seinen Unterredungen mit Lord Cowley, welche in den Noten vom 8. Januar und in der nach London gerichteten Depesche vom 28. Januar aufgestellt wurden, scheinen bisher unverändert geblieben zu sein. Danach ist der Londoner Vertrag ein „todter Buchstabe," ein „ohnmächtiges Werk," und bei der Alternative einer Aenderung jenes Vertrages oder eines Krieges zieht Frankreich das Erstere vor. Es erkennt an, daß die Bestrebungen der Deutschen auf eine engere Verbindung zwischen ihnen und den Herzogthümern „Holstein und Schleswig" gerichtet sind; und der Kaiser ist geneigt, diesen Gefühlen große Rücksicht zu schenken, zumal er einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland für das unglückseligste und verderblichste Unternehmen hält. Nur wenn „das Gleichgewicht der Mächte ernsthaft bedroht sein sollte," wenn Preußen — und wer denkt daran im Ernst — für sich selbst eine Vergrößerung suchte, würde Napoleon III. sich bewogen fühlen, neue Maaßregeln zu nehmen. So das Programm der französischen Politik; und die Stansfeld-Affaire und die Garibaldi-Feier in England haben dafür gesorgt, daß die Motive, welche dieses Programm eingaben, ungeschwächt geblieben sind.

So ist es nicht unmöglich, daß Frankreich auf der Conferenz offener als Preußen für eine Scheidung der Nationalitäten einsteht; ja daß es eine Volksabstimmung in Schleswig vorschlägt, die England nicht ablehnen könnte und

deren für den Herzog Friedrich günstiger Ausfall ja nicht zweifelhaft wäre. Würde man bei uns solchem Vorgehen wehren, statt der Politik Dogmatik treiben — als Gegenstück zu jener Ablehnung der Kaiserkrone 1849, die aus den Händen der Nationalsouveränetät entgegengetragen wurde? Würde man, auf den militärischen Besitz Schleswigs sich verlassend, zufrieden sein, wenn Dänemark die Personalunion nach dem Vorbild von Schweden und Norwegen oder von England und Hannover ablehnt, und die Ereignisse nun weiter treiben lassen? Aber Schleswig läßt sich nicht wie Rom auf unbestimmte Zeit besetzt halten; neben unseren Truppen stehen die Oesterreicher, und wir selbst könnten die Opfer der Occupation des küstenreichen Landes und die Zerstörung unseres Handels und unserer Rhederei nicht auf Jahre ertragen. Die Verschleppung bringt uns schwerlich über die Personal-Union hinaus, wohl aber leicht hinter sie zurück. Und wenn sich dies mit dem Ansehen unseres Staates, mit der Stimmung von Volk und Armee, ja selbst mit dem Charakter der wesentlich militärischen Reaction, welche seit 1862 bei uns eingetreten ist, nicht verträgt, — nun so ist die Stunde gekommen, dem Zögern ein Ende zu machen. Man werfe die Scheingründe weg, mit denen die Berufung der Stände in Holstein und Schleswig bisher hintertrieben worden ist. Man lasse die Bevölkerung, um deren Zukunft es sich handelt, endlich zu Worte kommen, damit sie die dreisten Behauptungen widerlegt, zu welcher die englische Diplomatie, Lord Cowley z. B. in Paris, die Stirn hatte — als sei die Bewegung in den Herzogthümern nur das Resultat einer fremden Intervention, als seien die Gefühle der Deutschen mit denen der Belgier und Italiener nicht vergleichbar. Ohne die Hülfe solcher Selbstthätigkeit der Schleswig-Holsteiner, mit blos militärischen und administrativen Mitteln wird man der Schwierigkeiten nicht Herr werden. So wichtig fast wie die rasche Eroberung der Düppeler Schanzen, ist es, daß dem berathenden Europa der Wille der Herzogthümer entgegengehalten werde. Nur so kann man der Ueberflügelung durch Frankreich entgehen, England mit seinen eigenen Principien schlagen, und das alliirte Oesterreich zwingen, in der Stille seinen Unmuth über eine Entwickelung der Dinge zu tragen, die es freilich seinerseits niemals gewollt hat.

Notizen.

Da ist es denn, das Buch, dessen Erscheinen schon seit längerer Zeit angekündigt war, über dessen eigentlichen Plan aber nur Unbestimmtes verlautete — das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von D. F. Strauß (Leipzig, Brockhaus 1864). Welch' einen Sturm gab es, welch' einen Aufruhr der Gemüther, welch' einen Streit- und Widerlegungseifer, als im Jahre 1835 das erste Leben Jesu von Strauß erschienen war! Unwillkürlich vergleicht man das Jetzt mit dem Damals und frägt, ob eine ähnliche oder gar



eine noch gewaltigere Aufregung von dem neuen Buche ausgehen werde? Wir sind sicher, daß der Verfasser nichts dergleichen erwartet. Er rückt nicht, wie damals, mit einem ganz neuen Princip in's Feld; er hat den polemischen Theil seiner Arbeit wesentlich beschränkt und er zeigt wenig Lust, noch einmal den Staub der theologischen Arena zu schlucken. Erklärt er doch geradezu, daß es ihm gleich gelte, ob die zünftigen Theologen ihn lesen wollen oder nicht — ihre Festungen, ihre Heeresaufstellungen läßt er zur Seite; nicht durch den Kampf mit den bestellten Vertheidigern des Landes, sondern im Einverständniß mit der Bevölkerung, durch die Vortheile, die er dieser verheißt oder wirklich bringt, glaubt er sich in des Landes Besitz setzen zu können. Wohl möglich, daß denn auch wirklich jene zünftigen Vertheidiger des Heiligthums sich durch dieses Verfahren in Sicherheit wiegen lassen; wohl möglich, daß sie es bei einigen recht drastischen Warnungsrufen bewenden lassen — haben sie doch den früheren Sturm nach ihrer eigenen Meinung glücklich abgeschlagen, ist es doch für sie eine tröstliche Erfahrung, daß auch in geistiger Hinsicht die Menschen immer wieder gerade an jenen romantischen Stellen sich anzusiedeln lieben, die periodenweise durch Ueberschwemmungen oder Erdbeben bedroht werden. Nicht unsere Sache ist es, ihnen diese Sorglosigkeit auszureden: genug, daß wir glauben, sie irren, wenn sie die Wirkung des neuen Buches lediglich nach dem Grade des Aufsehens und der Aufregung abschätzen, die durch dasselbe hervorgerufen werden dürften. Und doch, auch des Aufsehens genug hat nur eben das verwandte Buch des französischen Gelehrten gemacht: das deutsche trifft auf einen vorbereiteten, empfänglichen Boden. Ist es nicht unter allen Umständen ein wunderbares und bedeutsames Zusammentreffen: das Leben Jesu von Renan und die neue Bearbeitung desselben Lebens von Strauß? Wie grundverschieden beide Werke sind, wie deutlich jenes den französischen, dieses den deutschen Charakter an der Stirn trägt — das gleiche Bedürfniß, den Grund des religiösen Glaubens zu humanisiren, den Ursprung des Christenthums in den Fluß der natürlich-geschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechts aufzulösen, hat die eine wie die andere Arbeit dictirt; in der ungesuchten Begegnung beider Verfasser offenbart sich eine Solidarität der Ideen, eine von Nation zu Nation herüberreichende Sehnsucht nach Klarheit, Wahrheit und Vernünftigkeit in Sachen der Religion, die es doch schwer sein wird, als eine weitgreifende Verirrung der Gemüther, als eine geistige oder sittliche Krankheitserscheinung abzufertigen. Wie kömmt es doch, daß der deutsche Verfasser des Lebens Jesu, nach langer verstimmter Abwendung von dem Gebiete religiöser Fragen, eben jetzt den Antrieb in sich gefühlt hat, die alten Waffen, neu gestählt und geschärft aus der Rüstkammer wieder hervorzulangen? Nein, das ist sicher kein bloßer Revenant. Der Grund seines Wiederauftretens liegt auch nicht allein in dem natürlichen Verlangen des Schriftstellers, ein einmal angefangenes wissenschaftliches Geschäft, auf das er soviel Mühe gewandt und in das er soviel Capitalien gesteckt, an allem Ende irgendwie abzuwickeln. Für diesen Zweck würde zur Noth das Testament des Verfassers, wie er es jetzt in der Vorrede ausspricht, ausgereicht haben — Wiederabdruck des alten Leben Jesu nach der ersten mit Zuziehung weniger Verbesserungen der vierten Auflage. Zur Noth. Denn freilich, das Bedürfniß, die

ältere Arbeit „aus dem Ertrage weiterer Forschungen, fremder wie eigener, zu berichtigen und zu ergänzen,“ hat bei der Veröffentlichung dieser neuen wesentlich mitgesprochen, und die reine Sachlichkeit, die selbstverleugnende Wahrheitsliebe, mit welcher der Verfasser nicht etwa nur in Nebensachen frühere Ansichten preisgegeben, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit eines Menschenalters sich anzueignen und mit seinem allgemeinen Standpunkt auszugleichen bemüht gewesen, ist über alles Lob erhaben. Schon an sich, ohne Zweifel, ist es unschätzbar, daß diese Ergebnisse der Evangelienkritik wieder einmal von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus zusammengegriffen und gerade für die Beleuchtung der Ursprungsgeschichte des Christenthums, der Persönlichkeit, der Wirksamkeit und des Schicksals seines Urhebers verwerthet wurden: allein die eigentliche Bedeutung dieses Unternehmens liegt doch in etwas Anderem, liegt in dem praktischen Endzweck und in der populären Wendung, welche Strauß demselben zu geben versucht hat. In dem praktischen Endzweck; denn ausdrücklich erklärt er, daß es ihm mit aller seiner historischen Kritik darum zu thun sei, „dem menschlichen Geiste zu künftiger Befreiung von einem drückenden Glaubensjoche behülflich zu sein.“ Und unmittelbar steht damit die populäre Wendung im Zusammenhang. Wir kennen bereits die neue Adresse, an welche das Buch sich richtet. „Für das deutsche Volk bearbeitet,“ so heißt es auf dem Titel, und die Widmung wie die Vorrede sprechen sich klar über den Sinn dieses Zusatzes aus. Wir denken, der Verfasser hat sich nicht geirrt, wenn er voraussetzt, daß es unter dem deutschen Volke viele Männer gebe, deren Beifall ihn nach der Arbeit ebenso ermuntern werde, wie vor und während derselben der geliebte Bruder, der die Vollendung derselben nicht erleben sollte. Die Vorurtheile und die abschließende, vornehme Anmaaßlichkeit der zünftigen Wissenschaft zu durchbrechen, die wissenschaftliche Arbeit durch den lebendigen Zusammenhang mit dem gesunden Verstande und den echtesten Bedürfnissen unseres Volks zu versittlichen, — auf dieser Tendenz stehen auch wir mit unseren publicistischen Bestrebungen durchaus. Wir sind doppelt einverstanden mit dem Unternehmen, in Sachen des Glaubens und Gewissens die Entscheidung der Gemeinde anzurufen; es giebt nichts Populäreres als die Religion, und auf welchem Grunde stünde wohl derjenige Glaube, der sich der Prüfung der Besten und Gebildetsten des Volkes entzöge? An eben diese nun wendet sich das Straußische Werk. Man kennt die musterhafte Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Darstellungsweise, die Meisterschaft im sinnlich verdeutlichenden, den Kern der Sache glücklich treffenden, ihn durch ein populäres Gleichniß beleuchtenden Ausdruck. Um die unausbleibliche Wirkung einer solchen Sprache und eines solchen Vortrags haben ihn die Gegner oft beneidet; auch der Neid aber wird ihm den Vorwurf nicht machen können, daß damit auf die Oberflächlichkeit speculirt sei; denn auch das neue Leben Jesu ist keine leichte Lectüre, es hat, auch ohne hebräische und griechische Lettern, einen so zu sagen philologischen Wurf, es setzt überhaupt das ernsteste und eingehendste Interesse voraus, wie es selbst aus der gründlichsten und gelehrtesten Arbeit hervorgegangen ist. Die praktisch-populäre Tendenz des Buches besteht in der That zuletzt in nichts Anderem, als in der Appellation an den unbestochenen Wahrheitssinn, an den einfachen Verstand und das

gesunde Herz deutscher Nation, an die durch keine theologische oder philosophische Scholastik eingenommene, durch die Heroen unserer Literatur unter uns gepflanzte freie menschliche Bildung. Die Fortschritte der Wissenschaft seit den letzten dreißig Jahren arbeiteten dieser Tendenz dienend in die Hände. Erst jetzt war die Durchführung eines Planes möglich, bei welchem nicht blos das kritische, sondern auch das positive Interesse befriedigt werden konnte. Denn gestehen wir es — jene speculative Umdeutung der Christologie, mit welcher die Schlußabhandlung des älteren Straußischen Werkes die negativen Ergebnisse der Kritik zu decken versuchte, erfüllte diesen Zweck nur schlecht; sie mußte für den unbefangenen Sinn und das philosophisch ungeschulte Bewußtsein den Schein des Gemachten und Gezwungenen haben; sie überraschte durch einen Mysticismus, der nicht recht mit dem ethischen und kritischen Rationalismus des Verfassers stimmte; sie beruhte auf einer scholastischen Voraussetzung, welche die behauptete Voraussetzungslosigkeit der voraufgegangenen Kritik in Frage stellte und welche denn auch in der umstandslosen Behauptung der mythenbildenden Kraft der Idee zum Vorschein kam. Viele, die sich sonst den Inhalt des Buchs wohl aneignen konnten, gingen an dieser Schlußabhandlung vorbei und zogen es vor, nach allem Verlust an geschichtlichem Glaubensgehalt, Ersatz und Befriedigung auf dem Wege zu suchen, den Schleiermacher in seinem Jugendwerke angedeutet hatte, oder lieber noch sich bei dem praktischen Gefühl, dem Gesinnungsglauben Lessing's zu beruhigen. Aber anders jetzt. Eben dieser Lessing'sche Idealismus hat sich jetzt auch bei unserem Verfasser als der Kern aus jenem philosophischen Mysticismus — dem Producte einer geistreichen Zeitphilosophie — herausgeschält: einfach und allgemein verständlich tritt uns diesmal aus der Schlußbetrachtung der „ideale Christus" in natürlicher Beziehung zu dem historischen Christus entgegen. Alles hat ein menschlicheres und eben damit historischeres Ansehn bekommen. Der Mythus der evangelischen Geschichte ist nicht mehr, wie es früher zum Theil den Anschein hatte, das Wunderkind der „Idee;" mit dem geschichtlichen ist auch das geschichtsphilosophische Wunder gewichen; es ist ein wesentlicher Fortschritt dieser neuen Bearbeitung des Lebens Jesu, daß, hauptsächlich in Folge der Baur'schen Untersuchungen über die neutestamentliche Literatur, der schriftstellerischen Thätigkeit der Evangelisten, der bewußten und absichtlichen Dichtung ein größerer Antheil an der Entstehung der evangelischen Erzählung eingeräumt worden ist. Aber mehr als das, und wichtiger als das: erst diesmal kömmt auch der historische Christus, der positive Rest des wirklich Geschichtlichen zu größerer und selbständiger Geltung. Nicht eher wird sich das historisch-kritische Interesse mit dem Interesse der Frömmigkeit dauernd versöhnen, ehe nicht aus allem Wunder- und Fabelwesen die Gestalt des Stifters unserer Religion als ein Bild sich heraushebt, an das wir, wie unvollständig es erscheine, noch heute mit voller menschlicher Theilnahme, mit Verehrung und Liebe uns anschließen mögen. Diesem Verlangen gerecht zu werden, ist ein Hauptabsehen unseres Verfassers gewesen und hierauf vor Allem beruht der Anspruch seines Werkes auf praktische Wirkung und auf Popularität. Der ganze Plan seines Buches ist demgemäß ein anderer als der des älteren Werkes. Dem analytisch-kritischen Gange, der dort eingeschlagen war, dem Versuche, durch die

Zersetzung der evangelischen Erzählung auf den historischen Kern durchzudringen, tritt jetzt der entgegengesetzte synthetische gegenüber, die Nachzeichnung des Ganges, den einst die Sache selbst in ihrer natürlichen Entwickelung genommen haben muß. In zwei Theilen baut sich so das Ganze auf. Ein erstes Buch behandelt das Leben Jesu in geschichtlichem Umriß, versucht, wenigstens andeutungsweise, anzugeben, was Jesus von Nazareth wirklich war und wollte; ein zweites Buch behandelt die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung, sucht die Frage zu beantworten, wie stufenweise und allmählich die ungeschichtliche Erzählung in einer Reihe von Mythengruppen aufgekommen und sich schichtenweise um den historischen Kern herumgelagert habe. Nur andeutungsweise, nur in ungefähren Umrissen wird das Erstere versucht. Vielleicht daß dabei die kritischen Operationen dem Leser immer noch zu sehr das positive Ergebniß verdunkeln. Vielleicht, daß der kritischen Meisterschaft eine lebendigere Kraft der Intuition hätte zur Seite stehen können, um die unterbrochenen Linien, die zerstreuten Punkte des Bildes zu einer geschlossenen Figur zu vollenden. Es ist nicht zweifelhaft, daß in der poetischen Keckheit, mit welcher Renan die Person und das Leben Jesu construirt, ein gutes Theil der bestechenden Wirkung des französischen Buches beruht. Möchten dann nur diejenigen, welche von diesem Reize sich gefesselt fühlen, beachten, wie das Straußische Bild, um so viel es unausgebildeter, um so viel auch reiner und edler ist. Es scheint uns der Triumph der kritischen Gewissenhaftigkeit und Entsagsamkeit, daß dabei kein Zug an der Gestalt dieses großen Menschen haften blieb, der unserer Verehrung den mindesten Abbruch thun könnte. Die fromme Phantasie behält alles Recht, diese Gestalt mit den liebenswerthesten Farben von Neuem zu bekleiden, denn aus der strengsten wissenschaftlichen Prüfung ist dieselbe in strahlender Reinheit hervorgegangen — das Bild eines Menschen, an dem „jeder Zoll Ueberzeugung“ und dessen Grundstimmung „unterschiedslose Güte,“ „Alles umfassende, auch das Böse nur durch Gutes überwindende Liebe“ war. —

Doch mehr schon als es in unserer Absicht lag, sind wir auf den Inhalt des Buches eingegangen, das wir doch nur bewillkommnen, nicht beurtheilen wollten. Eine eingehende Besprechung aus sachkundiger Feder werden wir unseren Lesern schon in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift vorlegen; denn daß wir für den Grundgedanken des Werkes, für den letzten Zweck desselben, die bleibenden Bestandtheile des Christenthums im Sinne der Bildung unserer Gegenwart von den vergänglichen zu scheiden, — daß wir hiefür Partei ergreifen, wird Niemand Wunder nehmen, der unsere politischen Bestrebungen und deren innerste Gründe kennt. „Wir Deutsche,“ sagt Strauß, „können politisch nur in dem Maaße frei werden, als wir uns geistig, religiös und sittlich frei gemacht haben.“ Gewiß soll damit nicht ein abstractes Recept gegeben sein. Genug, daß es in der That derselbe Drang nach sittlich und vernünftig geordneter Selbstbestimmung ist, der auf religiösem wie auf staatlichem Gebiete unsre Nation in Bewegung setzt; genug, daß auch wir gegen den Aberglauben protestiren, ein Analogon englischen Verfassungslebens könne auch in Deutschland nur um den Preis englischer Altgläubigkeit und Kirchlichkeit gewonnen werden. Sind die moralischen Schäden der englischen Freiheitsanstalten etwa nicht oft



genug zum Vorschein gekommen? Sollen wir, weil die Pferde vor unserem Wagen nicht alle gleichen Schritt gehalten, dazu übergehen, die muthigeren hinter den Wagen zu spannen? Sollen wir? — Und wenn wir es wollten, wären wir es auch im Stande?

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um mit zwei Worten auf eine ältere kleine Arbeit des Verfassers des Lebens Jesu, auf seinen in diesem Jahre im Guttentag'schen Verlag erschienenen Vortrag über Lessing's Nathan zurückzukommen. Ein Straußischeres Thema läßt sich nicht wohl denken, keinen besseren Interpreten dürfte sich Lessing gewünscht haben. Und doch, diejenigen würden enttäuscht werden, die hier eine ausführliche Exposition der religiösen Grundgedanken des tiefsinnigen Gedichtes suchten. Nach der Schrift von Schwarz über Lessing als Theolog, nach den Auseinandersetzungen in den vortrefflichen „Lessing-Studien" von Hebler (Bern 1862) hätte das Eulen nach Athen tragen geheißen. Wir gehen weiter. Obgleich wir noch täglich den ausgesuchtesten Mißdeutungen, den kanzelmäßigsten Zurechtlegungen der Fabel von den Ringen begegnen, obgleich uns andrerseits die Stellen im Nathan wohl bekannt sind, die einem gewissenhaften philologischen Ausleger zu schaffen machen können — im Ganzen halten wir wenig von allem paraphrasirenden Auslegen des Stückes, fast so wenig wie von den philosophischen Commentaren zum Faust. Das gerade ist das Köstliche an diesem Drama, daß eine einzige Aufführung desselben mehr wirkt als manche gedruckte Predigt gegen oder über dasselbe — es ist sein eigener Commentar, ist selbst die populärste, die verständlichste, die ergreifendste Auslegung der Gesinnung und der religiösen Ueberzeugungen Lessing's. Nicht so sehr mit dem Theologen Lessing als mit dem Dichter Lessing hat es ebendeshalb Strauß zu thun. Im stillschweigenden Einverständniß mit der sittlich-religiösen Anschauung des Stückes sucht er der poetischen Composition desselben nachzugehen. Eine anspruchslose Aufgabe — gewiß! und mit der ganzen scheinlosen Entsagsamkeit von eigenen Einfällen, mit der objectivsten Hingebung an den Gegenstand ist diese Aufgabe gelöst. Uns ist nicht leicht eine Arbeit vorgekommen, die Viele so glatt und mit dem Bedauern, so wenig Neues darin gefunden zu haben, lesen werden: keine, die dem Kundigen so sehr den Eindruck eines analytischen Kunstwerks, eines Musterstücks machen muß, in dem kein Wort zu viel und zu wenig, keines an unrechter Stelle, keines unerwogen und keines umsonst gesetzt ist. Nur recht viele solcher Auflösungen dramatischer Werke, und es könnte nicht ausbleiben, daß auch unsere Dichter daran lernten! Wie aus dem einfachen Keime der Boccaccio'schen Novelle die Fabel des Nathan im Geiste des Dichters sich ausbildete, das wird uns hier Schritt für Schritt anschaulich; die Arbeit von Lessing's erfinderischem Verstande wird gleichsam rückwärts noch einmal gethan; aus dem Stücke löst sich die in dramatischer Absicht erweiterte Geschichte, so reinlich, so gut und exact erzählt heraus, daß das Ganze in neuer Klarheit vor uns steht. Es ist mit einem Worte die schönste und siegreichste Rechtfertigung des Dramatikers Lessing, und eben dieser Rechtfertigung dienen die weiteren, zum Theil ausdrücklich apologetischen Bemerkungen

des Verfassers. Nach Allem freilich bleibt es dabei, daß der Nathan, **nur als** Drama betrachtet, einigen gerechten Ausstellungen unterliegt, aber wir wüßten nicht, wie die innige Verschmelzung des Lehrhaften und des Dramatischen richtiger und mehr im Sinne Lessing's gewürdigt werden könnte, als mit dem Hinweis, daß die Grundstimmung des Stückes ein heftigeres Aneinanderprallen der streitenden Principien ausschließe, als mit dem treffenden Wort, daß Lessing hier „nicht blos durch Furcht und Mitleid unsere Leidenschaften, sondern zugleich durch ausdrückliche Belehrung unsere Vorstellungen reinigen wollte." — —

Gleichzeitig mit dem Straußischen Vortrage ist uns die dritte Auflage der bekannten Stahr'schen Biographie Lessing's (G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke 2 Bände, Berlin 1864) zugekommen. Literarhistoriker von Fach haben wir mehr als einmal mit einer gewissen Geringschätzung von einem Werke sprechen hören, das durch sein secundäres Verhältniß zu der gründlichen Arbeit von Danzel, zu der Fortsetzung des Danzel'schen Buches von Guhrauer und zu anderen zahlreichen Vorarbeiten von vornherein auf gelehrte Ursprünglichkeit verzichtet. Wie Lessing einmal in einem ganz anderen Falle sagt —: wir hätten Lust, gerade deshalb sehr viel Gutes von dem Buche zu sagen. Einen Mann wie Lessing — die deutsche Literatur kennt keine heldenhaftere und männlichere Gestalt, keine, die von so unvergänglicher Jugend umflossen wäre — einen solchen Mann populär zu machen, dem deutschen Volke in möglichst weitem Umfange und möglichst eindringlich die Pflichten an's Herz zu legen, die aus seinem Wirken auch für uns noch erwachsen, das ist fürwahr kein geringes Verdienst. Begeisterungsvolle Wärme für den Helden und gewandte, ansprechende Darstellung sind die Bedingungen, unter denen jenes Verdienst allein erworben werden kann, und in beider Beziehung läßt die Arbeit von Stahr nichts zu wünschen übrig. Nicht als ob wir das Bild, welches hier von dem großen Kritiker gezeichnet wird, in allen Stücken für treu und correct hielten, nicht als ob wir die Manier der Zeichnung durchaus billigten. Die Wärme des Verfassers verführt ihn zuweilen zu Hyperbeln und zu rhetorischen Phrasen, ja, sie trübt ihm gelegentlich das nüchterne kritische Urtheil, wie wenn er mit allzu vorgreifender Panegyrik schon in den „Feuilleton-Artikeln" des Recensenten der Vossischen Zeitung alle Größe des künftigen Schriftstellers, und zwar oft in den bedeutungslosesten Kleinigkeiten, entdecken will. An solchen Stellen haben wir immer den ironischen Protest Lessing's hindurchzuhören gemeint; denn die Farben der Schönmalerei und die zu stark aufgetragenen der Effektmalerei wollen nun einmal schlechterdings auf diesem Bilde nicht haften; es ist vergebliche, sich selbst aufhebende Mühe, diesen Mann anders als mit reiner Wahrhaftigkeit zu schildern. Mit der liebevollen Verehrung für Lessing mischt sich dann auch wohl ein Pathos, das allzu sehr von den Bedürfnissen und Strebungen der Gegenwart beeinflußt ist, und abermals erscheinen dann die Züge des herrlichen Mannes in dem Medium einer geistigen Atmosphäre, die nicht die seinige war, verzogen und entstellt. In Beziehung auf den Philosophen Lessing war der Verfasser von vorn herein dadurch um ein reines und unbefangenes Urtheil gebracht, daß er sich ganz seinem Freunde Jacoby anvertraute und dessen schonungslose, mit Schlußfolgerungen, die wie mathematische Hülfs-

linien aussehen, sophistisirende Darstellung seinem Buche einverleibte; — so wurde Lessing, den gründlichen Ausführungen Guhrauer's und Hebler's zum Trotze, zum reinsten und ächtesten Spinozisten! In Beziehung auf Lessing's politische Denkweise — — doch wir wollen diesen von Anderen hinreichend angeregten Punkt nicht von Neuem urgiren. Nicht gern möchten wir von Herrn Stahr den „gewissen Leuten" zugezählt werden, die ihm aus dem „Tendenzcharakter" seines Buches einen Vorwurf machen. Was wären uns denn unsere großen Männer, wenn wir sie als todtes Capital liegen ließen, und Lessing vollends — ist er nicht selbst durch und durch Tendenz und zwar eine, die doch wohl noch lange Zeit brauchen wird, sich vollständig unter uns durchzusetzen? Nur daß es eben darum um so wichtiger ist, sie ganz und nur in ihrem eigenen Geiste wirken zu lassen, sie weder zu überspannen noch zu verfälschen. Es ist eine völlig zutreffende Bemerkung von Stahr, daß der theoretische Radicalismus Lessing's allezeit von einer bewunderungswürdigen Mäßigung in der Praxis begleitet gewesen sei: diese Bemerkung, meinen wir, hätte auch das Verfahren seines Biographen beeinflussen sollen. Man sieht, es ist nicht leicht, einen großen Mann zu lieben und zu loben. Auch die beneidenswerthe schriftstellerische Gewandtheit aber, das Talent unseres Verfassers, einen großen Kreis von Lesern zu fesseln, ist ihm stellenweise nicht minder als seine Wärme für den Gegenstand gefährlich gewesen. Das ist uns immer als das Schönste an Gervinus' unvergleichlicher Charakteristik Lessing's erschienen, daß sie so unverkümmert den Eindruck der verstandvollen Männlichkeit und Tapferkeit von Lessing's Wesen wiedergiebt. Könnten wir doch Alles aus der Stahr'schen Biographie hinwegnehmen, was diesen Eindruck abschwächt! Die Frauen, die dieses Buch lesen, brauchten wahrlich die Rührung, die ihnen des Mannes Unglück entlocken mag, nicht so präparirt vorzufinden. Wir sind vielleicht hart und, Gott sei es geklagt, von schwacher Phantasie — aber all' der decorative Putz, all' das Pikante, Sentimentale, Romanhafte, was Stahr dem Leben seines Helden anhängt, will uns wie ein modernes Gewand über einer antiken Statue vorkommen. Welch' eine Conjecturalexegese ist doch, beispielsweise, nöthig, um Lessing wiederholt in persönlichen Verkehr mit „geistreichen Frauen" zu bringen, um aus seinen Jugendpoesien eine wirkliche Liebschaft herauszubeuten, um die Geschichte seines „Liebens und Leidens" bis in die Dramaturgie hinein zu verfolgen! —

Doch, wir sind im besten Zuge, recht viel zu tadeln, während wir recht ernstlich loben wollten. Das macht: wir rechnen darauf, daß wir es mit einem echten Freunde Lessing's zu thun haben. Denn als einen Solchen zeigt sich Herr Stahr an so vielen glänzenden Stellen seines Buches, die er gewiß jedem Verehrer des großen Mannes aus der Seele geschrieben hat — nicht am wenigsten in denjenigen Partien, in denen er mit einsichtsvollem ästhetischen Urtheil die dramatischen Arbeiten Lessing's bespricht und mit glücklichster Hand die Charaktere dieser Stücke nachzeichnet. Wir haben es ferner mit einem Buche zu thun, das sich durch die günstige Aufnahme, die es bei'm Publicum gefunden, bereits legitimirt hat. Darum wünschen wir dem Buche noch manche Auflage, nur — um dies zum Schlusse zu sagen —, keine solche, wie diese dritte, die, soviel wir haben sehen können, bis auf die Druckfehler keine neue, sondern eine

alte ist. Möchte Herr Stahr nicht durch den Eifer des Publicums oder des Verlegers um die Freude gebracht werden, seinem Buche jede Bereicherung zu geben, die demselben aus der inzwischen erschienenen Lessing-Literatur erwachsen kann, und jede Verbesserung, die ihm bei gewissenhafter Selbstprüfung um des löblichsten Zweckes willen gewiß nicht überflüssig erscheinen wird!

Wir bedauern, daß uns der Raum nicht gestattet, auf eine neue Untersuchung von Georg Beseler — „die englisch-französische Garantie von 1720“ — näher einzugehen. Beseler hat für dieselbe ein bisher nicht bekanntes oder wenigstens nicht benutztes Material aus einer 1848 in Kopenhagen erschienenen Schrift herangezogen, in der die betreffende Correspondenz der englischen und französischen Staatsmänner großentheils enthalten ist. Wer sich erinnert, wie viel Staub neuerdings in Kopenhagen, London und selbst in Wien über jene angebliche Garantie des Besitzes von Schleswig aufgeworfen ist, wird den Werth einer Erörterung zu schätzen wissen, durch welche die dänische Auslegung jener Verträge auf das Bündigste widerlegt und die Streitfrage nun wohl definitiv abgeschlossen wird.

Schon aus den Zeitungen wird unseren Lesern bekannt geworden sein, daß der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher wegen einiger Sätze der, in unserem Decemberheft enthaltenen, Besprechung des vierten Bandes von Schleiermacher's Briefwechsel unter der Anklage, gegen Paragraph 101 des Strafgesetzbuches sich vergangen zu haben, am 14. März abermals vor der sechsten Criminal-Deputation des Berliner Stadtgerichts stand. Trotz der Ausführungen des Angeklagten und seines Vertheidigers, Justizrath Ulfert, trat das Richtercollegium dem Antrage des Staatsanwalts bei und erkannte auf eine Geldbuße im Belange von 25 Thalern. Es ist dies die zweite Verurtheilung, welche uns getroffen hat. Weder sie indeß, noch die Freisprechung vom 4. Januar hat bis jetzt Rechtskraft erlangt, indem gegen jene von uns, gegen diese vom Staatsanwalt Appellation eingelegt ist.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Ueber den Ursprung der deutschen Literatur.*)

Das älteste geistige Besitzthum eines jeden Volkes lebt allein in dem schwankenden Gedächtniß der Menschen. Später beginnt eine andere geistige Production, deren Schöpfungen gleich bei ihrer Entstehung bestimmt sind, durch die Schrift zu scheinbar unvergänglicher Dauer bewahrt zu werden. Die Poesie ist so alt wie der Mensch selbst. Die Literatur tritt mit einem historisch fixirbaren Moment aus dem Gesammtleben einer Nation hervor; unter bestimmten Bedingungen und auf bestimmte Anlässe, deren specielle Darlegung in der deutschen Geschichte uns hier beschäftigen soll.

Die erste Ausbreitung der Germanen ist ein bienenstockartiges Wachsen, in welchem an die vorhandenen Bildungen immer neue und neue Zellen sich ansetzen. Darauf folgt eine Epoche der heftigsten und allgemeinsten Bewegung zu einem vorschwebenden Ziel: es ist der Eintritt eines politischen Ideals in die germanische Geschichte. Wie das Insect vom Lichte betäubt in willenlosem Drange der Flamme zustürzt; so kam über die nordischen Barbaren die Herrlichkeit des römischen Reiches als eine geheimnißvolle Macht, die sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich heranzog. Das Begehren, in irgend einer Form den Boden des orbis Romanus bebauen zu dürfen, beherrschte die Grenzvölker, leitete die Nachdrängenden.

Diese löst eine dritte Periode ab, voll neuer und selbständiger Bildungen. Halten wir uns an die wichtigste, das Frankenreich, in welchem zuerst ein germanischer Stamm — es genügt nicht zu sagen: erobernd, denn auch die Züge der Völkerwanderung waren Eroberungen, sondern —

*) Der Gewohnheit unserer Zeitschrift gemäß könnten wir den nachfolgenden Aufsatz an die von Karl Müllenhoff und W. Scherer kürzlich herausgegebenen „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem achten bis zwölften Jahrhundert" anschließen. In dem Vortrag, welchen der Letztere zum Behuf seiner Habilitation in Wien vor wenigen Wochen hielt, faßte er einen Theil der in jenem Werke niedergelegten Forschungen in Ein Bild zusammen, und eben diesen Vortrag, nur wenig umgeformt, haben wir hier die Freude unsern Lesern mittheilen zu dürfen.
A. d. R.

annectirend auftrat. Einem raschen Emporlodern der Kraft folgte, wie bei übermäßigem, zu hoch gespanntem Thun, eine plötzliche innere Schwäche. Für die schleichende Krankheit erstand endlich in dem Karolingischen Geschlechte ein fähiger Arzt. Und wie äußere Feinde auf's Zusammennehmen aller Mittel und Kräfte, so trieb äußere Förderung in höhere Bahnen. Christliches und Germanisches hatte sich in Britannien zu einer eigenthümlichen und hohen Cultur vermählt: angelsächsische Mönche bereiteten im inneren Deutschland dem römischen Christenthum, durch dieses der fränkischen Annexion den Weg. Wie dergestalt im Norden geistige, so gesellten im Süden politische Beweggründe den Karlen und Pippinen einen mächtigen Bundesgenossen. Die italienische Einheitstendenz, die sich in begabten Langobardenkönigen gefährliche Organe schuf, warf das Papstthum einer auswärtigen Allianz in die Arme. So war die Situation zur Zeit Pippin's. Was er vermochte, um sie zu nützen, davon hat er nichts versäumt. Und als erster König von Gottes Gnaden bestieg der würdigere Usurpator den Thron der absterbenden Merovinger.

In diesen Besitz trat Karl der Große ein. Die Geschichte kennt ihn als den Erben jenes Chlodowech und seiner Söhne, die zum ersten Male, Germanen, Germanen zu unterjochen begannen. Sie kennt ihn als den Erben und Fortsetzer des Bonifacius, als den, der mit der Gewalt der Waffen dem Christenthum eroberte, was des Apostels Wort noch unbezwungen ließ. Sie sieht ihn endlich als den Alliirten der Päpste, den Erben der Cäsaren, den neuen Herrscher der Welt. Das ist nicht vorbedacht, nicht angelegt: sondern dem glücklichen Sieger, der ein Ziel im Fluge erreicht, erschien immer wieder ein neues wünschenswerther und reizender. Die Strömungen lagen in der Zeit und waren gegeben. Kam ein Mensch von so außerordentlicher psychischer und physischer Organisation, wie Karl der Große; so mußte er mehr von ihnen ergriffen und seinem Ruhme entgegengerissen werden, als daß er in überrechnender Sorge bei sich gebrütet hätte, mit welchen Thaten er vor den erstaunten Augen der Welt um seinen Namen den Glanz der Größe breiten könnte.

Aus dieser Persönlichkeit mit diesem Inhalte entsprang die deutsche Literatur.

Wie die Dünste der Gewässer sich in die Lüfte heben und zu seltsamen Gestalten der Wolken ballen, so giebt es Individuen, in denen ihre ganze Zeit sich gleichsam condensirt, und deren Originalität aus den elementarsten Kräften ihrer Epoche zusammengeschossen ist. Und wie aus dem Gewölke ein neuer Segen auf die dankbare Erde quillt, so haben jene mit ihrem Thun Jahrhunderten Befruchtung, spätern Generationen belebenden Anstoß gebracht. So leuchtet auf unsere Welt in gewissem



Sinne Göthe herab. So auf das achte und neunte Säculum Karl der Große. Die Kaiseridee, das Resultat und oberste Ende seiner Politik, ist der Angelpunkt der deutschen Geschichte geworden und im Grunde geblieben. An seinen Namen knüpft sich denn auch die entscheidende Wendung des geistigen Lebens unserer Nation, mit welcher sie aus einem schriftlosen Volke ein Literaturvolk wurde, mit welcher sie losgewunden aus den engen Fesseln einer für sich seienden Bildung an die Kette der Weltcultur als ein neues Glied sich fügte, mit welcher sie den untergegangenen Civilisationen eine Stätte ewiger Fortdauer zu bereiten sich anschickte.

Poetische und prosaische Production für die Schrift, Fixirung und Ausbreitung des Gedankens durch den Buchstaben wird in dem Augenblicke nothwendig, wo es gilt eine große zusammenhangende Masse von Vorstellungen, ein System völlig neuer Ideen in ihrer Gesammtheit und auf einmal einem Volke zuzuführen. Zu der Zeit Karl's des Großen soll unzerstörbar das Christenthum eingepflanzt werden in die rohen Gemüther der germanischen Stämme im heutigen Deutschland.

Sehen wir, wie Karl diese Stämme fand, was er beabsichtigte, welche Organe ihm für seine Wirkung zu Gebote standen, was diese leisteten, auf welche Weise.

Es fehlte viel damals, daß das Christenthum, auch wo es dem Namen nach galt, überall fest begründet, daß vom Heidenthum die letzten Trümmer verschwunden wären. Wirft dieses doch in heutigen Aberglauben und Volksbrauch noch starke Schatten herein! Wie unendlich lebhafter wird damals sein Verständniß, wie sehr das Christenthum davon durchwachsen und gefärbt gewesen sein. Man muß die Briefe des h. Bonifacius lesen mit ihren unerschöpflichen Klagen vor dem Papst und den angelsächsischen Freunden, um eine Vorstellung zu gewinnen von dem summarischen Verfahren des Bekehrers, den äußerst geringen Anforderungen, durch welche er den Glauben der Neugewonnenen auf die erste Probe stellte. Freilich der christliche Gott ist der officiell anerkannte. Zu ihm beten der König, die Beamten, die Geistlichkeit. Das Volk findet sich mit ihm ab durch die Taufe, höchstens durch sonntägliche spärliche Kirchgänge. Es fühlt seine Herrschaft durch die mannigfaltigen Eheverbote am drückendsten. Auch durch den Zehnten, der seit der Mitte des Jahrhunderts eingeführt ist. Aber es betet zu seinen alten Göttern, es ruft ihre Hülfe an in jeder einzelnen Noth. Von den früheren Opfern sind Reste geblieben: an den Quellen, an den Bäumen, und ganz besonders die Todtenopfer. Wohl waren dies Alles verpönte Dinge. Aber die Bedrängniß, die Verfolgung macht erfinderisch. Den Namen der alten

Götter wurden christliche Märtyrer und Beichtiger untergeschoben, oder Namen der Engel. Noch heute erzählt das Volk vom heiligen Michael oder Martin oder Johannes, was ursprünglich vom Wodan oder Donar gemeint war. Die alten Lieder, durch Concilienbeschlüsse unermüdlich verfolgt, wurden immerfort gesungen. Noch im zehnten Jahrhundert liefen reinheidnische Zaubersprüche um.

Ich meine nicht, daß im ganzen damals christlichen Deutschland das Heidenthum noch in gleicher Kraft stand. Am meisten unterdrückt war es natürlich in der Umgebung der großen Klöster, in der unmittelbaren Nähe der Bischofsitze. Am wenigsten in ausgedehnten Waldgebieten und in den Bergen. Denn auch auf die Priester, die nicht unter scharfer Controle standen, war kein Verlaß. In Kleidern der Laien gingen sie einher, Weiber hielten sie ungescheut. In Waffen, mit Hunden und Falken streiften sie auf der Jagd durch Wald und Feld. Und wenn alljährlich einmal — so war es Gesetz — der Bischof seine Parochien bereiste; so fand er vielleicht seit Monaten die Heerde verwaist, den Hirten in einen anderen Sprengel entwichen. Prüfte er aber die gebliebenen, welche bodenlose Unwissenheit, welcher Mangel an den nothwendigsten Begriffen, an den unentbehrlichsten Kenntnissen! Es war viel, wenn einer die Taufformeln ordentlich wußte, den Glauben, und allenfalls die Meßgebete.

So stand es mit dem Volke. So stand es mit seinen unmittelbaren Leitern und Führern. Halten wir dagegen den Hof und den höheren Klerus, zu welchem Karl aus Italien und England alle gezogen hatte, durch welche die geretteten Reste der entschwundenen Culturblüthe eine glückliche Pflege fanden, oder welche um deren Wiedererweckung sich erfolgreich bemühten. Ich nenne Paulinus von Aquileja, Theodulf von Orleans, Paulus Diaconus, Petrus von Pisa und den hervorragendsten und einflußreichsten von allen: Alcuin. Da war denn ein gähnender Abstand zwischen den obersten und den unteren Schichten, welcher der Ausgleichung dringend bedurfte.

Von allen diesen lateinisch schreibenden Gelehrten und Dichtern wurde eine originale und selbständige Literatur nicht begründet. Hieronymus, Augustin, Isidor, Beda waren die Lehrmeister Alcuin's, und er ein sklavischer Schüler. Einhard schmückte mit antiken Säulen den Dom zu Aachen, aus Suetonischen Phrasen zimmerte er seine Charakteristik Karl's des Großen. Das Einzige, worin sich diese Zeit productiv erwies, war die Verfassung. Neue politische Gestaltungen erschaffen sich gleichsam selbst die Mittel ihrer Erhaltung und Befestigung. Die Nothwendigkeit, ein so großes Reich zu centralisiren, forderte eine Vervielfältigung der Person des Monarchen, für welche man in dem System der missi dominici oder



Königsboten die passende Form fand. Was dann noch fehlte, um das Einheitsbewußtsein in Allen lebendig zu erhalten und den wünschenswerthen Maaßregeln die pünktliche Ausführung zu sichern, das leisteten die Reichsversammlungen. Die Instructionen der Königsboten und die Beschlüsse der Reichsversammlungen sind die Marksteine für die innere Entwickelung Karl's des Großen. Darin sind die Absichten niedergelegt, welche Karl über die Befestigung und Sicherung des Christenthums hegte und die er in's Werk zu setzen gesonnen war.

In diesen Bestrebungen ist ein Wachsthum und Fortschritt zu beobachten, der sich in drei Perioden vollzieht. Ich rechne die erste vom Regierungsantritte bis zum Jahre 787; die zweite von 787 bis zur Kaiserkrönung, die dritte von der Kaiserkrönung und den daran sich schließenden Reichsversammlungen zu Aachen bis zu Karl's Tod 814. Eine jede hat literarische Spuren in deutscher Sprache zurückgelassen. Am wenigsten die erste.

Karl dachte nicht sogleich an eine radicale Reform der vorhandenen Zustände. Er begnügte sich in den Spuren seiner Vorgänger zu wandeln. Er erneuerte ein Gesetz, das sein Oheim Karlmann erlassen hatte zur Zeit und ohne Zweifel auf Betrieb des Bonifacius: ein Gesetz, das nur die ärgsten und scandalösesten Dinge abstellte; im Uebrigen seine Anforderungen an Klerus und Laien noch möglichst bescheiden hielt.

Mehr als für die Befestigung that Karl damals für die Ausbreitung des Christenthums. Hier winkte der Ruhm glorreicher Kämpfe. Ich werde nicht versuchen die Sachsenkriege zu schildern. An sie knüpft sich die Abfassung und Aufzeichnung eines literarischen Denkmals, wahrscheinlich des ältesten, das uns in deutscher Sprache erhalten worden. Ein wesentlicher Antheil an der Christianisirung der Sachsen fiel den Mönchen in Fulda zu. Sturm, ein Bayer, damals ihr Abt, erwarb sich den Beinamen eines Apostels der Sachsen. Er selbst zog aus und schickte manchen Glaubensboten in das heidnische Land. Die Taufe ist das äußere Zeichen der vollbrachten Bekehrung. Die Abschwörung des Teufels, der Teufelsopfer und Teufelswerke, ferner das Bekenntniß des Glaubens an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist sind in der Taufe die bindenden Formeln. Abschwörung und Bekenntniß spricht der Täufling dem fragenden Priester nach. Diese Fragen und Antworten hat man zu Fulda für die ausgesandten Geistlichen in sächsischer Sprache aufgeschrieben, sei es weil nicht alle des Dialektes hinlänglich mächtig waren, sei es um der großen Wichtigkeit willen, welche man einer geraden und ordnungsmäßigen Hersagung der Formeln beilegte.

Es war ein langes und blutiges Ringen in Sachsen. Das Volk

wehrte sich mit der letzten Verzweiflung, mit dem letzten Muth. Endlich erlag es. Der Sieger dictirte ein scheinbar grausames Gesetz. Acht Artikel zum Schutze des Christenthums endigen mit dem strengen Refrain „der soll des Todes sterben.“ Doch war begnadigt wer sich einem Priester entdeckte, beichtete und die Kirchenbuße leistete. Eine Instruction der Königsboten specialisirt auf das Sorgfältigste alle heidnischen Opfer und Gebräuche, deren völlige Unterdrückung erzielt werden sollte. Man begnügte sich nun in der Taufe nicht mehr mit der einfachen Abschwörung des Teufels. Sondern ein Zusatz zu den erwähnten deutschen Formeln bezeichnete die Mächte, denen entsagt werden sollte, ausdrücklich als die alten Götter Wodan, Donar und Sachsnot „und alle die Teufel die ihre Genossen sind.“

Ein bedeutender Umschwung in den kirchlichen und Culturbestrebungen Karl's des Großen trat mit seinem Römerzug von 787 ein. Er empfing aus den Händen des Papstes die Kanonensammlung des Dionysius Exiguus, damals vielleicht auch die römische Liturgie. Er nahm Grammatiker und Mathematiker, und Lehrer des Gregorianischen Gesanges mit über die Alpen. Offenbar waren umfassende Maaßregeln beabsichtigt. Wirklich erließ der König bald nach seiner Rückkehr ein Circularschreiben an alle Klöster, worin er sie auffordert, sich neben einem gottergebenen Leben auch der Wissenschaft zu befleißigen. Er rügt die ungebildete Sprache in den Zuschriften der Klöster, beklagt ihre Unfähigkeit gut Gedachtes auch gut auszudrücken. Er hebt die Wichtigkeit des grammatischen Studiums für die richtige Erklärung der heiligen Schrift hervor. Er ermahnt sie endlich zum Schulamte nur solche Männer zu wählen, die sowohl die Fähigkeit und den Willen zu lernen, als auch Freude und Lust zeigten Andere zu unterweisen. Vielleicht im Zusammenhange mit diesem Rundschreiben steht die Herstellung eines höchst primitiven Hülfsmittels zum Unterrichte im Lateinischen. In ein weitverbreitetes und vielgebrauchtes lateinisches Wörterbuch zur Bibel wurden die deutschen Bedeutungen eingetragen. Die Arbeit wimmelt von den ärgsten Verstößen, den gröbsten Mißverständnissen. Ihre äußere Einrichtung ist so sinnlos als möglich. Vergebens sucht man sich vorzustellen, wie Lehrer und Lernende davon nur den mindesten Nutzen ziehen mochten. Wir aber gewinnen daraus die willkommensten Aufschlüsse über den damaligen Wortschatz unserer Sprache. Den beabsichtigten Zweck hat der Verfasser gänzlich verfehlt, einem unbeabsichtigten wider Erwarten gedient.

Im Jahre 789 that Karl einen weiteren Schritt auf der betretenen Bahn. Ein ausführliches, wenn auch schlecht redigirtes, Edict wurde am



23. März erlassen. Die Publication wurde den Königsboten aufgetragen. Es enthielt eine umfassende kirchliche Gesetzgebung auf Grundlage des kanonischen Rechtes, wie dasselbe in dem oben erwähnten Codex canonum vorlag. Ich hebe nur die Bestimmungen hervor, welche auf die Entstehung literarischer Denkmäler unleugbaren Einfluß übten. Mehrere Capitel des Edicts machen Bischöfen und Priestern eifrige Predigt zur Pflicht. Als Gegenstände derselben führen sie auf unter andern das Vaterunser, das apostolische und das athanasianische Glaubensbekenntniß, ein Verzeichniß von Sünden, das dem Galaterbriefe des Apostels Paulus entnommen ist. Die ganze Verordnung rief eine Fluth von lateinischen Musterpredigten, von Blumenlesen aus den Kirchenvätern, von Vaterunser- und Glaubenserklärungen hervor, welche in diesem Zeitpunkte theils neu entstanden, theils, aus älteren Quellen geschöpft, die weiteste Verbreitung fanden.

Natürlich bediente die Lehre des Volkes sich der Sprache des Volkes. Deutsch hatte der Priester die lateinischen Vorlagen wiederzugeben. Es schien daher unumgänglich, eine verläßliche Grundlage dem Unterrichte zu schaffen. Man mußte versuchen, in gesicherter Uebertragung der wichtigsten kirchlichen Gegenstände und Formeln Herr zu werden. Am gründlichsten wurde die Aufgabe zu Weißenburg gelöst, einem Kloster im Elsaß. Ein ganzer Katechismus kam zu Stande, der alle im Edict aufgezählten Stücke umfaßte. Die Uebersetzung ist ziemlich fehlerfrei gerathen und verdient alles Lob, wenn man ähnliche Arbeiten der Zeit daneben hält.

Wie wenig verbreitet die Kunst im Allgemeinen noch war, christliche Formeln und Begriffe in unser Deutsch umzugießen, das zeigt der Erfolg des neuen Gesetzes in Freising. Dort war unter Bischof Aribo der erste Anfang gemacht worden zu einer literarischen Cultur in Bayern. Dort hat man um jene Zeit einzelnen Worten und Wortgruppen aus dem Buche des Isidorus über die Pflichten deutsche Erklärungen beigeschrieben. Dort übertrug man jetzt eine Auslegung des Vaterunsers in die Muttersprache. Allein man begnügte sich mit dieser einen, allerdings wohlgelungenen, Verdeutschung. Der Glaube wurde in einer leicht verständlichen lateinischen Fassung hinzugefügt.

Bei weitem schlimmer erging es dem königlichen Gebot in einem alemannischen Kloster, vielleicht St. Gallen. St. Gallen ist eine Hauptstätte der musikalischen Bildung im früheren Mittelalter. St. Gallen ist die Heimath einer ganz neuen und folgenreichen Art der lyrischen Kirchenpoesie. St. Gallen kann Werke der bildenden Kunst aufweisen von unverächtlichem Werth. St. Gallen hat der Logik und Theologie, es hat der deutschen Sprache eine höchst einsichtige Pflege gewidmet. St. Gallen

hat eine Fülle originellen Lebens in seinen Mauern beherbergt, und auch Geschichtschreiber hervorgebracht, die es für die Nachwelt zu fixiren verstanden. Aber St. Gallen ist vor den Einwirkungen der Rabanischen Schule zu Fulda, vor dem Auftreten der Walafried Strabo, der Hartmuat und Werinbert, kurz vor der Mitte des neunten Jahrhunderts ein zerrüttetes Nest unwissender Mönche, in welchem fortwährende Kämpfe mit den Konstanzer Bischöfen keine rechte geistige Thätigkeit aufkommen lassen, in welchem Urkunden und literarische Versuche sich durch nichts als das roheste und abscheulichste Latein auszeichnen. Wenn man nun wagte deutsch zu schreiben, so muß auch dieses den Stempel eines solchen Bildungsstandes sichtbar an der Stirn tragen. In der That erinnern die hier verfertigten Uebersetzungen des Vaterunsers und des Glaubens, welche den lateinischen Texten von Wort zu Wort folgen, durch ihre groben Verstöße an die Ungeheuerlichkeiten des oben besprochenen Bibelglossars. Um nur eins zu erwähnen, im Glauben wird creatorem für creaturam genommen, also „an Gott das Geschöpf Himmels und der Erde" geglaubt. Man kann leicht ermessen, welche Klarheit der religiösen Begriffe in den harten Köpfen deutscher Hörer eine Predigt hervorbringen mußte, welche sich dieser Machwerke als Ausgangspunkt zu bedienen hatte.

Alle bisher betrachteten literarischen Arbeiten verdanken dem localen Bedürfniß des Augenblicks ihre Entstehung. Karl dem Großen einen unmittelbaren Einfluß darauf zuzuschreiben, sind wir nicht im mindesten berechtigt. Einhard aber, Karl's Biograph, berichtet in einer bekannten Stelle von diesem wie folgt: „Deutsche Gedichte von hohem Alter, in welchen der vormaligen Könige Thaten und Kriege besungen wurden, erhielt er dem Gedächtniß der Menschen, indem er sie aufschreiben ließ. Auch begann er eine Grammatik der Muttersprache. Ferner gab er den Monaten durchweg einheimische Benennungen, da sich die Franken bis dahin theils lateinischer, theils deutscher Wörter dafür bedienten. Ebenso belegte er die Winde mit zwölf eigenen Bezeichnungen, während man vorher kaum vier Windnamen auftreiben konnte." Aus dem ganzen Passus erfahren wir, abgesehen von der wichtigen Nachricht über die alten Gesänge, wenig Merkwürdiges. Die gelehrten Spielereien Karl's interessiren uns ebensowenig, als die dilettantischen Bestrebungen irgend eines anderen großen Herrn, der es zu einer lebendigen Betheiligung an der Nationalliteratur nicht gebracht hat. Es sind Beiträge zu seiner Charakteristik, nichts weiter: als solche immerhin schätzenswerth. Sollte aber Karl in Wahrheit dabei stehen geblieben sein? Oder wenn er es blieb, wenn er keine deutsche literarische Thätigkeit irgend welcher Art um sich her auch nur anregte (was wir ebenso wenig leugnen als behaupten können): soll-

ten seine eigenen Bemühungen, so unbedeutend sie sind, ein vereinzeltes Phänomen, eine durch nichts vermittelte, durch nichts erklärbare Laune seiner Mußestunden sein? Müssen wir nicht vielmehr glauben und annehmen, daß er nur von einem sonst verbreiteten Drange und Streben für die Muttersprache in seiner Weise mitergriffen wurde? Und wenn auf der anderen Seite arme und unwissende Mönche dem zwar nützlichen und förderlichen, aber doch nicht nothwendigen, dabei höchst mühevollen Geschäfte der Verdeutschung sich unterzogen: werden wir dann nicht auf eine mittlere Region geführt, von welcher gleichmäßig nach oben und unten zu solch löblichem Beginnen Anregung und Reizung ausging? Und suchen wir nicht diese belebende Quelle am natürlichsten in des Königs nächster Umgebung, etwa unter seinen täglichen Gesellschaftern und bleibenden Hofgenossen — ich nenne nur vermuthungsweise Alcuin's Landsleute und Schüler, die Angelsachsen Wizo und Fridugis, welche die Hofschule leiteten —? Ich sage: wir haben Grund zu diesen Annahmen, und wir finden sie bestätigt durch eine Reihe von Uebersetzungen, welche schon vermöge ihrer weiten Verbreitung über fast alle und die entlegensten Theile des mächtigen Reiches, schon vermöge einer beinah unbedingten Herrschaft und Meisterschaft im Verstehen der einen, im Gebrauche der anderen Sprache — mit deutlichen Fingerzeigen auf die Kreise der höchsten und thätigsten Intelligenz als auf die Stätte ihres Ursprungs weisen.

Was Ulfilas seinen Gothen schenkte, was die oberste Pflicht eines bekehrungsfreudigen Schaffens zu allen Zeiten gewesen ist — die Uebertragung der Bibel —, das wurde hier für die Franken zwar nicht seinem ganzen Umfange nach geleistet, aber zu einem kleinen Theile mit beispielswürdiger Kraft und Liebe ausgeführt. Das Evangelium Matthäi, welchem merkwürdiger Weise an einer Stelle mehrere Verse des Lucas beigearbeitet sind, wurde auf eine treffliche Art, mit gar wenigen Fehlern in's Deutsche gebracht. Demselben Verfasser oder Anderen, die in seinem Sinne verfuhren, sind dann noch weitere, zum Theil vollkommenere Leistungen gelungen. Mit Sorgfalt und Bedacht haben sie ihre Aufgaben gewählt. Da ist aus dem Werke des Isidorus „gegen die Juden" das erste Buch „von der Geburt des Herrn," in welchem die jüdischen Einwendungen gegen die Grundlehren des Christenthums zurückgewiesen werden. Da ist ein Tractat von der Berufung aller Völker zum Christenthume, recht geeignet daran zu erinnern, daß auch die Deutschen der Ehre würdig geworden seien, welche einst für die Heiden der Apostel Paulus den judenchristlichen Anmaaßungen abgekämpft hat. Da ist eine Predigt Augustin's „von Petrus der auf dem Meere wandelt," worin unter anderem die Schwankenden im Glauben, d. h. die Neubekehrten und

dem Heidenthum nur halb Entwachsenen als ein ebenfalls nothwendiges Glied der Kirche hingestellt werden. Da ist noch Anderes, dessen näheren Inhalt der spärliche Rest nicht verräth, der davon auf uns kam. Alle diese Werke wurden in deutschem Laut, in deutschem Worte bezwungen.

So war die deutsche Sprache in die Schule des Lateins genommen. An vielen Punkten ist noch jetzt sichtbar, wie tiefe und dauernde Spuren es in unserer Rede zurückließ. Für alle wesentlichen Begriffe des Christenthums mußten erst deutsche Worte gefunden werden. Es gab drei Wege. Analoge Vorstellungen gehen durch alle Religionen. Die Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes sind oft nahezu dieselben. Darum konnten z. B. die einheimischen Ausdrücke für Opfer und Tempel ohne Schaden beibehalten werden. Die Bezeichnung des allgemeinen heidnischen Todtenreiches „Hölle" ließ sich auf den christlichen Strafort der Bösen übertragen. Dies ist die eine Weise auf die man verfuhr. Die zweite war einfache Herübernahme angelsächsischer christlicher Benennungen und Umsetzung derselben in die entsprechenden deutschen Laute. Dahin gehört beispielsweise die Wiedergabe des Namens Jesus durch „Heiland," des Begriffes der Incarnation durch infleiscnissa, etwa „Einfleischung." Die dritte bestand in der Zulassung von Fremdworten, wie diabolus „Teufel," angelus „Engel." Man wandte zuweilen in einem einzelnen Falle zwei, selbst alle drei Methoden an, um die neuen Begriffe einzuführen.

Nicht darum allein handelte es sich für die emsigen Männer, denen die Pflege ihres Idioms am Herzen lag. Gezwungen durch die unselbständige Art ihrer literarischen Production, sannen sie auf Mittel, den langen Perioden, dem vielgegliederten Satzbau ihrer Vorlagen beizukommen. Unsere alte Sprache bewegte sich in kurzen, einander parallel geordneten Sätzen und Wortreihen. Die Bestimmung des Bindewortes war fast nur, diese Beiordnung in helleres Licht zu setzen. Jetzt galt es, für die größere Abstufung der lateinischen Conjunctionen entsprechende deutsche zu finden. Es mußte den Bedeutungen der vorhandenen eine Färbung gegeben werden, die ihnen ursprünglich fremd war. Es mußten Adverbien zu Hülfe genommen werden, welche nur langsam und widerstrebend auf das Niveau von Conjunctionen herabsanken. Es mußten Wiederholungen einzelner und mehrerer Worte angewandt werden, um in viel unterbrochener Fügung Zusammengehöriges zu binden.

Durch derartige Bemühungen zuerst wurden der deutschen Rede viele Eigenschaften errungen, welche wir heute als ihren unbestrittenen Besitz von jeher zu betrachten gewohnt sind. Durch derartige Bemühungen hat die fränkische Geistlichkeit, insbesondere die Umgebung Karl's des Großen, auch der deutschen Literatur und Sprache die Zeichen ihres Daseins ein-



gegraben. Eine lange Geschichte hat nur ihre Gründungen erweitert und ausgebaut. Aber wenn bei lebhafter Seefahrt nach einem entlegenen Land zufällige Ankerplätze zu volkreichen Städten emporblühen, so haben die ersten Schiffer daran nicht gedacht. Ihr Sinnen stand auf ein ferneres Ziel. Das Goldland, welchem Karl's Hoftheologen zusteuerten, mag lange von Nebel umhüllt gewesen sein. Der zertheilte sich mählich. Es wurde sichtbarer, völlig klar endlich. Das Ereigniß vollzog sich, welches für das fränkische Reich, für Deutschland und Italien, für Europa und die ganze civilisirte Welt zu so ungeheurer Bedeutung, theilweise zu so schwerem Verhängniß gediehen ist. Ich meine die Erneuerung des weströmischen Kaiserthums.

Die ersten bezüglichen Andeutungen fallen in einer theologischen Staatsschrift gegen das byzantinische Reich. Alcuin scheint in Briefen dem Könige den Gedanken nahezulegen. Sein und Karl's Lieblingsautor, der heilige Augustinus, konnte ihn nähren. Bereits übte der fränkische König die thatsächliche Oberherrschaft über Rom aus. Unverholen äußerte Karl den Wunsch in Schenkungsurkunden an Kirchen und Klöster, dereinst auf den Gipfel der kaiserlichen Macht erhoben zu werden. Dazu schien endlich der geeignete Moment gekommen. Der Papst Leo III. war durch eine feindliche Partei in Rom mißhandelt und vertrieben worden. Fränkische Hofpoeten mußten den Vorfall besingen. Fränkische Vasallen nahmen den Vertriebenen auf. Fränkische Gesandte setzten ihn wieder ein. Aber Leo wurde von seinen Gegnern schwerer Verbrechen beschuldigt. Karl war der oberste Richter. Er ließ den Papst zu sich kommen nach Paderborn. Er hatte dessen ganze Existenz in seiner Hand. Er konnte fordern. Er forderte die Kaiserwürde. Das war im Jahr 799. In dem Jahre darauf wurden die Vorbereitungen getroffen, um die Sache in's Werk zu setzen. Noch einmal besprach sich Karl mit seinen bevorzugtesten Räthen: mit Angilbert in St. Riquier, mit Theodulf in Orleans, mit Alcuin in Tours. Im August hielt er eine große Reichsversammlung zu Mainz ab „und sah daß Friede war in seinem ganzen Reich," wie ein Zeitgenosse schreibt. Nun zog er nach Rom; berief einen zahlreichen Convent von Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, von den anwesenden Franken und dem römischen Volk; ließ den Papst schuldlos erklären; ließ sich von dem Papst und der ganzen Versammlung die Kaiserwürde antragen; und „wollte ihre Bitte nicht abschlagen: sondern in aller Demuth, unterwürfig Gott und nachgebend dem Flehen der Geistlichkeit und der übrigen Christenheit, empfing er am Tage der Geburt des Herrn (Weihnachten 800) den Namen des Imperators und die Einsegnung des Papstes Leo."*)

*) So drücken sich die Jahrbücher von Lorsch aus. Das Motiv der Demuth wurde

Karl erhielt durch die neue Würde keinen Zuwachs an reeller Macht. Aber auf dem Titel lag ein Zauber. Dieser Name wurde eine Idee. Die Idee wurde eine Gewalt, welche den Kaiser zu frischen Thaten zwang. Rascher Jugendmuth, Ehrgeiz und etwas Glaubenseifer vielleicht hatten ihn in die Sachsenkriege getrieben, hatten ihn zum Kampf gegen die Langobarden bereit gemacht, hatten ihn über die Pyrenäen geführt und in die Steppen der Theiß. Jetzt waren gute Gesetze der einzige Ruhm, nach dem er geizte. Sein Land war ausgesogen. Es bedurfte des Friedens. Er selbst war alt. Er bedurfte der Sammlung für's Ende. Zeitlebens hatte er nur hier gemäht, dort gerodet. Jetzt wollte er ein neues Pflügen, neues Säen: er wollte neue Frucht, neue Ernten schauen. Er wollte es mit der Hast und dem Ungestüme eines Mannes, der mit einem Fuße im Grabe steht und doch mit ungebrochenen Kräften in's Leben ragt, der, was die Natur ihm an Jahren vorenthält, durch die Masse seines Schaffens, durch den Werth seiner Leistungen ersetzen will. Wir können bei weitem nicht die ganze Thätigkeit seiner letzten Zeit betrachten. Schon haben wir uns von dem eigentlichen Gegenstande vielleicht zu weit entfernt.

Karl's Ideal war kein politisches mehr. Nicht der Staat, den Gaius Cäsar einst begründete, sollte wiederhergestellt, nicht der Staat Justinian's sollte nachgebildet werden. Ein christliches Haupt und christliche Glieder; die Zucht des göttlichen Gesetzes über den ungebändigten Seelen: das war sein Streben. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien, im November 801, berief er die hervorragendsten geistlichen Würdenträger des Reiches, um mit ihnen zu rathen über eine noch tiefer greifende Umgestaltung des religiösen Lebens des Klerus wie der Laienwelt, als die erste von 789 gewesen war. An die Bildung jener sollten noch höhere Forderungen gestellt, dem Glaubenseifer dieser eine harte Leistung auferlegt werden. Nichts Geringeres verlangten Einige, als daß Jedermann die Formeln des Vaterunsers und Glaubens lateinisch auswendig lernen und herzusagen im Stande sein solle. Ein entgegengesetzter Vorschlag, sich wenigstens mit dem Glauben allein zu begnügen, wurde verworfen. Ein von Anhängern desselben vorgelegter Entwurf einer in ihrem Sinne ge-

---

von der Hoftradition später mehr ausgebeutet. Karl sollte durch den Antrag überrascht gewesen sein. Leo sollte dem Ahnungslosen, der vor dem Altare im Gebete kniete, plötzlich die Krone aufgesetzt haben. Karl sollte sogar versichert haben, er würde trotz des hohen Festes aus der Kirche weggeblieben sein, wenn er den Plan des Papstes vorausgewußt hätte. — Noch immer meinen neuere Historiker genug zu thun, wenn sie das Märchen nicht ganz glauben. Der Papst und der erstaunte Kaiser am Altar in Weihrauchdunst, das Volk jubelnd umher, die Peterskirche die von seinem Zuruf dröhnt: es ist ein zu effectvolles Bild, als daß ein geschmackvoller Geschichtschreiber es sich entgehen lassen dürfte.

faßten Ermahnung an das Volk wurde zwar benutzt, aber durch geeignete Zusätze der anderen Meinung angepaßt, und in solcher Gestalt den zur Ausführung des Beschlusses Beauftragten mitgegeben. Von dieser Exhortation hat man in Freising eine deutsche Uebersetzung angefertigt. Zugleich wurde der früher daselbst verfaßten Erklärung des Vaterunsers neue Brauchbarkeit verliehen, indem man die einzelnen Bitten in lateinischem Texte an ihrem Orte einschaltete. Die Einübung geschah nämlich so, daß der Priester erst einen ganzen Satz, dann die einzelnen Worte desselben in der Ursprache vorsagte und mit deutschen Erklärungen begleitete.

Ob dies fruchtete? Ob damals gelang, was selbst heute auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen müßte? Wir haben Grund zu behaupten: nein. Unermüdlich wird die Verordnung eingeschärft. Von dem Kaiser selbst fast in jeder Reichsversammlung, von den Bischöfen in ihren Sprengeln. Diese Frage, so unerhört es klingt, steht eine Zeit lang im Mittelpunkte der kaiserlichen Bestrebungen. Vergebens. Die Widerspenstigen werden zur Pathenschaft nicht zugelassen. Männer und Weiber werden mit Schlägen und Fasten bedroht. Umsonst. Endlich macht eine Synode den Vorschlag: wer anders nicht könne, möge die Formeln in seiner Muttersprache lernen. Man sieht aber nicht, daß der Kaiser den Vorschlag bestätigt hätte. Ebensowenig, daß er die frühere strenge Forderung erneuert hätte. Er scheint sich von ihrer Undurchführbarkeit schließlich überzeugt zu haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Maaßregeln, welche die Erlernung der kirchlichen Formeln in der Ursprache zum Zweck hatten, auf die Hervorbringung deutscher literarischer Denkmäler von geringerem Einfluß sein mußten, als dreizehn Jahre vorher die Verordnung über das Predigtwesen. Doch ist vielleicht der weitere Verlauf der Karlischen Reformbestrebungen nach der Kaiserkrönung auf anderen Gebieten nicht ganz ohne literarische Frucht geblieben.

Unmittelbar an die eben besprochene Novemberversammlung des Jahres 801 schloß sich eine allgemeine Untersuchung „Examination" des Bildungszustandes der Kleriker und Laien durch das ganze Reich. Dabei verlangte man von den letzteren, daß sie das Recht und Gesetz, nach welchem sie lebten, wüßten und verstünden. Es folgte im März 802 eine große Reichsversammlung, auf welcher mit Benutzung des alten Edicts von 789 ein System der kirchlichen Gesetzgebung festgestellt und unter anderem beschlossen wurde, daß Aebte und Mönche ihre Klosterregel verstehen und wohl im Gedächtniß behalten sollten. Auf diese Veranlassung wurde zu St. Gallen von mehreren Mönchen nach der Reihe *) einem Exemplar der

*) Es waren neun, nach Lachmann's Vorlesungen.

Regel des h. Benedict eine zwischenzeilige Verdeutschung übergeschrieben, die an richtigem Verständniß des Grundtextes noch immer sehr vieles zu wünschen übrig läßt.

Im October 802 fand hierauf abermals eine allgemeine Reichsversammlung statt. Ihre Theilnehmer sonderten sich in drei Gruppen. Die Bischöfe und Priester nahmen eine Lesung und Erklärung der Canones der Concilien und der Decrete der Päpste vor, wovon sie die ersteren als künftig geltendes Recht förmlich recipirten. Die Aebte und Mönche beschäftigten sich mit der Benedictinerregel. Der Kaiser selbst endlich mit den Herzögen, Grafen und den übrigen weltlichen Anwesenden ließ alle Gesetze seines Reiches lesen und jedem Manne das seinige erklären, nöthige Zusätze beschließen, und die verbesserten Rechte aufzeichnen. Es könnte sein, doch läßt es sich mit Sicherheit nicht behaupten, daß entweder zum Behufe dieser Gesetz-Erklärung oder schon im Winter 801 auf 802 zur Erleichterung der erwähnten Untersuchung und Laien-Examination Uebertragungen einzelner oder mehrerer Volksrechte angefertigt worden wären. Dann würde ein uns erhaltenes Bruchstück von einer Verdeutschung des salischen Gesetzes wohl diesem Anlasse seine Entstehung verdanken.

Auf einer weiteren, zu Mainz im Jahre 803 abgehaltenen Reichsversammlung sind vielleicht die Beschlüsse zu Stande gekommen, welche eine durchaus unglaubwürdige Ueberlieferung als Statuten des h. Bonifacius bezeichnet. Darin werden mit Verlust ihrer Parochie die Priester bedroht, welche den Täuflingen die Formeln der Teufelsentsagung und des bei der Taufe vorgeschriebenen kurzen Glaubensbekenntnisses nicht in ihrer Muttersprache abfragen wollten. Vielleicht, doch sei auch das mit allem Vorbehalte geäußert, hängt mit diesem Beschlusse die Abfassung eines jedenfalls im Mainzer Sprengel entstandenen und officiell geltenden deutschen Taufgelöbnisses zusammen.

Dies ist der Gesammtbestand der deutschen Prosaliteratur aus der Zeit Karl's des Großen. Ein einziges Rechtsdenkmal. Die übrigen religiösen Inhalts. Alle gleicherweise Uebersetzungen, höchstens unfreie Bearbeitungen, lateinischer Originale.

Es ist wiederholt hervorgehoben worden, daß nirgends und niemals wieder die Hierarchie in solchem Grade das Fundament des Staates war, wie in dem Reiche Karl's des Großen. Nicht blos in diesem Sinne, sondern in Bezug auf den ganzen geistigen Inhalt der Zeit ist der Ausspruch Hegel's richtig, das Frankenreich sei das erste sich Zusammennehmen des Christenthums zu einer staatlichen Bildung, die rein aus ihm hervorging. Was aber wahrhaft in Sinn und Geist einer Epoche lebendig ist, das



wird seine Kraft und seine Wirkung nicht allein durch literarische Hervorbringungen von unselbständiger Art, sondern vor allem auf dem Gebiete der Poesie durch wo nicht der Materie, so doch der Form nach originale Schöpfungen äußern müssen.

Poetische Denkmäler aus den Jahren Karl's des Großen sind nicht so viele auf uns gekommen als prosaische.

Es giebt eine Verordnung vom Jahre 794, welche die deutsche Sprache gegen das Vorurtheil, sie sei zum Gebete weniger geeignet als die lateinische, griechische und hebräische, in Schutz nimmt. Daraus ist uns auf das Vorhandensein deutscher Gebete oder deren Entstehung in Folge dieses Gesetzartikels ein wahrscheinlicher Schluß gestattet. Wirklich kennen wir zwei deutsche Gebete aus jener Zeit. Das ältere, soweit es aus unsicherer Ueberlieferung sich herstellen ließ, lautet:

Truhtin god, thu mir hilp indi thu forgip mir
in thinem ginadom rehtan giloubon
indi guodan willeon, wisdom indi spahida,
heili indi gisundi indi thina guodun huldi.

das heißt:

Herre Gott, du hilf mir und du verleih mir
in deinen Gnaden den rechten Glauben
und guten Willen, Weisheit und Klugheit,
Heil und Gesundheit und deine freundliche Huld.

Es sind einfältige Worte, in denen die nächstliegenden Bitten karg und ärmlich ausgesprochen werden.

Von größerem Interesse, aber noch geringerem Werth als dichterisches Product, ist das nach dem bayerischen Kloster Wessobrunn, seinem Fundorte, sogenannte Wessobrunner Gebet. Der Verfasser desselben wollte Verse machen und hatte keine Ahnung von der Metrik. Das meiste und beste seines Machwerks entnahm er aus anderen Gedichten. Aus dem zuerst erwähnten Gebet z. B. zwei Verse. Aus einem epischen christlichen Gedichte die Einleitung. Um dieses willen müssen wir noch bei ihm verweilen.

Die Geistlichkeit liebte es, christliche Feste auf die Zeit der alten heidnischen zu verlegen. Sie suchte beide mit einander zu verschmelzen, und so die heidnischen durch die christlichen zu verdrängen. Aehnlich machte es ein christlicher Poet am Ende des achten Jahrhunderts, um für eine Bearbeitung der Welt- und Menschenschöpfung nach christlichen Anschauungen, die er unternahm, leichteren Eingang zu finden. Er dichtete sein Werk im Anschlusse an die hier folgende Strophe eines heidnischen Gesanges in ursprünglich sächsischer Sprache.

Dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista,
dat ero ni was noh ufhimil:
ni swigli sterro nohhein noh sunna ni liuhta,
noh mano noh der mareo seo.

In unserer Sprache:

Das vernehm ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
daß Erde nicht war noch der Himmel darüber:
daß kein glänzender Stern noch die Sonne leuchtete,
noch der Mond noch das herrliche Meer.

Damit stimmt ziemlich genau ein isländisches ebenfalls heidnisches Gedicht überein, in welchem es heißt:

Einst war das Alter, da Ymir lebte:
da war nicht Sand, nicht See, nicht salzge Wellen.
Nicht Erde fand sich noch Ueberhimmel:
gähnender Abgrund und Gras nirgend.
Sonne wußte nicht wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht wo sie Stätte hätten.

Man sieht, es ist eine und dieselbe Ansicht von einem uranfänglichen Nichts. Ihr steht die christliche Vorstellung durchaus entgegen, welche der Fortsetzer, wie zur Widerlegung auf jene Strophe folgen läßt. Er singt:

Do dar niwiht ni was enteo ni wenteo,
enti do was der eino almahtico cot,
manno miltisto, enti manake mit inan
cootlihhe geista. enti cot heilac . . .
Als da nichts war aller Orten und Enden,
da war der alleinige allmächtige Gott,
der mildeste der Männer, und viele mit ihm
ruhmreiche Geister. Und der heilige Gott . . .

So weit hat uns der Verfasser des Wessobrunner Gebetes dieses merkwürdige Gedicht gönnen wollen, dessen Gegenstand erst Jahrhunderte später wieder eine Behandlung in deutschen Versen fand.

Ein vollständigeres und begründeteres Urtheil über die Poesie jener Zeit gewinnen wir aus einem Gedicht von der Zukunft nach dem Tode, dessen Gang etwa folgender ist: „Daran denke jeder der Menschen, daß auch für ihn der Tag erscheint, an dem er sterben muß. Gleich wenn die Seele auf ihren Weg sich begiebt und den Körper liegen läßt, so kommt ein Heer aus dem Himmelsäther, das andere aus der Hölle, und sie kämpfen um sie. Sorgen mag die Seele bis es entschieden wird, von welchem der Heere sie gewonnen ist. Wenn des Satans Genossen sie erringen, so führen sie sie dahin wo ihr weh geschieht, in Feuer und in Finsterniß: welches ist ein grausig Ding. Wenn sie aber die erstreiten,

die da von dem Himmel kommen, und sie den Engeln eigen wird; so tragen die hinauf sie in des Himmels Reich, woselbst ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finstre, eine Wohnung ohne Sorge: Niemand ist dort siech. Wenn in dem Paradiese der Mensch ein Haus gewinnt, eine Wohnung in dem Himmel: so ist ihm geholfen. Darum thut es jedem Menschen Noth, daß ihn sein Herz antreibe, daß er mit Freude Gottes Willen thue und sorglich vermeide das Feuer der Hölle, des Peches Pein. Dort erwarten ihn Satans heiße Flammen. Drum zittre wer sich schuldig weiß. Wehe dem der in der Finstre muß seine Missethaten büßen, brennen in der Hölle. Das ist so furchtbar, wenn er dann ruft zu Gott, und ihm keine Hülfe kommt. Auf Gnade hofft die jammernswerthe Seele, doch der himmlische Gott hat ihrer vergessen, weil sie hier auf Erden darnach nicht handelte.

„Wenn der mächtige König das große Gericht beruft, so muß dahin kommen jegliches Geschlecht; keines der Menschenkinder wagt es fern zu bleiben: jeder Mann muß dort vor dem Herrn Rede stehn über alles was er auf der Welt vollbracht. Darum ist es gut dem Manne, wenn er selbst zu Gerichte sitzt, daß er über jede Sache nach dem Recht urtheile: dann braucht er nicht zu zagen, wenn er vor den Herrn tritt. Der aber weiß nicht welches Urtheil ihm wird, der durch Bestechung störet das Recht. Der Teufel steht dabei verborgen und setzt auf seine Rechnung alles was er übles auf Erden jemals that, damit er alles sage, wenn's zum Weltgerichte geht: kein Mann fürwahr sollte der Bestechung offen sein. *)

„Wenn das himmlische Horn geblasen wird und sich der Weltenrichter aufmacht, dann erhebt sich mit ihm ein mächtiges Heer, das ist all so kühn, daß kein Mensch ihm widersteht. Er fährt zur Mahlstätte, die da abgegrenzt ist, und die Engel eilen hin fern über die Marken, er-

*) Diese dringende Einschärfung der richterlichen Unbestechlichkeit fällt auf. Dasselbe Thema, sogar auf ähnliche Weise, behandelt Theodulf in seiner „Mahnrede an die Richter.“ Alcuin schreibt an seinen Freund Arno, Bischof von Salzburg, nach Rom: „Wenn aber deine liebevolle Sorge für vieler Menschen Wohl mich antrieb, meinen süßesten David (Karl den Großen) zur Aussendung seiner Boten zu bewegen, damit sie Gerechtigkeit übten: so sei versichert, daß ich dies wiederholt getban habe und auch seine Räthe dafür zu gewinnen suche.“ Die beiden Freunde setzten ihren Wunsch durch. Im Jahre 802 wurden in der That zur Handhabung von Recht und Gericht die vornehmsten Männer des Reiches ausgesandt, „welche nicht nöthig hatten, zum Nachtheil der Unschuldigen Geschenke anzunehmen.“ Und in dem Gesetz, welches diese Sendung begleitete, sagt Karl wiederholt: „daß keiner sich herausnehme, durch Lohn oder Geschenke oder Schmeichelei oder die Unterstützung mächtiger Blutsfreunde die Gerechtigkeit zu stören.“ — Das hier besprochene Gedicht ist im bayerischen Dialekt geschrieben und ohne Zweifel zu Ende des achten oder im Anfang des neunten Jahrhunderts abgefaßt. Man könnte auf die Vermuthung kommen, daß Bischof Arno seiner Entstehung nicht ganz fremd war.

wecken die Völker, führen sie zum Herrn. Da soll Jedermann aus dem Staub erstehn, aus Grabes Banden. Zurück soll ihm das Leben kehren, damit er sich rechtfertige und er nach seinen Thaten abgeurtheilt werde. Wenn der dann seinen Sitz einnimmt, der richtet über Lebende und Todte, dann steht um ihn her die Menge der Engel und guter Menschen ein großer Chor; dann kommen sie alle die aus ihrer Ruh erstehn: und die Hand wird sprechen, das Haupt es sagen, jedes Glied es verkündigen bis herab zum kleinen Finger, wenn er unter den Menschen Mord verübte. Keiner ist so künstereich, daß er dort löge, daß er eine That verhehlte und sie dem Könige nicht verkündigt würde. Nur wer seine Missethaten vorher hat gebüßt mit Fasten und mit Almosen, der braucht nichts zu fürchten, wenn er zum Gerichte kommt. Dann wird hervorgetragen das heilige Kreuz, woran Christus erhenkt ward, und er zeigt die Wundmale die er auf Erden empfangen aus Liebe zu den Menschen." . . .

Der Rest des Gedichtes ist verloren. Aber ich habe noch nicht alles Erhaltene mitgetheilt. Das Lied hat eine Erweiterung erfahren, die gleich merkwürdig ist.

Die großen epischen Stoffe, aus welchen unter günstigen Umständen Nationalepen werden, sind der Schrein, in welchen jedes Volk sein Bestes und Liebstes hineinträgt und verschließt Jahrhunderte hindurch. Die letzten Wellen der Völkerwanderung spülten die Nibelungensage aus. Als hierauf Theodorich's Name groß war unter den Germanen, wurde auch ihm eine Rolle zugetheilt bei dem großen Morde an Attila's Hofe. Einen alten mythischen Helden, Rüdiger von Pöchlarn, setzt Oesterreich in dieser Sage ab. Zwei historische Markgrafen des zehnten Jahrhunderts, Gero und Eckehart, werden durch sächsische Dichter hineingebracht. Und andere anderswo. Derselbe Vorgang wiederholt sich an kleineren epischen Gedichten. Da giebt es z. B. ein Lied von den Wundern Christi. Zufällig wird in der ersten Strophe des Paradieses erwähnt und in der zweiten Strophe von der Schöpfung der Menschen gehandelt. Das ist einem anderen Dichter genug, um allerlei über die Schöpfung Adams, über die Schöpfung im Allgemeinen und über die nähere Beschaffenheit des Paradieses einzuschalten. Der war freilich nur ein geschmackloser Verseschmied. Aber auch gute Dichter verschmähen es in der alten Zeit zuweilen, ihren Producten die Wendung selbständiger Werke zu geben, und setzen sie lieber an bereits Vorhandenes an.

Die christliche Mythologie hat eine Vorstellung ausgebildet vom Antichrist und seinem Kampfe mit Elias am jüngsten Tage. Auf diesen Stoff fällt ein gewandter Poet. Aber er kennt auch die so eben vorgeführte Schilderung des Lebens nach dem Tode und des Weltgerichtes. Er findet

daß gerade sein Thema eine angenehme Vervollständigung dieser Schilderung wäre. Er bedenkt sich also nicht, sie an einer ziemlich unpassenden Stelle zu unterbrechen, und ihr folgendes einzufügen:

„Das hört' ich sagen die vor der Welt das Rechte lehren, daß der Antichrist soll mit Elias kämpfen. Der Bösewicht ist gewaffnet, der Krieg bricht unter ihnen los. Die Kämpfer sind so kraftvoll, so schwer ist dieser Handel. Elias streitet für das ewige Leben. Er will der Guten und Gerechten Reich verstärken. Darum wird ihm helfen der des Himmels waltet. Der Antichrist steht auf des Erbfeinds Seite, steht bei dem Satan, der ihn wird zu Falle bringen. Er wird auf der Kampfstätte verwundet niedersinken, und bei diesem Gange sieglos werden. Doch glauben viele weise Gottesmänner, daß der Heilige in dem Kampfe soll verletzt werden. Und wenn des Elias Blut träuft auf die Erde, so entzünden sich die Berge, kein Baum steht auf dem Boden fest, die Gewässer all' vertrocknen, das Meer verschluckt sich selbst, der Himmel wird verzehrt in Flammen, herab fällt der Mond, die Erdscheibe brennt, stehen bleibt kein Fels. Wenn der Straftag fährt in's Land und mit diesem Feuer sucht die Menschen heim: da kann kein Blutsfreund helfen vor dem Weltbrand. Wenn der unermeßliche Glutregen Alles verbrennt, und Feuer und Luft es alles durchfegt: wo ist dann die Mark, um die der Mensch mit seinen Sippen stritt? Die Mark ist verbrannt, die Seele steht verzweifelt, mit nichts kann sie mehr Buße thun: stracks fährt sie zu der Hölle."

Man kann nicht sagen, daß dieser Dichter große Mittel aufwende, um eine — nach meinem Gefühl wenigstens — nicht geringe Wirkung hervorzubringen. Er nennt einfach seinen Gegenstand, weist auf dessen große Bedeutung hin, stellt die Kämpfer einander gegenüber, vergleicht die Sachen die sie verfechten, bezeichnet kurz den Ausgang des Kampfes, schildert dann die Folge desselben, den Weltbrand, indem er das Ereigniß durch die einzelnen Vorgänge und durch die einzelnen Objecte verfolgt, an denen es sich vollzieht. Er schließt endlich, indem er auf eindringliche Weise eine Sittenlehre daraus ableitet. Ueberall ist er sehr kurz, sehr sparsam mit Worten, stets nur die Sache bezeichnend, verzichtend auf jeden Schmuck. Dafür ist auch die Größe des Gegenstandes völlig rein aufgefaßt, und wirkt allein durch sich selbst, wie eine Choralmelodie ohne Harmonisirung und Begleitung. Die wiederholte Berufung auf die Autorität gelehrter Theologen als die Quelle, aus welcher der Dichter schöpft, befremdet und klingt uns prosaisch. Sie ist aber bei den alten Poeten hergebrachte Manier, und deshalb diesem zu verzeihen.

Vergleicht man den Zusatz mit dem ursprünglichen Gedichte, zu dem er gemacht worden, so hat er Einiges voraus. Beide Verfasser behandeln

ihren Stoff nach Art der Predigten, in denen Erzählung und Schilderung mit Ermahnung und Betrachtung wechselte. Dem ersten Dichter muß man den Vorwurf machen, daß seine Schilderungen trotz des größeren Aufwandes an Worten nicht immer anschaulich werden. Insbesondere hat er das Bild der Hölle nicht vollständig und sinnlich genug ausgemalt, obgleich ihm dafür, ebenso wie für die Beschreibung des Himmels, eine Menge beinahe feststehender Anschauungen überliefert waren. Die lehrhaften Theile sind ihm in noch höherem Grade mißlungen. Da verfällt er zuweilen in den trockensten Ton, oder wird unklar und schwer verständlich, oder verwickelt sich in endlose Wiederholungen derselben Ausdrücke und Redensarten, daß man meint, er komme nicht los davon. Ich habe Einiges dieser Gattung oben gemildert, um das Verdienst auch seiner Arbeit besser hervortreten zu lassen. Ohnehin ist es niemals möglich, die edle Kraft der Sprache in heutigem Deutsch wiederzugeben. Die Pracht des vollen Klanges, bei aller Rauhheit diese Lieblichkeit, genießt nur wer die Originale kennt. Ueberſetzungen aus dem Altdeutschen, auch die besten, machen stets den Eindruck, als ob man Richard Wagner'sche oder Berlioz'sche Musik mit Sebastian Bach's oder Händel's Orchester zu spielen versuchte.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Von den Erzeugnissen eines augenblicklichen und zufälligen Bedürfnisses bis zu solchen Schöpfungen, welche der Genius der echten Poesie im Fluge wenigstens gestreift hat, sind die sämmtlichen Denkmäler unserer ältesten Literatur an uns vorübergezogen. Ihrer aller Lebenselement ist das Christenthum. Ihrer aller Anreger — mittelbar oder unmittelbar, gleichviel — ist Karl der Große. Dieser Mensch von grenzenloser Sinnlichkeit, von unersättlicher Eroberungslust, von einem Fanatismus der zur Grausamkeit ihn fortriß: wie sollen wir seine Gestalt festhalten, wenn wir an den Mann denken, durch welchen so reicher Segen, so eine Fülle des Heils sich senkte in die Herzen unserer Vorfahren?

Karl sitzt freundlich in milden Gedanken. Drei seiner Töchter nahen sich eine nach der anderen, und drücken einen zärtlichen Kuß auf die weiße Stirn. Sie kommen wieder Hand in Hand, und bekränzen mit Blumen dies theuere Haupt. Bertha bringt Rosen, Rotrud bringt Veilchen, Gisela Lilien.

Es war ein Zeitgenosse, der dieses anmuthige Bild entwarf.

Wilhelm Scherer.



Das Leben Jesu von Strauß.

I.

Auf einen ruhigen Wasserspiegel wird ein Stein geworfen, der die Tiefe aufregt und auf der Oberfläche jene Kreise verursacht, welche von der Mitte aus erst stärker, allmählich schwächer über die ganze Fläche sich verbreiten. Aber während die Schwingung noch fortdauert, wird ein neuer Stein geworfen, an einem anderen Punkte, dessen Kreise sich mit den ersten berühren, dann vermischen und nun die gesammte Bewegung verstärkt an's Ufer tragen. So tritt mitten in die Wirkung, welche durch Renan's Leben Jesu hervorgerufen ist, das Leben Jesu von Strauß herein, störend erst und scheinbar seine Bahnen durchkreuzend, aber bald ist es eine und dieselbe Bewegung, die durch den neuen Anstoß verstärkt unaufhaltsam ihre Kreise ausdehnt.

Beide Werke, das des Franzosen und das des Deutschen, verfolgen, jedes in seiner eigenen Weise, denselben Zweck: aus der kirchlich überlieferten Lehre des Christenthums die reine Humanitätsreligion herauszuschälen. Ein und dasselbe Interesse ist es, das sie vorfinden, und dem sie entgegenkommen: das Interesse der Gegenwart, sich über die Gründe des Glaubens, der seit 18 Jahrhunderten die Welt beherrscht, Rechenschaft zu geben und das moderne Bewußtsein auseinanderzusetzen mit Inhalt und Form einer historischen Ueberlieferung. Nicht durch sie erst wird dieses Interesse geschaffen, sie sind selbst nur Symptome, daß ein solches vorhanden ist. Sie sind die Spitzen einer Bewegung, welche als dunkler Drang, als Ahnung in der Gegenwart lebt, durch sie aber auf ihren Ausdruck gebracht wird und bestimmte Gestalt gewinnt, die ragenden Marksteine, an denen man einst unsere Zeit erkennen wird. Die Frage nach den Anfängen des Christenthums ist — herausgetreten aus den Studirstuben und Hörsälen der Gelehrten — eine allgemeine geworden. Der Zug unserer Zeit geht dahin, in die geheime Werkstätte, aus welcher unser Glaube hervorgegangen ist, einzudringen, und weder die politischen Aufgaben, mit denen wir ringen, noch der realistische Zug, in welchen man das Kennzeichen des modernen Geistes zu setzen gewohnt ist, vermag jene Frage zurückzudrängen. Ja, es ließe sich unschwer nachweisen, daß sie gerade mit diesen beiden Richtungen in engem Zusammenhange steht.

Denn für's Erste ist die Befreiung des religiösen Geistes, wie sie im Sinne unserer Zeit liegt, nur die Kehrseite, die nothwendige Ergän-

[illegible] … Es ist … Aufgabe … [illegible] … Aufgabe … [illegible] … Grund zu legen. … [illegible] … gelungen, … [illegible] … gemacht haben.

Aber auch der Realismus unserer Zeit läßt sich an jener Hinneigung zu der christlichen Religion nicht verkennen. Die rein speculativen Fragen über Gott und die Welt, über Freiheit und Unsterblichkeit haben unstreitig an allgemeinerem Interesse verloren: in directer Fassung beschäftigen sie noch nur engere Kreise; diejenigen, welche auf diesem Felde arbeiten, klagen selbst am lautesten über die Ungunst der Zeit, mit der sie zu kämpfen haben. Wie nun, wenn das Interesse gleichwohl noch vorhanden wäre, aber sich auf einen ganz bestimmten Punkt concentrirte, an welchem eine Lösung zwar nicht in speculativer Form, aber dafür in ganz concreter, gleichsam empirischer Weise sich ergäbe, auf einen Punkt, an welchem man zugleich mit den Mitteln exacter Wissenschaft operiren kann? So scheint es in der That. Denn indem man — ausgestattet mit allen Mitteln, welche uns die Kritik, die Philologie, die Naturforschung, die vergleichende Kenntniß des Alterthums an die Hand giebt, — in die Entstehung unseres Glaubens eindringt, die Persönlichkeit unseres Religionsstifters aus einer mythischen und dogmatischen in eine historische zu verwandeln sucht, so müssen hierbei die höchsten Probleme, welche der denkende Geist sich gestellt hat, nicht blos zur Sprache kommen, sondern jene zunächst historische Untersuchung wird zugleich für die letzteren entscheidend. In der Art und Weise, wie die Fragen beantwortet werden, wer Jesus gewesen und wie unserem Geschlechte der christliche Glaube aufgegangen ist, liegen die Räthsel der Metaphysik mit eingeschlossen. Nur von einer neuen Seite, auf dem Wege der historischen Kritik und also recht eigentlich im Sinne der realistischen Richtung der Zeit, sucht man ihnen beizukommen.



Für die Theologie speciell ist das Leben Jesu der centrale Punkt, auf welchem die auseinandergehenden Richtungen schließlich zu einem principiellen Kampf aufeinanderstoßen mußten. Nicht blos deshalb, weil der Anfang sowohl für die folgende Geschichte, als für den Ausbau des Systems von entscheidender Wichtigkeit ist, sondern ganz besonders darum, weil schon die Formulirung der Aufgabe, ein Leben Jesu zu schreiben, nur aus einem Bewußtsein heraus möglich ist, das sich von dem ursprünglichen Glauben weit entfernt hat. Für die alte Kirche fielen die Hauptthatsachen des Lebens Jesu in die Dogmatik, im Uebrigen begnügte sie sich mit einer Umschreibung und Harmonisirung der evangelischen Erzählung, welche als dictirt vom heiligen Geist selbst wieder unter einen dogmatischen Gesichtspunkt fiel. Schon dies war demnach ein Verlassen des streng kirchlichen Bodens, als man anfing zu untersuchen, ob der Jesus der biblischen Erzählung mit dem Jesus der Dogmatik zusammenstimme. Und als man dazu fortschritt, die für die Profangeschichte gewonnene Methode des Pragmatismus auf das Leben Jesu anzuwenden, d. h. es in seiner menschlichen Entwicklung zu begreifen, war die Befreiung vom Dogma, selbst wo die Bedeutung dieses Schrittes noch nicht geahnt wurde, thatsächlich bereits vollzogen. Es ist nicht zufällig, daß die ersten Versuche einer Biographie Jesu in den rationalistischen Kreisen entstanden sind, es ist noch weniger zufällig, daß die ersten Bearbeitungen derselben, welche aus der zunftmäßigen Behandlung herausgehend sich dem Volke darbieten, von der modernen Wissenschaft ausgehen, welche die Entstehung des Christenthums mit denselben Mitteln zu erklären sucht, wie sie auf alle sonstige Geschichte angewandt werden, und welche zum ursprünglichen Glauben darum in einem kritischen Verhältnisse steht. Es scheint dies eine auffallende Thatsache und sie giebt viel zu denken, aber die Erklärung ist einfach. Erst nachdem das Interesse einer pragmatischen Darstellung des Lebens Jesu erwacht war und sich nicht mehr zur Ruhe weisen ließ, sah sich auch die gläubige Theologie genöthigt, von ihrem Standpunkte aus die Lebensgeschichte unseres Religionsstifters menschlich zu begreifen. Aber sie mußte sich auch in Bälde des Widerspruchs bewußt werden, in welchen sie dadurch mit sich selbst gerieth. Die Consequenzen mußten nothwendig über ihre Voraussetzungen hinausführen. Hielt man den Begriff des kirchlich überlieferten gottmenschlichen Christus fest, so war eine menschliche Entwickelung, wie die Biographie sie verlangte, nicht möglich, und umgekehrt, wenn man mit einer pragmatischen Biographie Ernst machte, so ging ein Stück um das andere von dem kirchlichen Christus verloren. Für die moderne Rechtgläubigkeit war daher nichts verhängnißvoller, als die Arbeiten, welche sie selbst auf diesem Ge-

biete versuchte. Die bloße Aufgabe eines Lebens Jesu, ob man sie von Seiten des Glaubens unternahm oder von Seiten der Kritik, ob man die Inspiration der Quellen festhielt oder abschwächte oder preisgab, setzte den Bruch mit dem Dogma voraus, den man in dem einen Falle nur künstlich zuzudecken suchte, während man ihn im anderen Falle offen eingestand. In diesem Sinne sagt Strauß, daß der Gedanke eines Lebens Jesu die Schlinge sei, in welche die Theologie unserer Zeit fallen und in der sie zu Falle kommen mußte.

Dieser innere Widerspruch, der in dem Begriff eines Lebens Jesu liegt und dem man vergebens durch die Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem oder durch Berufung auf den neutestamentlichen Jesus, nachdem der dogmatische nicht mehr haltbar war, zu entgehen vermeinte, lag offen vor Augen, als Strauß vor 29 Jahren mit seiner kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu hervortrat. An diese knüpft die neue Bearbeitung an, indem sie die Ergebnisse der ersteren einmal aus dem Ertrag weiterer Forschungen, fremder wie eigener, zu berichtigen und zu ergänzen, dann aber sie dem deutschen Volke, nicht wie das erste Mal den Gelehrten, darzubieten unternimmt. Ein vorläufiger Blick auf das Werk wird dadurch unerläßlich. Er ist um so dankbarer, als die Bedeutung jenes Werkes im Augenblick seines Erscheinens nur geahnt oder doch nur nach seiner rückwärts gekehrten Seite erkannt werden konnte, seine Wirkungen nach vorwärts aber erst jetzt sich ermessen lassen, nachdem die durch dasselbe veranlaßte Bewegung selbst zu einem gewissen Abschlusse gelangt ist.

1.

Es ist das Kennzeichen epochemachender Werke, daß sie ebenso eine bestimmte Entwickelungsreihe abschließen als eine neue eröffnen. In eminentem Sinne gilt dies von dem Leben Jesu von Strauß, dessen tief einschneidende Wirkung eben darauf beruhte, daß es aus der bisherigen theologischen Arbeit die klare Summe zog und für die Zukunft mit neuen Factoren zu rechnen zwang. Indem es die rationalistische Kritik über das Urchristenthum vollendete, führte es eben damit über dieselbe hinaus. Nach der einen Seite betrachtet, faßte es nur dasjenige zusammen, was schon bisher von verschiedenen Punkten aus gegen die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichterstattung an Zweifeln und Anfechtungen einzeln an's Licht getreten war. Es war in dieser Beziehung nur die Sammlung, Sichtung, einheitliche Anordnung eines Stoffes, der in zerstreuten Detailforschungen aufgehäuft lag. Auch der mythische Standpunkt war bereits gegeben, und harrte nur noch seiner umfassenden Anwendung auf die ganze

neutestamentliche Geschichte. Aber es war kein geschickter Kunstgriff, wenn man die Bedeutung des Buchs damit abzuschwächen versuchte, daß es im Grunde nichts Neues gebe, vielmehr nur einen im Wesentlichen bereits vorhandenen Stoff in geschickter Weise zusammenzufassen verstehe. Damit war, genauer besehen, ein höchstes Lob ausgesprochen. Es war damit dem Buch, in dessen Methode man die subjectivste Willkür sehen wollte, in demselben Athemzug eine gewisse Nothwendigkeit zugesprochen, es erschien ja so nur als das natürliche Resultat der vorausgegangenen Entwicklung. Der geradeste Gegner von Strauß, der Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung, nahm keinen Anstand, dieses Lob — in seinem Munde freilich nicht als Lob gemeint — auszusprechen, indem er es die consequente Durchbildung und Zusammenfassung von Elementen nannte, die in der ganzen Zeit vorliegen. Allein damit ist ihm bereits ein weiteres Verdienst zuerkannt. Nicht die bloße Zusammenfassung, sondern die consequente Durchbildung, oder genauer, die principielle Begründung der schon vorhandenen Elemente war das Auszeichnende des Strauß'schen Buchs, und diese selbst ist nicht denkbar ohne eine wesentlich neue Gesammtanschauung. Nur von einem höheren Standorte aus ist eine umfassende Rückschau möglich, und es fragt sich nur, welches der höhere Standort war, von welchem aus die bisherige Evangelienkritik plötzlich als ein Ganzes aus Einem Guß erschien und in dieser Gestalt, wie Hengstenberg weiter sagt, „den Zeitgeist erst zum Bewußtsein seiner selbst brachte."

Nichts ist in dieser Beziehung bezeichnender, als die Aufnahme, welche das Leben Jesu in den zunächst betheiligten Kreisen fand. Keine der damaligen Geistesrichtungen wollte es als ihr Erzeugniß anerkennen, jede schob es geschäftig einer anderen zu. Von dem alten Rationalismus, der hier vollends seine letzten tödtlichen Streiche erhielt, versteht sich dies von selbst, wie desgleichen von dem älteren Supranaturalismus. Eben gegen diese beiden war dem Vorwort zufolge das Buch gerichtet, welches an die Stelle der veralteten supranaturalen und natürlichen Betrachtungsweise der Geschichte Jesu eine neue zu setzen unternahm. Aber wenn nun diese beiden Betrachtungsweisen damals bereits veraltet waren, so fragt es sich, wie sich das neue Buch zu denjenigen Richtungen verhielt, welche eben jene beiden Zwillingsbrüder zurückgedrängt hatten, zu denjenigen Richtungen, welche eben damals sich die Herrschaft streitig machten, — zu der Schule S c h l e i e r m a c h e r ' s und zu der Schule H e g e l ' s.

Auch von diesen sah sich der neue unbequeme Eindringling zurückgestoßen, er wollte weder zu dem einen, noch zu dem anderen Systeme passen. Wenn Hengstenberg — wiederum in leicht erklärlicher Absicht — behauptete, daß Strauß „die Ergebnisse der Hegel'schen Philosophie in

Beziehung auf den christlichen Glauben mit größter Bündigkeit und Klarheit an das Licht gestellt habe," im Gegensatz zu den „zum Theil sehr gut gemeinten Versicherungen derjenigen Mitglieder der Hegel'schen Schule, welche gern das historische Christenthum und den Glauben der Gemeinden in seiner einfältigen wörtlichen Bedeutung retten möchten," so bezog sich dieses Urtheil hauptsächlich auf die Schlußabhandlung, welche das kritisch Vernichtete dogmatisch wiederherstellen wollte und sich eingestandenermaaßen auf Hegel'sche Prämissen stützte. Allein gerade gegen diese Schlußabhandlung richtete sich der schärfste Widerspruch der Hegel'schen Schule. Hatte Strauß die bleibende Wahrheit im Dogma vom Gottmenschen darin gefunden, daß die Menschwerdung Gottes nicht in einem einzelnen Individuum, sondern von Ewigkeit her in der ganzen Menschheit sich verwirkliche, „weil es ja gar nicht die Art ist, wie die Idee sich realisirt, in Ein Exemplar ihre Fülle auszuschütten und gegen alle anderen zu geizen, sondern in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wiederaufhebender Individuen sie ihren Reichthum auszubreiten liebt," so behauptete die versteifte Hegel'sche Schule, das Wesen der Idee schließe gerade auch die Absolutheit der Erscheinung als Individuum, als dieser einzelne Mensch in sich; der Gedanke, in der Menschheit Christum zu sehen, erhalte erst durch die Vermittelung der absoluten Menschwerdung Gottes volle Wahrheit. Ja, nach der cruden scholastischen Auffassung, welche bei den Jüngern Hegel's der Satz des Meisters erhalten hatte, daß das Wirkliche vernünftig und das Vernünftige wirklich sei, schob sie dem Kritiker die Aufgabe zu, die heilige Geschichte zu begreifen, sie in ihrer Nothwendigkeit und Vernünftigkeit als Entwicklung der eigenen Natur des Geistes zu erkennen, d. h. alle Erzählungen der biblischen Geschichte von der übernatürlichen Erzeugung an bis zur Auferstehung, nachdem ihre ideelle Wahrheit nachgewiesen, sofort auch als wirkliche Thatsachen wiederherzustellen. Strauß erinnerte, daß die Hegel'sche Unterscheidung von Begriff und Vorstellung als der differenten Formen der philosophischen und der religiösen Auffassung rein illusorisch werde, wenn beide nicht wirklich auseinandergehen, sondern wir wie an den ersteren, so auch an die letztere gebunden bleiben, daß es blos eine Scheinentwicklung sei, wenn man uns über das Factum hinaus zur Idee nur darum führe, um uns von der Idee wieder zum Factum als solchem zurückzulenken. Er wies der Kritik ihren berechtigten Platz im Hegel'schen System an, zeigte, wie Hegel selbst die einzelnen erzählten Begebenheiten des Lebens Jesu von ihrer absoluten Bedeutung unterschieden und der Kritik preisgegeben habe, und wies seine Ansicht von der Menschwerdung Gottes, wie unbestimmt sich hierüber auch



der Meister selbst ausgesprochen hatte, doch als die wahre Consequenz des Systems nach. Vergebens. Die Hegel'sche Schule warf ihn der Schleiermacher'schen Seite zu, — natürlich um ihn „wie einen Ball von dieser wieder zurückgeworfen zu bekommen."

Im Ernst konnte von einem Rückfall zu Schleiermacher nicht die Rede sein. Was dieser Behauptung einigen Schein gab, war die kritische Methode, welche Schleiermacher auf das Leben Jesu, auf den neutestamentlichen Kanon, auf das dogmatische Lehrgebäude anwandte. Aber er stellte bei der Anwendung dieser Methode ein ganz eigenthümliches Princip an die Spitze, welches bei aller kritischen Freiheit doch das Resultat im Voraus präjudicirte. Schleiermacher ging aus von der Aussage des christlichen Bewußtseins und suchte von hier ebenso für die Grundwahrheiten des Christenthums einen festen Boden zu gewinnen, als er die Außenwerke des christlichen Glaubens freimüthig preisgab. Auf die letztere Seite fiel seine großartige Kritik des dogmatischen Lehrgebäudes, das er mit unwiderstehlicher Kraft von innen aus den Fugen hob, seine Kritik des Offenbarungs-, des Inspirationsbegriffs, des Kanons, ferner aller äußeren Erzählungen aus der Geschichte Jesu, wie der übernatürlichen Erzeugung, der Wunder, der Auferstehung und Himmelfahrt. Wie er nun aber einerseits die Grunddogmen des Christenthums aus der christlichen Erfahrung wieder herstellte, — ein Restaurationsgeschäft, worin freilich seine Nachfolger viel weiter gingen als er, — so leitete er aus derselben Quelle, indem er aus ihr auf die Wirksamkeit Christi und von dieser auf Christi Person zurückschloß, seinen idealen Christus ab, in welchem das Urbildliche zugleich geschichtlich gewesen, und dessen Entstehung nur als Resultat eines schöpferischen göttlichen Actes zu erklären sei. Konnte Strauß schon in dieser Entwicklung nur eine subjective Voraussetzung erkennen, welcher sich der Kritiker, wie aller Voraussetzungen, zu entschlagen habe, so zeigte sich die Subjectivität dieses Standpunktes noch weit mehr in den Fragen, welche die Kritik der Quellen, die Evangelienkritik betrafen. Während Schleiermacher einerseits den Kanon preisgab und für einzelne Punkte werthvolle Beiträge zur neutestamentlichen Kritik lieferte, nahm er auf der anderen Seite in fast gereizter Weise Partei für seinen Lieblingsevangelisten Johannes und verbat sich allen Ernstes, daß man die Frage nach der Aechtheit des vierten Evangeliums auch nur ernstlich aufwerfe, — ein Vorurtheil, das mit seiner Construction des urbildlichen Christus auf's Engste zusammenhing. Strauß konnte geradezu behaupten, daß er sich von den Vorlesungen Schleiermacher's über das Leben Jesu, denen er angeblich Vieles verdanken sollte, beinahe auf allen Punkten zurückgestoßen finde und dieser Repulsion allerdings die nähere

Fixirung seiner Ansicht über manche Punkte, im Unterschied von der Schleiermacher'schen, verdanke.

So war also die Entstehung des Lebens Jesu direct weder aus der Hegel'schen, noch aus der Schleiermacher'schen Schule zu erklären. Beide wiesen es zurück, und es fragt sich nur, ob es nicht gleichwohl die wahren Consequenzen aus beiden Systemen, welche die Urheber und noch mehr deren Schüler auf künstliche Weise verhüllten, gezogen und an's Licht gestellt habe. Aber dies führt sogleich einen Schritt weiter.

Zwei Momente bildeten unzweifelhaft die Grundbestandtheile des Strauß'schen Werkes: die kritische Analyse und der Standpunkt der Immanenz. Jenes Moment deutete auf Schleiermacher, aber nur sofern dieser die Arbeit des Rationalismus in sich aufgenommen hat; dieses Moment deutete auf Hegel, aber nur sofern dieser damit das Resultat der ganzen neueren philosophischen Bewegung fixirte. Auch Schleiermacher und Hegel zogen in gewissem Sinne nur die Summe der Arbeit ihrer Vorgänger. Wie Schleiermacher in seiner Glaubenslehre die rationalistische Kritik vollendete, neu aber die Methode war, mit welcher er von einem obersten Princip aus diese Masse flüssig machte, so hatte Hegel den Standpunkt der Identität von seinen Vorgängern übernommen und neu war nur die Dialektik, mit der er Idee und Wirklichkeit, Gedanke und Sein, Gott und Welt mit einander vermittelte, das Weltganze als den ewigen Selbstvermittelungsproceß der absoluten Idee bestimmte. Ja, so wenig war die Hegel'sche Philosophie ein absolut Neues, daß sie vielmehr nur in rein wissenschaftlicher Form dasjenige aussprach, was durch Naturforschung und Alterthumskunde, durch unsere Geschichtschreiber und Dichter in tausend feinen Canälen gleichzeitig in das Gemeinbewußtsein der gebildeten Welt überströmte. Sie war der letzte wissenschaftliche Ausdruck für das, was die Gegenwart im Rückblick auf die vergangenen Entwickelungen als ihr Eigenes dachte und empfand.

Und hier haben wir, was wir suchten —: den Standort für das Strauß'sche Werk. Es ist das moderne Bewußtsein, jene schwer definirbare und doch Allen verständliche, Allen unentbehrliche Atmosphäre, in der wir leben. Es ist der Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der das achtzehnte Jahrhundert überschauend begreift und dessen Vermächtniß angetreten hat; der Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der nicht mehr in den Schwankungen und Versuchen seiner Werdezeit begriffen, sondern zum Verständniß seiner selbst durchgedrungen ist und eben darum nicht mehr in einem polemischen Verhältnisse zum achtzehnten Jahrhundert steht, sondern in bewußter Freiheit dessen Arbeit sich angeeignet hat. Weniger



aus einer wissenschaftlichen Schule, als aus der allgemeinen Bildung der Zeit ist das Strauß'sche Buch hervorgegangen, obwohl es das Rüstzeug der Wissenschaft angethan hat, um eben diesen Standpunkt gegen die seitwärts oder feindlich stehenden Schulen zu behaupten. Es wendete sich ebenso mit den Waffen der Speculation gegen die Beschränktheiten der Aufklärung, als mit den Waffen des Rationalismus gegen die Ausschreitungen der Philosophie. Das Leben Jesu hatte daher für die Halbheiten der rationalistischen Kritik, wie für die Speculation, die in Gefahr stand in einem Chaos von abstracten Formeln zu erstarren, eine wahrhaft reinigende Bedeutung. Im Ideenkreis der Hegel'schen Philosophie entstanden, hat es vielleicht am meisten dazu beigetragen, die Hegel'sche Philosophie, so wie sie geworden war, dem allgemeinen Bewußtsein zu entfremden. Der Zerfall der Hegel'schen Schule datirt eben von diesem Buche. Gegen die monotone Selbstentwicklung der Begriffe, in der allmählich auch das Ungeheuerlichste Platz fand, lehnte sich hier eine unwiderstehliche Kraft auf. Es war der gesunde Menschenverstand, den Strauß in das philosophische Denken hinüberrettete, das kritische Gewissen, welches sich mit gleicher Energie gegen die Voraussetzungen der Dogmatik, wie gegen die Selbstbespiegelungen der Philosophie, gegen die Einbildungen der Aufklärung, wie gegen die Illusionen unwahrer Vermittelungsversuche richtete, um dagegen den reinen und bleibenden Gehalt des Glaubens, wiedergeboren aus der Speculation, um so inniger festzuhalten.

Aber war es nun wirklich eine und dieselbe Aufgabe, die nur in einem doppelten Proceß, einem kritischen und einem speculativen zur Vollendung kam? Strauß selbst schien sie so zu fassen, wenn er den Uebergang zur Schlußabhandlung mit der Erklärung machte, daß am Schlusse der Kritik von Jesu Lebensgeschichte die Aufgabe erwachse, das kritisch Vernichtete nunmehr dogmatisch wiederherzustellen; was er näher dahin bestimmte, daß der christliche Inhalt der evangelischen Geschichte, nachdem er durch den Zweifel in Anspruch genommen, sich in sich reflectire, zum Dogma verfestige, gegen welches sich wiederum die Kritik jetzt als dogmatische Kritik erhebe, um die Vermittlung des Glaubens zum Wissen zu vollenden. Allein mit diesem dialektischen Uebergang ist nur scheinbar eine Lücke verdeckt, welche hier beide Theile schlechthin von einander trennt. Das Dogma entsteht nicht, nachdem der historische Inhalt des Glaubens kritisch zersetzt ist; es schließt sich unmittelbar an den historischen Inhalt an und ist so wenig durch den Zweifel vermittelt, daß es vielmehr durch denselben unmöglich würde; denn dieser würde sich sofort nicht nur gegen den ursprünglichen Inhalt, sondern auch gegen das keimende Dogma wenden. Indem aber Strauß beides auseinanderhält, fehlt

ihm ein wirklicher Uebergang zum dogmatischen Theil. Die doppelte Arbeit der Kritik, welche sich gegen die Aussagen der Evangelien über Jesus und gegen die dogmatischen Bildungen, deren Gegenstand seine Person geworden ist, richtet, fällt einfach auseinander. Die historische Kritik ist eine wesentlich andere als die dogmatische, jede hat ein getrenntes Gebiet, jene das der evangelischen Erzählung, diese das im Laufe der Zeit herausgebildete Dogma. Vorsichtiger hatte sich Strauß in der Vorrede blos dahin geäußert, daß er den inneren Kern des christlichen Glaubens von seinen kritischen Untersuchungen völlig unabhängig wisse: Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt bleiben ewige Wahrheiten, so sehr ihre Wirklichkeit als historische Thatsachen angezweifelt werden möge. Aber damit sind nun auch beide Seiten auf eine Weise auseinander gehalten, daß sie nicht mehr als die beiden innerlich zusammenhängenden Momente einer und derselben Aufgabe erscheinen können. Zwischen dem kritischen Auflösungsproceß und dem Wiederherstellungsversuch der Schlußabhandlung ist eine unausgefüllte Kluft. Es sollte eine Rechnung sein, deren Richtigkeit durch die Probe bestätigt wurde. Aber die Summe stimmt nicht, es bleibt ein ungelöster Rest. Irgendwo muß ein Fehler sein. Wo steckt er? Er steckt in dem unvermittelten Uebergang vom mythischen zum dogmatischen Christus. Es fehlt ein nothwendiges Mittelglied, das die Aussicht für den kritischen Theil, die Grundlage für den dogmatischen Theil bilden müßte. Dies Mittelglied heißt: Der historische Christus. Man könnte sagen, im mythischen Christus haben wir ihn noch nicht, im dogmatischen nicht mehr, und doch ist er es, den wir suchen. Denn so wenig die Kritik an und für sich Selbstzweck sein kann, da sie doch vielmehr nur das Mittel ist, um zu reiner historischer Erkenntniß zu gelangen, ebenso wenig ist der forschende Geist bei der Aufzeigung des dogmatischen Gehalts der Persönlichkeit Jesu befriedigt, wenn er nicht auch Gewißheit darüber hat, welche Realität dem dogmatischen Christus zu Grunde liegt.

Der historische Christus! so lautet also die Forderung. Aber ist nicht die Strauß'sche Arbeit hervorgegangen aus dem Bedürfniß, an der Stelle falscher Christusbilder das wahre ungeschminkte wiederherzustellen? Ist nicht ihr innerstes Motiv eben das Bestreben es zu reinigen von den An- und Zusätzen, welchen es im Laufe der Zeit unterworfen wurde, und die umhüllenden Gewänder abzureißen, welche Dichtung und Sage, dunkler Wahn und kunstvolle Reflexion gewoben? Und wenn nun das Bild, das nach dieser Arbeit zum Vorschein kommt, nicht gefallen will, ist es die Schuld des reinigenden Künstlers, dem es doch vielmehr zum höchsten Lobe gereicht, wenn er in weiser Beschränkung seiner Aufgabe es ver-

schmäht, dem ursprünglichen Bild selbst wieder neuen Schmuck aufzutragen? Wer wollte also jenes kritische Gewissen tadeln, daß es behutsam genug ist, das kritische Ergebniß einfach hinzustellen und nicht durch eigene Zuthaten dessen Reinheit wieder zu trüben?

Aber nicht ganz so liegen die Dinge. Wie, wenn die fremden Zusätze so fest sich um das ursprüngliche Bild gelegt hätten, daß das Beginnen jene zu beseitigen auch dieses verletzen müßte und nur die Unmöglichkeit constatirte, das reine Bild je wieder herzustellen, eben weil eine Scheidung der ursprünglichen und späteren Züge nicht mehr sich bewerkstelligen läßt? Nicht das ist ja der Vorwurf, der gewöhnlich gegen das Strauß'sche Werk erhoben wird, daß es die unechten Bestandtheile ausgeschieden, sondern der vielmehr, daß es mit diesen zugleich das echte Christusbild selbst angetastet habe.

Allein auch dann wäre es ja nicht die Schuld des Kritikers, sondern die Eigenthümlichkeit seines Gegenstandes, wenn die Kritik, die unbekümmert um die Folgen nach ihren eigenen unerbittlichen Gesetzen verfährt, ihr Geschäft nicht vollenden könnte, ohne die historische Grundlage eines Lebens Jesu überhaupt unsicher zu machen. Und nur der Vorwurf bliebe bestehen, wenn auch ein unverschuldeter, daß das ganze Ergebniß der Kritik ein rein negatives sei. Aber um so mehr müßte dann der Kritiker durch sein Verfahren zeigen, daß diese Negativität nicht eine im voraus von ihm beabsichtigte ist. Zum mindesten müßte er inmitten seines Reinigungsgeschäfts mit demselben Eifer darauf bedacht sein, allen den Spuren nachzugehen, welche nun doch von dem ursprünglichen Bild noch ein sicheres Zeugniß ablegen. Und dieses *Interesse vermissen wir nun allerdings in dem älteren Leben Jesu durchaus.* Denn abgesehen von denjenigen Bestandtheilen, welche ihrer ganzen Beschaffenheit nach die mythische Erklärung verlangen, ist zwar auf einzelnen Punkten die geschichtliche Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit angedeutet, aber meist nur in der Weise, daß das Resultat gleichsam als Durchschnitt der evangelischen Berichte erscheint. Die wenigen unbestimmten Andeutungen in dieser Richtung verschwinden schon räumlich in dem ausgedehnten Apparat, der zur negativen Kritik gebraucht wird. Wo wesentliche Differenzen zwischen den Evangelien stattfinden, ist das Urtheil unsicher und meist skeptisch. Der kritische Thatbestand wird einfach hingestellt als ein Problem für weitere Forschung. So bleiben die Ausblicke auf eine geschichtliche Lösung vereinzelt und an einem Versuche, die übrig bleibenden geschichtlichen Momente zusammenzufassen, die Persönlichkeit Jesu und seine Schicksale als ein Ganzes darzustellen, fehlt es durchaus.

Es bleibt also dabei, eine Lücke ist vorhanden, und wir werden sehen,

wie Strauß selbst sie in Bälde fühlte und einigermaaßen auszufüllen strebte. Das rein historische Interesse, obwohl das innerste Motiv der Kritik, tritt doch nirgends als solches hervor. Es wirkt nur vermittelst des kritischen Processes, und das Ergebniß des letzteren ist ein negatives, das nur durch einen anderen hier nicht vollzogenen Proceß wieder positiv verwendbar für die wirkliche Geschichtschreibung ist. Aber eine andere Frage ist nun die, ob das Leben Jesu seine epochemachende Stellung in der Wissenschaft nicht gerade dadurch einnimmt, daß alle constructiven Versuche, deren Voreiligkeit die Schuld an all' den Mißbildungen auf diesem Gebiet war, nun einmal grundsätzlich zurückgedrängt und statt ihrer der Kritik allein das Wort gegeben wurde. Nur dadurch, daß die kritische Arbeit an der biblischen und kirchlichen Erzählung vom Leben Jesu ein für allemal abgethan wurde, war der weitere Fortschritt der Wissenschaft möglich. Kein anderes Interesse durfte den Gang der strengen Beweisführung durchkreuzen. Ganz nur auf die Zerstörung des Mediums, durch welches uns dieses Leben überliefert ist, concentrirt: so gelang es dem Strauß'schen Werke, den Blick frei zu machen, den Schutt den Jahrhunderte aufgehäuft hinwegzuräumen, damit Raum werde für ein sicheres Gebäude der Erkenntniß. Von dieser Seite ist das, was ein Mangel erscheint, vielmehr bewußte Beschränkung, ja gerade die stärkste Seite des Buchs. Mit anderen Worten, es wäre nicht das, was es geworden ist, ohne seine Methode.

Die Methode des Strauß'schen Werks — wir brauchen sie nicht ausführlich zu schildern. Jedermann kennt die dialektische Kunst, deren einzelne Operationen nachzudenken immer ein einziger Genuß sein wird, die Objectivität, mit welcher der Kritiker hinter dem wie mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehenden Processe selbstlos zurücktritt, den niemals ermüdenden Scharfsinn, mit dem die berichteten Thatsachen an den ewigen Gesetzen des Geschehens gemessen, jede Erzählung durch den Widerspruch der verschiedenen Relationen in Frage gestellt, alle Versuche einer künstlichen Vermittlung, sei es dieser Relationen unter einander, sei es der berichteten Thatsachen mit einem halbgläubigen, halbkritischen Bewußtsein, unerbittlich an einander zerrieben werden, die Sicherheit endlich, mit welcher — als einzige Rettung aus diesem Chaos — auf die messianischen Erwartungen hingewiesen wird, deren einzelne Züge die fromme Sage der ersten Christen auf das Haupt ihrer Gemeinde übertrug. Nur bei Einem Bestandtheil dieses kritischen Processes müssen wir noch einen Augenblick verweilen.

Indem Strauß die Geschichtlichkeit der biblischen Erzählung durch die Confrontation der sich widersprechenden Zeugen, d. h. durch Gegenüber-

stellung der verschiedenen Berichte der vier Evangelien in Anspruch nimmt, führt er diese Zeugen als an und für sich gleichwerthig vor. Keiner hat vor dem andern einen absoluten Vorzug, jeder hat zunächst dieselbe Autorität für sich zu beanspruchen. Stimmen nun ihre Aussagen nicht überein, so ist überhaupt nichts Sicheres zu ermitteln; für die geschichtliche Auffassung resultirt dann nur das Nichtgeschehensein der erzählten Thatsachen und zur Erklärung ihres Entstehens die Nothwendigkeit, zu einem neuen Factor die Zuflucht zu nehmen, zu der mündlichen Tradition und zur mythenbildenden Phantasie der ersten Gemeinde.

Damit stellt sich Strauß zunächst auf den Standpunkt der Kirchenlehre und der gläubigen Vorstellung, nach welcher alle vier Evangelien gleicherweise den Anspruch erheben, objectiv Geschehenes mitzutheilen. Er nimmt die Zeugen so an, wie sie ihm die gegnerische Partei entgegenbringt. Er begnügt sich damit, ihre Aussagen an einander zu halten und aus dem Ergebniß der Confrontation die Glaubwürdigkeit aller zu bestreiten. Nun war es gewiß die geschickteste Taktik, die Gegner so auf ihrem eigenen Boden, von ihren eigenen Voraussetzungen aus zu schlagen, ja es war bei der subjectiven Willkür, welche damals in der neutestamentlichen Kritik herrschte, die einzige Taktik, um allen Illusionen der Kirchenlehre wie den halbwissenschaftlichen Umdeutungen derselben ein Ende zu machen. Aber dies war auch das Einzige, was auf diesem Wege erreicht werden konnte. Hier hatte das Strauß'sche Werk eine Schranke, die erst durch spätere Forschungen durchbrochen wurde. Man weiß jetzt, daß jede kritische Bearbeitung des Lebens Jesu eine vorgängige Untersuchung der Quellen zur Grundlage haben muß. Damit verändert sich aber die ganze Methode, die jetzt von Anfang an auf positive Resultate angelegt ist. Denn der ganze überlieferte Erzählungsstoff sondert sich nun in verschiedene Gruppen, deren nähere Untersuchung darauf führt, die einzelnen Schriften nach besonderen schriftstellerischen oder dogmatischen Merkmalen zu unterscheiden, sie nicht blos verschiedenen Erzählern von eigenthümlichem Gepräge, sondern verschiedenen Ideenkreisen, verschiedenen Entwickelungsstadien des christlichen Bewußtseins zuzuweisen, eine Untersuchung, die denn auch auf ihr relatives Alter und damit auf ihre relative Glaubwürdigkeit ein neues Licht wirft. Führt der Gang dieser Untersuchung zu der Ueberzeugung, daß die Evangelien hinsichtlich der dogmatischen Auffassung, wie der Zeit ihrer Entstehung durch eine weite Kluft von einander getrennt sind, daß das eine an der Spitze der Evangelienliteratur steht, das andere von einem späteren, durch eine reiche Entwickelung bedingten Standpunkt sie abschließt, so ist damit auch für den geschichtlichen Gehalt der verschiedenen Erzählungen ein Erhebliches gewonnen. Das rein ne-

gative Resultat, das zuvor für die geschichtliche Auffassung an jedem Punkte sich ergab, ist durchbrochen; an die Stelle der bloßen Mythenbildung, deren Proceß sich der Natur der Sache nach der eindringenden Forschung entzieht, ist eine literarische Entwickelung getreten, welche, obwohl mythische Bestandtheile mit sich führend, doch vorzugsweise durch dogmatische Motive bestimmt ist, und deren Gang sich zugleich an einer Reihe außerkanonischer Schriften controliren und näher bestimmen läßt. Wird auch auf diesem Wege keine Relation gefunden, welche als sichere Quelle für die Kenntniß der ursprünglichen Thatsachen gelten kann, so hat man doch ältere Berichte und jüngere Berichte, Eindrücke, welche den Thatsachen näher stehen, und Darstellungen, welche durch eine längere dogmatische Arbeit von ihnen getrennt sind. Der Kritiker wird nicht mehr Berichte verschiedener Zeiten und Anschauungsweisen einander gegenüberhalten können, um die Glaubwürdigkeit beider an einander aufzuheben, sondern er wird vermittelst der älteren Berichte den Thatsachen näher zu kommen suchen, die späteren aber grundsätzlich ausscheiden, um sie für die Charakteristik einer jüngeren Zeit zu verwerthen.

Eben diese Arbeit ist es, welche den Fortschritt der neutestamentlichen Kritik seit dem Hervortreten des Strauß'schen Werks bezeichnet. Allein sie schloß sich, obwohl an einem ganz anderen scheinbar entlegenen Punkte von Baur bereits begonnen, dennoch in mehr als einer Hinsicht unmittelbar an Strauß an. Nicht blos in sofern, als der kecke Angriff des jungen Gelehrten Alles auf den Kampfplatz rief und den neutestamentlichen Studien überhaupt einen neuen Anstoß gab. Sondern auch gerade jene Negativität des Resultats, über welche man, wie man jetzt allgemein betroffen gewahr wurde, auf dem bisherigen Wege schlechterdings nicht hinauskommen konnte, mußte den Gedanken nahe legen, auf einem anderen Wege das Problem zu versuchen. Widersprachen sich die Zeugen, was war natürlicher, als ihren Werth vorher zu untersuchen und gegen einander abzuwägen, und darauf erst ein Urtheil über den Werth ihrer widersprechenden Aussagen zu gründen? War auf der einen Seite eine unbefangene Kritik der Berichte erst möglich, nachdem Strauß ihren dogmatischen Anspruch auf Glaubwürdigkeit aus ihrem Inhalt heraus vernichtet hatte, so war doch andererseits ein geschichtliches Wissen um das Leben Jesu erst dann möglich, wenn für die Beurtheilung der Quellenschriften bestimmte Anhaltspunkte gefunden wurden. Es lag um so näher nach diesen zu suchen, als Strauß selbst im Laufe seiner Untersuchung an verschiedenen Orten darauf geführt wurde, an diese Instanz zu appelliren und den Widerspruch der Berichte aus den schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Evangelien

zu erklären. Dies war der richtige Weg, nur ist er von Strauß überall blos angedeutet, nicht betreten. Allein der Tact, welchen er hierbei zeigte, ist durch die späteren Untersuchungen fast durchaus bestätigt worden. In den behutsamen Andeutungen, die sich ihm aus der bloßen Vergleichung der Evangelien ergaben, traf er ganz mit dem zusammen, was später in umfassender Weise an's Licht gestellt worden ist. Manches davon gehört allerdings älteren Kritikern an, auf deren Schultern Strauß auch hier stand, aber er sah auf seinem Wege zugleich Vieles, woran die Anderen vorbeigegangen waren, und im Zusammenhange seines für die neutestamentliche Kritik fast encyklopädischen Werkes gewann auch jenes eine neue Bedeutung. Man durfte diesen überall zerstreuten Spuren nur nachgehen, um auf eine Folge überraschender Aufschlüsse geführt zu werden. Um nur an Einiges zu erinnern, so findet Strauß bei Vergleichung einzelner synoptischer Erzählungen, daß das Matthäusevangelium aus einem judenchristlichen Kreise hervorgegangen sei; er findet, daß in Betreff der siebzig Jünger Lukas gegen Matthäus im Nachtheil sei, weil jene Angabe offenbar auf ein dogmatisches Interesse hinweise; er macht auf die Abhängigkeit des Marcus von der Darstellung seiner beiden Vorgänger aufmerksam und wiederholt mehrmals den Kanon, daß Matthäus gerade wegen der Unbestimmtheit seiner Angaben in geschichtlicher Beziehung den Vorzug verdiene, weil je anschaulicher die Erzählung ausgemalt sei, um so näher der Gedanke liege, daß man dabei theils absichtslos, theils absichtlich aus der Geschichte der apostolischen Zeit auf die Praxis Jesu zurückgeschlossen habe. Der Begriff des „absichtslos dichtenden Mythus" hat sich unversehens erweitert und auf Bildungen der Reflexion ausgedehnt; häufig läßt es der Verfasser unentschieden, ob die Sage oder der Schriftsteller das dichtende Subject gewesen sei. Ganz besonders aber wird nun das johanneische Evangelium auf allen Punkten, wo es mit den Synoptikern in Widerspruch tritt, scharf darauf angesehen, ob es jenen Vorzug der Glaubwürdigkeit verdiene, den man ihm in der Zeit, da das Leben Jesu erschien, fast allgemein zuschrieb. Auf allen Punkten fällt das Resultat, so behutsam es meist ausgesprochen wird, zum Nachtheil des vierten Evangeliums aus, und dieses Ergebniß ist um so bedeutender, als es jedesmal ganz nur aus der Erörterung des einzelnen Falles, aus der unbefangenen Gegenüberstellung der Berichte gezogen wird. Die erste Hauptdifferenz zwischen beiden Darstellungen ist die in Betreff des Schauplatzes der Wirksamkeit Jesu, die bekanntlich bei den Synoptikern bis zur letzten Reise sich auf Galiläa beschränkt, während dem vierten Evangelium zufolge Jesus schon früher wiederholt in Jerusalem mit dem ungläubigen Judenthum zusammengetroffen war. Die tieferen Gründe dieser Differenz

konnten nun freilich nur aus der eindringenden Analyse des letzteren Evangeliums erschlossen werden. Strauß hält sich an die bloße Thatsache der Differenz, die sich wie er nachweist nicht harmonisiren läßt; zur Erklärung derselben hat er nur den „Standpunkt der möglichen Mythenbildung;" aber auch nach diesem neigt sich die Waagschale auf die Seite der Synoptiker, obwohl er dann, alle Gründe für und wider genommen, auch nicht „übereilt für die synoptische Darstellung sich aussprechen" will, vielmehr sich begnügt, die Sicherheit des gegnerischen Standpunktes erschüttert und „den wahren Stand der synoptisch-johanneischen Streitsache zu weiterer Prüfung vorgelegt zu haben." Aehnliche skeptische Wendungen kehren häufig wieder, doch findet ein feiner divinatorischer Scharfsinn stets die überwiegenden Gründe, welche gegen die johanneische Darstellung sprechen, heraus. So fällt die Untersuchung des Verhältnisses, in welchem Jesus zum Täufer stand, gegen die „religiös-pragmatisirende" Darstellung des vierten Evangeliums aus. Auch hinsichtlich des Zeitpunktes, da Jesus sich als Messias bekannte, trifft den Johannes der Verdacht größerer Ungeschichtlichkeit. So kommt ferner das Lazaruswunder mit seiner dogmatischen und pragmatischen Absichtlichkeit ganz auf Rechnung des vierten Evangeliums und bildet geradezu „ein Kennzeichen der Unechtheit" desselben. Dagegen beweist dann wieder Anderes, wie z. B. die Untersuchung des Weinwunders, wie wenig bei Strauß dasselbe in dem innersten Kern seiner Tendenz erfaßt ist. Auch in Bezug auf den Todestag Jesu begnügt er sich, „den unauflöslichen Widerstreit der beiderseitigen Darstellungen" zu constatiren. Ganz besonders tragen ferner die Abschiedsreden bei Johannes für Strauß entschieden das Merkmal der Ungeschichtlichkeit an sich, nur daß der Unterschied von den Synoptikern, welche an der Stelle dieser Reden den Seelenkampf in Gethsemane haben, dadurch ein blos relativer wird, daß ihre Darstellung eine Mythenbildung zweiten Grades, die johanneische eine solche dritten Grades sein soll. Aber auch über den allgemeinen Charakter des Johannesevangeliums finden sich bereits die treffendsten Bemerkungen. So wenn gerade aus Anlaß der Abschiedsreden auseinandergesetzt wird, wie in dem vierten Evangelium sich „überall das Denken eines Solchen zeigt, der schon weit vorwärts im Erfolg steht und deswegen die Gestalt Jesu bereits in fernem verklärenden Duft erblickt, ein Zauber, welchen er dadurch vermehrt, daß er seine auf der Höhe einer fortgeschrittenen Entwickelung der christlichen Gemeinde entsprungenen Gedanken von dem Gründer derselben, schon vor ihrer eigentlichen Entstehung, ausgesprochen sein läßt." Ueberall weist Strauß auf den reflectirenden Pragmatismus des Johannes, sein dogmatisches Interesse, seine idealisirende, nach Einheit strebende Darstellung hin. Der



Kanon, daß, wo in Erzählungen, welche die Tendenz haben, eine Person oder Sache zu verherrlichen, zwei widerstreitende Nachrichten sich finden, jedesmal diejenige, welche diesem Zweck am meisten entspricht, die am wenigsten historische ist, — weil, wenn ihr zufolge der ursprüngliche Thatbestand so herrlich gewesen wäre, jene andere minder glänzende Darstellung sich nicht begreifen ließe, — dieser Kanon wird wiederholt gegen die Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums in's Feld geführt und die Entstehung desselben in einen hellenistisch-theosophischen Kreis verlegt — lauter Andeutungen, welche nur in ihrer Folgerichtigkeit und im Zusammenhang entwickelt werden durften, um den Charakter des Johannesevangeliums vollständig erkennen zu lassen und damit auch über sein Verhältniß zu den Synoptikern und die ganze Geschichte der Evangelienbildung ein neues Licht zu werfen. Der Grundsatz, den Strauß an die Spitze seiner Evangelienkritik gestellt hatte, daß die Untersuchung der äußeren Zeugnisse für die Evangelien ein rein negatives Resultat ergebe und die Entscheidung also ganz auf das Ergebniß der inneren Gründe, d. h. der Beschaffenheit der evangelischen Erzählungen selbst ankomme, erwies sich nach zwei Seiten als unzulänglich. Einmal ergab die genauere Erforschung der ältesten Literatur, daß doch auch die äußere Beglaubigung der einzelnen Schriften eine sehr verschiedene ist. Die späten Zeugnisse für das vierte Evangelium fielen z. B. für das Verhältniß desselben zur Apokalypse erheblich in's Gewicht, und wie wichtig auch sonst äußere geschichtliche Data waren, zeigte der Scharfblick, mit welchem Baur, indem er die Entstehung des vierten Evangeliums aus den Passahstreitigkeiten erklärte, hier mit einem Mal das Richtige sah. Aber auch das, was Strauß die inneren Gründe nannte, war von ihm noch viel zu eng gefaßt. Allerdings konnte das gegenseitige Verhältniß der Evangelien wesentlich nur durch innere Gründe bestimmt werden, aber nicht durch die bloße Gegenüberstellung der einzelnen Erzählungen, sondern indem man von den Erzählungen des einzelnen Schriftstellers aufstieg zu den gemeinsamen Merkmalen seiner Darstellungsweise überhaupt, zu dem Geist, den seine Schrift verräth, zu dem Interesse, welches sie überall durchblicken läßt, zu dem dogmatischen Standpunkt, aus welchem sie entstanden ist. Der Widerspruch der einzelnen Erzählungen war allerdings die unerläßliche, aber die blos negative Voraussetzung für die jetzt beginnende Untersuchung, warum jeder Schriftsteller jeden Vorgang in eigenthümlicher Weise erzählt habe, eine Untersuchung, die sofort über den mythischen Standpunkt hinausführte.

An diesen Arbeiten, dem Felde der Tübinger Schule, hat Strauß keinen Antheil genommen. Wohl aber hatte er im Verlauf der Polemik,

welche das Leben Jesu hervorrief, Gelegenheit gefunden, dasselbe nicht unwesentlich zu ergänzen. Der gewöhnliche Vorwurf war, daß es blos negativ sei, blos nehme ohne zu geben, zerstöre ohne aufzubauen. Ein mythischer Christus, d. h. ein Mensch, dessen überlieferte Wirksamkeit in einen Kranz von Mythen sich auflöst, habe nicht die ungeheuren Wirkungen ausüben können, die von jenem Punkte der Geschichte ausgegangen. Und wenn nun auch die Wahrheit der Christologie in der Idee aufgezeigt wurde, so wurde eingewandt, daß doch eine Idee weder dem religiösen Bedürfniß der Gemeinde genügen, noch den Glauben der Jünger an die Messianität Jesu habe hervorbringen können. In diesen Einwendungen verrieth sich nur die Befangenheit der Voraussetzungen der Gegner. Aber ein richtiges Gefühl lag zu Grunde, das Gefühl von jener Lücke, welche wir bereits kennen. Indem das kritisch Vernichtete blos auf philosophischem Wege wiederhergestellt wurde, war das Positive, wie jetzt Strauß selbst sah, für den größeren Theil des Publicums gar nicht wahrnehmbar, mithin auch nicht vorhanden. Es blieb etwas Esoterisches, das nur den philosophisch Gebildeten verständlich war. Nach der kritischen und nach der philosophischen Seite war das Interesse am Leben Jesu nicht erschöpft. Weder das religiöse Bedürfniß der Gegenwart, noch das rein historische Interesse fanden ihr Genüge. Beides wurde nachgeholt, wenn es nun gelang, außer jenen Ideen aus der kritischen Untersuchung des Lebens Jesu geschichtliche Momente zu retten, welche eine unmittelbare Beziehung auf die Frömmigkeit haben. Aus diesem Gesichtspunkte schrieb Strauß jene schönen Selbstgespräche, denen er den Titel Vergängliches und Bleibendes im Christenthum gab. Das Christenthum wurde hier darauf angesehen, welche religiöse Bedeutung ihm auf dem Standpunkte des modernen Bewußtseins zukomme, und der Lauf der Untersuchung war ein solcher, daß er gelegentlich auf die geschichtliche Erscheinung Jesu theils in einzelnen Beziehungen, theils in ihrer welthistorischen Bedeutung ein bestimmteres Licht warf. Zum kritischen und philosophischen Interesse gesellte sich also das historische. Die kritisch-negative Seite erhielt ihr Correctiv an einer neuen Untersuchung über die Wunder, die philosophische an dem Begriff des religiösen Genius.

In ersterer Beziehung macht Strauß ausdrücklich geltend, daß Jesus nicht blos Dank und Huldigungen für seine Heilungen als Wunderthaten annahm, sondern auch sie selbst als Ausflüsse einer ihm eigenthümlichen Kraft bezeichnete, was die gröbste Unwahrheit gewesen wäre, wenn er sich bewußt war, sie durch die gewöhnlichen natürlichen, nur etwa im Verborgenen angewandten Mittel hervorgebracht zu haben — eine bei seinem Charakter sittlich unmögliche Annahme. Weiterhin macht er dann den

ausführlichen Versuch, wenigstens einen Theil der Jesu zugeschriebenen Wunder als ungewöhnliche, doch nicht übernatürliche Erscheinungen zu erklären, wobei er animalisch-magnetische Kräfte zu Hülfe nimmt, welche jener Zeit als übernatürliche galten. Nun hat zwar diese ganze Ausführung den Zweck zu zeigen, daß die Wunder, herabgesetzt zu einer zwar auffallenden, aber darum nicht übernatürlichen Erscheinung, damit auch alle religiös-dogmatische Beweiskraft verloren haben. Allein offenbar haben wir hier zugleich das, was Strauß im Leben Jesu ausgesprochenermaaßen vermeidet, nämlich pragmatisirende Geschichte. Auch sonst kommt in diesen Selbstgesprächen mehrfach ein positiv-historisches Interesse zum Vorschein, z. B. wenn es vom Tode Jesu heißt, er sei durch einen Zusammenstoß der Umstände mit dem Geist und Charakter Jesu herbeigeführt: „er war geschichtlich durch das Verhältniß bedingt, in welches die Idee und der Plan Jesu zu der Gesinnung und Stimmung der damaligen Juden und ihrer Oberen trat; sittlich bedingt aber durch die Reinheit und Stärke seines Willens, welche ihm in dem Kampf für die erkannte Wahrheit und Aufgabe seines Lebens zu weichen verbot."

Ganz besonders kommt nun aber noch der zweite Theil der Selbstgespräche in Betracht, worin Jesu die Stelle eines religiösen Genius angewiesen wird. Unterläßt es Strauß im Leben Jesu, eine Zusammenstellung der persönlichen Züge Jesu zu einem harmonischen Lebensbild zu geben, so wird theilweise nun auch dies nachgeholt. Der Begriff des religiösen Genius zielt nämlich zunächst dahin, den Werth der Person Jesu für das religiöse Bewußtsein der Gegenwart aufzuzeigen und ihr ihre Stellung in der Weltgeschichte anzuweisen. Aber einmal gehört schon dieser Gesichtspunkt der rein geschichtlichen Auffassung an, und dann werden, indem der Begriff des Genius ausgemittelt wird, die Merkmale desselben so bestimmt, daß daran eine Art von Charakterbild Jesu zum Vorschein kommt. In diesem Sinne ist von der Harmonie der Seelenkräfte die Rede, welche ungesucht, ohne ängstliche Wahl oder mühsamen Kampf in der Vollbringung dessen zusammenstimmt, was jedesmal das Angemessene ist, von der Spiegelklarheit der Seele, welche durch die heftigsten Stürme wohl bewegt aber nicht getrübt werden kann, von der Thätigkeit, erhabenen Aufopferung für eine große Idee, welche den Grundton des Lebens des Genius bildet und um derentwillen er alles Andere, auch sein eigenes äußeres Wohlergehen gering achtet; von der Gewalt, mit welcher der Genius auf seine Umgebungen wirkt, der magnetischen Anziehungskraft, mit der er Alle, die sich ihm unbefangen nähern, an sich zu fesseln weiß; von den gewaltigen Regungen, so der Liebe, wie des Hasses, welche er hervorbringt, von den beglückenden Wirkungen endlich,

welche auf die Nachwelt auszuüben ihm gelingt, — lauter Attribute, die in eminentem Maaße auf die Persönlichkeit Jesu übertragen werden.

Man sieht leicht, wo hinaus wir wollen, indem wir den Monologen über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum hier ihre Stelle anweisen. Sie bilden den Uebergang vom kritischen Leben Jesu zum kritisch-pragmatischen, wie Strauß selbst den Unterschied bezeichnet, vom alten Leben Jesu zum neuen. Und nicht blos in dem Sinne, daß sie ein reineres historisches Interesse verrathen, als jenes kritische Werk, sondern auch als populäre Darstellung stehen sie in der Mitte und bilden die Brücke zu der Bearbeitung für das deutsche Volk. Hatte Strauß sein erstes Werk ausdrücklich als eine gelehrte Arbeit für die Gelehrten geschrieben, so war ihm bald genug das Bedürfniß gekommen, sich mit dem größeren Publicum, das ohne sein Zuthun in das Interesse gezogen wurde, auseinanderzusetzen. Was er aber in den Monologen nur vorläufig und andeutungsweise für einzelne Punkte gethan, that er jetzt wieder mit einem umfassenden aus dem Vollen geschöpften Werke, das, indem es zugleich aus dem Ertrag der seitherigen Forschungen sich bereichert hat, die kritische Bewegung der letzten drei Decennien ebenso abschließt, als sein Erstlingswerk sie eingeleitet hatte.

W. Lang.

Shakspeare's lyrische Gedichte und ihre neuesten deutschen Bearbeiter.

I.

Es ist jedem Shakspeare-Leser bekannt, wie reich und mannichfaltig die lyrische Begabung des Dichters in seinen Dramen hervortritt, und zwar mit ungeschwächter Kraft sich kundgebend, von seinen frühesten Anfängen bis zu seinen spätesten Schöpfungen hin. „Liebes Leid und Lust" und „Wintermährchen" bieten, so ziemlich an den entgegengesetzten Enden seiner Laufbahn, eine gleich reiche Ausbeute lyrischer Ergüsse. Aus der bunten Pracht der Lustspiele leuchten sie funkelnden Glanzes hervor, wie sie von dem dunkeln Grunde der Tragödien höchsten Stiles gleich wundersamen Perlen sich abheben. Die Fülle und Lieblichkeit ist dieselbe in „Othello," „Hamlet," „Lear," wie in „Was Ihr wollt" und „Wie es Euch gefällt," den unerreichten Meisterwerken der komischen Muse, und

wer läse im fünften Acte des „Kaufmann von Venedig" jene berühmte Verherrlichung der Macht der Töne —

> Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
> Hier sitzen wir und lassen die Musik
> Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht
> Sie werden Tasten süßer Harmonie.
> Komm Jessica! Sieh' wie die Himmelsflur
> Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes! —

wer läse diese Verse, mit denen Herder so glücklich seine Empfehlung des Volksliedes einleitete, ohne daß er ergriffen würde wie von einer unmittelbaren Offenbarung aus dem innersten Herzen des Dichters, in dessen rein gestimmter Seele das verworrene Geräusch des Lebens in selige Harmonien sich auflöst! Bekanntlich verdankte denn auch Shakspeare der lyrisch-musikalischen Seite seines Talents, seinem feinen Ohre für den Wohllaut der Sprache, seiner Herrschaft über Wort und Reim, der glühenden, nicht selten bis zur Ueberschwänglichkeit reichen Pracht seines Ausdrucks, dem mächtigen Strome seines sinnlich-lebenswarmen Gefühls seine ersten und unbestrittensten Erfolge. Ehe man um den Dramatiker sich sonderlich kümmerte, machten seine lyrischen und seine lyrisch angehauchten erzählend-schildernden Gedichte ihn zum Lieblinge der Londoner Kenner. „Venus und Adonis," „Tarquin und Lucrezia" und die Sonnette sind bekanntlich die Werke des Dichters, welche in jener oft citirten Stelle der „Palladis Tamia" von Meres erwähnt werden, der wir eine der wichtigsten zeitgenössischen Nachrichten über Shakspeare's Wirksamkeit und Erfolge verdanken: „Wie die Seele des Euphorbus in Pythagoras, so führe die Seele des süßen, trefflichen Ovid in dem honigzüngigen Shakspeare ein zweites, neues Leben." Aehnlicher Ansicht findet Richard Barnfield (encomion of Lady Pecunia 1598) den Dichter von „Venus und Lucrezia" „in das unsterbliche Buch des Ruhmes eingeschrieben," während er der Dramen nicht gedenkt. Thomas Nash, ein bekannter und angesehener Kritiker geht, wie man weiß, noch weiter, indem er es geradezu beklagt, daß Shakspeare seine Zeit mit dem Anfertigen von Schauspielen um des Gewinnes willen verschwendet habe, statt in der Manier der Italiener weiter zu dichten, die ihn sicher noch über den Ruhm Daniel's, des berufenen Sonnettisten, Verfassers der Delia (1592), erhöht haben würde. Shakspeare selbst scheint im Beginn seiner Laufbahn solchen Urtheilen Rechnung getragen, wenn nicht sie getheilt zu haben: wenigstens mußte ihm, als er aus den verachteten Reihen seiner Standesgenossen den ersten Schritt in die gute und vornehme Gesellschaft wagte, nicht etwa eines seiner damals schon geschaffenen Dramen (und er hatte deren bereits ein halbes Dutzend, darunter das vortreffliche „Love's labours lost," ge-

schrieben), sondern vielmehr „Venus und Adonis“ den Willkommen schaffen. Es war, wie man weiß, dies in blühendstem und glühendstem mythologisirend-rhetorischem Stil geschriebene Gedicht, durch welches er 1593 zum ersten Male der Gunst des Grafen Southampton sich empfahl. Im Jahre darauf, 1594, läßt die an dieselbe Adresse gerichtete Widmung der „Lucrezia“ durch ihren warmen, Glück und Liebe athmenden Ton den Erfolg der vorangegangenen Gabe errathen. Shakspeare spricht da nicht mehr von seiner Furcht vor der seine zudringliche Kühnheit tadelnden Welt, sondern nur von endloser Liebe und Dankbarkeit und huldigt der Freundschaft des glänzenden Grafen für Alles, was zu leisten ihm jemals gelungen. Was uns aus dem eigentlich lyrischen Blüthenflor des Shakspeare'schen Dichterfrühlings enthalten ist, verdanken wir zu großem Theile, wenn nicht ganz, der Betriebsamkeit freibeuterischer Buchdrucker. Ohne Shakspeare's Zuthun erschien 1599 unter dem Titel „Der verliebte Pilgrim“ bei Jaggard eine Sammlung lyrischer Gedichte (22 Nummern), welche neben fremden buntgemischten Erzeugnissen auch ein Paar Shakspeare'sche Arbeiten, unter anderen die Sonnette Nr. 138 und 144 enthält. Auch die erste Ausgabe der Sonnette (1609) ist schwerlich durch den Dichter selbst veranlaßt oder nur erlaubt worden. Man machte sich eben allerseits seine großartige Gleichgültigkeit gegen schriftstellerische Erfolge im heutigen Sinne zu Nutzen, und das Publicum, für welches jene lyrischen Kleinode schwerlich jemals bestimmt gewesen sind, labte sich doppelt lüstern an der durch den Reiz des Verbotenen und Geheimnißvollen gewürzten Frucht. — Später haben die Sonnette und die anderen Gedichte lange das Schicksal der Dramen getheilt: vergessen, oder doch so gut als vergessen zu werden. Aber es hat viel gefehlt, daß ihnen die Wiederbelebung des Shakspeare-Studiums eine so fröhliche und glorreiche Auferstehung gebracht hätte, als den Dramen des Dichters. Zu großem Theile Frühkinder seiner Muse, unter dem starken Einflusse einer fremdländischen, in den Dramen des Dichters selbst oft unübertrefflich verspotteten Verbildung entstanden, tragen sie weit mehr als alle andere Shakspeare'sche Dichtung den Stempel des besonderen, wenn nicht absonderlichen Bildungs- und Geschmacksverhältnissen Angepaßten an sich — und der auch in ihnen sich keineswegs verleugnende, wahre und naive Realismus des Dichters, der eigentliche Grundzug seiner poetischen Anlage, bildet mit der bis zum Ueberkünstlichen verfeinerten Form oft einen so grellen und derben Gegensatz, daß schon eine ziemliche Vertrautheit mit diesen Dingen dazu gehört, um sich dadurch im Genusse des vortrefflichen Kernes nicht stören zu lassen. Bodenstedt erzählt im Schlußworte seiner Sonnett-Uebersetzung von einer Gesellschaft hochgebildeter Kenner, deren

wegwerfende Urtheile über den zopfigen Schwulst der Shakspeare'schen Sonnette ihn zuerst angeregt haben, diesen Gedichten durch Herstellung treuer und anhörbarer Nachbildungen vor deutschen Ohren und deutschem Verständnisse zu ihrem Rechte zu helfen. Die Mittheilung wird für Niemanden etwas Auffälliges haben, der sich unter dem deutschen Shakspeare-Publicum umgesehen hat und gleichzeitig der Sache näher getreten ist. Das Verständniß der Sonnette in der Ursprache erschließt sich nur sorgfältigem und mühsamem Studium; es wird selbst Engländern nicht ohne ein solches zu Theil, und es genügt ein Blick in die beste der älteren Verdeutschungen, in die von Regis, um eine Ahnung von den ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu gewinnen, die hier dem Nachbildner entgegentreten. Vollkommen verzeihlich in der That, wenn die große Menge der Leser gegen eine so harte und so fremdartig gewürzte Speise sich ablehnend und spröde erweist. Ist doch selbst ein Gervinus noch sehr zurückhaltend in Anerkennung des absoluten, ästhetischen und geistig-sittlichen Werthes dieser Gedichte, während er nicht ansteht, nach dem Vorgange des Armitage Brown auf ihre Bedeutung für die Lebensgeschichte des Dichters den allerentschiedensten Nachdruck zu legen.

Doch wir kommen auf diesen Punkt später zurück. Zunächst haben wir der angenehmen Pflicht zu genügen, auf zwei,*) wenn auch schon ein Paar Jahre alte Arbeiten hinzuweisen, welche in die hier weit klaffende Lücke unserer Uebersetzungsliteratur, unbeirrt durch das Schicksal ihrer Vordermänner, muthig eingetreten sind und hoffentlich schon jetzt in vielen Kreisen dazu beigetragen haben, den Glauben unserer deutschen Shakspeare-Gemeinde auch in Bezug auf das schwierige Dogma der Trefflichkeit der Sonnette zu stärken und einer eingehenden Besprechung hierher einschlagender Fragen einige Theilnahme zu sichern. Beide Uebersetzer haben ihrer Aufgabe ein schönes und reich ausgebildetes Formtalent und eine nicht unbedeutende eigene dichterische Begabung entgegengebracht. Beide sind sich im Ganzen klar geworden über die Natur und die Schwierigkeit ihres Unternehmens. Die Kürze der abgeschliffenen, der meisten Biegungs- und Bildungssilben beraubten englischen Wörter, das knappe Maaß des auf seine vierzehn Zeilen beschränkten und von der Pointe des Schlußcouplets beherrschten Sonnetts (mag die einfachere Shakspeare'sche Anordnung des Reims die Fesseln des Gedankens und Ausdrucks immerhin ein wenig erleichtern), der starke Einfluß des in übergeistreichen Wendungen, in gesuchten Anspielungen und Vergleichungen hie und da stark vertretenen

*) William Shakspeare's Sonnette, in deutscher Nachbildung von Friedrich Bodenstedt. Berlin 1862, bei Decker. — Shakspeare's Gedichte. Deutsch von Wilhelm Jordan. Berlin 1861, bei G. Reimer.

italienisirenden Zeitgeschmackes, endlich die Dunkelheit der hier so häufig berührten privaten Lebensbeziehungen des Dichters — Alles das wirkt zusammen, um den Weg des Uebersetzers durch diesen künstlich verschlungenen und dicht verwachsenen Irrgarten zu einem mühsamen und dornenvollen zu machen. Wir wollen es Jordan schon glauben, daß er die ihm vorliegenden älteren Uebertragungen der Mehrzahl nach für den mündlichen Vortrag nicht brauchbar fand', gerade wie Bodenstedt genöthigt war, zu eigener dichterischer Bemühung seine Zuflucht zu nehmen, um seine ketzerischen ästhetischen Freunde zu bekehren. Ebenso sind wir überzeugt, daß ein Mann von Bodenstedt's Gediegenheit und gründlicher Sachkenntniß besser weiß, als wir es ihm sagen könnten, daß eine vollständige und abschließende Ueberwindung der ungeheuren Hindernisse auch ihm nicht überall gelungen — und selbst Jordan will wohl schwerlich zu scharf beim Worte genommen sein, wenn er meint, der Vortheil sei hier am letzten Ende doch noch auf unserer (der Deutschen) Seite, weil unsere Sprache mit ihren längeren Formen uns nämlich zum Maaßhalten in Ausführungen und Beiwörtern zwinge, und wenn er hofft, „wenig Freiheiten begangen zu haben, die nicht größerer Treue des Gedankens dienstbar wären," so wie, daß er durch den Reim sich niemals habe ablenken lassen. Es wäre eine eben so leichte als wenig lohnende Mühe, die Nothwendigkeit einer gewissen Einschränkung dieser Versicherung ausführlich aus dem Texte zu beweisen. Hier nur ein Paar Beispiele, die wir aber bitten, mehr als ein Eintreten für den Dichter, denn als Verkleinerung des Uebersetzers lesen zu wollen.

So ist im neunzehnten Sonnett von der allüberwindenden Zerstörungskraft der Zeit die Rede, die dem Ruhme des von Shakspeare in unsterblichen Liedern besungenen Freundes gleichwohl nichts anhaben werde. Shakspeare beginnt:

> Devouring Time, blunt thou the lion's paws,
> And make the earth devour her own sweet brood;
> Pluck the keen teeth from the fierce tiger's jaws,
> And burn the long-liv'd phoenix in heer blood etc.

Das heißt wörtlich: Verzehrende Zeit, stumpfe du des Löwen Klauen und lasse die Erde ihre eigenen süßen Kinder verschlingen, reiße den scharfen Zahn aus den Kinnbacken des stolzen Tigers und verbrenne den langlebigen Phönix in seinem Blute 2c.

Jordan aber übersetzt:

> Mit Löwentatzen schwelge im Zerreißen
> Und laß die Erde schlingen ihre Brut;
> Vom Tiger borge Dir den Zahn zum Beißen,
> Den Phönix äsch're ein im eigenen Blut.



Da hätte doch das „blunt“ im ersten Verse deutlich zeigen müssen, daß unter dem „pluck“ im dritten Verse nicht ein „Borgen“ zu eigenem Gebrauche gemeint sein kann.

Viel treuer, wenn auch etwas hart, wegen der vielen Apostrophirungen, übersetzt Bodenstedt:

> Stumpf' gierige Zeit des Löwen Klau' — es gähne
> Die Erde und verschling' die eigne Brut,
> Dem wilden Tiger raub' die scharfen Zähne,
> Verbrenn' den Phönix im uralten Blut ꝛc.

Im 21sten Sonnett wendet Shakspeare sich mit Ironie gegen den Schwulst zeitgenössischer Dichter, welche hinter einem gesuchten Wortprunk die Aermlichkeit ihres Gefühls zu verbergen trachten. Er schließt mit der allerdings dunkeln und von Härte nicht freien Wendung:

> Let them say more that like of hear-say well;
> I will not praise, that purpose not to sell,

d. h.: Laß jene mehr sagen, die nach dem Hörensagen lieben. Ich will das nicht preisen, was ich ja nicht verkaufen will (d. h. meinen Freund). Daraus macht Jordan:

> Wer Marktruhm sucht, der mal' in's Wunderbare,
> Ich prahle nicht; mein Lieb ist keine Waare,

wo denn doch Shakspeare's Gedanke geradezu umgekehrt wird. Auch Bodenstedt, wenn er übersetzt:

> Ich rühme nicht, doch lieb' ich was mir eigen,

läßt seinen Nachfolgern noch viel zu thun übrig, doch läßt seine immerhin freie Wendung den Hauptgedanken unangetastet. Noch besser steht die Partie für ihn in der Uebersetzung des 37sten Sonnetts, in welchem Shakspeare sich über seines Freundes Glück und Herrlichkeit im Tone süßschmerzlicher Resignation ergeht. Die Worte:

> For wether beauty, birth or wealth, or wit,
> Or any of these all, or all, or more
> Entitled in thy parts do crowned sit,

wörtlich: denn ob nun Schönheit, Geburt oder Reichthum oder Witz, ob Etwas von diesem Allen oder Alles oder noch mehr, heimisch in deinen Gaben (deinen Talenten) gekrönt dasitzen. — Diese Worte werden bei Jordan wiedergegeben:

> Ob dieser Eigenschaften Allverein
> Dein Bestes ist — dein glänzendster Besitz,

worin irgend einen Sinn, geschweige denn den Shakspeare's zu entdecken, wir uns vergebens bemüht haben. Bodenstedt überwindet die Schwierigkeit leicht und gut in den Versen:

> Denn ob Geburt, ob Reichthum, Schönheit, Witz,
> Gesondert oder allesammt, dich haben

Erklärt zu ihrem königlichen Sitz.

Ebenso wenig können wir uns einverstanden erklären, wenn Jordan im 72sten Sonnett, wo der Dichter in einer Stimmung fast verzagter Bescheidenheit ausruft:

For I am sham'd by that which I bring forth
And so should you, to love things nothing worth,
(denn ich bin beschämt über das, was ich leiste, und du solltest es auch sein, da du werthlose Dinge liebst)

wenn also hier Jordan, vielleicht der an andern Orten auftretenden Klagen Shakspeare's über seinen Beruf gedenkend, frischweg übersetzt:

Mich schändet mein Beruf.

Für den Gebrauch eines wenig zutreffenden Vergleichs im 80sten Sonnett mag Jordan sich auf die entsprechende, wohl auch etwas schielende Wendung des Urtextes berufen. Es trägt gewiß weder zur Verdeutlichung noch zur Verschönerung des Ausdruckes bei, wenn man den Dichter, da er des Freundes Werth mit dem Ocean, seine eigenen und eines begabten Nebenbuhlers Verse aber mit einem Nachen und einem stolzen Schiffe vergleicht, sagen läßt:

Mich halten hülfreich flott die flachsten Stellen,

denn die Gefahr ist an den flachsten Stellen bekanntlich nicht geringer, sondern größer als an den tiefen. Indessen, Shakspeare sagt selbst:

Your shallowst help will hold me up afloat,

wo der Doppelsinn von shallow, „seicht" und „schwach, unbedeutend" wohl nicht unabsichtlich auftritt. Gleichwohl ziehen wir Bodenstedt's

Dein kleinster Beistand sichert meine Bahn,

als den Gedanken der Stelle klarer wiedergebend, nach Jordan's eigenem Grundsatze vor. Völlig unerlaubt aber, und zwar bei jeder denkbaren Uebersetzungsmethode, halten wir Freiheiten, wie sie uns im 131sten Sonnett, einer jener originellen, dem Shakspeare'schen Sonnettenkranz eigenthümlichen Liebeserklärungen, begegnen. Der Dichter verweilt hier mit einer Mischung von Leidenschaft, Schaam und sich selbst verspottendem Humor auf dem Bilde seiner, durch keinerlei Reiz seines Schätzchens entschuldigten Thorheit. Er nennt seine Dame so häßlich, als tyrannisch. Den Tadlern ihrer sehr unvollkommenen Schönheit wagt er selbst nicht laut zu widersprechen, obwohl er es im Herzen allerdings thue. Und hier fährt er fort:

And to be save that is not false I swear,
A thousand growns, but thinking on thy face,
One on anothers neck, do witness bear,
Thy black is fairest in my judgments place.

Der Sinn ist so deutlich als möglich: Und um darzuthun, daß mein Schwur nicht falsch ist (der heimliche Schwur nämlich auf die Schönheit



der Geliebten), bezeugen wohl tausend Seufzer einer am Nacken des andern (d. h. dicht hintereinander), wenn ich nur an dein Antlitz denke, daß dein Schwarz (Doppelsinn mit „häßlich") in meinem Urtheil das Schönste ist — oder schlechtweg: Meine Seufzer legen für deine Schönheit das beste Zeugniß ab. Was machen nun unsere Uebersetzer aus der Stelle? Jordan beginnt recht gut:

> Und in der That, das ist kein falscher Schwur,
> Denn — reizend bist du mir, trotz deiner Schwärze
> Und an dein Antlitz denk' ich seufzend nur,
> Stets denkend —

hier fährt die Uebersetzung fort:

> daß ein Anderer dich herze,

d. h. es wird ein Gedanke um des Reims willen eingesetzt, von dem im Text nicht nur kein Wort steht, sondern der auch dem Zusammenhange widerspricht, denn es ist ja bisher von der dämonischen Anziehungskraft der Dame, nicht aber von ihrer Untreue die Rede gewesen. Erst das Schluß-Couplet spielt in der Pointe auch hierauf an:

> In nothing art thou black, save in thy deed,
> And thence this slander as I think, proceed.

Bodenstedt ist diesmal nicht glücklicher als sein Nebenbuhler. Er übersetzt:

> Und daß mein Schwur nicht falsch, bezeuge dir
> Die Fluth von Seufzern, die mir heiß entrinnt —
> Allein denk' ich an dich, so scheint es mir,
> Daß deine Augen doch die schönsten sind.

Hier gewinnt es den Anschein, als bilde der zweite Theil des Quatrains einen Gegensatz gegen den ersten, so daß dann der Schwur des Dichters nicht ein Schwur für sondern vielmehr gegen die Schönheit der Geliebten wird, was denn die ganze Stelle umwirft und den ganz klaren Gedanken Shakspeare's geradezu unverständlich macht. Es ist dies nicht die einzige Stelle, an welcher auch Bodenstedt seinen Nachfolgern ungelöste Aufgaben vermacht. So ist an dem 24sten Sonnett, allerdings einem der manierirtesten, noch ganz in der übergeistreichen und spitzfindigen Weise des damaligen italienisirenden Modegeschmacks gehaltenen, seine wie Jordan's Kunst unsers Erachtens gescheitert. Man urtheile:

> Mine eye hath play'd the painter, and hath stell'd
> Thy beauty's forme in table of my heart:
> My body is the frame wherein 't is held
> And perspective it is the painters art;
> For through the painter must you see his skill,
> To find where your true image pictured lies,
> Which in my bosom's shop is hanging still,
> That hath his windows glazed with thine eyes.

Now see what good turns eyes for eyes have done:
Mine eyes have drawn thy shape, and thine for me
Are windows to my breast, where-through the sun
Delights to peep, to gaze therin on thee;
Yet eyes this cunning want to grace their art,
They draw but what they see, know not the heart.

Es ist dem Dichter hier offenbar darum zu thun, das vertraute In- und Miteinander-Leben, die Seelengemeinschaft zu versinnlichen, welche seine Liebe zum Freunde zwischen ihm und Jenem begründet hat. Des Freundes Bild, sagt er, befinde sich, von seinem Auge entworfen in seinem Herzen, von seinem Körper umrahmt. Nun sei aber die „Perspective," d. h. die optische Täuschung (perspective hat beide Bedeutungen) des Malers beste Kunst, und das bewähre sich hier, denn durch den Maler hindurch (through the painter) müsse der Freund dessen Kunst sehen, um zu finden, wo sein treues Abbild liege; das heißt doch wohl: das Wohlgefallen an des Dichters in seinen Liedern sich aussprechender Liebe und Hingebung werde auch ein Interesse an seiner Person erzeugen. Wenn Bodenstedt nun übersetzt:

Und durch des Malers Kunst kannst du allein
Den rechten Platz des Bildes kennen lernen,

so erlaubt er sich nicht nur eine zu freie Behandlung der Grammatik — „through the painter must you see his skill" kann doch nimmermehr heißen: „durch des Malers Kunst kannst du sehen (kennen lernen)" — sondern er fällt gänzlich aus dem Bilde, und das ist in einem Gedichte, dessen ganze Bedeutung in der geistreichen Durchführung eines Bildes liegt, die schlimmere Sünde. Jordan überwindet die Schwierigkeit, wie es uns scheinen will, in diesem Falle etwas besser. Er sagt:

Nur durch den Künstler schaust du tief hinein
In seine Kunst,

doch dispensirt er sich an andern Stellen wieder vollständig von dem Shakspeare'schen Ausdruck nicht nur, sondern auch von dem Gedanken des Textes. Den zweiten und dritten Vers giebt er z. B.:

Durchsichtig hebt sich's ab in Licht und Schatten
Wie nur ein Stich vom besten Ruf und Namen,

ganz hübsche Worte, die nur leider im Grundtext auch nicht den leisesten Anhalt finden. „Frei nach Shakspeare" wäre die Devise, auf welche eine solche Nachbildung höchstens ein Recht hätte. Ein unserer Ansicht nach sinnzerstörendes und über erlaubte Uebersetzer-Freiheit hinausgehendes Mißverständniß begegnet Bodenstedt ferner im 56sten Sonnett, einem Stoßseufzer des vom Freunde getrennten und der Wiederkehr sehnsüchtig harrenden Dichters. Shakspeare drückt sich hier, wie es uns wenigstens scheint, so verständlich als poetisch aus, wenn er sagt:

Let this sad interim like the ocean be
Which parts the shore where two contracted-new
Come daily to the banks, that when they see
Return of love, more blest may be the view.

Hier denkt sich der Dichter doch offenbar den trennenden Ocean (which parts the shore), an dessen entgegengesetzten Küsten die getrennten Liebenden täglich nach einander ausschauen, damit, wenn endlich die Rückkehr gewährt wird, das Wiedersehen gesegneter sei — im Bewußtsein nämlich der bewahrten Treue und unter der Wirkung der täglich gestachelten Sehnsucht. Was denkt sich nun eigentlich Bodenstedt, wenn er übersetzt:

Die trübe Zwischenzeit sei wie das Meer,
Die Ufer scheidend, wo zwei Neuverbundne
Sich täglich sehn (also etwa mit einem guten Dolland?) der Liebe Wiederkehr
Zu feiern, doppelt froh durch die gefundne.

Wir gestehen, daß es uns nicht gelungen ist, den Sinn dieser Worte zu fassen. Jordan trifft wenigstens den Hauptgedanken:

Die Zwischenzeit sei, was ein trennend Meer
Dem Brautpaar ist: Zum Strand auf jeder Seite
Gehn beide täglich, und die Wiederkehr
Ist Glück —

wo denn nun freilich die Versnoth den Lückenbüßer bringt:

unendlich, wie des Wassers Breite.

Im 146sten Sonnett übersetzt Bodenstedt:

Poor soul, the center of my sinful earth,
O arme Seele, Kern der sünd'gen Erde,

da Shakspeare doch, wie Wortlaut und Zusammenhang zweifellos zeigen, die Seele als Mittelpunkt seines eigenen sündigen Körpers („Erdenstaubes") im Sinne hat. Auch mit der Nachbildung der allerdings wunderlich genug verschränkten Bilder des 133sten Sonnetts können wir uns nicht einverstanden erklären. Es ist eines der seltsamen Gedichte, welche das Doppelverhältniß Shakspeare's und seines Freundes zu der Beide tyrannisirenden und bestrickenden Sirene behandeln. Grundgedanke ist der ziemlich hoffnungslos ausgesprochene Wunsch, daß diese Liebesknechtschaft dem Freunde weniger Pein bringen möge, als der Dichter selbst von ihr erlitten und noch erleidet. „Wirf mein Herz in deines Stahl-Busens Gefängniß," ruft er aus, „dann laß aber dies arme Herz für meines Freundes Herz einstehen; wer immer mich in Fesseln hält, laß mein Herz Wächter sein über das Herz des Freundes, dann kannst du in meinem Gefängniß wenigstens keine Grausamkeit üben:"

[illegible]

[illegible]

[illegible] Dinge erklärt, [illegible] zu kennen, um [illegible] nicht ausbleibenden [illegible] gegen sich selbst aus- [illegible] vor uns liegen, constati- [illegible] aller Mängel eine höchst dankenswerthe Bereicherung unsres deutschen Shakspeare-Apparates. Es fehlt in beiden Sammlungen nicht an trefflichen Stücken, die aus vielem Guten glänzend hervorleuchten, während das Verfehlte entschieden in der Minderheit ist. Mehrere jener Juwelen glänzen in beiden Werken an der nämlichen Stelle. So lautet das schöne Sonnett Nr. 31, welches den Freund des Dichters als den Gesammterben aller seiner geliebten Todten feiert, bei Jordan:



Nein, meine Theuern wurden nicht begraben,
Sie sind nicht todt, sie sind nur aufgespart;
Denn deine Brust hält jedes Herz verwahrt,
Das ich geliebt, mit allen seinen Gaben,
Es war ein Umzug nur, was mich erschreckt,
Und sie, für die der fromme Todtenzoll
Der Thränen oft aus meinen Augen quoll,
Sie halten sich in dir, o Freund, versteckt.
Du bist das Grab, in dem die Theuern liegen,
In dir bestattet blieben sie am Leben;
Dich haben sie geschmückt mit ihren Siegen,
Dir Jeder seinen Theil von mir gegeben;
Du bist der lieben Bilder Allverein
Und du — sie Alle hast mich all' — all' dein.

Bei Bodenstedt, im Schluß-Couplet noch besser gelungen:

Die mir todt schienen, all' die Herzen wohnen
In deinem Herzen wunderbar vereint,
Drin Lieb' und alles Liebenswerthe thronen,
Und jeder Freund den ich als todt beweint.
Manch' fromme Thräne weint' ich bitterlich
An der zu früh gestorb'nen Freunde Särgen —
Nun stehn die Todten wieder auf durch dich,
In dir sich zu vereinen und zu bergen.
Du bist ein Grab lebendiger Lieb' erbaut,
Prangst mit Trophäen meiner todten Lieben,
Die all' ihr Theil an mir dir anvertraut,
Der Vielen Gut ist dir allein verblieben.
Die einst geliebten Bilder zeigst du mir,
Sie Alle sind, mein Alles ist in dir!

Einen ähnlichen Triumph feiert Jordan über die Schwierigkeit der Aufgabe in Nr. 87:

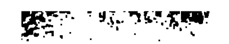
Leb' wohl, wie könnt' ich dich mein eigen nennen?
Nur allzugut bekannt ist dir dein Werth;
In seinem Freibrief steht das Wörtchen „trennen“
Und all' mein Recht ward nur auf Zeit gewährt.
Freiwillig machtest du mich zum Vasallen,
Verdienen konnt' ich nie so reiches Lehn;
Ein Grund zur Schenkung war nicht abzusehn,
Nun ist es nächstens wieder heimgefallen.
Als du dich gabst, gebrach dir Selbsterkenntniß,
Falls du nicht mich, dem du dich gabst, verkannt;
Zum Geben trieb dich nur ein Mißverständniß,
Zum Wiedernehmen Einsicht und Verstand.
Ich hatte dich, ich hatte Fürstenmacht,
Es war ein Schmeicheltraum — ich bin erwacht!

Und Bodenstedt in Nr. 116, auch im Urtext einer wahren Perle der ganzen Sammlung, die wir Shakspeare's allerbesten sonstigen Leistungen vollkommen ebenbürtig halten:

Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern,
Die wahrhaft gleichgesinnt. Lieb' ist nicht Liebe,
Die Trennung oder Wechsel könnte mindern,
Die nicht unwandelbar im Wandel bliebe.
O nein! Sie ist ein ewig festes Ziel,
Das unerschüttert bleibt in Sturm und Wogen,
Ein Stern für jeder irren Barke Kiel.
Kein Höhenmaaß hat seinen Werth erwogen.
Lieb' ist kein Narr der Zeit, ob Rosenmunde
Und Wangen auch verblühn im Lauf der Zeit —
Sie aber wechselt nicht mit Tag und Stunde;
Ihr Ziel ist anders, wie die Ewigkeit.
Wenn dies bei mir als Irrthum sich ergiebt,
So schrieb ich nie, hat nie ein Mann geliebt.

Es wird jedem aufmerksamen und sachkundigen Leser beider Uebersetzungen leicht werden, dies Verzeichniß um zahlreiche Proben feinen Shakspeare-Verständnisses und trefflicher Beherrschung der Sprache zu vermehren. Sollen wir noch ein Wort abwägender Gesammt-Charakteristik hinzufügen, so werden wir Bodenstedt im Allgemeinen das Verdienst genaueren Anschlusses an den Urtext, größerer philologischer Treue und Sorgfalt, Jordan den Vorzug wohllautenderer, freierer und schwungvollerer Vers- und Sprachbewegung zuerkennen müssen. Der des Englischen unkundige und der Shakspeare'schen Welt überhaupt ferner stehende Laie wird sich dem Letzteren zuwenden, zumal sein Buch, welches außer den Sonnetten auch die schildernden Gedichte, sowie den „Verliebten Pilger" und „der Liebenden Klage," also die sämmtlichen nicht dramatischen Poesien Shakspeare's umfaßt, dem Bedürfnisse vollständiger entspricht. Dagegen wird der Shakspeare-Kenner sich im Ganzen lieber bei Bodenstedt Raths erholen, in dessen Auffassung, auch wo ihre Resultate bestritten werden können, das Studium der Quellen sich nirgends verläugnet. Auf jeden Fall haben beide Arbeiten nicht wenig dazu beigetragen, das Studium Shakspeare's den weiteren Kreisen unserer Lesewelt zu erleichtern und namentlich jeder weiteren, auf tieferes Eindringen in dies Heiligthum der modernen Literatur berechneten Untersuchung eine wärmere und allgemeinere Theilnahme zu sichern.

Und es fehlt viel, daß selbst die gelungenste Uebersetzung und wäre sie weit erhaben über alle Bedenken, die wir, Niemandem zu Leide, aber der Wahrheit und Shakspeare zu Liebe hier haben aufstellen müssen, alle Schwierigkeiten beseitigen könnte, welche dem Shakspeare-Leser gerade hier



sich entgegen thürmen. Sprache und Vers sind auch in den Sonnetten eben keinesweges die einzigen, oder auch nur die bedeutendsten Hindernisse eines vollen, auf sicherem Verständnisse ruhenden Genusses. Die größere Schwierigkeit liegt, wie bei den Dramen, in der Originalität und der Tiefe des Gedankens, in der Ursprünglichkeit und Eigenartigkeit der sich kundgebenden Vorstellungs- und Gefühlsweisen, und sie wird allerdings dadurch erhöht, daß die enge, knapp abgemessene Form des Sonnetts sich jeder ausführlichen Darstellung versagt, daß die Andeutung genügen muß, wo im Drama eine breite, volle Entwickelung eintritt. Rechnet man dazu die Fülle halb hervortretender, halb versteckter persönlicher Beziehungen, so wie den gewichtigen Umstand, daß wir die Sonnette schwerlich in einer authentischen, vom Dichter genehmigten und geordneten Ausgabe besitzen, so erklärt sich unschwer auf der einen Seite ihre besondere Anziehungskraft für den Scharfsinn der Interpreten, anderntheils das Chaos von Widersprüchen, welches die Ergebnisse dieser Studien noch heute umhüllt und jeden Schritt auf diesem viel bestrittenen Gebiete zu einem wohl zu erwägenden und gefährlichen macht. Wir erinnern nur beiläufig an das bis heute ungelöste Räthsel, durch welches die Widmungsworte der ersten Ausgabe die Shakspeare-Forschung nun schon so lange necken: an jenes mysteriöse W. H., dessen Isisschleier zu heben bis jetzt noch keiner Hypothese gelungen ist. Die Widmung lautet bekanntlich: To the only begetter of these insuing sonnets, Mr. W. H. all happiness and eternitie promised by our ever-living poet wisheth the well-wishing adventurer in setting forth. T. T.

Das T. T. bezeichnet den Herausgeber Thomas Thorpe, der hier aber schwerlich auf rechten Wegen wandelte, weil er seinen Namen sonst wohl ausgeschrieben hätte. In sehr affectirten Phrasen wünscht er die „durch unsern ewig-lebenden Dichter" verheißene Glückseligkeit und Unsterblichkeit dem Mr. W. H., welchen er „den einzigen Erzeuger" oder „Sammler, Herbeischaffer" (begetter kann Beides bedeuten) der folgenden Sonnette nennt. So viel geht aus diesen Worten nun wohl mit Bestimmtheit hervor, daß der Herausgeber sich unter dem Mr. W. H. dieselbe Person dachte, an welche der größte Theil der Sonnette gerichtet ist: denn in der That bildet die Ankündigung der durch die Sonnette ihr gesicherten Unsterblichkeit dort ein häufig wiederkehrendes Thema (cf. Sonnett 18, 19, 55, 60, 63, 65, 74, 81). Es wird damit unseres Erachtens die sonst so plausible Hypothese sehr erschüttert, daß „begetter" den „Sammler" der Sonnette bezeichne, welcher sie dem Buchhändler zur Herausgabe verschaffte. Die Sonnette müßten auch nicht ein wahres Wort über den Charakter des in ihnen gepriesenen Freundes enthalten, wenn derselbe im

Stande gewesen wäre, diese Herzensergüsse einem räuberischen Buchhändler zur Ausbeutung zu überliefern, von der unzulässigen Annahme, daß ein Mann höchsten Ranges sich selbst auf diese zweideutige Art der Oeffentlichkeit halb und halb preisgegeben haben könnte, gar nicht einmal zu reden. Delius (Shakspeare 7 S. 114) hilft sich über diese Schwierigkeit der von ihm begünstigten Angabe freilich sehr einfach hinweg, indem er die Widmung übersetzt: „und wünscht ihm zugleich alles Glück und jene ewige Dauer, welche der Dichter in diesen Gedichten dem Gegenstande derselben verheißen.“ (So daß also dieser „Gegenstand“ nicht mit dem Lieferanten des Buchhändlers, dem „begetter“ identisch zu sein braucht.) Hiegegen ist unsererseits nur einzuwenden, daß die entscheidenden Worte: „dem Gegenstande derselben“ nicht im Text stehen, und daß ihre willkürliche Einschiebung dem Sinne der ganzen Stelle zum mindesten den härtesten Zwang anthut. Es wird für uns also der „begetter“ einstweilen noch der Erzeuger, d. h. Veranlasser der Sonnette bleiben, dessen Namen nun unter den Initialen Mr. W. H. versteckt sein müßte. Ihn diesem Dunkel zu entreißen, haben die Erklärer unserer Ansicht nach bis jetzt ohne entscheidenden Erfolg Mühe und Scharfsinn aufgewandt. Die bestvertretenen Ansichten theilen sich gegenwärtig zwischen dem Grafen von Pembroke, William Herbert, und zwischen Henry Wriotherly, Graf von Southampton, — der kaum ernsthaft zu nehmenden Vermuthungen nicht zu gedenken, welche den erst um's Jahr 1600 geborenen Neffen des Dichters, William Hart, oder die Königin Elisabeth, oder gar den expreß für diesen Zweck erfundenen William Hughes in Vorschlag bringen, auf welchen das „Wortspiel“ im 20sten Sonnett hindeuten soll: A man in hew all Hews in his controuling. Für alle beiden oben genannten Grafen spricht ihr notorisches Freundschaftsverhältniß zu Shakspeare, so wie ihre glänzend hervorragende, den Schilderungen der Sonnette gar wohl angepaßte Stellung in Literatur und Gesellschaft; für Pembroke (William Herbert) die Buchstaben W. H., für Southampton speciell die an ihn gerichteten Widmungen von Venus und Adonis und Lucrezia, so wie sein Alter (er war neun Jahre jünger als Shakspeare, womit der halb väterliche Ton vieler Sonnette gar wohl übereinstimmen würde): gegen beide Annahmen fällt aber wiederum das einfache, auf Männer ihres Ranges nicht wohl anwendbare einfache Mr. in's Gewicht, und gegen Southampton besonders die ganz zwecklose Umstellung der Anfangsbuchstaben. Man mag die Sache wenden wie man will, der Widmung gegenüber und bei'm Mangel anderer positiver Aufschlüsse wird eine nüchterne und bescheidene Beurtheilung der Sonnette einstweilen von der Annahme eines bestimmten so oder so gearteten Adressaten noch abstehen dürfen: auch wenn der



Adressat ein so lustiges, geläutertes, über alle gemeine Wirklichkeit und — allen Menschenverstand erhabenes Urwesen wäre, wie jener mystische „Master William Himself,“ welchen ein Shakspeare-Columbus, Herr Barnstorff in Bremen, neuerdings aus dem Mr. W. H. glücklich entziffert hat.*) Das Auftreten dieses Entdeckers ist in der engeren deutschen Shakspeare-Gemeinde mit so einstimmiger Heiterkeit begrüßt worden, daß die Kritik hier schweigen müßte, wenn es sich nicht — bis auf einen gewissen Punkt versteht sich, wo das Individuum die Verantwortung allein übernimmt — um ein culturhistorisches Phänomen für uns handelte. Wenn nach langem, überall überschüssige Kräfte erzeugendem Frieden, unter der Einwirkung unzähliger, auf Erwerbung formaler Geistesbildung hinzielender Factoren die öffentliche Theilnahme einem Gegenstande des Wissens sich beharrlich zuwendet, so kann es nicht fehlen, daß neben dem Scharfsinn und dem ernsten Eifer auch frivole Spitzfindigkeit und hohle, arbeitscheue Anmaaßung sich geltend macht. Es wird dann jenes Entwickelungsgesetz zur Wahrheit, welches die rein formale, großen Antrieben wenig zugängliche und praktisch-würdiger Aufgaben entbehrende Geistesbildung als eine Gefahr für die geistige Gesundheit bezeichnet, und die im Gewande geistreicher Originalität sich gefallende Flachheit setzt dann gelegentlich auch eine hartgeprüfte Geduld auf saure Proben. Aber das Mißbehagen pflegt ein Ende zu nehmen, sobald die Narrheit den Muth der Consequenz und Offenheit hat, wenn die lustige Person ihr Charakterkleid anlegt. Malvolio ist unausstehlich, so lange er sich auf seine Art „vernünftig“ beträgt. Seine Verdienste um die Gesellschaft beginnen erst, wenn er seine Kniegürtel kreuzweise knüpft und Fräulein Olivia durch sein Lächeln zu erobern versucht. Man verzeihe uns die vielleicht unhöfliche Vergleichung; sie lief uns unwillkürlich in die Feder, als wir nach der Lectüre des Barnstorff'schen Werkes uns der Stelle seines Vorworts erinnerten, in welcher es heißt: „Einen Schlüssel zu Shakspeare's Sonnetten,“ — so wage ich diese Arbeit zu benennen, und bin mir der ganzen Tragweite dieses Titels bewußt. Mit der Anmaaßung trete ich in die Oeffentlichkeit, das Verständniß des Werks eines großen Dichters zu erschließen, welches bisher sämmtlichen Auslegern ein großes Räthsel war. Ein unauflösliches Räthsel, sage ich; denn Alles und Jedes, was selbst durch bedeutende Männer über dasselbe gesagt ist, verfliegt es nicht wie Spreu vor dem Winde bei einem einzigen festen Blick (versteht sich einem durchdringenden „Barnstorff-Blick,“ wie man künftig statt „Adlerblick“ sagen wird), den man in

*) Schlüssel zu Shakspeare's Sonnetten, von Dr. Barnstorff, Verfasser der psychologischen Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet von Dr. B. Storffrich, Bremen 1861.

irgend eine Einzelnheit dieser Dichtungen thut?" Nach solcher Ankündigung läßt sich schon Etwas erwarten, und es wird uns denn auch wirklich eine Enthüllung zu Theil, die an Originalität und kühner Selbstgewißheit Nichts zu wünschen läßt. Wir werden belehrt, daß Shakspeare in seinen Sonnetten lediglich „seine eigene, letzte, geistigste Individualität schildert," und zwar zuerst in der Form von Zurufen seines sterblichen an seinen unsterblichen Menschen (1—126), sodann als Betrachtungen über das Drama, welches eben das irdische Weib sei, in deren Schooß sich der Samen seines Geistes, seines Genius „his love" befruchtend ergoß (127—152). Es entspricht diese Eintheilung den beiden natürlichen Abtheilungen der Sonnette, deren erste, größere an einen Freund, die zweite aber an eine Geliebte sich richtet. Herr Barnstorff macht es uns leicht, die Genesis seiner Entdeckung zu verfolgen. Da er es versäumte, die Phraseologie der Sonnette vom Standpunkte des Zeitgeschmacks aus zu betrachten und sie zu dem Ende mit den Sonnetten anderer, gleichzeitiger und angesehener Vertreter dieser Gattung, z. B. mit den Sonnetten von Daniel, Drayton, Spenser, Constable, Sidney ꝛc., zu vergleichen, so mußte er sich sehr natürlich durch die häufig in ihnen auftretende sinnlich-leidenschaftliche Sprache der Freundschaft befremdet fühlen. Es blieb ihm verborgen oder er mochte nicht berücksichtigen, daß diese unserem heutigen Geschmack allerdings sehr fern liegenden Wendungen genau mit dem ungeheuern Einfluß zusammenhängen, welchen die Antike auf das ihrem Studium mit jugendlicher Begeisterung zugewandte sechszehnte Jahrhundert überall ausgeübt hat. Wie dem Reinen Alles rein ist und vice versa, erfüllt sich dann seine Phantasie mit Bildern „des Unnatürlichen und Schmutzigen," wenn er Shakspeare, den Sonnettisten, von seines Freundes Gesichtsfarbe, Augen und Gestalt im Tone des Entzückens und der Bewunderung sprechen hört. „Sein innerster Mensch empört sich gegen die Annahme, daß Shakspeare Verse gemacht voller Liebesempfindungen gegen einen jungen Mann von Fleisch und Blut, und später für ein leichtes Frauenzimmer, deren Gunst er mit jenem gemeinschaftlich genoß." Und vollends kann der Zeitgenosse des heutigen Shakspeare-Cultus und unserer liberal-gefärbten Umgangsformen es nicht mit seinen Begriffen von Manneswürde vereinigen, wenn ein junger, unbekannter englischer Schauspieler des sechszehnten Jahrhunderts — denn etwas Anderes ist der leibhaftige Shakspeare nun doch einmal bei seinem Auftreten nicht gewesen —, der doch unmöglich ahnen konnte, welchen Tempel ihm einst ein Barnstorff errichten werde, wenn also dieses Mitglied eines damals noch des allergewöhnlichsten Rechtsschutzes entbehrenden und von der öffentlichen Meinung beinahe gebrandmarkten Standes zu einem Großen des Landes,



der ihn mit seiner Freundschaft beehrt, nicht im Tone socialer Gleichheit redet! So erzeugte sich denn in des Kritikers Seele zunächst das „sittliche" Bedürfniß einer „zeitgemäßen" Auffassung der Sonnette. Es fanden sich deren einige vor (z. B. 4, 5, 52, 62), deren sehr allgemein gehaltene Sprache einen Sinn, selbst einen guten Sinn giebt, wenn man sich an Stelle des „Freundes" den eigenen Genius des Dichters denkt (Mr. William Himself, wie Barnstorff geistreich, wenn auch in etwelchem Widerspruch gegen den englischen Sprachgebrauch, die Buchstaben der Widmung deutet), und siehe da, die Hypothese sprang fix und fertig aus des Betrachters Haupte hervor, eine kritische Pallas Athene, bereit, mit der Lanze der Invective und durch den Schild eines robusten Selbstbewußtseins gedeckt, die Schaaren der Shakspeare-Ausleger zu Paaren zu treiben. Es kam ja nur noch darauf an, die Uebereinstimmung der neuen Erklärung mit der an ihrer Entstehung gewiß unschuldigen ungeheuern Mehrzahl der Sonnette nachzuweisen, und das konnte einen Mann von Barnstorff's höherem Verständniß nicht in Verlegenheit bringen. Sein Werkchen hängt jedem der ersten 134 Sonnette — vom 135sten an läßt ihn seine Dreistigkeit denn doch im Stiche — eine einfache, meist recht saloppe Paraphrase des Inhalts an, läßt dabei fort, was ihm nicht in den Kram paßt, setzt statt des „Freundes" den „Genius," die „letzte Persönlichkeit," das „innerste Selbst" rc. und ruft dann triumphirend sein „quod erat demonstrandum," indem er diejenigen, welche es sich einfallen lassen sollten, gegen seine metaphysischen Redensarten die Wortbedeutung des Textes und den gesunden Menschenverstand anzurufen, einfach für triviale und schmutzig-denkende Philister erklärt. Ein Paar Beispiele zur Veranschaulichung des Verfahrens muß der geduldige Leser schon entschuldigen, da man Niemanden ohne Beweis verurtheilen soll. So fragt Shakspeare im 8ten Sonnett seinen „Freund," warum er die Musik nicht liebe, Er, dessen Worte ja selbst wie Musik das Ohr ergötzten? Die in süßer Eintracht sich aneinander schmiegenden Töne, meint er, machten Jenem seine stolze Einsamkeit, seine Abneigung sich zu vermählen, zum Vorwurf. (Das Sonnett gehört nämlich zu der ganzen Reihe derer, welche den Freund auffordern, sich zu vermählen.) Was kann das nun, meint Herr Barnstorff, Anderes bedeuten, als daß Shakspeare seinen „Genius" auf die Musik hinweise, als auf eine Mahnung, seine Geistestöne mit andern zu mischen, d. h. stets fremde Stoffe zu verarbeiten? „Wie geht uns hier darüber ein Licht auf," ruft der Interpret, „daß Shakspeare nirgends (?) einen selbsterfundenen Stoff behandelt!" In Nr. 9 spricht Shakspeare von des „Freundes" Weigerung zu heirathen, aus Furcht, wie er sage, durch seinen Tod eine Wittwe zu betrüben. So aber werde er die Welt als

trauernde Wittwe zurück lassen. Was macht das Herrn Barnstorff? Er ignorirt einfach die zuerst genannte „Wittwe des Freundes," um sich dann über die vom Dichter ihr entgegengestellte „verwittwete Welt" im Sinne der Genius-Theorie zu ergehen. Bei Sonnett 13 wird Shakspeare durch selbige Theorie gar zu einer Art Gottessohn erhoben. Shakspeare ruft seinem Freunde zu: Du hattest einen Vater, also bist Du der Welt einen Sohn schuldig! Dabei kann Herr Barnstorff sich „wenigstens ahnend" der Shakspeare'schen Vorstellung von Gott nähern. Die „Natur" nenne der Dichter ja ausdrücklich seine Mutter; wobei denn der „Genius" der Sonnette wohl als eine Art Demiurg im gnostischen Sinne gedacht werden soll. — Sonnett 21 ist expreß für Herrn Barnstorff gedichtet, wohl in Vorahnung von dessen Entdecker-Leiden. Shakspeare stellt dort sein einfaches Lied dem Schwulst der Wortpoeten gegenüber, welche die ganze Natur plündern, um den Gegenstand ihres Cultus durch Vergleiche zu ehren. Sein Freund sei so schön als irgend einer Mutter Kind, wenn auch nicht so strahlend hell (bright) wie die „Sterne des Himmels." Hieraus macht Barnstorff mit der ihn kennzeichnenden diplomatischen Treue „sein Genius sei so schön, wie irgend etwas Erdgebornes," aber nicht, „wie des Himmels goldene Sterne, Jedermann zugänglich," und diese treffliche Paraphrase bildet dann den Eingang zu der Bemerkung: Wie passend auf Shakspeare, dessen Geistesstrahlen erst nach Jahrhunderten anfangen, den Nebel der Befangenheit und des Vorurtheils zu durchbrechen, in denen ihm gegenüber die Welt noch mehr oder weniger befangen ist. — In Nr. 32, einem wahren Ehrendenkmal für Shakspeare's Charakter, spricht der Dichter mit ungekünstelter Anerkennung von seinen poetischen Mitbewerbern um des „Freundes" Gunst. Wenn sein Freund seine Verse nach des Dichters Tode mit denen einer vorgeschrittenen Zeit vergleichen werde, so möge er jene wegen ihres Stils, ihn selbst aber um seiner Liebe willen lesen. Wir finden das nun unsererseits sehr deutlich und fragen uns verwundert, wie der „Genius" statt des „Freundes" hier unterkommen wird. Unnütze Sorge! Barnstorff meint, Shakspeare habe hier an eine Vervollkommnung der „äußeren Sprache" gedacht, zu der Jahrhunderte erforderlich seien. „Wie er sich nun das dermaleinstige zufällige Wiederlesen der Sonnette durch seinen (überlebenden) Genius denkt, dürfte uns vielleicht erst völlig klar werden, nachdem wir den ganzen Sonnettenkranz einheitlich erfaßt haben." Da Barnstorff selbst bei'm 135sten Sonnette den Muth seiner Meinung verliert, so wird diese einheitliche Erfassung in seinem Sinne wohl noch etwas auf sich warten lassen. Wir schließen hier unsere Citate (ein vollständiges Register der Barnstorff'schen Originalitäten würde fast so viele Nummern enthalten,



als die Sonnette) und constatiren zum Schluß nur die interessante Thatsache, daß Sonnet 71 unsern höheren Exegeten gar veranlaßt, sich selbst mit Shakspeare's „Freunde" d. h. Shakspeare's „Genius" zu verwechseln. Es ist das berühmte Gedicht, in welchem Shakspeare den „Freund" wehmüthig ermahnt, er möge einst nach seinem Tode ihn sobald als möglich vergessen, „sonst werde die Welt seinen Gram verstehen und ihn um des verstorbenen Freundes Willen verhöhnen." Die Schlußzeilen, meint Herr Barnstorff, „machen auf uns beinahe den Eindruck, als ob Shakspeare zu dem ihn in der Nachwelt Verstehenden spräche: Derselbe solle sich gar nicht die Mühe geben, seinen armen Namen an's Licht zu ziehen, mit diesem Verständniß an die Oeffentlichkeit zu treten, damit ihn die weise Welt nicht verspotte." — „Wir wagen den Versuch!" — Und wir gratuliren und bitten den nachsichtigen Leser nochmals um Entschuldigung wegen unseres Verweilens bei dergleichen Dingen. Wir hätten uns dessen überhoben, wenn es nicht nachgerade den Anschein gewänne, als solle die Shakspeare-Erklärung neuerdings vorzugsweise zum Ablagerungsplatz des unverdaulichen Ueberschusses deutscher „Bildung" und „Geistreichigkeit" sich hergeben — die neueste Hamlet-Literatur z. B. könnte dafür lehrreiche Beispiele liefern —: und so möge denn Einem und über Einen gesagt sein, was mehrere angeht. Was unsere Stellung zur Sache d. h. zur Erklärung der Sonnette anbetrifft, so halten wir es überhaupt für sehr mißlich, diese Sammlung sehr disparater, in keiner planmäßigen Anordnung vom Verfasser uns überlieferten Gedichte unter die Herrschaft einer Hypothese zu bringen: diese sei nun mystisch-ästhetisch, wie die eben besprochene; oder historisirend, wie nach Armitage Brown's Vorgang die der meisten Erklärer, welche hier durchaus eine vollständige innere Lebens- und Entwickelungsgeschichte des Dichters herauslesen wollen; oder endlich hyperkritisch negirend, wie die von Delius vertheidigte Ansicht, daß wir es hier durchweg nur mit Phantasiegebilden des Dichters, ohne alle Beziehungen auf reale Verhältnisse und Personen, zu thun haben. Uns dünken vielmehr die Sonnette, wie verschiedener Natur so auch verschiedenen Ursprunges, aus wirklichen Gelegenheitspredigten, tiefsinnigen, vollkommen freien Herzensergießungen und leichten poetischen Exercitien, wenn wir so sagen dürfen, bunt zusammengesetzt — und diese Ueberzeugung schreibt uns die an unserm Theile noch zu lösende Aufgabe vor. Wir hoffen manchem Shakspeare-Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir, statt die Zahl unhaltbarer, einheitlicher Lösungsformeln um eine neue zu vermehren, ihm lieber behülflich sind, in der Gedankenwelt der Sonnette sich zurecht zu finden, das Ungleichartige zu sondern, und die disjecta membra poëtae thunlichst zusammen zu fügen. Es wird dann der Ueberblick über das geordnete Material

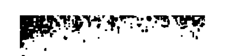
vielleicht einige Erleichterung bei Unterscheidung des festen **Bodens** und des Sumpfes auf dem Gebiete der bis jetzt anerkanntesten Erklärungsweisen gewähren. Auf alle Fälle aber wird sich für das Verständniß und den Genuß vieles trefflichen Einzelnen die aufgewandte Mühe hoffentlich nicht nutzlos erweisen, und damit wäre der Zweck dieser Skizze erreicht.

F. **Kreyßig.**

Ueber die gegenwärtige Lage der schleswig-holsteinschen Angelegenheit.

Seit der Anfang dieser Erörterungen *) gedruckt und ein Theil des Folgenden niedergeschrieben, sind in der That nicht unbedeutende Veränderungen in der Lage der Dinge eingetreten. Die Conferenz, die damals nur in unbestimmter Aussicht lag, wie ein ferner Nebel am Horizont, ist im Begriff sich zu versammeln. Auch der deutsche Bund hat sich entschlossen dieselbe zu beschicken, ohne vorher zu einer Entscheidung, zu einem Urtheil über die Sache gelangt zu sein. Die Zerfahrenheit und Rathlosigkeit welche herrschen sind noch greller hervorgetreten als zuvor. Ueber das Verhalten einzelner Staatsmänner sind uns Enthüllungen zu Theil geworden, die dasselbe in dem zweideutigsten Licht erscheinen lassen, die uns vor dem Ausland in traurigster Weise blosstellen. Politischer Parteihader hat sich auch in diese Sache einnisten, demokratischer Eigensinn und Verkehrtheit sie nach ihren Neigungen ausbeuten wollen. Auch aus Holstein sind einzelne, aber wir müssen doch sagen eigentlich nur eine einzelne Stimme laut geworden, die durch die Art, wie sie sich ausgesprochen, einen grellen Mißton in die einmüthige Regung des Volkes gebracht. Aber dem gegenüber freilich hat noch einmal die entschiedenste Kundgebung aller Stände, aller Klassen den festen Willen desselben bethätigt, sich durch nichts, keine Rücksicht und keine Gewalt, von seinem Recht abdrängen zu lassen. Alle Nachrichten, öffentliche wie private, bezeugen, daß, was wir von den Schleswig-Holsteinern verlangen und erwarten, jeder zu leisten fest entschlossen: man sei zum Handeln vorbereitet und werde handeln, wenn der Augenblick es fordern sollte. Auch das deutsche Volk ist noch einmal zusammengetreten und hat in hunderten von Versammlungen, durch tausende und aber tausende von Männern ausgesprochen, was Recht und Pflicht ist in dieser Sache. Wir gehören nicht zu denen, die alles Gewicht auf die Beschlüsse einer Volksversammlung legen. Aber wir wissen doch, daß nicht leicht vom Bodensee bis an die Nordsee, von der Mosel bis an den Memel sich alles von Einem Gedanken, Einem Verlangen bewegen läßt, wissen, daß viele hingegangen, die nicht in anderen Versammlungen erscheinen, weil sie Zeugniß geben wollten, daß dies eine nationale Angelegenheit, und daß andere viele, die daheim geblieben aus Gründen oder Rücksichten der einen oder andern Art, dasselbe den-

*) S. Aprilheft S. 392.



ken und wollen. Und sollen wir sagen, daß dieses Thun vergebens. Unsere Staatsmänner bezeugen das Gegentheil, sie fordern gewissermaaßen auf, dergestalt sie zu zwingen das zu thun, was zu thun Pflicht und Ehre gebieten sollten. Auch den Gegnern der Sache drängt sich wohl auf, daß dieselbe nicht in der Weise abzuthun ist, wie man anfangs glauben mochte. Der Ernst des Kampfes, in den man gerathen, fordert Erfolge. Die Krieger und Feldherrn wollen, können nicht mit halben, unbefriedigenden Resultaten nach Hause ziehen, sie können es am wenigsten jetzt, nachdem ein großartiger Sieg erfochten, der Ruhm der Waffen auf das glänzendste bewährt ist. Auch das übrige Europa wird inne, daß es sich um eine nationale Sache im vollen Sinne des Worts handelt, und der Congreß der Diplomaten wird, er mag sich sträuben wie er will, nicht umhin können davon Act zu nehmen. Und dabei bricht die Anerkennung des Rechts sich mehr und mehr Bahn. Mit wie armseligen, nichtigen Einwendungen treten einzeln noch die Gegner hervor, in London oder Wien oder wo es sein mag;*) während noch einmal die gründlichste und erschöpfendste Darlegung dieses Rechtes, die umfassendste und schlagendste Widerlegung aller trügerischen Einreden und Bedenken gegeben worden ist.**) So kann kein Grund sein zu verzagen, oder irre zu werden, oder gar nachzulassen, auch in Angesicht der Londoner Conferenz. Nicht um eine kleine und leichte Sache handelt es sich: das haben wir uns von Anfang an sagen müssen, und daran haben wir festzuhalten, das uns alle Zeit vor Augen zu stellen. Sie hat ihre Mühen, aber sie ist auch der Mühen werth.

Freilich wenn von Anfang an Deutschland einig war und mit voller Kraft für sein Recht eintrat, dann ständen wir jetzt anders: dann durften wir mit guter Zuversicht dem ganzen Europa entgegentreten und unsere Sache durchfechten. Aber wann, müssen wir ja sagen, wäre es jemals der Fall gewesen. So wenig 1813 wie 1863. Auch unsere Gedenkfeier war mit schmerzlichen Erinnerungen durchwoben, und aller Hinblick auf die Vergangenheit hat es in der Gegenwart nicht besser gemacht. So sind wir auf Wege geführt, die freilich nicht rasch und gerade zum Ziele leiten, die dies wohl manchmal mehr zu gefährden als zu sichern

*) Die Ehe, aus der der Herzog entsprungen, wird, da sie nicht als unebenbürtig gelten kann, durch reine Erdichtung als morganatisch behauptet; da der Londoner Vertrag als nichtig dargethan, beruft man sich auf das nur in Dänemark angenommene Erbgesetz; wenn man nichts anders weiß, macht man sich mit dem Zweifel wichtig, ob der Herzog auch der allein berechtigte sei, und behauptet den Mangel eines allgemeinen Primogeniturgesetzes, da doch durch Vereinbarung mit den Ständen das Wahlrecht dieser zu Gunsten allgemein der Primogenitur aufgegeben ist und außerdem selbstverständlich die allgemeinen Grundsätze der Lehnsfolge ergänzend zu den besonderen Hausgesetzen hinzutreten.

**) Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kritik der Schriften des Staatsraths Zimmermann und des Geheimenraths Pernice von A. v. Warnstedt, Geheimem Regierungsrath und Generalsecretär des Universitäts-Curatoriums, Doctor beider Rechte und der Philosophie. Hannover, Schmorl und von Seefeld, X und 250 Seiten in groß Octav. Ein Werk der gründlichsten historischen und staatsrechtlichen Gelehrsamkeit, getragen von sittlichem Ernst, durchdrungen aber auch von gerechter Entrüstung über die Trugkünste, die man gegen das sicherste Recht vorgebracht, über die Leichtfertigkeit, mit der die wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten von deutschen Staatsmännern behandelt sind.

schienen. Aber war es damals anders? Wie haben unsere Patrioten, die Stein, Gneisenau, Arndt, gebangt und gezürnt über das was geschah oder nicht geschah. Aber haben sie darum verzagt, nachgelassen? Nein, sie haben gedrängt, getrieben, gestrebt, gearbeitet, jeder wie er konnte, mit allen Kräften und Vermögen. Und sie sind schlimmerer Feinde Herr geworden, als die uns jetzt entgegenstehen. Und haben wir Unrecht diese Sache mit der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft zu vergleichen? Es ist wahr, es gilt nur einen Theil, nicht das Ganze. Aber mit dem Theil empfindet, leidet das Ganze. Und das deutsche Volk, das glauben wir sagen zu dürfen, fühlt, daß seit jenem Jahre keine Angelegenheit so tief, so gewaltig in sein Leben eingriff wie diese.

Wir stehen vor der Londoner Conferenz wie vor Prag oder Frankfurt. Damals fragte es sich, ob die Lande jenseits des Rheins wieder zu Deutschland kommen sollten. Jetzt ist dieselbe Frage nicht viel anders für die Lande jenseits der Elbe. Sollen wir an dem Ausgang zweifeln?

Sehen wir, welche Aussichten wir haben!

3. Das deutsche Volk.

Wie auf das Volk Schleswig-Holsteins zunächst, so kommt auf das deutsche Volk überhaupt in dieser Sache alles an. Ist sie, wie wir sagen, und wie seit Jahren von den verschiedensten Seiten wiederhallt, eine wahrhaft nationale, in dem Verhalten unsers Volkes muß es sich kund geben, und von diesem wird, muß auch der Ausgang abhangen.

Wir haben schon erwähnt, wie wir nicht gering anschlagen was geschehen, wie wir nicht zweifeln zu sagen, daß seit langen Jahren nichts so tief und allgemein die Gemüther bewegt, daß es in der That eine Frage ist, die unser Recht und unsere Ehre, die bestehende staatliche Ordnung und die Zukunft unseres politischen Lebens auf das wesentlichste berührt, eine Bewegung auch der Gemüther und der Leidenschaften, bei der es nicht damit gethan ist, wie einzelne wähnen mögen, Zeit zu gewinnen und zu beruhigen, sondern die fordert daß sie zum rechten Ziel gelange, wenn sie nicht zu der schlimmsten inneren Erkrankung führen soll. Die schleswig-holsteinsche Sache ist zu einer deutschen in jedem Sinne des Worts geworden. Sie hat gezeigt, daß wir gemeinsame Interessen und Forderungen haben, ohne Rücksicht auf Stammes- oder Parteiverschiedenheit, gezeigt aber auch noch einmal, welche Hindernisse der Durchführung solcher entgegenstehen, welche Schäden an unserm Leben zehren. Es handelt sich darum, ob wir dieser Herr werden können, ob wir vorwärts kommen, oder tiefer und tiefer versinken sollen. Nur völlige Verblendung über die Verhältnisse, in denen wir stehen, kann darüber im Dunkeln lassen.

Aber dürfen wir sagen, daß das alle hinlänglich empfinden, daß alle darnach handeln! Wenn es alle thäten, wäre ja kein Sorgen und Bangen nöthig. Wir rechnen sicherlich zum Volk auch die, welche vor den Thronen stehen und auf den Thronen sitzen, und wenn wir nachher von ihnen besonders sprechen, so kommen natürlich sie auch da in Betracht, wo von einem allgemeinen Volkswillen die Rede ist. Und wir wollen gern allem voran unsere Freude aussprechen, wie gerade auch hier an mehr als einer Stelle lebhaft und entschieden das all-



gemeine Rechts- und Nationalgefühl zum Ausspruch gekommen ist. Anderswo freilich hat es sich schmerzlich vermissen lassen. Und auch in viel weiterem Umfang ist das der Fall. Nicht wenige in den verschiedensten Kreisen haben es an dem fehlen lassen, worauf es ankommt, haben nicht gehandelt, wie sie handeln sollten, haben nicht Rücksichten kleinlicher Art oder den Standpunkt der Partei zu überwinden vermocht, und haben uns dergestalt auf's neue gezeigt, wie eben doch so schwer, so fast unmöglich gerade unser Volk zu einem wahrhaft einmüthigen Wollen und entschlossenen Thun gelangt.

Auf der einen Seite sondern sich ab, wollen nichts von einem positiven Recht und dessen Vertretung, von fürstlichem Erbrecht als Landesrecht wissen, oder meinen wenigstens ohne dasselbe die Sache fördern zu können, die, welche sich Volksfreunde in besonderem Sinne nennen, sich und ihre Genossen allein für das Volk halten, aber mehr Sympathie für abstracte Theorien von allgemeinen Völkerrechten als für ein selbständiges Leben des eigenen Volkes haben, auch keiner Lösung politischer Aufgaben vertrauen, als die in unmittelbarer Bewegung der Volksmassen zu Stande gebracht wird. Oder es giebt andere, die da meinen, unsere nationalen Angelegenheiten seien so bestellt, so übel angethan, daß nur nach und mit einer völligen Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse zu helfen: erst dafür müsse man streben, darauf die Kraft verwenden: gelinge dies, dann werde auch das Schicksal Schleswig-Holsteins sich entscheiden, wie von selber sich alles befriedigend lösen. Ist mit den ersten überall nicht zu verhandeln, so ist diesen wenigstens zu sagen, daß sicher nichts verkehrter sein kann als solches Verfahren, das als das rechte Gegentheil von dem erscheint was stets sich allein als erfolgreich im politischen Leben erwiesen. Das Nächste, das unmittelbar Vorliegende, das Einzelne thun, bringt auch im Ganzen weiter, rückt auch das Größere oder Entferntere näher. Jenes aufgeben und nicht thun, weil man dies nicht hat oder kann, ist nichts als Unverstand. Die aber bei uns insonderheit erst ein Parlament und dann Schleswig-Holstein wollen, mögen sich erinnern, wie wenig einst das Parlament allein vermocht hat gerade in dieser Sache, wie ihm die Macht fehlte zu hindern, was man anderswo that; mögen sich klar machen, wie wenig es helfen würde, wenn eine Versammlung in Frankfurt redete, ohne weitere Mittel den Reden und Anträgen Geltung zu verschaffen, da es so wenig geholfen, was die preußische Kammer in Berlin erklärt, die doch das schwerwiegende Recht der Geldbewilligung zu handhaben hatte. Ein glücklicher Ausgang dieser Sache wird das nationale Bewußtsein heben und damit die rechte Möglichkeit auch zu weiterer nationaler Entwickelung geben. Das Gegentheil freilich auch hier erst alles zu Boden schlagen, um dann auf andere gewaltsame Wege zu führen.

Auf der anderen Seite, unter denen die sich mit Vorliebe conservativ nennen, sind nicht wenige die dieser Angelegenheit Mißgunst zuwenden. Daß schon einmal das schleswig-holsteinsche Volk sich für sein Recht erhoben, giebt der Sache für sie einen gewaltsamen, revolutionären Charakter; sie verkennen oder vergessen, daß es das Regiment dänischer Demokratie war, mit dem wir zu thun und zu kämpfen hatten: auch damals ward nicht das Recht des rechtmäßigen Herzogs angetastet. Sie haben einen Respect vor dem, was die Großmächte

festgesetzt und sanctionirt, und bedenken nicht, wie dabei in Griechenland, Italien jede Rücksicht auf das Recht und das Bestehende außer Augen gesetzt worden ist. Sie lieben was lange bestand und sind voll angeborner Scheu gegen jede Aenderung; aber sie vergegenwärtigen sich nicht, wie oft schon, wenn ein Herrscherhaus ausstarb, in Europa viel größere Umgestaltungen durchgeführt sind, und wie in solchem Fall regelmäßig nicht die Aufrechthaltung dessen was das Recht forderte, sondern die Mißachtung des Rechts zu Erschütterungen führte, wie sie sie fürchten. Sie bezweifeln oder leugnen dann wohl das Recht, sehen dabei aber nicht, wie sie die Grundlagen ihres ganzen politischen Standpunkts untergraben und hinfällig machen. Am schlimmsten, wenn zu alle dem nur die Abneigung gegen andere Freunde der Sache, gegen die auch volksthümliche und nationale Bedeutung derselben sie treibt, wenn sie in dem Sieg des Rechts zugleich einen Sieg anderer politischer Bestrebungen oder Parteien fürchten, und kurzsichtig nur das angebliche Interesse des Augenblicks im Auge haben, die große, dauernde, auch für ihre Auffassung staatlicher Verhältnisse mächtige Bedeutung der Sache verkennen. Es fehlt daran nicht unter uns, und wir empfinden mit Schmerzen, wie dies gelähmt hat und lähmt, dies mehr vielleicht als anderes den Ausgang bedroht. Die Verantwortlichkeit für alle die daran Theil haben ist groß, groß auch für manche die nur schweigen, die eigene Ansicht zurückhalten, um nicht mit Parteigenossen zu zerfallen, oder von einer oder der anderen Seite ungünstig angesehen zu werden. Je mehr wir bedauern, daß es auch solche giebt, um so bereitwilliger aber ist denen Dank zu sagen, die ihre Stimme auch in diesen Kreisen erhoben, gemahnt und gewarnt, das eigene Interesse der Partei wie die allgemeine Bedeutung der Sache hervorgehoben, mit entschiedenen Worten sich von denen losgesagt haben, die hier dem Unrecht, den Feinden dienen.

Aber auch wenn wir von denen absehen, die sich feindlich stellen oder gänzlich absondern, bleiben noch Differenzen mannichfacher Art übrig, die die gerühmte Einmüthigkeit zu gefährden drohen. Manches der Art das uns entgegentritt liegt in der Natur der Dinge, und wird nie anders sein: auch wo man in der allgemeinen Auffassung der Sache einig, wo das Ziel dasselbe, sind die Wege nicht immer die gleichen; man kann hier manche Abweichung gern zugeben, muß nicht rechthabend und ausschließend sich verhalten. Aber auch unerfreuliche Spaltungen sind eingetreten. Wir hofften, daß die Versammlung der Abgeordneten eine allgemeine und dauernde Verständigung herbeiführen würde. Daß es nicht geschehen, ist sicher nur zu beklagen. Es liegt uns ferne jetzt auf die Fragen zurückzukommen, die sich auf die Bildung des Ausschusses und seine Wirksamkeit beziehen; wir sagen nur, daß diese gewiß nicht unnütz oder unbedeutend gewesen, wie manche meinen, während freilich von Anfang an feststehen mußte, daß nicht allein auf diesem Wege die Sache geführt und gefördert werden konnte.

Wie die Parteien, haben auch die Angehörigen verschiedener Staaten und Stämme unsers deutschen Landes sich noch verschieden verhalten. Es ist keine Frage, der Süden Deutschlands ist kräftiger, trotz mancher scharfer Gegensätze, einmüthiger aufgetreten als der Norden, hier Sachsen mehr als Hannover, Han-

nover mehr als Preußen, Preußen mehr als Oesterreich. Die Sinnesart der Völker, die Weise und Gewohnheit der Behandlung politischer Fragen überhaupt, die staatlichen Verhältnisse kommen da in Betracht. Rücksichten auf Handel und Verkehr, auf die Haltung der Regierung und anderes machen sich mancher Orten geltend und wirken hemmend ein. In den kleineren und mittleren Staaten empfindet man überhaupt, was von allgemein nationaler Bedeutung ist, lebhafter als in den Großstaaten, wo die eigenen Interessen leicht das Uebergewicht erhalten. Auch daß die Regierungen hier gehandelt, wenn auch für unklare Ziele gehandelt, die Söhne des Volks gekämpft und geblutet, konnte anderes als minder geboten erscheinen lassen. Auf der andern Seite freilich mußte man gedrängt sein zu erfahren, wofür es geschehen, dazu zu thun, daß es nicht vergebens geschehen. Am meisten bleibt immer Oesterreich zurück. Wir freuen uns der Stimmen, die hier für das nationale Recht laut geworden in der Presse, in dem Reichsrath. Aber sie sind vereinzelt gewesen, und haben nicht den mächtigen Nachhall gehabt, dessen es bedarf, um auch in der Hofburg und dem Staatsministerium Gehör zu finden. In Preußen ist die Bewegung gewachsen: die letzten Wochen haben es gezeigt. Man erkennt, welche schwerwiegende Bedeutung der Ausgang dieser Angelegenheit für den eigenen Staat wie für Deutschland hat. Es mögen sich mancher Orten selbstsüchtige Interessen einmischen, für überwiegend können wir sie nicht ansehen. Es kommt auch zunächst nur alles darauf an, daß man sich mit der Ueberzeugung durchdringt, der alte Zustand, auch etwas gebessert, mit anderem Namen benannt, lasse sich nicht herstellen: dann wird sich das volle Recht schon geltend machen. Und jene Ueberzeugung wird offenbar eine immer mehr allgemeine. Die Regimenter die in Schleswig kämpfen lernen es alle Tage: sie fühlen, daß sie hier nicht blos die Pflicht des Kriegers erfüllen, daß sie für eine Sache streiten, die eine hohe vaterländische Wichtigkeit hat, an die sich eine schwere Verantwortung knüpft: jeder der dafür sein Leben läßt drückt in die Wage der Entscheidung.

In den andern Staaten wartet man der Zeit da man Antheil nehmen kann: man ist bereit, wenn man gerufen wird, alles zu thun: darüber ist nirgends ein Zweifel.

Aber freilich man thut nicht für sich was man thun könnte, jetzt schon thun sollte. Wir Deutsche sind ungewohnt, nicht im Stande, ohne bestimmte Führung die vorhandene Kraft zu brauchen.

Wie wenig ist am Ende auch nur an materiellen Mitteln gesammelt! Es handelt sich nicht blos um Nothleidende und Verwundete, für die wohl Spenden zur Hand sind. Es handelt sich um die Förderung der Sache selbst, um die Rüstung zu ihrem Schutz. Weil man nicht genau weiß, wofür das Geld verwandt wird, weil man Mißtrauen und Zweifel hegt, am meisten vielleicht weil man nicht gewohnt und geneigt ist Opfer zu bringen, hält man zurück. Und doch gilt es bedeutende Leistungen der verschiedensten Art. Es ist wahr, Schleswig-Holstein kann selber viel hergeben und aushalten. Aber man soll doch bedenken, was man ihm früher genommen, und wohl zu erstatten verpflichtet ist, die Ausrüstung eines ganzen Heeres; soll erwägen, daß es auch anderswo zu thun giebt, und daß eine nationale Sache auch dadurch ihren Charakter zu bewähren

hat, daß das Volk für sie zu handeln, wenn es Noth thut zu leiden sich entschlossen zeigt. Nur wenn das der Fall, wird man an den Ernst des Wollens glauben.

Hier also bleibt viel übrig. Ist für alles der Augenblick noch nicht gekommen, wir sagten schon, daß er kommen kann vielleicht ehe wir denken. Wird Schleswig-Holstein auf die eigene Kraft verwiesen, dann muß es wenigstens der Hülfe des deutschen Volkes sicher sein. Und überhaupt darf die Thätigkeit nicht nachlassen, sie muß anhalten und immer nachdrücklicher, lebendiger werden.

Nicht Kleinmuth oder Ungeduld, aber auch nicht blinde Zuversicht und Vertrauensseligkeit dürfen eingreifen und lähmen.

Thun wir das Unsere, jeder an seinem Platze, dann dürfen wir erwarten, daß auch andere es thun.

4. Der deutsche Bund.

Große Hoffnungen sind zu Anfang auf den deutschen Bund gesetzt. Er schien wieder gut machen zu wollen, was in langen Jahren verabsäumt, und viele wandten ihm Vertrauen zu, die sonst nichts von ihm wissen wollten. Aber gerade diese Erwartungen sind fast am meisten getäuscht, und weil sie getäuscht, sind viele unwillig, daß überhaupt hierauf vertraut, daß auf die Regierungen Rücksicht genommen, nicht alles ganz und allein der Kraft des Volkes übergeben ist.

Aber doch auch dem kann man nicht beipflichten. Auf die Anerkennung des Herzogs durch die einzelnen Regierungen, durch den Bund kommt doch fortwährend das Meiste an. Einige von jenen sind von Anfang an der Sache günstig gewesen, haben ihr Vorschub und erheblichen Nutzen gethan. Es wäre nimmer zu verantworten gewesen, sich von diesen zu trennen: ihr Rath, in gewissem Maaße ihre Führung war nicht zu entbehren. Andere zeigten sich nicht so gesinnt, daß man nicht hoffen durfte sie zu gewinnen, daß nicht die Erwartung, sie würden sich zur Anerkennung entschließen, eine berechtigte gewesen wäre. Wir waren zunächst auf diesen Weg gewiesen, und keiner konnte rathen, ihn unversucht zu lassen.

Aber, sagt man, nun wenigstens hat sich gezeigt, daß auf demselben nichts zu erreichen ist. Den Mittelstaaten, auf die es besonders ankam, hat es an Kraft, an Einigkeit gefehlt. Von ihnen ist nichts mehr zu hoffen, auf sie keine Rücksicht zu nehmen. Die einen wollen wenigstens jetzt der Volkskraft allein vertrauen, die anderen sich ganz den Großmächten anschließen und mit denen gehen die die Macht haben.

Auch hier können wir wenigstens nicht ganz dieser Ansicht sein, am wenigsten jetzt im Angesicht der Conferenz.

Sicher freilich ist nichts mehr zu beklagen, als daß der Bund nicht hat dahin gelangen können, die Anerkennung des Herzogs auszusprechen. Eine solche Entscheidung, auch nur durch eine Majorität gegeben vor zwei, drei Monaten, wie ganz anders hätte sie die Sache gestellt, in den Herzogthümern selbst, in Deutschland, vor ganz Europa. Der Besitz Holsteins wäre eine vollendete Thatsache, und was eine solche wiegt eben bei den europäischen Mächten, hat die Geschichte der letzten Jahre hinlänglich gelehrt. Das Recht auf Schleswig wäre in feste Hand genommen und konnte von Deutschland vertreten werden.

Nun hat man sich entschlossen, selbst ohne das die Conferenz zu beschicken.

Man begreift kaum, wie es nur möglich sein soll. Und die Instruction, die zur Kunde gekommen, zeigt zur Genüge, wie verkehrt und gefährlich die Stellung. Man sucht es wohl damit zu rechtfertigen, daß die Conferenz selbst ohne Basis. Aber das kann nimmermehr ein Grund sein für die einzelnen Mitglieder, ohne festes Ziel, ohne bestimmte Absicht in dieselbe einzutreten. Glaubt man, daß Dänemark, daß die außerdeutschen Großmächte nicht mit sehr bestimmten Forderungen erscheinen werden? Wenigstens das wird man dann festzuhalten haben, daß der Londoner Vertrag für Deutschland nicht vorhanden ist — und wenigstens das hat der Bundestag ausgesprochen —, daß Deutschland sich auch in Zukunft keine Entscheidung fremder Mächte über deutsches Land, deutsches Recht gefallen lassen kann. Hoffen wir, daß die Wahl des Abgeordneten wenigstens das verbürge. Wir dürfen anerkennen, daß in ihm ein Mann gewählt ist, der mit am entschiedensten sich für das Recht ausgesprochen, der unter dem Beifall der Nation fremder Anmaaßung würdig entgegengetreten ist, dessen Regierung in Holstein der Stimme des Volkes nach Kräften freien Raum gegeben, für dessen Haltung auch der Rechtssinn seines Königs bürgt.

Und sind wir weit hinter dem zurückgeblieben, was erreicht sein konnte, die Schuld trifft doch zunächst nicht die, welche günstig waren. Vielleicht hat Badens Minister, den jeder als aufrichtigen Freund der Sache anerkennt, vor nicht langer Zeit zu viel zur Rechtfertigung gesagt. Aber wahr ist es, die Hindernisse waren nicht klein. Das eine Drittel Deutschlands steht zersplittert den beiden Großstaaten gegenüber, ist an sich an Macht diesen weitaus nicht gewachsen. Die einzelnen waren unter sich nicht einig, die entschiedeneren nie in sicherer Majorität. Es wurden andere Fragen dazwischen geworfen; es galt abwehren, was die Gegner Ungünstiges wollten; bei anderen handelte es sich mehr um Zweckmäßigkeit als um Recht, und leichter dort als hier war eine Nachgiebigkeit möglich. Und auch diese hat doch nicht überall stattgefunden, nicht in wichtigen Beziehungen, die Holsteins Verhältnisse, den Herzog und anderes betrafen.

Von alle dem verschieden ist die Erbfrage. Sie ist eine Rechtsfrage: in ihr entscheidet zuletzt nicht die Macht, wie sehr auch einzelne diese in den Vordergrund stellen mögen. Wer sich scheuen mag in anderem der Macht zu widerstehen, das Recht kann er um deswegen nicht verleugnen, nicht beugen. Wird nur einmal die Frage des Rechtes rein, einfach gestellt, wir müssen glauben, daß mehr als eine Stimme, die jetzt zurückhält, derselben zufallen wird, weil sie muß, weil das eigene Gewissen so gut wie das Verlangen des Volkes es fordert. Man kann die Entscheidung aufhalten, aber sie läßt sich nicht umgehen.

Auch hier gilt es nur aushalten, nicht weichen, sich nicht abweisen lassen.

Es fehlt nicht an Vertretern der Sache, auf die wir rechnen dürfen.

Einer derer, die treu am Recht gehalten, ist dahingerafft, ehe das Ziel erreicht. Die Schleswig-Holsteiner haben mit gutem Grund einen Kranz dankbarer Erinnerung auf seinem Sarge niedergelegt. König Maximilian, wie er überhaupt für nationale Interessen Sinn und Verständniß hatte, sich den Strebungen des Volkes nicht verschloß und gern alles Gute förderte, so daß nicht blos um seiner großartigen Unterstützung wissenschaftlichen Lebens willen ihm ein

dankbares Andenken über die Grenzen des eigenen Landes hinaus bleiben wird, hat sich um Schleswig-Holstein ein wahres Verdienst erworben: er hat Deutschland einst vor der Anerkennung des Londoner Protokolls bewahrt und jetzt den Weg gewiesen, auf dem allein Recht und Ehre gesichert werden können. Wir kommen dem Sohne mit der Zuversicht entgegen, und die letzten Tage haben ihr entsprochen, daß er in die Fußstapfen des Vaters trete, und dürfen die Hoffnung aussprechen, daß er mit der Entschlossenheit und Thatkraft vorwärts gehe, die wohl ein schönes Gut der Jugend sind und die sich auch mit Weisheit und Sicherheit des politischen Handelns vertragen, ja diesen erst den vollen Werth verleihen. Bayern bleibt noch immer eine große Aufgabe.

Sie bleibt den deutschen Staaten überhaupt, dem Bunde.

Ohne diesen ist keine Ordnung der Sache möglich. Schon darin liegt seine Stärke. Wenigstens ein entschiedenes Nein muß er haben zu allem, was wider das Recht ist. Kann es jetzt nicht durchgesetzt werden, so gilt es dasselbe zu wahren, dem nichts, auch nicht das Kleinste zu vergeben.

Freilich damit allein ist es denn nicht gethan. Wir kommen doch immer wieder auf die Anerkennung zurück. Die Rechtsfrage ist vor den Bund gebracht, er muß sich die Entscheidung wahren, und muß die Entscheidung geben. Und je früher er das thut, je besser wird seine Stellung werden, auch nach Außen. So lange er sich nicht erklärt, wird man dem Zumuthungen machen; den gesetzlichen Spruch umzustoßen, kann keiner denken.

Nicht die deutschen Großmächte, nicht die fremden Mächte.

5. Die deutschen Großmächte.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß Entscheidungen in deutschen Angelegenheiten ohne, wider die beiden Großmächte, die zwei Drittel der Bevölkerung enthalten und offenbar mehr als zwei Drittel der Macht darstellen, die größten Schwierigkeiten und wahre Bedenken gegen sich haben, je stärkere, je wichtiger sie sind. Wird schon eine ernste Maßregel schwer, vielleicht gar nicht durchzuführen sein, wenn eine von beiden sich zurückhält, wie unendlich viel mißlicher, schwieriger, gefährlicher muß es sein, beide zur Seite zu lassen, ohne, oder gar wider sie einen Beschluß zu fassen, einen Krieg auf sich zu nehmen und zu beginnen. Viele, die mit dem Gang der Dinge, wie er geworden, unzufrieden, erwägen dies nicht zur Genüge. In anderen Sachen würde man kaum wollen, daß es anders sei. Wenigstens der Abtrennung des übrigen Deutschlands als einer selbständigen Macht, der manche das Wort reden, können wir uns wenig befreunden: sie würde andere große Gefahren nach sich ziehen, fremden Einfluß in Deutschland zur Herrschaft bringen, leicht zu traurigen Zuständen führen, wie sie den Anfang des Jahrhunderts, das achtzehnte und siebzehnte gesehen. Nicht auf solchen Wegen kann uns geholfen werden.

Aber freilich auch die Politik der Großmächte thut das nicht, und sollte sie, wie sie bisher sich gezeigt, [illegible], so wäre unser Recht am wenigsten gewahrt. Wenn uns etwas niederschlagen und zugleich ermuthigen muß, so ist es, daß in dieser Angelegenheit die [illegible] sich immer mit einander [illegible]nen, sich einigten, aber immer auf dem Wegen des [illegible] Rechtes, in [illegible]



den Strebungen der anderen Staaten, mit dem Verlangen der Nation. Das ist unsere Noth, unsere Schwäche.

Aber sollen wir denken, daß gar nicht darüber hinaus zu kommen wäre?

Freilich zwischen Recht und Unrecht ist keine Vereinbarung, keine Vermittelung möglich. Die auf dem Boden des Rechtes stehen, können auch nimmermehr von demselben lassen. Und wären sie auch in der Minderzahl oder ohne die Macht es durchzuführen, sie müssen ihm treu bleiben, dürfen nicht irgend welcher scheinbar leidlichen Form des Unrechts beipflichten. — Aber sollten sie denn gar keine Aussicht haben, die jetzt noch als Gegner erscheinen, zu sich herüberzuziehen?

Es scheint uns noch ein Unterschied zu sein.

Oesterreichs leitende Staatsmänner sprechen dem Recht wohl nicht jede Bedeutung ab; aber sie bestreiten, daß es dem Herzog zur Seite stehe. Doch hat man wohl Grund zu zweifeln, daß, wenn des Herzogs Recht noch zehn Mal besser begründet werden könnte, als es zur Genüge begründet ist, dies sonderlichen Einfluß auf sie üben würde. Oesterreichische Staatsrechtslehrer, namhafte Juristen im Reichstag haben sich für dasselbe ausgesprochen: auf die Regierung macht das keinen Eindruck. Der Londoner Vertrag, oder wie man jetzt in einer wenig geschickten Redewendung zu sagen beliebt, das durch ihn begründete dänische Thronfolgegesetz ist für Oesterreich allein Maaß und Richtschnur des Handelns und Wollens. Mögen alle Rechtsgelehrten der Welt darthun, daß jene Acte nichtig oder doch nicht für die Herzogthümer zur Wirksamkeit gekommen, mag selbst Frankreich anerkennen, daß dem Tractat von London an der vollen Rechtsbeständigkeit Wesentliches fehle, für Oesterreich ist das so gut wie nicht vorhanden. Es ist, wie schon andere hervorgehoben, auch kein Unterschied zwischen Rechberg und Schmerling, zwischen Ministerium und Kaiser. Oesterreich hat vieles, um diesen Standpunkt festzuhalten, in die Schanze geschlagen, alle die Sympathien, die es mühsam in den letzten Jahren in Deutschland erworben, alles, was auf der Kaiserfahrt nach Frankfurt erstrebt. Die Mahnungen und Warnungen der eifrigsten Freunde sind vergebens gewesen. Wir fragen: warum das alles? Und wir haben keine andere Antwort, als: um einer gewissen Consequenz seiner Politik und um des Friedens willen. Für Oesterreich sind die einmal bestehenden Machtverhältnisse heilig, unverletzbar: Veränderungen, die andere herbeiführen, muß es wohl anerkennen, hinnehmen; aber es betheiligt sich nicht: es fürchtet die Rückwirkung auf die eigenen Verhältnisse. Es hat Verletzungen des Rechts in Italien sich gefallen lassen müssen, es ist nicht geneigt, dasselbe in Deutschland höher anzuschlagen; daß hier das Volk sich dafür erhebt, ist vielleicht nur ein Grund mehr, um sich davon fernzuhalten, zumal der Schutz desselben auch Anstrengung und selbst Krieg in Aussicht stellt. Freilich man ist auch so in den Krieg gezogen, führt Krieg, nur ohne das Wort auszusprechen, und Oesterreichs tapfere Truppen und Generale machen den vollen Ernst damit. Aber es geschieht, um den Frieden zu erhalten, höchstens kann man sagen, um nicht den Bund, nicht Preußen mit dem übrigen Deutschland oder gar allein den Krieg führen zu lassen. Wir sind nicht undankbar für das, was auf diesem Wege erreicht ist, die Befreiung Schleswigs, die Schwächung der dänischen Macht.

Aber für die Hauptsache erwarten wir so nichts. Oesterreich, kann man, ohne Gefahr widerlegt zu werden, aussprechen, wird für die Herzogthümer nicht wesentlich mehr als die Ausführung der Stipulationen von 1851—52 fordern, d. h. mit Entschiedenheit, bis zuletzt fordern, nicht eine reine Personalunion, nicht die Zustände vor 1848; von einer Selbständigkeit und Trennung von Dänemark hat es nie etwas wissen wollen; anderen Plänen aber wird es sich widersetzen, da sie ihm keinen Vortheil bringen und weitere Verwickelungen in Aussicht stellen. Anerbietungen anderer Art, namentlich für den Fall drohender Gefahr, hat man gemeint, könnten Oesterreich zu weiteren Zugeständnissen bringen, sei es gegen Preußen, sei es gegen die Mittelstaaten. Aber auch dazu ist wenig Aussicht. Auch in Zeiten innerer oder äußerer Gefährdung Oesterreichs hat man eher zu erwarten, daß es sich gegen das Ausland, namentlich England, des weiteren nachgiebig zeige, als daß es sich bemühe, deutsche Sympathien und Hülfe zu erwerben. Sicher ist das nicht die Politik, welche die Freunde Oesterreichs in Deutschland wünschen und empfehlen oder auch nur entferntere Beobachter als im wahren Interesse Oesterreichs liegend ansehen werden. Aber es ist das alte Herkommen. Es ist eine gewisse Aufrichtigkeit in dieser Politik: sie will nicht besser sein als sie ist; wo sie sich rechtfertigt, sagt sie fast mehr als die Gegner sagen würden. Jeder kann wissen, wie er mit ihr daran ist. Aber sie läßt auch wenig Hoffnung auf Wandel.

Nur eins bleibt übrig. Oesterreich kann doch nicht feindlich gegen Deutschland sein, kann es nicht, wenn Preußen auf seiner Seite steht, kann es am wenigsten, wenn Preußen sich früher oder später trennen sollte. Zu dem letzten ist es zu schwach, zu gefährdet von allen Seiten. Und selbst das erste brächte ihm zu große Gefahren: es mag der Hülfe der deutschen Staaten entbehren; sich, wie einzelne Stimmen drohen, von dem Bunde loszusagen, es zum feindlichen Bruch kommen zu lassen, das würde es nimmer wagen. Dagegen würde auch das deutsche Volk in Oesterreich mit Macht seine Stimme erheben, und wie wenig es auch allein vermag, darauf könnte es doch die Regierung nicht ankommen lassen, daß sie alle Theile des Reiches gegen sich hätte.

In den Tagen, da wir diese Blätter absenden, lassen sich Stimmen anderer Art vernehmen: Oesterreich würde am Ende doch sich für den Herzog erklären, sein Recht anerkennen, um dem, was drohe, der Abstimmung des Volkes in Schleswig-Holstein zu entgehen, zuvorzukommen. Es ist wahr: diese mehr als alles andere ist gegen die Principien, die man vertritt: dem legitimen Recht, wenn es einmal durchgedrungen, kann man das Zugeständniß machen, das dem nationalen Willen verweigert wird. Dennoch scheint die Wendung wenig glaublich. Eher glaublich, daß, da der Bund mit Preußen sich lockert, man fühlt, daß man in die Lage kommen kann, diesem irgendwie Concurrenz machen zu müssen, wenn es nicht gelten soll, in Deutschland alles zu verlieren, ohne etwas in Europa zu gewinnen. Aber auch darauf wagen wir keine Hoffnungen, keine Pläne zu bauen.

Wir wollen zufrieden sein, wenn Oesterreich Deutschland, Preußen nicht in die Bahnen seiner Politik hinüberzieht, in diesen gefesselt hält. Und dazu, daß das vermieden wird, ist doch, glauben wir, Aussicht.

Die preußische Regierung hat sich dem Recht bisher kaum günstiger gezeigt als Oesterreich; eine mächtige Partei, die überwiegenden Einfluß übt, hat es lange offen verleugnet, verhöhnt; Preußens Vertreter sind zum Theil rücksichtsloser wider dasselbe und seine Freunde aufgetreten als Oesterreichs Staatsmänner und Feldherrn, die wissen in mildere Formen auch das Mißfällige zu kleiden. Aber doch steht Preußen anders da als Oesterreich.

Einmal die jeweilige Regierung ist nicht Preußen. Wie mächtig für den Augenblick Bismarck und die Partei, welche ihn stützt, erscheinen mag, doch haben sie die Entscheidung gerade hier nicht allein in den Händen. Starke Einflüsse machen sich neben dem des Ministers geltend; es ist kein Geheimniß, daß die persönliche Ansicht des Königs der Anerkennung des Rechtes zugeneigt ist: er hat verhütet, daß eine bindende Entscheidung, Erklärung gegen dasselbe abgegeben werde; er hat wiederholt auf den Ausspruch des Bundes hingewiesen; es ist nimmermehr anzunehmen, daß derselbe, wenn er abgegeben, mißachtet, zur Seite gesetzt werde. Wie die Kammer, mannichfache Stimmen aus dem Volk, namentlich aus der Geistlichkeit, sich für dasselbe erhoben, kann wenigstens nicht unbeachtet bleiben. Am wenigsten die Stimmung der Armee. Daß das Alte nicht hergestellt werden kann, ein Neues geschaffen werden muß, liegt für Alle zu Tage, und Herr v. Bismarck ist vielleicht der letzte, der daran zweifelt, der anderes will. Nur für den Moment war er mit Oesterreich einig. In Wahrheit gehen seine und Rechberg's Wege weit auseinander. Nur freilich, das volle Recht der Herzogthümer, von dem das Recht des Herzogs Friedrich nur ein Theil, dem dieses Fundament und Halt ist, hat Herr v. Bismarck bisher nicht gewollt.

Man kann nicht umhin, sich einmal vor Augen zu stellen, wie ganz anders, wie für Deutschland und Preußen günstig die Dinge liegen könnten, liegen würden, wenn ein Staatmann die Leitung in Händen gehabt, der mit voller Klarheit und Entschiedenheit für das Recht aufgetreten wäre.

Es hätte versöhnend, gewinnend im Innern und nach Außen gewirkt.

Der innere Conflict konnte geheilt, die verlorene Stellung in Deutschland wieder gewonnen, die Führung der deutschen Angelegenheiten in die Hand genommen werden. Wir sagen nicht, daß Herr v. Bismarck es gekonnt. Aber selbst ihm wäre viel verziehen worden, wenn er hier eine nationale, eine wahrhaft preußische Politik befolgt. Statt dessen hat eine Zeit lang die Richtung einer engherzigen politischen Partei das Uebergewicht behauptet. Auch in ihr sind nicht wenige dem Rechte der Herzogthümer und des Herzogs günstig gesinnt. Aber die Furcht, einem nationalen Interesse Vorschub zu leisten, sich mit der großen liberalen Mehrheit des Volkes auf einem Wege zu finden, in dem Herzog Friedrich wohl gar einen Freund anderer politischer Tendenz zu begünstigen, überwog und drängte alles andere zurück. Statt sich mit Deutschland zu verbinden, stieß man es von sich ab und gesellte sich Oesterreich zu. Wir zweifeln nicht, daß es dem preußischen Premier-Minister eine nicht geringe Genugthuung ist, jenes Band, das sich in neuerer Zeit zwischen Oesterreich und den deutschen Mittelstaaten geknüpft hatte, zerrissen, die eben Verbundenen jetzt weit genug von einander getrennt zu sehen. Aber sicher ist das nicht auf einem Wege geschehen, der Preußen und Deutschland Vortheil bringen konnte: nicht

deutsche oder preußische, sondern österreichische Politik ist das Band der Vereinigung gewesen. Es mag für den Augenblick Befriedigung gewähren, die, welche Preußen manchmal gekränkt und verletzt, jetzt verlassen und voll Verlegenheit zu wissen. Aber alles das wird wenig wahren Vortheil bringen. Und die österreichische Allianz thut es sicher ebenso wenig. Preußen muß andere Ziele haben als Oesterreich, Herr v. Bismarck andere als Graf Rechberg. Und früher oder später werden ihre Wege sich scheiden. Ich will nicht von den Plänen reden, die jenem untergelegt sind: weitausgreifend und rücksichtslos, wie sie klingen, mag man sie ihm vielleicht zutrauen; sie gleichen den Projecten, mit denen sich zu anderen Zeiten die Herzberg, Haugwitz in Preußen trugen. Aber solche haben niemals Segen gebracht. Jetzt am wenigsten ist die Zeit an dergleichen zu denken. Es hieße nur, Napoleonischen Absichten Thür und Thor öffnen. Darum würde sich Alles ihrer Ausführung widersetzen, England, Oesterreich, das übrige Deutschland, Preußens eigner König. Am wenigsten will König Wilhelm eine Vergrößerung Preußens auf Kosten fremden Rechts.

So bleibt für Preußen immer nur die Aufgabe, das volle Recht der Herzogthümer, das auch das des Herzogs ist, zu schützen. Es ist die einzige Möglichkeit, die vorliegt. Die Macht der Umstände, der Thatsachen führt dahin. Und darin wird man die wahre Ehre, den wahren Ruhm finden, jene Ehre und jenen Ruhm, die Preußen seit zweihundert Jahren groß gemacht.

Und sollte Preußen sagen, es habe nicht die Kraft es zu thun, es allein ohne Oesterreich zu thun? Es wäre ein Zeugniß von Ohnmacht, das es sich nimmermehr selbst ausstellen kann. Es braucht nur zu wollen, und das ganze Deutschland bis auf Oesterreich steht ihm zur Seite. Auch die wenigen, die noch schwanken, werden, müssen dann entschieden sein.

Und es sollte nicht wollen, weil es gegen Preußens Interessen, daß ein selbständiges Schleswig-Holstein an Ost- und Nordsee sich erhebe? Nimmermehr wird das behauptet werden können. Wahrlich, was ein solches ihm für Nachtheil oder Gefahr in Aussicht stelle, ist schwer abzusehen; welcher Vortheil verloren gehe, gar nicht zu begreifen. Dänemark hat Preußen niemals, in politischen oder mercantilen Fragen, Gunst zugewandt; eifersüchtig und feindlich wird es allen Bestrebungen zur Ausbildung einer Marine entgegentreten, wird für Rußland oder Frankreich, mit wem einmal Preußen in Krieg gerathen mag, ein williger Verbündeter sein. Dagegen ein selbständiges Schleswig-Holstein, angefeindet, wie es auf lange sein würde von Dänemark, wäre vor allem auf Preußens Schutz angewiesen. Es könnte nur billig erscheinen, daß es, um sich diesen zu sichern, ihm die Stellungen einräumte, deren es zur wirksamen Ausübung derselben bedürfen würde. Kiel und Rendsburg sind dafür die gewiesenen Punkte, deren Besetzung durch Preußen, wenigstens im Namen des Bundes, als durchaus gerechtfertigt erscheint. Es versteht sich, daß die Herzogthümer dem Zollvereine beiträten; sie würden hier das norddeutsche, auf Handel und Seeverkehr gerichtete Element verstärken; ihre Interessen könnten mit denen Preußens nur zusammenfallen. Sie würden Hannover binden, Mecklenburg nach sich ziehen. Nicht eine unberechtigte Herrschaft, aber ein berechtigter Einfluß würde Preußen hier an den Gestaden der Ost- und Nordsee zufallen. Sollen wir nicht hoffen,



daß solche Erwägungen denen des Rechts und der Ehre noch eine neue Kraft und Stärke geben?

Preußen hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen, sich nicht für, aber auch nicht wider das Recht erklärt. Seine Haltung ist günstiger, freundlicher geworden von Tage zu Tage, auch in den Wochen seit diese Betrachtungen zuerst niedergeschrieben sind. Von Preußens Entscheidung hängt viel ab. Wir müssen vielleicht sagen: mehr, als man von Einem Staate, Einer, auch der höchstgestellten Person, wünschen mag. Aber je mehr es ist, je größer wird auch die Verantwortlichkeit auf der einen, die Anerkennung auf der anderen Seite sein.

6. Die außerdeutschen Mächte.

Es liegt deutlich zu Tage, die schleswig-holsteinsche Sache hat keine Gunst in Europa: die Sympathien der anderen Mächte und Völker wenden sich überwiegend Dänemark zu. Durch eine Vereinigung sonst sich entgegenstehender Interessen ist der Londoner Vertrag zu Stande gekommen: ihn aufrecht zu erhalten, ist noch immer England und Rußland bemüht. In Frankreich wie in Italien erklärt man sich laut für die dänische Sache.

Es ist keine Frage, daß Mißtrauen, Abneigung gegen Deutschland vielfach mit im Spiele sind, bei den einen Besorgniß über jeden Zuwachs, den deutsche Macht erfährt, bei den anderen Verachtung der Schwäche, die es nur zu oft gezeigt, hier Feindschaft gegen Widerstand, den man von deutscher Seite erfahren, dort Mangel an Vertrauen zu einer Politik, mit der man sich verbinden, gemeinsame Zwecke verfolgen könnte. Es kommt dazu die Vorstellung, als wenn Deutschland oder die deutschen Mächte der freiheitlichen Entwickelung feindlich seien; die Stellung Oesterreichs zu Italien, Preußens zu Polen wird mit Ungunst angesehen; Erinnerungen an die Zeiten der heiligen Allianz oder der Verbindung der conservativen Ostmächte gegen das liberale England und Frankreich machen sich geltend; sie und einzelne Aeußerungen der regierenden Minister werden eifrig ausgebeutet. Dagegen erscheint Dänemark als ein Freund verfassungsmäßiger Freiheit, ja demokratischer Principien. Dem Kleinen, Schwachen wendet man auch so schon Sympathien zu. Und darüber wird dann vergessen oder absichtlich in den Hintergrund gedrängt, wie doch die Dänen es sind, welche eine fremde Nationalität unterdrücken, wie es sich in Schleswig um Zustände handelt, die ihres gleichen kaum in Polen oder Neapel haben, wie denn die Geschichte vielfach lehrt, daß Democratie daheim sehr wohl mit Unterdrückung anderer verbunden sein kann, ja eine solche wohl noch rücksichtsloser und gewaltsamer übt, als es bei unumschränkter Herrschaft der Fall ist, daß sie auch von einem fremden Volk schwerer ertragen wird, als von einem Fürsten des eigenen Stammes, daß es doppelt empört, jenes im Vollgenuß aller Rechte zu sehen, selbst aber unter dem härtesten Druck leben zu sollen. Es wird vergessen oder nicht beachtet, daß wahrlich nicht die Politik Rechberg oder Bismarck es ist, für die man in den Herzogthümern und im übrigen Deutschland sich erhebt, daß die Sache des Rechts hier auch eine Sache des Volkes, daß es nationale Interessen sind, für die man kämpft, daß es gilt eine Schmälerung deutscher Ehre und Macht von sich abzuweisen.

Auch diesen freilich sind die anderen Mächte nicht günstig: weder England, noch Frankreich, noch Rußland. In Dänemark sehen sie einen Verbündeten, der einmal gegen Deutschland gebraucht werden könne. Und zu Frankreich stand es so in den Jahren, da wir den Kampf der Befreiung zu bestehen hatten, auch da mußten unsere Heere gegen Dänemark ziehen, mußten Deutsche aus den Herzogthümern wider die eigenen Brüder streiten. England freilich ist Dänemark damals nur feindlich gewesen und hat durch den Raub seiner Flotte, durch die Forderung der Abtretung Norwegens mehr zur Schwächung beigetragen, als jetzt die Abtrennung der Herzogthümer bringen wird. Aber es meint nun hier ein Hinderniß gegen ein Emporkommen deutscher, preußischer Seemacht, hier auch eine Vorhut gegen Rußland finden zu können. Dies dagegen hat die gleichen Absichten gegen England: kann es sich nicht selber der Herrschaft am Sund bemächtigen, so wünscht es sie in den Händen eines Staates, der stark genug ist, einem ersten Angriff zu widerstehen, und doch nicht so mächtig, um ihm gefährlich zu werden. Beide, England und Rußland, sind der Verbindung Dänemarks mit Schweden und Norwegen zu einem nordischen Bundesreich entgegen, da ein solches zu stark würde, um sich leiten zu lassen, in Verbindung aber, sei es mit Frankreich oder mit Deutschland, unmittelbar Gefahr drohen könnte. So sucht man zu hindern, was dahin führen möchte. Und allerdings die Abtrennung der Herzogthümer eher als alles Andere kann möglicher Weise eine solche Folge haben. Für Deutschland aber und Preußen wäre es nur ein Vortheil, und man sollte eher dafür, als dawider wirken. Auch Frankreich kann dem nur günstig sein; und daß ein solcher Gedanke Einfluß auf seine Politik gehabt, wird nicht unglaubwürdig behauptet.

Aber dies sind fernliegende Möglichkeiten, und wir erwarten nicht, daß sie jetzt zur Verwirklichung kommen. Am wenigsten machen wir unsere Sache, unser Recht von solchen Umgestaltungen abhängig.

Wir hätten auch nicht nach der Gunst der anderen Mächte zu fragen, wenn die eigenen einig und entschlossen wären. Auch anderes ist in Europa durchgesetzt ohne, wider den Willen der Mächte, insonderheit der deutschen Mächte. Sollten diese denn nie das Recht haben, in ihrem, in Deutschlands Interesse ein Gleiches zu fordern? Oesterreich hat in Italien, Preußen in der Schweiz nachgegeben; Griechenland und die Donaufürstenthümer, Belgien und Italien sind wider die alten Verträge anerkannt. Dort bot Rußland, hier Frankreich seinen Schutz. England, anfangs widerwillig, fand sich in das Unvermeidliche. Nun sollten Oesterreich und Preußen, sollte auch Preußen allein in einer deutschen Sache nichts vermögen? — Nicht wir, andere sind es, die uns den Willen der fremden Mächte allezeit als Popanz vorhalten, die sich hergeben, nicht von Recht und dessen Wahrung, sondern „bestmöglicher Wahrung," „größtmöglicher Selbständigkeit" zu reden, die also unser Recht von anderer Belieben abhängig machen, die im Voraus darauf verzichten und es dem Gegner sagen, daß sie verzichten, das Recht vollständig zur Geltung zu bringen. Unsere Krieger mögen kämpfen und bluten, aber wir sollen den Preis ihrer Thaten nicht ernten. Ueber das Land, das sie befreit, über deutsches Land sollen, wie in den Jahren tiefster Erniedrigung, 1803 und 1807, fremde Mächte entscheiden! — In der That,



dem kann nicht also sein! Unsere Staatsmänner müßten ihr Haupt verhüllen, unsere Feldherren ihr Schwert zerbrechen, wenn dies das Schicksal Deutschlands, das Gebot zweier Großmächte, die sich deutsch nennen, wäre!

Und ist denn, bei aller Ungunst, die wir haben mögen, die Gefahr so groß? Man droht wohl, weil und so lange man uns für schwach hält. Man besinnt sich doch lange, ehe man zum Kampfe schreitet. Weder England noch Rußland können es ohne den größten Nachtheil, die größten Gefahren für sich selber. Englands Staatsmänner haben nicht verschwiegen, wie wenig sie zu einem Eingreifen in die kriegerischen Ereignisse geneigt sein können, und die jetzt dazu drängen, würden, wenn sie an's Ruder kämen, sicher nicht geringere Bedenken haben. Die Abneigung der Nation gegen einen Krieg um dieser Angelegenheit willen hat sich entschieden genug ausgesprochen. Schon bricht sich hier mehr und mehr eine richtigere Auffassung derselben Bahn: unabhängige Liberale erheben ihre Stimmen kräftig zu Gunsten der Herzogthümer: sie fordern Anerkennung der nationalen Rechte.

Dasselbe Wort ist von Frankreich herübergerufen: mit welcher Aufrichtigkeit, mit welchem Ernst, mit welchen Absichten, wir untersuchen es nicht. Wir erwarten am wenigsten von Frankreich Gutes. Aber wir haben keinen Grund, es als Gegner, jetzt, besonders in dieser Sache zu betrachten. Vielleicht haben wir die Gunst des Augenblicks, der stärkeren Spannung mit England, verscherzt. Wenn man hier Anstrengungen macht, das gute Einvernehmen herzustellen, so ist es glaublich genug, daß Frankreich nicht die Hand dazu verweigern wird. Aber es wird auch seine Bedingungen machen. Und der Grundsatz der Selbstbestimmung des Volkes, auf den sich das Kaiserthum stützt, den es in Italien vertreten, der in Griechenland und Mexico proclamirt, er kann in dieser Sache nicht preisgegeben werden.

Es kostet uns, unseren Mächten, unseren Staatsmännern Ueberwindung darauf einzugehen. Auch die wir das Recht der Nationalität und den Willen der Völker hoch anschlagen, als einen bedeutenden Factor im Staatsleben betrachten, können nicht der Meinung sein, daß in jedem Augenblick die zur Abstimmung getriebene Menge über Verfassung des Staates, Person und Recht des Herrschers zu entscheiden habe, daß es kein anderes Recht, keine höhere, festbegründete Ordnung für die Völker und Staaten gebe. Aber davon ist doch hier nicht die Rede. Auf der einen Seite ist es ein alter Zwiespalt feindlicher Nationalitäten, der seinen Austrag erhalten soll und nur durch Trennung erhalten kann, andererseits ist es eine Frage des Rechts, die dergestalt ihre Lösung empfängt in wohlbegründeter, auch alten Gewohnheiten unseres Volkes entsprechender Weise: denn wo ein Zweifel war über die Nachfolge, da hat allezeit das Volk durch seine rechtmäßige Vertretung die Entscheidung gegeben, wie in den altgermanischen Reichen, so auch in den deutschen Fürstenthümern, in Oesterreich, in Schleswig-Holstein selbst, wo die Oldenburger ja eben nur dem ihre Herrschaft verdanken. Es gilt jetzt nicht eine Entscheidung des Volkes wider ein bestimmtes, positives Recht, sondern die Bekräftigung und Anerkennung eines solchen wider ein willkürliches Abmachen fremder Mächte. Wahrlich mit gutem Grunde hat man gesagt, daß auch der starrste Anhänger der Legitimität und

des formalen Rechts viel eher dem beipflichten muß, als einer Versammlung fremder Diplomaten die Befugniß beilegen, unter dem Namen europäischer Convenienz über Lande und Völker zu verfügen. Ob man bestehende Stände oder eine neu zu bildende Vertretung oder das Volk einzeln frage, einen wesentlichen Unterschied kann es nicht machen. Wir würden jenes vorziehen, aber auch dies uns gefallen lassen. Wir wollen uns auch nicht widersetzen, in Schleswig eine Entscheidung nach Districten vornehmen zu lassen, und wenn irgendwo dänische Nationalität und dänische Sympathie also überwiegt, daß die Mehrzahl der Bevölkerung sich von den Brüdern trennen und mit Dänemark in Gemeinschaft gehen will, da lassen wir sie ohne Klage scheiden. Auch Herzog Friedrich hat sich dazu bereit erklärt: sein Recht fordert das Ganze; aber er will es nur in Uebereinstimmung mit dem Volk.

Nur gänzliche Verblendung unserer Staatsmänner könnte eine solche Entscheidung von der Hand weisen. Es muß ihnen wenigstens gestattet scheinen, den Feind mit den eigenen Waffen zu schlagen. Dänemark, das sich demokratischer Verfassung rühmt, das auf die Gunst anderer Nationen pocht, das um die Sympathien Italiens wirbt, dessen König seinen Sohn dem griechischen Volkswillen bereitwillig darbietet, mag hier die Anwendung gleicher Principien hinnehmen. Es kann auch nicht sagen, daß das Volk der Herzogthümer nicht frei sei in seiner Entscheidung: ist seit einigen Monaten deutsches Regiment wieder hergestellt, zwölf Jahre lang hat das dänische geherrscht und alle Mittel zur Verfügung gehabt und im reichsten Maaße angewandt, um sich zu befestigen. Hat es in dieser Zeit, statt Anhänglichkeit zu begründen, nur Haß und Abneigung gesäet, so erntet es jetzt, was ihm gebührt.

Was aber die Mächte anderswo haben gelten lassen, sie können es hier nimmermehr verweigern, wenn wir es verlangen. Nur so ist der Friede zu sichern, die stete Wiederkehr der alten Kämpfe zu hindern.

Und welches Interesse könnte dem entgegenstehen? Europa hat größere Veränderungen gesehen als diese. Man braucht in den Cabinetten eine Zeit sich daran zu gewöhnen: bald genug aber schiebt sich die neue Ordnung zurecht. Nicht die Theilung der Türkei und der Niederlande, nicht die Vereinigung Italiens hat das europäische Staatensystem erschüttert. Und wer vollends hätte daran gedacht, als Hannover nicht mehr mit England denselben Herrscher hatte?

Die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark sollte nicht mehr sein. Sie ist mehr gewesen, aber wider das alte Recht. Jene haben zur Kriegsmacht, zur Flotte, zum Hofhalt in Dänemark beitragen müssen. Alles würde kleiner werden, wenn sie sich trennen. Dasselbe wäre aber auch schon bei wirklicher Personalunion der Fall, die doch als das Geringste erscheint, was man in Aussicht nehmen kann. Und wer hätte denn darunter zu leiden? Selbständig, namentlich gegen irgend eine zur See starke Macht, ist Dänemark doch schon lange nicht gewesen. Es fristete seine Unabhängigkeit durch die Eifersucht der anderen, nicht besser als die Türkei. Ob seine Kriegsmacht etwas größer, kann wenig austragen. So gut wie Griechenland oder Portugal mag es sein Dasein zu behaupten suchen; oder mag, wenn es nicht geht, mit dem nordischen Nachbar sich vereinigen.



Schweden hat wohl nationale Sympathien für Dänemark. Doch sind sie kaum von eigennützigen Absichten frei. Wir haben, wie schon bemerkt, keinen Grund solchen entgegenzutreten, ebenso wenig aber Schwedens Feindschaft sonderlich zu fürchten. Glaubt Schweden Dänemark Schleswig sichern zu sollen, so möge es sich erinnern, daß die Macht der nordischen Union sich schon einmal vergeblich an der Eroberung des Landes versucht, daß dieser Kampf die kaum begründete Verbindung wieder gelöst hat. Am wenigsten aber kann Schweden einer Politik Vorschub leisten, die Rußland Aussicht zur Herrschaft einst in Dänemark gewährt.

Auch England, auch das übrige Europa kann es nicht. Gerade englische Politiker aber haben ganz mit Recht darauf hingewiesen, wie die Vereinbarungen zu London, gestützt auf die vorangehenden zu Warschau, in Wahrheit nur Rußland Vortheil bringen, wie sie als ein Sieg russischer Politik zu betrachten sind. Und auch für Deutschland muß es nur ein Grund mehr sein dem entgegenzutreten. Welche freundliche Beziehungen auch zwischen den deutschen Großmächten und Rußland für den Augenblick herrschen mögen, weder Oesterreich noch Preußen können gleichgültig zusehen, wie jenes gegen den Westen hin neuen Einfluß, neue Positionen gewinnt. Es ist ihr, es ist Europas Interesse, daß Rußland nicht die Ostsee beherrscht, sie zu einem russischen Binnensee macht. Rußland wird das Seine thun, uns zu hindern. In unglücklicher Verblendung hat man ihm Ansprüche zuerkannt, die es in Wahrheit nicht hat, ihm einen Einfluß zugestanden, der ihm nicht zukommt. Aber es muß nicht blos als ein deutsches, muß als ein europäisches Interesse erscheinen, diese nicht zur Geltung gelangen zu lassen. Und auch dawider schützt nur die Anerkennung des wahren Rechts.

7. Dänemark.

Auch von dem Feinde ist wohl zuletzt ein Wort zu sagen. Wie schwach er ist, wir haben ihn nicht zu verachten. Ebenso wenig freilich zu fürchten, die Gefahr, die Noth des Krieges uns so auszumalen, wie es von einigen geschieht, die von demselben abhalten, den schnellen, auch ungünstigen Frieden empfehlen wollen. Fehlen uns die Schiffe, so mögen wir sie bauen. America hat in drei Jahren Hunderte ausgerüstet; und warum sollten wir es nicht können. Es ist eine Wohlthat, wenn wir dazu gezwungen werden.

Der Gegner verdient Achtung durch den Eifer, die Entschiedenheit, die Ausdauer, die er kundgiebt; während in dem, was zum ganzen Streit zuerst Anlaß gegeben und der Art, wie sich fortwährend die Meinung gegen alles Deutsche ausspricht, genug enthalten ist, um das Gegentheil von Achtung auf unserer Seite zu erzeugen.

Aber vielleicht gerade dafür müssen wir am meisten dankbar sein. Denn dadurch ist eine Erbitterung in der Bevölkerung der Herzogthümer erzeugt, die eine Wiedervereinigung schlechterdings als unmöglich erscheinen läßt: wenn sonst die durch langes Zusammenleben geknüpften Bande wohl eine Macht haben würden, selbst gegen das Recht, das die Trennung fordert, nun ist daran nicht zu denken; die Erfahrung der letzten Jahre hat sie ganz und für immer zerrissen; niemand möge glauben, daß sie wieder angeknüpft werden können. Nur wer sich

ganz auf der Dänen Seite gestellt, sich an ihrem Thun und Treiben betheiligt, aus Gründen der einen oder anderen Art — und meist sind es die niedrigsten oder traurigsten, nur bei einigen, kann man sagen, ein unglücklicher Zufall, der entschied — der Heimath und der deutschen Nationalität abgesagt, oder wenigstens durch seinen Besitz wie mit einem Fuß auf dänischen Boden gestellt ist, kann an etwas anderes denken. Selbst die dänisch redenden Schleswiger im Norden sind, wie fremde unparteiische Berichterstatter bezeugen, ihrer Sympathien für die Dänen baar geworden. Und auch auf das übrige Deutschland, das ganze Europa muß das seinen Eindruck machen. Haben Frankreich und England so lebhaftes Mitgefühl mit den Italienern unter Oesterreichs Herrschaft, denen niemand ihre Nationalität kränkte und verletzte, wie sollten sie nicht zugeben, daß die Behandlung des deutschen Elements in Schleswig durch die Dänen nicht blos alle Verträge gebrochen und aufgehoben, sondern jene auch jedes Rechtes zur Herrschaft — oder vielmehr, da sie ein solches nie hatten, und nur widerrechtlich sich anmaßten, zur Verbindung — beraubt hat. Der Schleswig-Holsteiner will, kann nicht mehr mit dem Dänen in der alten Gemeinschaft, der Dänenkönig nicht zugleich sein Herzog sein. Die Verbindung ist vor vierhundert Jahren eingegangen, um alten Streit beizulegen und Frieden zu erhalten; sie war möglich, so lange der eine Theil das Recht, die Selbständigkeit, die Nationalität des anderen achtete. Von alle dem ist das Gegentheil geschehen, und nun hat sie ein Ende.

Auch die Hartnäckigkeit der Dänen ist uns vortheilhaft gewesen. Nur sie hat es am Ende dahin kommen lassen, daß man mit Gewalt der Waffen erst in Holstein, dann in Schleswig gegen sie aufgetreten, daß ihr Regiment beseitigt, daß der Bevölkerung Raum gegeben ist, sich für ihr Recht, für den Herzog auszusprechen. Etwas mehr Nachgiebigkeit, wir müssen ja sagen, nur Schein der Nachgiebigkeit hätte das alles, bei der geringen Neigung der Großmächte für das eigentliche Recht einzutreten, verhindern, wenigstens aufhalten können.

Und auf diese Hartnäckigkeit haben wir auch ferner wohl zu rechnen. Es ist ja nicht das erste Mal, daß der Feind selbst uns den größten Nutzen gethan. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf — und klein erscheint in diesem Vergleich allerdings Dänemark —, wie viel verdankt Deutschland nicht der Hartnäckigkeit Napoleon's. Wie viel andere Bedingungen konnte er erreichen in Prag, in Frankfurt, noch in Chatillon, als später der Pariser Friede bewilligte. Wie viel waren die Verbündeten, war namentlich Oesterreich ihm zuzugestehen bereit; wie schlecht wären Deutschlands Ehre und Macht gewahrt worden, wenn man dabei stehen geblieben.

Es droht wohl ähnlich zu werden auf der Londoner Conferenz. Aber wir vertrauen dann auf denselben Ausgang. Es ist wahrscheinlich genug, daß wenigstens Oesterreich die Personalunion anbieten wird. Wir können nimmermehr damit zufrieden sein. Aber es ist zugleich das, von dem man sicher sagen kann, daß auch die Dänen es nicht zugestehen werden, und dessen entschiedenes Festhalten schon gegen einen verkehrten und vorzeitigen Frieden schützen wird. Die Dänen werden es nicht zugestehen, weil die wahre Personalunion ihnen nicht gewährt, was ihr Uebermuth will, Herrschaft in Schleswig, Unterdrückung der



deutschen Nationalität, Ausbeutung der Herzogthümer für dänische Interessen, weil sie dem deutschen Element nicht blos in Schleswig, auch noch weiter, in gewissen doch am Ende nicht ganz aus einander zu haltenden Angelegenheiten Einfluß gewährt, weil sie auch wohl sehen, daß dieselbe früher oder später zu einem vollständigen Bruch führen muß. Sie würden, darüber ist uns kein Zweifel, lieber in eine Abtrennung Holsteins, selbst in eine Theilung Schleswigs willigen, so daß sie wenigstens den nördlichen Theil als Preis ihrer nationalen Bestrebungen heimtragen könnten.

Auch an das deutsche Lauenburg ist an dieser Stelle zu erinnern. Die Frage des Rechts ist hier eine verwickelte, und wir wagen nicht, uns für den einen oder den anderen Anspruch zu entscheiden. Nur darüber scheint kein Zweifel möglich, daß Christian IX. keinerlei Recht hat, daß das neue dänische Thronfolgegesetz so wenig in Lauenburg wie in Schleswig-Holstein Geltung erhalten hat, daß das deutsche Land nicht auf alle Zeit an den fremden Staat gebunden sein kann. Auch Norwegen, an dessen Stelle es getreten, war kein Theil, keine Provinz Dänemarks, nur eine zweite Herrschaft des dänischen Königshauses. Haben aber Dänemark und Christian IX. kein Recht an dem deutschen Lande, so ist es sicher Deutschlands Interesse dafür zu sorgen, daß in Zukunft nicht wieder ein fremder Herrscher den Fuß auf deutschen Boden setze, im deutschen Bundesrathe Sitz, in deutschen Angelegenheiten Stimme erhalte.

Es ist ein alter Zug der dänischen Geschichte, über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus nach Herrschaft auch über andere Lande zu trachten: bald nach dem Norden und bald nach dem Süden haben Dänemarks Könige durch Eroberung oder geschickte Unterhandlung ihre Gewalt getragen. Dort haben Schweden und Norwegen, in früheren Zeiten hat selbst England davon zu berichten. Sie alle haben sich davon frei gemacht. Sollte nur deutsches Land in der unnatürlichen Verbindung bleiben? dazu dienen, dänische Herrschsucht, Großstaatssucht zu befriedigen? Wir wissen, daß diese ihre Arme nach Deutschland hin schon weiter ausgestreckt hat. Jetzt wird sie auch das, was ihr nicht gehört, aufgeben müssen.

Um Lauenburg und Holstein wird es am Ende auch keinen großen Kampf geben. Die ganze Entwickelung Dänemarks der letzten Zeit ist eine überwiegend nationale gewesen: darin liegt die Kraft des Widerstandes. Wie sehr es auch dem Stolz des Volkes schmeicheln mag, deutsche Herzogthümer wie eine Art Provinzen von seinem König beherrscht zu sehen, wie sehr dieser und seine Umgebung an der Verbindung des Ganzen festhalten mögen, auf einen länger dauernden Kampf um Holstein wird man es nicht ankommen lassen.

Anders freilich steht es mit Schleswig. Ein Theil hat dänische Bevölkerung, es war lange dänisches Lehn, ein dänisches Herzogthum. Man behauptet und glaubt in Dänemark, es sei ein dänisches Land. Dabei vergißt man, daß der Süden dies niemals war, daß der Westen allezeit friesische, d. h. deutsche Bevölkerung hatte, daß diese überall der dänischen voranging und später wieder weit vorgedrungen ist, in den Städten, einem großen Theil des Landes das entschiedene Uebergewicht erhalten, daß 1460 die volle Selbständigkeit und Verbindung mit Holstein anerkannt, 1658 der Lehnsverband aufgehoben ist, bis 1848 ein

Schleswig-Holstein unbestritten in allen öffentlichen Verhältnissen Bestand gehabt, kein König etwas anderes gewollt, kein Däne in den letzten Jahrhunderten etwas anderes gedacht hat, daß was seit 1848 als Aufruhr gelten sollte, die allgemeine, officielle, allein berechtigte Auffassung war; vergißt, daß in älteren Zeiten zwei dänische Könige ihre Krone verloren, da sie Schleswig wiedergewinnen, von Holstein trennen wollten. Es war das nicht möglich im fünfzehnten Jahrhundert, und ist es noch minder im neunzehnten. Der Kampf ist so alt wie die Geschichte der Völker: er wird wohl auch jetzt nicht in sein letztes Stadium getreten sein. Aber Deutschland kann nicht weichen, Holstein nicht von der Verbindung lassen, ebenso wenig aber, wie zu anderen Zeiten, ein zweites Mal um ihrer willen den rechtmäßigen Herrscher aufgeben; als es einst geschah, hatte derselbe kein Recht in Schleswig, jetzt ist des Herzogs Recht in Schleswig so gut wie in Holstein. Soll eine bessere nationale Scheidung versucht werden, als sie die Geschichte bisher gezogen, das werden wir uns gefallen lassen. Aber auch nichts anderes. Und darüber muß das Volk selbst entscheiden.

Das kann, muß, wird auch Dänemark zuletzt als Lösung hinnehmen. Wir bieten sie nicht an. Aber wir weisen sie nicht ab. Wir glauben nicht, daß sie jetzt, auf dieser Conferenz, in diesem Jahre erreicht wird. Aber sie wird erreicht werden, weil sie die einzig Frieden sichernde, Recht schaffende, mögliche ist.

Und so fassen wir die Resultate dieser Erörterungen zusammen. Wir vertrauen auch jetzt, nach vielen Täuschungen, vielen Umwegen, einem günstigen Ausgang der schleswig-holsteinschen Sache. Wir vertrauen dem Recht und dem Rechtsgefühl unserer Fürsten, dem nationalen Willen in den Herzogthümern und in Deutschland, der Macht der Thatsachen. Aber darauf kommt es an, daß mit aller Kraft, ohne Wanken und Bangen, das Ziel festgehalten und verfolgt wird. Vielleicht in nicht kurzer Frist ist es zu erreichen. Aber wir werden aushalten. Je länger auch nur vorläufig die Herzogthümer in deutscher Hand sich befinden, je mehr befestigt sich wieder deutsches Wesen, je mehr gewöhnt sich auch Dänemark an die Abtrennung. So haben wir, wenn erst ganz Schleswig eingenommen, keinen Grund den Waffenstillstand zu fürchten. Wird ein solcher nicht bewilligt, dann aber kann kein Zweifel sein, daß Deutschland, ganz Deutschland, den Krieg gegen Dänemark zu führen hat. In dem einen, wie in dem anderen Falle müssen wir zur Anerkennung des Herzogs kommen. Sie kann nicht ausbleiben, sie darf nicht länger aufgeschoben werden. Große Opfer sind gebracht. Es darf das nicht vergebens, nicht um kleiner Vortheile willen geschehen sein. Nicht auf die Thaten, auf den Erfolg der Thaten kommt es an. Und auch zu weiteren Opfern müssen wir bereit sein, um das Ziel zu erreichen. Erreichten wir es nicht, so wäre Vertrauen und Zuversicht verloren, trotz aller Siege unsere Schwäche besiegelt. Deutschland hat keine Wahl: ein selbständiges Schleswig-Holstein muß erkämpft werden. Und wenn Europa weiß, daß wir dies und nur dies wollen, so werden wir es haben. Wir, und nicht erst unsere Söhne oder Enkel. Seine Geschichte beginnt mit Herzog Friedrich VIII.

Göttingen, 20. April 1864. G. Waitz.

Das schweizerische Volkstheater und die Tellsage.

Es war an einem heißen Augusttage des Sommers 1862, den ich in Zürich verlebte, als ich mich mit zwei deutschen Begleitern auf den Weg machte, um einer Volksaufführung von Schiller's Tell beizuwohnen. Die Zeitungen hatten bereits mancherlei Notizen über gleichzeitige Aufführungen an anderen schweizerischen Orten gebracht und unsere Neugierde rege gemacht. Von Luzern wurde geschrieben: „Neben den Volksfesten im Lande Entlibuch, den Kilbenen und Schützentagen, erheitern sich die Bewohner der Gegend im Volkstheater. Im Flühli wurde „Hedwig die Banditenbraut" und im Entlibuch die „Beatushöhle" aufgeführt. Mit Freuden kehrt am Abend „Aeti" und „Müetti" mit dem „Kli" und „Meitschi" nach Hause, und können den „Gäumern" nicht genug erzählen von der „gattligen Komedi," mit dem Versprechen, daß sie auch nächstes Mal gehen dürfen." Und aus Solothurn berichtete man: „Im Leimenthal werden Volksschauspiele durch junge Männer gut aufgeführt. In Ettingen fand eine Darstellung der „Schlacht bei St. Jacob" statt, später in Hofstetten „der Neujahrstag von 1308." Daß solche ernste Spiele ihre große Wirkung auf die patriotischen Gefühle und die Gesittung überhaupt haben, ist unbezweifelt." — Alles, was wir darüber gehört, bestätigte uns, daß es sich hier nicht um eine tolle und ausgelassene Belustigung handle, sondern um eine Festlichkeit, die mit Ernst und Würde betrieben und allgemein so aufgenommen würde. So verließen wir Zürichs sonntäglich belebte Straßen und begaben uns nach der Sihl-Vorstadt, wo das Wandern in Gruppen und Zügen nach dem Festplatze schon sichtbarer wurde. Die Reihe von Dörfern mit ihren sauberen und blanken Häusern und frischen Gärten (dazwischen überall anmuthige Villen), die den See im weiten Gürtel umziehen, und sich meilenweit wie Vorstädte von Zürich hinaus erstrecken, zeigte, jemehr wir uns der Stätte näherten, festlichen Schmuck aller Art. Bunte Fahnen flatterten von den Balkons, Teppiche, Laubgewinde und Blumenkränze waren an jedem Hause sichtbar. So gelangten wir nach der „Aegerten," einem großen Anger, weit genug, um 10,000 Zuschauern mit Bequemlichkeit Platz zu gewähren. Bänke waren in unabsehbaren Reihen aufgeschlagen, dazwischen Gänge durch Schranken abgesteckt, ebenso auf beiden Seiten des Platzes für das stehende Publicum. Wir kamen früh genug, um uns auf einer der ersten Reihen Plätze zu sichern, gerad' im Angesicht der Bühne. Diese war zwiefach, dabei von der einfachsten Construction. Ein hohes kastenartiges Gerüst, die Holzverkleidung mit den Landesfarben und der Reihe der Wappen aller Cantone verdeckt. Auf jeder der vier Ecken eine junge Tanne, mit Bändern geschmückt, aufgesteckt. Das war die ganze Decoration. In halber Höhe dieser Bühne nun, und durch einen Zwischenraum von ihr getrennt, erhob sich eine zweite, ganz schmucklos von rohem Holz, die auf beiden Seiten schräg abfiel, damit Geßler mit seinen Reisigen bequem hinüber reiten könne. Es ergab sich später, daß sie die hohle Gasse repräsentirte, und zu manchen Gruppirungen bei der mehrfach gegliederten Scenerie diente. Aber so primitiv bescheiden diese Bühnenausstattung war, man konnte sie sich schon gefallen lassen,

denn wo eine lebendige großartige Natur die Decoration hergiebt, verzichtet man gern auf gemalte Leinwand. Die Bergkette mit der Pyramide des Uetli bildete die Hinterwand. Rechts sah man in das duftige Limmatthal, links glänzten in der Ferne die silbernen Alpenhäupter über den See. Dazu ein warmer, sonniger Tag — in der That überaus sonnig, da wir die Sonne vier Stunden lang schutzlos im Angesicht hatten, was uns den Genuß nicht ohne Beschwerde erkaufen ließ — allein was that das? Gab es doch für den Nordländer des Neuen und Ungewohnten genug zu sehen. Schon das Herbeiströmen der Menge war sehenswerth: wie die Tausende immer wuchsen, aus allen Dörfern von nah und fern die Schuljugend, von ihren Lehrern geführt, aufzog, und in den Schranken ihre (wie es schien von jeher bestimmten) Plätze einnahm, wie man sich lagerte und gruppirte, wo alle Bänke besetzt waren. Und zwar Alles in größter Ordnung, was bei einem so überaus gemischten Publicum bemerkenswerth genug ist, und bei aller Gehobenheit der Stimmung doch auf das allgemeine Bewußtsein einer würdevollen Feier deutete. Nirgend sah man Buden mit Wein oder sonstigem Getränk aufgeschlagen. Nur Verkäuferinnen mit Obst, Weißbrod und Kuchen wanderten durch die Schranken, oder man aß aus der Tasche, wie es das Publicum des Sophokles im alten Athen auch nicht anders that. — Endlich verkündete entfernte Musik, und ein am äußersten Rande des unabsehbaren Platzes ausbrechender und sich immer mehr verbreitender Jubel das Herannahen des Festzuges. Durch die Baumgärten wurden zwei reitende Herolde sichtbar, deren Fahnen lustig flatterten. Hinter ihnen die Musik. Dem Landvogt vorauf getragen wurde der Hut auf einer Lanze durch zwei Landsknechte. Geßler ritt stolz daher, neben ihm ebenfalls zu Pferde Rudolf der Harras und Bertha, Rudenz und Attinghausen, gefolgt von anderen Reisigen, den Knappen und Knechten des Landvogts. Hierauf zu vier, Tell mit Hedwig und den beiden Knaben, nach ihnen die drei Führer der Waldstädte, Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal. Rösselmann der Pfarrer an der Spitze seiner Gemeinde, Landleute, Frauen, Kinder in buntem Gemisch, zum Schluß die barmherzigen Brüder und ein langer Trupp von Söldnern. Der Zug kam von links, bewegte sich in die freigelassenen Schranken hinein, mitten durch das Publicum hindurch, und allen sichtbar, nach rechts, kam dann in gerader Richtung vorwärts, über die untere Bühne hinüber, und langte links wieder an, um hier Fuß zu fassen. Die Reiter stiegen ab, und verloren sich mit Rossen und Allem in dem großen Bühnenverschlage, von wo aus sie auf einer Treppe auf das Theater stiegen. Jeder Auftretende kam von unten herauf und verschwand auf demselben Wege. Wo man jede scenische Einrichtung des modernen Theaters abgelehnt hatte, befremdete und störte auch das nicht.

So begann denn nun die Darstellung von Schiller's Tell. Das Stück wurde unverkürzt gegeben, nur die erste lyrische Alpenscene mußte wegfallen. Soll ich nun über die jugendlichen Kräfte sprechen, welche Schiller's Idealgestalten zu verkörpern hatten, so liegt wohl auf der Hand, daß die Gerechtigkeit gebietet, von einem kritisch-ästhetischen Gesichtspunkt ganz abzusehen. Um so mehr wird dann anzuerkennen sein. Die Darsteller bestanden aus Jünglingen und Mädchen (denn die Frauenrollen waren hier in weiblichen Händen geblieben),



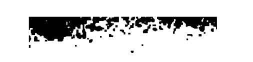
nicht aus den höheren Bürgerständen der Stadt, sondern aus der Jugend der Vorstadt, zum Theil dem Handwerk, zum Theil noch der Schule angehörig. Bis auf das zwanzigste Lebensjahr hatte es sicher noch kein Einziger gebracht. Die Schuljugend war in der Mehrzahl. In der hochdeutschen Sprache waren sie von einem besonderen Lehrer eingeübt worden. Die Bemühungen, ihre heimische Mundart zu überwinden, zeigten sich bei Einigen von bestem Erfolg, wenn auch schweizerische Kehllaute durchklangen. In den eigentlichen Volksscenen, und bei den Darstellern des Landvolks, schien man absichtlich weniger Gewicht auf die Abschleifung des Dialekts gelegt zu haben, und Schiller's Verse verloren unter diesen Verhältnissen, in dieser Situation und von so begeisterten Lippen gesprochen, durchaus nichts von ihrem Klange, geschweige von ihrem Werth. Ja in manchen Scenen erschien sogar die landesübliche Mundart in durchaus glücklicher Verbindung mit ihnen. — Nach den ersten Auftritten schon drängte sich die Vermuthung auf (und sie bestätigte sich), daß diese Jugend nicht zum Erstenmal tragirte, daß sie wahrscheinlich vor dem Schiller'schen schon manchen anderen Tell, manches andere Stück aus der vaterländischen Geschichte aufgeführt, daß sie von früh auf sich eine gewisse Uebung erworben hatte. Jeder wußte seinen Part perfect, das Zusammenspiel ging ohne Anstoß — ein Souffleur war gar nicht vorhanden! — die Bewegung war ungezwungen, frei und natürlich, die Sprache laut und verständlich, Vorzüge, die wir auf unseren größten Kunstbühnen oft vergeblich suchen. Und es will etwas sagen für so junge Leute, sich vor einer Volksmenge von vielen Tausenden sicher, unverlegen und kräftig vernehmen zu lassen! Unbillige Ansprüche durfte man an die Leistung nicht machen. Die Kunst war mangelhaft, die Natur aber in voller Kraft, tüchtig, kernhaft, und es mochte Energie dazu gehört haben, die unbändige Naturwüchsigkeit dieser Jugend für die Darstellung zu schulen. Einiger Darsteller muß jedoch besonders gedacht werden. So that der Held des Stückes sich vortheilhaft hervor. Sein Costüm war übrigens sehr verschieden von dem unserer deutschen Bühnen-Telle. Er trug eine Kleidung, aus verschiedenen Pelzwerken und rohen Fellen zusammengesetzt, der Sage gemäß, welche Tell zum Jäger und umherziehenden Händler mit den Fellen der erlegten Thiere macht. Gut auch waren die beiden Landsknechte Leuthold und Frießhart, der Fischerknabe, der den Anblick des Sturms auf dem See und die Gefahren des Nachens, welcher Geßler und Tell trägt, zu schildern hat, und vortrefflich Tell's Knabe. Ein kleines derbes Büblein, keck, voll ungeheuren Eifers, der entschiedenste Gegensatz zu unseren glattgeleckten Theaterkindern mit gespreiztem Mädchendiscant; ganz ein Junge, der sich in der Hauptscene mit kostbarster Ungeberdigkeit benahm. Die Krone aber war der Darsteller des Melchthal. Ein prächtiger halbwüchsiger Bursch, voll Feuer und Leben, begabt mit künstlerischem Instinct und natürlicher Plastik. Meine beiden Begleiter, deutsche Künstler, zogen ihre Zeichenbücher hervor und wurden nicht müde, ihn in der Eile, in all' seinen Stellungen zu skizziren. Er repräsentirte am meisten von Allen das Künstlerische, und doch war Alles reine Natur, gehoben von Begeisterung für die Sache. Es lag etwas von stolzem Bewußtsein in ihm, aber nicht auf seine Darstellung, denn seine Miene, sein Antheil sagte in jeder Scene: „Ich spiele hier nicht Komödie,

sondern ich vollführe einen feierlichen nationalen Act!" Und dies war ein Grundzug bei Allen. Sie fühlten sich auf ihrem ureignen Gebiet als Repräsentanten einer festlichen Handlung, der Patriotismus war die Seele ihrer Kunst. — Ganz so wie der männlichen wollte es der weiblichen Jugend freilich nicht glücken. Die Mädchen zwar, und selbst die kleinsten, bewegten sich in ihrer nationalen Tracht ganz bequem, und Armgart brachte es sogar, als sie dem Landvogt ihre Kinder hinwarf und endlich in die Zügel seines Pferdes griff, zu einer Scene großer Naturwahrheit, im Ganzen aber traten die weiblichen Leistungen gegen die männlichen zurück. — Sehr hoch ist es anzuschlagen, daß die ganze Aufführung nirgend einen Verstoß darbot, der lächerlich hätte erscheinen können. Böswilliger Spott hat natürlich hierbei keine Stimme, auch hätte ich Niemand rathen mögen, ihn unter dem Publicum laut werden zu lassen. Die hohe, reine Begeisterung der Spielenden theilte sich auch den Zuschauern und Hörern mit, und ließ sich durch nichts trüben und stören. Merkwürdig war die Haltung des Publicums. Anfangs ließen wir fremden Besucher uns einfallen, einige gelungene Scenen mit Händeklatschen zu belohnen, mußten aber damit aufhören, da es in der nächsten Umgebung Aufsehen erregte. Ein Applaus, wie er im Theater üblich, fand gar nicht statt, die Leistung der Schauspieler kam wenig in Betracht, sie ging auf in der Erhabenheit der Handlung. Lautlos saß die Menge da, und machte ihre Theilnahme während der Darstellung nur zuweilen, und zwar bei besonders patriotischen Stellen durch weitschallenden Jubelruf bemerkbar. Endlos aber war das Hurrahrufen am Schlusse. Wie rauschende Wellenbewegung stieg es auf und ab durch die Menge, und begleitete das Personal des Stückes, welches sich wieder ordnete, um unter Vortritt der Musik im Zuge den Platz zu verlassen. —

Schiller's Tell genießt eine außerordentliche Popularität in der Schweiz. Die Jugend lernt ihn auswendig, er ist ein Schulbuch, das zur nationalen Erziehung überall verwendet und verbreitet wird. Die Schönheiten dieses Werkes schlagen die Bedenken gegen die historische Treue nieder, auf welche letztere die Schweizer sonst mehr halten, als für die Entwicklung ihres historischen Dramas ersprießlich ist. Wir kommen noch darauf zurück. —

Diese Volksaufführung war nicht die einzige ihrer Art. Weit vor Menschendenken hatte man schon eine unzählige Menge patriotischer Stücke aufgeführt, darunter eine ganze Reihe von Wilhelm Tellen, ehe noch Schiller an den seinigen dachte. Die Heldenthaten der Vorfahren in dramatischer Form vor die versammelte Gemeinde zu bringen, gehörte von jeher hier zu den begehrtesten Festgenüssen der Darstellenden, wie der Zuschauenden.

Das Volkstheater in der deutschen Schweiz ist von ehrwürdigem Alter. Die frühsten Dramen, die uns erhalten sind, datiren aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Ihrem Wesen nach halten sie gleichen Schritt mit den gleichzeitigen theatralischen Leistungen in Deutschland. Es sind Osterspiele, Mysterien, Moralitäten mit eingemischten komischen Scenen. Neben biblischen und der Legende entnommenen Stoffen (Erschaffung der Welt, heilige Katharina 1453), Allegorien (Frau Syntax), kirchlich-polemischen Dramen (wie die reformatorischen Tendenzstücke des trefflichen Malers und Dichters Niclas Ma-



nuel 1484 bis 1530) und politisch-allegorischen Schauspielen, — neben allen diesen kommen auch früh schon historische Stücke vor (Zerstörung Trojas), besonders aus der nationalen Geschichte. So aus den burgundischen Kriegen und so die älteste Bearbeitung der Tellsage.

Jenes alte Volksstück „Ein hüpsch und lustig Spyl, vorzyten gehalten zu Ury in dem loblichen Ort der Eydgenossenschaft . . . von Wilhelm Tellen per Jacobum Rueff" 1545 (neu herausgegeben von Friedrich Mayer 1843) ist zwar die älteste erhaltene, aber nicht die früheste Dramatisirung des Stoffes. Ein älteres Original lag ihm zum Grunde, und wurde der Stamm einer ganzen Familie von Bearbeitungen, Erweiterungen und Redactionen (bis zum Jahr 1765), je nach dem Bedürfniß und dem Standpunkt der Darsteller. Denn auf eine Volksaufführung ist es hier überall abgesehen, die Freude an festlichen Aufzügen an patriotisch geweihten Gedenktagen spricht sich deutlich aus. Herolde, zwei auch drei nach einander treten auf mit historischen Prologen, um das ungelehrte Publicum über die Sachlage aufzuklären. Die Hauptmomente der Geschichte folgen in knappen Scenen. Frauenrollen sind hier noch keineswegs ausgeschlossen. Auch der Narr spielt eine Rolle. Aber wie das Ganze nicht sowohl auf einen künstlerischen Zweck, sondern auf einen nationalen Act angelegt ist — so früh spricht sich dieser Zug aus, der bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist — so ist auch die lustige Person ganz von patriotischer Gesinnung erfüllt, und wenn sie die Narrenrolle im Stück spielen sollte, so blieb ihr nichts übrig, als ihre Possen stillschweigend zu machen. So geht neben jenem ernst patriotischen zugleich auch ein gewisser pedantischer Zug her, neben der Feier der politischen Freiheit, eine innere Beschränktheit und künstlerische Unfreiheit, die weder dem Humor noch der Phantasie die Schwingen zu lösen versteht, ein Uebelstand, aus dem man sich ebenfalls bis heut nicht hat retten können. — Dieses erste Tellspiel stammt aus der Blüthezeit des schweizerischen Volkstheaters, welche sich im sechzehnten Jahrhundert entfaltete. Auch nachdem sie vorüber war, wurde ununterbrochen fortgespielt bis gegen die Zeit der französischen Revolution.

Nicht lange vorher aber, in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, hatte man bereits allerlei Experimente mit dem populären Schauspiel, wie mit der Tellsage speciell vorgenommen. Die letztere wurde nämlich mehrmals französisch bearbeitet. Für die Franzosen war die Eroberung des schweizerischen Stoffgebietes durch Lemmierre's Guillaume Tell (1775) keine unbedeutende Neuerung, da man immer noch Bedenken hatte, außer Griechen und Römern, Juden und Tartaren, auch andere, besonders neuere Nationalitäten auf die Bühne zu bringen. Wilhelm Tell nimmt sich übrigens höchst sonderbar in den Fesseln der conventionellen pseudo-klassischen französischen Theaterschablone aus. Die unwandelbare Scene stellt einen öffentlichen Platz dar. Das Personal besteht, außer dem Helden und drei anderen Verschworenen, nur noch in Geßler, dessen confident Ulric und Tell's Frau Cleofé. Diese hat nichts zu thun, als auf der Bühne umher zu jammern und zu schimpfen: barbare! tigre! traitre! tyran! assassin! u. s. w., die seit Jahrhunderten stereotypen Redesloskeln der Verzweiflung auf der französischen Bühne. Alle Hauptsachen gehen hinter der Scene vor, die Aufstellung

des Hutes, der Apfelschuß — es bleibt für die Handlung nichts als ein fortwährendes Botenlaufen und gedankenleere Declamation. Weder dieser Tell, noch auch eine andere französische Bearbeitung der Geschichte „Grisler, ou l'ambition punie“ 1762 (Samuel Henzi zugeschrieben) hatten für das Volkstheater eine Bedeutung, wohl aber ist für die schweizerische Dramaturgie eine Beurtheilung wichtig, welche Haller's „Bibliothek der Schweizergeschichte“ (Bd. V. Nr. 78) giebt. Hier wird nämlich stark geeifert gegen die Verfälschung der Geschichte, gegen poetische Freiheiten, Einführung von Liebesverhältnissen u. s. w.

Und dies ist ein Punkt, der als auf nationalen Vorurtheilen beruhend, hier etwas näher betrachtet werden muß. Der Schweizer kennt die Geschichte seines Landes sehr genau, und zeigt fast allgemein und von jeher einen Widerwillen gegen die Verrückung historischer Thatsachen zu dichterischen Zwecken, er mag sich nicht in die poetische Freiheit finden. Der Dichter soll um jeden Preis der Geschichte treu bleiben. Ein poetischer Verstoß wird ihm noch heut eher verziehen, als ein Verstoß gegen die historische Richtigkeit. Dabei läßt sich denn nur die Geschichte selbst in Scene setzen, aber kein dramatisches Kunstwerk schaffen. Man könnte sagen, wenn nur das echte Genie sich der Sache bemächtigte, so würde es die engherzigen Anschauungen wohl bekehren, wie denn Schiller's Tell populärer geworden ist, als alle übrigen nationalen Dramen in der Schweiz. Allein solche Genies sind eben nicht aufgetreten, und seit fast einem Jahrhundert hat sich eine Reihe zum Theil ganz respectabler Kräfte und Talente innerhalb dieser Beschränkung abgequält, ohne zu einem künstlerischen Resultat zu kommen.

Dieses Vorurtheil wurde verhängnißvoll zu jener Zeit, da, gegen die französische Revolution hin, das Volksschauspiel abzusterben anfing. Um demselben nun in die Hände zu arbeiten, suchte man zu experimentiren und eine veraltete Richtung neu zu beleben, nämlich das Schultheater. Dieser Rest der gelehrten Theaterbestrebungen aus dem siebzehnten Jahrhundert, von dem sich in Deutschland nur noch geringe, unbeachtete Spuren finden, war damals in der Schweiz noch im Gange, und wird, bei dem Mangel eines Kunstinstitutes, das für ein Nationaltheater gelten könnte, immer noch cultivirt. Hand in Hand mit der Volksbühne, und endlich in ihr aufgehend, hat dasselbe eine ganz eigene Selbständigkeit erlangt, wie jene besprochene Aufführung von Schiller's Tell beweist. — Wenn man sich nun, von den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts an, besonders an das Schultheater wendete, so sollte natürlich keineswegs mehr zu gelehrten Zwecken gespielt werden. Allein an künstlerische war auch nicht zu denken, da man pädagogische und politische im Auge behalten wollte. Die Aufführung historisch-nationaler Dramen galt der Förderung patriotischer Gesinnung, sie sollte in der Ausübung ein Theil der Jugenderziehung, in der allgemeinen Wirkung ein Mittel werden, das nationale Bewußtsein durch Wiedergabe volksthümlicher, historischer Charaktere und Thaten wach zu halten. Auf die Schultheater mußten in den letzten Decennien des achtzehnten und in den ersten des neunzehnten Jahrhunderts schließlich alle



Dramatiker flüchten, wenn sie überhaupt an eine Aufführung ihrer Stücke daheim denken wollten.

Es versteht sich, daß für den Dichter daraus nur neue Beschränkungen erwuchsen. Allein in einer Zeit, wo das Volkstheater aufgehört hatte, und die etwa auftauchenden Wanderbühnen für das historische Drama sich unbrauchbar erwiesen, während der Trieb zur dramatischen Production sich doch nicht erdrücken ließ, zeigte sich die Schulbühne doch wenigstens als eine Stätte für die Darstellung, und so bequemte man sich ihren traurigen Grenzen an, und tröstete sich mit pädagogisch-patriotischer Wirkung. Da man die Kräfte der Jugend, für welche die Geschichte in Scene gesetzt wurde, berücksichtigen mußte, schien es nicht möglich an eigentliche Charaktere, an bedeutende innerliche Conflicte, an eine groß entwickelte Handlung zu gehen. Die Production stieg oft freiwillig eine Stufe tiefer hinab, als sie nöthig gehabt hätte, sie verflachte sich durch das geringe Maaß ihrer Zumuthungen, anstatt diese (in gewiß pädagogischem Sinne!) zu steigern. Man dialogisirte den Stoff, ließ declamiren und heroische Gesinnungen aussprechen. Die Stücke waren für die männliche Jugend eingerichtet, und da man ihnen weibliche Rollen nicht zutraute, strich man die Frauen ganz aus der Handlung. Damit es aber doch an einem sentimentalen Verhältniß nicht fehle, wurde die Liebe durch Freundschaft ersetzt, und diese durch allerlei Beziehungen und Verwicklungen — Verkennung, Treulosigkeit, Aufopferung u. s. w. geführt. Es fanden sich unter den Darstellern überall auch einige Spaßvögel, mit Hülfe derer dann ein paar komische Scenen den heroisch-pedantischen Gleichschritt der Vorgänge unterbrechen und beleben mußten. In dieser Manier ist die weit überwiegende Mehrzahl der unabsehbaren Reihe schweizerisch-historischer Stücke geschrieben. Darunter nicht weniger als fünf Bearbeitungen der Tellsage. Die beste darunter ist der Wilhelm Tell von Ambühl (1792), einem sehr emsigen Verfasser von Stücken für die Schulbühne, — eine Arbeit, welche den Preis erhielt bei einer von den Vorstehern der „Knabengesellschaft" ausgeschriebenen dramatischen Concurrenz. Dies Schauspiel zeichnet sich in der That unter den schweizerischen Stücken vortheilhaft aus. Die Frauenrollen sind zwar gestrichen, aber immerhin wird den Darstellern etwas zugemuthet, Charaktere und Handlung entfalten sich mit einer gewissen Freiheit und Naturwüchsigkeit, so daß man ohne den bestimmten Hinweis kaum an eine Schulbühne dabei denken würde. Das Stück fängt mit der Aufrichtung des Hutes durch zwei Kriegsknechte Geßler's an, und führt somit gleich anfangs gut in die Handlung ein. Diese entfaltet sich ganz wacker, giebt zwar nicht viel mehr als das Historische, belebt es aber durch eine rasche und vielgliedrige Bewegung aneinander gereihter Volksscenen. In der Haltung erinnert es an die Dramen der Sturm- und Drangperiode, die Sprache hat sich am Götz von Berlichingen gebildet, doch ist in der Besonnenheit und praktischen Behandlung des Ganzen auch Lessing's Einfluß sichtbar. Dieser Ambühl'sche Tell ist in der deutschen Schweiz unendlich oft gegeben worden, und soll noch heut auf dem Volkstheater, wo man sich an den Schiller'schen nicht heran trauen mag, und doch einen Tell aufführen will, lebendig sein. Aufgeführt mögen die übrigen Telle — (Wilhelm Tell von Jos. Ign. Zimmermann, dann zwei anonyme „der Schweizerbund"

1779 und „der Dreybund," endlich die Bodmer'sche Tetralogie 1775, eigentlich nur eine Aneinanderreihung von vier Scenen, deren jede unter einem besonderen Titel geht) — aufgeführt mögen alle diese Versuche auf dem Schul- und Volkstheater sein, stehen aber tief unter der Bearbeitung von Ambühl. Doch auch der ist nicht ausgenommen von dem trübseligen Eindruck, wie sich hier die dramatische Thätigkeit, ohne Anschauung eines wirklichen Theaters, in einer untergeordneten Sphäre herumquält, und anstatt sich zu freiem idealem Fluge zu rüsten, sich der Pedanterie beugt und ihr zum Opfer fällt.

Daß es den Schulbestrebungen wirklich gelang, das Volkstheater wieder zu beleben, ist zum Verwundern. Denn in der That ist dieses in der Gegenwart wieder allgemein im Gange, und scheint mit Leidenschaft cultivirt zu werden. Bemerkenswerth aber ist es auch, daß bei diesem seit Jahrhunderten andauernden, selten ermüdenden Eifer für das Drama, das Volksschauspiel sich nicht hat zur dramatischen Kunst entwickeln wollen, daß die Schweiz es bisher noch zu keinem nationalen Theater gebracht hat. Alles, was die schweizerische Geschichte an Charakteren und Thatsachen aufzuweisen hat, möglich oder unmöglich für das Drama, ist in zahllosen Stücken, manche Stoffe wohl ein Dutzendmal bearbeitet worden. Unter den elf Bearbeitungen der Tellsage vor Schiller kommen acht auf die Schweiz. Alle voll von Vaterlandsliebe, von Heldenthaten und herrlicher Gesinnung — aber damit ist freilich noch kein Drama zu machen. Und es kann keins entstehen, wenn man die Gesinnung und die Geschichte einzig betont, wenn man den [illegible] national-pädagogischen Act aus Mißverstand für die Kunst nimmt.

Es findet sich in der Schweiz, trotz aller Lust am Theater, nicht einmal eine stehende Bühne im gewöhnlichen Sinn, auf welcher jahraus, jahrein gespielt würde. Wandertruppen besuchen die Städte, oder es wird eine Schauspielergesellschaft für den Winter zusammengebracht, die Oper macht sich bei mäßigen Mitteln übermüthig breit, und nur selten geht eins von der jährlich wachsenden Menge vaterländischer Schauspiele über die Bühne. So auffallend gehen hier leidenschaftliches Ringen nach einem Ziele, und indolentes Ablehnen mit einander. Und so sollte dasjenige nationale Stück, welches man in der Schweiz so vergeblich erstrebte, nicht auf dem eigenen volksthümlichen Boden, sondern außerhalb der schweizerischen Grenzen erwachsen. Wie wunderbar aber, daß diese Verherrlichung politischer Befreiung im Tell von Schiller so gemeingültig und doch wieder so specifisch local-schweizerisch erfaßt werden konnte, daß die Schweizer, die sich gegen das Fremde (und vor Allem gegen das Deutsche) so ablehnend verhalten, dies Stück als ein nationales Eigenthum in ihr Volksleben aufgenommen haben! Seltsame Laune der Geschichte! Ein Volk, das in [illegible] erwachsen, dessen Erinnerungen sich an eine Kette von Siegen knüpfen, die es aus allen Angriffen auf ihre Freiheit in politischer Einheit und Unabhängigkeit hervorgehen ließen, dieses Volk bringt es nicht zur letzten und höchsten Blüthe seiner Freiheit, zum nationalen Drama! Und ein anderes Volk, dem selbst seine edelsten Geister die Nationalität ganz absprechen wollen, das Volk vermag in Tagen tiefer Erniedrigung, ja in seiner schwersten Stunde, [illegible] vor der Schlacht bei Jena, eine solche Blüthe hervorzubringen, und



sie jenem anderen als ein ewiges Geschenk hinüber zu reichen! Oder ist es mehr als eine Laune der Geschichte, nicht blos eine Ausnahme von der theoretischen Regel, daß nur ein politisch freies, einheitlich geschlossenes Volk ein nationales Drama hervorbringen kann? Trägt historischer Ruhm und politisches Bewußtsein überall den sicheren Keim auch der dichterischen Vollendung in sich? Was das schweizerische Theater betrifft, so sprechen die Thatsachen gegen die Logik der politischen und historischen Theoretiker. Die Bedingungen, unter welchen ein volksthümliches Drama sich entwickeln werde, solle oder müsse, sucht jeder anders zu fixiren, und ich denke nicht auf diese Regeln und Systeme näher einzugehen. Nur eine Bemerkung füge ich hinzu. Diejenigen Völker, welche ein nationales Theater im höchsten Sinne erschaffen haben, die Hellenen, die Spanier und die Engländer, waren und sind seefahrende Nationen. Sie beherrschten das Meer, ihre Besitzungen in fremden Welttheilen überstiegen räumlich bei Weitem die Ausdehnung des Mutterlandes. Je weiter sie aber ihre Grenzen ausdehnten, desto mehr concentrirte sich das Leben daheim, und mit ihm die Dichtung, und desto mehr bildete sich bei ihnen diejenige Dichtung aus, die einen scharf bezeichneten Mittelpunkt, und die engsten, strengsten Grenzen verlangt, das Drama. Wie verschieden immer der Weltanschauung, der historischen Entwicklung, dem innersten Wesen nach, Athen, Madrid und London blickten stolz und gebietend über Meer und Colonien, und hatten unter Sophokles, Calderon, Shakspeare und anderen glänzenden Sternen daheim ein Theater, das der vollendetste Ausdruck ihres nationalen Lebens war.

Otto Roquette.

Der Sieg in Schleswig.

Die Würfel sind gefallen, die E[illegible] der preußischen Waffen ist eingelöst; die Dänen haben gelernt, daß ihre Rechnung auf das Spiel und den Hohn von 1848 und 1849 diesmal falsch war; in Deutschland wird man nicht mehr sagen, daß die blutigen Ehren dieses Krieges am meisten von den Oesterreichern erworben seien. Wir wußten, daß vor den preußischen Waffen nur die Bahn frei liegen müsse und sie würden zum Siege schreiten. Freilich wir wissen immer noch nicht, ob die Früchte des Sieges nach dem Maaße seiner Größe auch den befreiten Bruderstämmen, ob sie auch Preußen und Deutschland zu gute kommen werden. Aber wenn es auch nicht in der Natur der Sache wäre, daß die Arbeit des Geistes und der Arme, des Muthes und der Mannszucht, die in diesem Siege liegt, nicht verloren gehen kann; wir hätten im Jubel des Volkes, der allenthalben mit hellem Klange alle gerechte und alle übertriebene Verstimmung und Verbitterung der Parteien durchbrochen hat, genug von seiner Wirkung gesehen um gewiß zu sein, daß sie für die gute Sache Schleswig-Holsteins, daß sie selbst für den kranken Staat daheim ihre Heilkraft bewähren wird.

Der Sieg im Sundewitt drängt durch seine Größe und Bedeutung die anderen Kriegsereignisse für den Augenblick in den Hintergrund, so daß wir es

uns versagen müssen, auf Anderes, das wir bisher nur flüchtig oder gar nicht berühren konnten, wie z. B. die kühne nächtliche Ueberrumpelung der Dänen auf Fehmarn (15. März), oder die schönen hoffnungsvollen Feuerproben der Flotte (17. März und 14. April) und wieder auf so manche arge Versäumnisse gerade auf dem Meere und im Küstenschutz jetzt näher einzugehen. Nur des Feldzugs in Jütland müssen wir schon um des mittelbaren Zusammenhangs willen, worin er mit dem Kampfe bei Düppel steht, und mehr noch um der Bedeutung willen, welche die „Occupation Jütlands“ in diesem Augenblick anzunehmen scheint, mit zwei Worten gedenken. Wir haben früher gesehen, wie der Einmarsch in Jütland am 8. März die Oesterreicher zur siegreichen Einnahme von Veile, die preußischen Garden vor Friedericia führte. Die Bewegung geschah gleichzeitig mit der Einleitung des förmlichen Angriffs auf die Linien von Düppel; der „strategische Grund“ lag auf der Hand, er bedeutete die Unterstützung der Belagerung im Sundewitt durch Festhaltung, wo möglich Vernichtung eines Theils der feindlichen Macht. Da mußte es denn auffallend erscheinen, wenn die „Wiener Abendpost,“ der man bekanntlich officiösen Charakter beilegt, um diese Zeit ihre Befriedigung über die bisherigen Erfolge dahin aussprach, daß sie den Feind auf seine Schiffe gejagt hätten. Diesen Charakter hatte in der That der Sieg der Oesterreicher bei Veile; die Sieger verfolgten den Feind schwach gegen Aarhuus, verloren die Fühlung mit ihm und waren zufrieden, als es hieß, er habe sich dort eingeschifft. Nachrichten dagegen, welche später aus Dänemark herüberkamen, sagen aus, General Hegermann-Lindencron habe sich mit seinen 4 oder 5000 Mann von Veile nicht nach Aarhuus, sondern in nordwestlicher Richtung nach dem Lymfjord zurückgezogen und dann am Ufer dieses Meerbusens wegen heftigen Sturmes über zwei Tage warten müssen, ehe er die Ueberschiffung ausführen konnte. Feldmarschalllieutenant Gablenz, der wenigstens 16,000 Mann bei sich hatte, würde also bei einigermaaßen kräftiger Verfolgung das ganze feindliche Corps gezwungen haben, die Waffen zu strecken. Es wäre das allerdings ein nicht vorauszusehender Glücksfall gewesen; allein solche Glücksfälle treten wohl ein, wenn man den Forderungen einer energischen Kriegsführung entspricht, und eine solche Forderung lag hier vor. Der österreichische General mußte nach seinem Siege dem Feind an der Klinge bleiben, selbst wenn er gute Gründe zu der Annahme hatte, daß Alles für dessen Einschiffung in Aarhuus vorbereitet sei; denn rasche Verfolgung des Sieges ist in allen Fällen Regel und eine Einschiffung ist immer eine so langwierige Sache, daß die Verfolger unter allen Umständen auf eine Nachlese des Sieges rechnen durften. Wir wissen wohl, daß das österreichische Corps am 8. März von 3 Uhr früh bis Abends auf den Beinen war, daß es sechs Stunden auf schlechten Wegen zurückgelegt und zum Theil ein heißes Treffen bestanden hatte; auch sind wir weit entfernt, dem tapferen General eine diplomatische Absicht unterlegen zu wollen. Allein die rein militärische Entschuldigung ist doch nicht ausreichend und bei Oeversee (6. Februar) war derselbe Fall vorgekommen. Wollten wir zur Erklärung sagen, daß die Oesterreicher überhaupt tapferer in der Schlacht, als rasch in der Bewegung sind, so wird dies zwar im Allgemeinen durch ihre neueren Kriege bestätigt, doch giebt es auch rühmliche Ausnahmen, wie z. B.



Radetzky's Feldzug von Novara im März und Haynau's Marsch von Komorn nach Szegedin im Juli 1849. Es muß also bei einer sonst so braven Truppe, wie die des Feldmarschallieutenant Gablenz, noch die Auffassung des Krieges hinzugenommen werden, um die wiederholte Erscheinung zu erklären. Dem Wiener Cabinet war zum Einmarsch in Jütland nur mit Mühe die Einwilligung abgewonnen worden; von jener Auffassung, die den Krieg nur auf Schleswig beschränken wollte, also in Jütland höchstens eine Ausgleichung für Alsen suchte, stand sicherlich etwas in der Instruction des Generals. Dieser Auffassung entsprach es, den Krieg in Jütland selbst so wenig wie möglich auszudehnen, ihr entsprach es, den Feind, statt ihn auf dem Lande zu zersprengen, nur auf die Schiffe zu jagen, wo er sicher war.

Unter diesen Umständen war es natürlich, wenn die ersten Erfolge beim Einmarsch fast Alles waren, was in Jütland bis daher erreicht worden ist; der Obergeneral hatte dort eine undankbare Aufgabe. Wir hatten den förmlichen Angriff auf Fridericia gleichzeitig mit dem gegen Düppel für nöthig und die Beschießung am 20. März für eine Art Einleitung dazu gehalten; auch war er ohne Zweifel möglich. Allein dem österreichischen Corps wurde das Belagerungsgeschütz verweigert und vielleicht noch größere Beschränkung auferlegt. Man scheint sich also im preußischen Lager, und zwar mit Recht, entschlossen zu haben, statt die Belagerung hier mit halber Kraft zu unternehmen, zunächst lieber den ganzen Nachdruck gegen die Düppeler Linien einzusetzen. Alles schwere Geschütz mußte hierhin den Weg nehmen und auch ein Theil der Garden rückte Ende März und Anfang April von Fridericia aus hier ein. In Jütland war inzwischen der Krieg fast wie ein Waffenstillstand, Fridericia blieb eingeschlossen, Veile wurde verschanzt, von Zeit zu Zeit wurde eine Requisition ausgeschrieben, das war Alles; das offene Land nach allen Richtungen zu durchziehen, den Feind heimzusuchen, wo er noch zu finden war, davon war man weit entfernt. Die Dänen konnten sogar aus der Unthätigkeit wieder Muth schöpfen und, wie 1848 und 1849, hier oder dort einen glücklichen Ueberfall ausführen. Die Wiener Politik hat die Folgerungen des eigenthümlichen Standpunktes gezogen, den sie von Anfang bezüglich Jütlands eingenommen hat; sie will von wirklichem Krieg und Eroberung dort nichts wissen, sie möchte das Land am liebsten räumen, sobald nur die Dänen Alsen herausgeben. Es wäre ihr sehr daran gelegen, daß die letzteren dies freiwillig thun möchten; denn so viel sieht sie auch, daß es die preußischen Waffen in diesen Tagen erzwingen werden.

Was hiernach von den Oesterreichern in Jütland versäumt wurde, ist im Sundewitt durch die preußischen Waffen gut gemacht worden. Wir hatten die Ereignisse von den Linien vor Düppel bis zum allgemeinen Angriff des 17. März verfolgt, der die dänische Linie so weit gegen ihre Schanzen zurücktrieb, daß der Bau von Batterien und Parallelen beginnen konnte. Wir versuchen jetzt den Fortgang der Belagerung und den Sturm in den Hauptzügen kurz hinzuzeichnen; auf das Nähere kommen wir vielleicht später zurück; es liegt eine Fülle neuer Erfahrungen für den Belagerungskrieg, für die Thätigkeit der Artillerie und selbst für die Taktik der Infanterie darin. Es war ein glücklicher Gedanke, daß man sich gleich beim Erscheinen vor den Linien Mitte Februar den Besitz

der Halbinsel Broacker und ihre Verbindung mit dem Festland gesichert hatte; die Dänen hätten freilich ihre Stellung auf die Dauer nicht so weit ausdehnen können, doch ahnten sie schwerlich, daß man von dort, bei einer Entfernung von 4 bis 6000 Schritten, ihre Werke mit solcher Sicherheit in Flanke und Rücken nehmen werde. Sie sollten bald erfahren, was die gezogenen Geschütze bedeuten; wir wissen bereits, mit welcher Wirkung die drei Batterien am Dünth bei Gammelmark am 15. März das Feuer eröffneten, und doch war dies nur eine Probe. Jetzt entwickelte sich erst der eigentliche Angriff auf der ganzen Linie vom Wenningbund bis Sandberg, doch so, daß das Hauptnetz der Parallelen, Zickzacks und Batterien dem linken Flügel der dänischen Schanzenreihe gegenüber zu liegen kam, der auch von den Gammelmarkbatterien her in der Flanke bestrichen wurde. Es lagen hier die dänischen Schanzen Nr. 1 bis 6, geschlossene Werke mit starker Brustwehr, durch tiefe Gräben und starke Pallisaden sturmfrei, d. h. gegen die plötzliche Ersteigung gesichert; außerdem mit Annäherungshindernissen, wie Wolfsgruben, Eggen, Drahtzäunen, versehen. Zwischen den Schanzen und hinter ihnen waren einige offene Werke für Geschütz, sogenannte Emplacements, meist erst während der Belagerung aufgeworfen. In ähnlicher Weise waren auf dem rechten Flügel östlich von Rackebüll die Werke Nr. 7 bis 10 errichtet; der höchste Punkt der ganzen Linie, zugleich das Observatorium der Dänen, war die Düppeler Windmühle bei Nr. 5, etwa 220 Fuß über dem Meere und 30 Fuß höher als die Gammelmarkbatterien; von hier senkte sich das Gelände auf der einen Seite nach dem Wenningbund, auf der anderen nach dem Alsensund. Die Linie hatte ihre Geschützwirkung nur in der Richtung nach Westen; die Flankenvertheidigung dachte man wohl von Alsen aus und hauptsächlich zu Schiffe auf dem Wenningbund und dem Sunde durchzuführen. Darin indessen sahen sich die Dänen bitter getäuscht; seit der Lehre, welche Rolf Krake am 18. Februar empfangen, wagte sich kein Schiff nahe genug an die preußischen Batterien heran, um kräftig und dauernd an der Vertheidigung Theil nehmen zu können. So kam es, daß die Dänen dem Flankenfeuer der Gammelmarkbatterien gleich anfangs nur wenig zu antworten vermochten, nur die Schanze Nr. 2 ließ drei gezogene Rohre in dieser Richtung spielen. Auch die Batterien, die auf Alsen bei Sonderburg und bis gegen Rönhof hin erbaut waren, vermochten die Errichtung der preußischen Werke nur wenig zu hemmen und ihrem Feuer nachher nicht ebenbürtig zu antworten. Die gesammte Geschützzahl der dänischen Linien muß wohl auf mehr als hundert geschätzt werden; die Stärke der Vertheidigungsarmee wird zwischen 20 bis 25,000 Mann mit vierzig bis funfzig Feldgeschützen betragen haben; an Schiffen zeigten sich Rolf Krake mit vier, später die Panzerfregatte Danebrog mit sechszehn, das Linienschiff Skjold mit vierundachtzig Kanonen, so wie vorübergehend die Panzerschooner Esbern Snarre und Absalon und einige andere Schiffe.

Seit Mitte März entwickelte sich, nach allen Richtungen sich ausbreitend, ein wachsendes kriegerisches Leben in den preußischen Linien. Der Krieg hatte in den vorhergehenden Wochen den Anbau des Friedens zerstört, an der Stelle verbrannter Höfe und Dörfer hatten sich Soldatenhütten von Lehm und Stroh erhoben, die Bewohner waren geflüchtet; jetzt begann auf den Feldern statt der



Arbeit des Frühjahrs die Aussaat zu einer Ernte anderer Art. Tausende von Soldaten der Infanterie waren fast täglich bald in den Stunden des Nachmittags, bald der Nacht, am meisten des frühen Morgens an der Arbeit, um Wege festzulegen und einzuebnen, Abzugsgräben für das Wasser zu ziehen, Magazine für Pulver, Geschosse, Schanzzeug zu bauen, Stapelplätze für Bretter, Balken, Schanzkörbe, Faschinen, Matratzen, Erdsäcke, Leitern zu errichten, gedeckte Verbandplätze und improvisirte Feldküchen anzulegen. Gleichzeitig stiegen unter den nämlichen Händen, von der Artillerie geleitet, auf der Linie von Broacker nach Räckebüll und Sandberg hinüber hier und dort die ersten Batterien zur directen Beschießung theils der Düppeler Schanzen, theils der Werke von Alsen auf; während die Ingenieure den Arbeitern die Zickzacklinien bezeichneten, die zu Gräben ausgehoben, die Erde als Brustwehr nach der feindlichen Seite hingeworfen, die ersten gesicherten Wege (Approchen, Laufgräben) zur größeren Vorschiebung des Angriffs abgeben sollten. Und zwischen dieser von gesicherter Grundlage aus unablässig vorschreitenden Arbeit tönte fortwährend die Stimme des Kampfes hindurch. Die Infanterie, auf der ganzen Linie in vielen Abtheilungen vorgeschoben, mußte die Arbeiten gegen feindliche Ausfälle schützen, indem sie selbst hinter den Wellen des Bodens, hinter Knicks oder hinter rasch aufgeworfenen Gräben Schutz gegen das Feuer der feindlichen Werke suchte. Die Artillerie redete mit gewaltiger Stimme hinein, zuerst die drei nachher vier Flankenbatterien bei Gammelmark, dann allmählich auch die anderen, so wie sie entstanden; für jetzt noch meist langsam, in regelmäßigen Pausen, fast bedächtig warnend und drohend. Von hochgelegenen Stellen, besonders bei den Batterien auf Broacker, wurde die Wirkung der Schüsse und was in den feindlichen Werken darauf vorging durch den Telegraphen rasch an die commandirenden Officiere und bis zum Hauptquartier gemeldet. Es war die wiederholte Bestätigung der erbarmungslosen Sicherheit, womit die Geschosse in die Schanzen einschlugen, der Ausdauer, womit der Feind besonders zur Nachtzeit die Schäden wieder auszubessern suchte und der Raschheit, womit die Zerstörung immer auf's Neue über seine Arbeit hereinbrach. Auch im Antworten war der Däne fleißig, doch konnten seine Geschütze auf die weite Entfernung gegen die preußischen Batterien nur wenig ausrichten und nicht lange, so lernten auch die Infanterie auf Vorposten, die Arbeiter in den Laufgräben gleich bei'm Aufblitzen in den feindlichen Schanzen den nächsten Schutz suchen, ehe die in hohem Bogen heranbrausende Bombe einschlagen konnte und gleich danach war wieder der Arbeiter bei seiner Schaufel, der Artillerist beim Geschütz, der Infanterist bei der Neckerei mit dem feindlichen Vorposten. Heißer ging es her, wenn die feindliche Infanterie aus einer Stellung zurückgeworfen werden mußte oder ihrerseits einen Ausfall versuchte, um den Angreifer zurückzutreiben. Dann knatterte das kleine Gewehr, die Schanzen schickten ihren Kartätschenhagel dazwischen, unter wechselnden Angriffen und blutigen Verlusten schwankte wohl der Kampf hin und her, bis in den meisten Fällen die Preußen mit dem Bajonnet darauf gingen und die Entscheidung gaben. Das hinderte aber nicht, daß mitten im Feld des Todes ein gleichmüthiges Behagen oder selbst die laute scherzende Freude am Leben ihre Stätte aufschlugen, daß der Soldat mitten unter dem Einschlagen der feindlichen oder dem Absenden

der eigenen Kugeln viel auf das Fortbrennen der Pfeife hielt, daß einmal ein Tanz, ein Spott, ein Lied einen schadlos eingefallenen Sechszig- oder Achtzigpfünder verhöhnte, daß ein andermal die Krankenträger aufgeschreckt wurden, um an einem Gesunden, der sich schwer verwundet stellte, ihre Arbeit zu thun. Ja über die Feindschaft der Waffen hinaus knüpften sich gemüthliche Bande an; oft sah man die Vorposten, die sich noch eben bekämpft hatten, sich zusammenfinden, ein Wort, einen Trunk, einen Bissen austauschen, um nach wenigen Minuten, wenn es der Befehl wollte, wieder in Waffen gegen einander zu stehen.

Geschütze und Munition kamen im Laufe des März und bis in den Anfang April immer noch nicht in der wünschenswerthen Zahl und Schnelligkeit an; es zeigte sich auch hier wieder, daß man in Berlin in den Krieg hineingegangen war, ohne für seine Möglichkeiten und Aufgaben völlig vorbereitet zu sein. Gleichwohl nahmen die Arbeiten, denen überdem das kalte nasse Wetter große Schwierigkeiten bereitete, ihren regelmäßigen Fortgang. Es scheint, daß über den Betrieb derselben und namentlich über die Anwendung des Feuers die Meinungen der Artillerieofficiere sehr getheilt waren. Die einen wollten damit so lange möglichst zurückgehalten wissen, bis man hinreichend Geschütze und Munition beisammen habe, um auf einmal mit vernichtender Ueberlegenheit losbrechen zu können; indem sie bemerkten, das regelmäßige langsame Feuer mache den Feind nur auf die Wirkung der preußischen Geschütze aufmerksam und lehre ihn, dieser Wirkung begegnen. Die anderen, ohne diesen Nachtheil in Abrede zu stellen, hielten doch den Vortheil für weit überwiegend, daß man eben durch dieses vorbereitende Feuer die Wirkung der neuen Geschütze erst selbst recht kennen lerne, um sie dann ihrer Eigenthümlichkeit gemäß, die kein eigentliches Massenfeuer, sondern die höchste Präcision mit genau für jede Batterie ja für jedes Geschütz bestimmten Zielen verlange, bei der eigentlichen Zerstörung der Schanzen verwenden zu können; auch werde der Feind schon jetzt bei'm langsamen Feuer bei der sicheren Wirkung der Geschütze weit mehr Schaden, Verlust und Arbeit als Freude an der Belehrung haben. Diese Meinungsverschiedenheit wurde in mannichfacher Weise bis in die unteren Kreise hinein durchgesprochen; es lag dabei auf jeder Seite ein Theil Wahrheit; es hing die Entscheidung, wie dies überhaupt im Kriege ist, nicht an der Richtigkeit des einen oder anderen Gedankens an sich, sondern an der praktischen und energischen Durchführung. Darum hörte auch der Streit allmählich auf, als man sich, nachdem zu Anfang April Generallieutenant Hindersin die Leitung der Artillerie übernommen hatte, dem Ziele mit rascheren Schritten näherte.

Doch war noch vor seiner Ankunft mit der Eröffnung der ersten Parallele ein wichtiger Schritt in der Belagerung geschehen. In der Nacht zum 28. März hatte die Brigade Raven zu diesem Zweck die dänische Postenlinie in einem hitzigen Gefecht, wobei Osterdüppel niederbrannte, bis in die Nähe ihrer Schanzen zurückgeworfen; die beiden halb aus Polen bestehenden Regimenter waren erst vor acht Tagen angekommen und erhielten bei der Gelegenheit ihre Feuertaufe im eigentlichen Sinn, denn der Feind, welcher glaubte, es solle zum Sturm gehen, überschüttete aus allen Schanzen und selbst vom Rolf Krake die brave Infanterie mit einem Hagel von Kugeln, so daß trotz der Dunkelheit der



Verlust über 100 Mann betrug. Doch hielt sie lange genug aus, daß die Pioniere Schutzgräben für die diesseitigen Vorposten errichten konnten, die nunmehr dahin vorgeschoben wurden. Hinter dieser von zwei Batterien der Brigade Göben besetzten Aufstellung wurde in der Nacht zum 30. März von 2500 Mann der Brigade Canstein die erste Parallele begonnen und in den nächsten Nächten nebst sieben zugehörigen Batterien vollendet, obwohl strömender Regen namentlich am 1. April die Arbeit mehrfach auf's Aeußerste erschwerte. Die Dänen hatten nicht den Ausfall gewagt, den sonst der Belagerer gegen diese Arbeit zu unternehmen pflegt; am 2. April begann die allgemeine Beschießung aus 54 Geschützen auf 7 bis 1200 Schritte, der Feind antwortete den ganzen Tag über kräftig aus 50 Kanonen, wie man annahm. Zugleich geschah in der Nacht zum 3. bei Balegaard ein Versuch auf Booten nach Alsen überzusetzen, den jedoch der heftige Sturm bald vereitelte. An den folgenden Tagen Fortsetzung der Kanonade mit merklicher Verminderung des dänischen Feuers, das trotz der schweren Caliber wenig ausgerichtet hatte; am 3. gerieth ein Theil von Sonderburg in Flammen, was dem englischen Parlament bekanntlich Anlaß zu einer wohlfeilen humanen Interpellation und dem dortigen auswärtigen Amt zu einer unberufenen Anfrage in Berlin gab. In der Nacht zum 6. April wieder Vorbrechen der Infanterie, wie am 28. März, und Ausgraben von vorgeschobenen Schutzgräben für dieselben durch die Pioniere; es waren diesmal zwei von den vor kurzem von Fridericia angekommenen acht Gardebataillonen, die mit raschem Anlauf, ohne einen Schuß zu thun, den Feind aus seinen Jägergräben hinauswarfen, während hinter ihnen einige tausend Arbeiter aus der ersten Parallele vorbrachen, um die zweite vorzubereiten; in den nächsten Tagen wurden die Arbeiten durch die anderen Gardebataillone gedeckt. Um diese Zeit, nach Ankunft des Generallieutenant Hindersin, das mit dem Eintreffen von neuem schwerem Geschütz ziemlich zusammenfiel, scheint man sich über den Plan eines rascheren Vorgehens mit dem Artillerieangriff entschlossen zu haben, ohne daß darum die Gedanken eines Uebergangs nach Alsen aufgegeben worden wären. Am 7. April heftigeres Bombardement theilweise zum erstenmal aus Mörsern; in der Nacht zum 8. Ausführung der Zickzacks nach der zweiten Parallele, bis zum 10. Vollendung einiger Parallelstücke (halben Parallelen) und Armirung ihrer Batterien — alles unter dem Schutz von bedeutenderen Infanterieabtheilungen, ohne daß die Dänen auch jetzt einen nennenswerthen Ausfall gewagt hätten; nur in der Nacht zum 11. kam es zu einigen kleinen Gefechten. Die Arbeit erwies sich in dem Boden von Lehm und Steinen, wo überdies das Wasser nur durch besondere Abzugsgräben entfernt werden konnte, überaus schwierig, doch ging sie rasch von statten. Gleichzeitig entstand auf dem linken preußischen Flügel bei Rackebüll, in Folge einer Recognoscirung des Generallieutenants Hindersin, eine Batterie, welche die Schanzen Nr. 1 bis 6 mit Ausnahme der etwas zurückgelegenen Nr. 3 der Länge nach bestrich. Schon am 10. war die Beschießung aus 92 Geschützen überaus kräftig; die Dänen vermochten nur wenig mehr zu antworten, die scharfen Umrisse ihrer Werke begannen in die unregelmäßigen Formen von Erdhaufen überzugehen.

In der Nacht zum 11. April wurde auf 5 — 600 Schritte von den feind-

lichen Werken die zweite Parallele begonnen und in den folgenden Nächten rasch ausgeführt, sie erhielt zum Zweck der Aufstellung von Infanteriemassen zum Sturm die bedeutende Grabenbreite von 20 Fuß, woraus sich auch eine entsprechende starke Brustwehr nach der feindlichen Seite hin ergab. Gleichzeitig wurden die Batterien des linken Flügels erweitert und verstärkt, während bei Tage die Beschießung fortging. Da die Dänen in den letzten Tagen nur schwach zu antworten wagten und überdies schon seit dem 10. mancherlei Vorübungen zum Sturm stattfanden, so hatte sich die Meinung verbreitet, daß dieser am 13. oder 14. ausgeführt würde. Indessen eröffneten die Dänen in der Nacht zum 13. ein heftiges Granaten- und Schrapnelfeuer auf die Arbeiter in den Laufgräben und Batterien; und Prinz Friedrich Karl mit seinen Officieren wird ohnedem gewußt haben, daß zunächst die Beschießung ihr Werk noch nachdrücklicher durchführen, sowie daß zur Aufstellung für die vorderen Sturmcolonnen noch weiter vorwärts eine Parallele gebaut werden müsse. In der Nacht zum 14. brach zu dem Ende ein Bataillon vom 60. Infanterieregiment aus der zweiten Parallele hervor; die feindliche Vorpostenkette wurde von den Plänklern förmlich überrannt, über 100 Mann fielen den rasch nachfolgenden Unterstützungen in die Hände, die anderen verschwanden hinter den Schanzen. Gewehrfeuer und Kartätschschüsse aus den Schanzen 1 bis 3 brachten den Tapferen empfindlichen Verlust, vermochten sie jedoch am Eingraben nicht zu hindern; doch mußten sie beinahe 24 Stunden in ihrer Stellung bleiben, da ein Ablösungsversuch am 14. früh Morgens an der Heftigkeit des feindlichen Feuers scheiterte. Am Tage ging dann das Feuer über die Köpfe der Eingegrabenen weg; während dessen wurden die Eingrabungen unter sich und nach hinten mit der zweiten Parallele in Verbindung gebracht, und in der Nacht zum 15. begann dann der Bau der dritten Parallele auf 3 bis 400 Schritte von den feindlichen Werken, in denselben Abmessungen wie die zweite. Die Batterien des linken Flügels bestanden am 14. ein heftiges Feuer mit den Schanzen 7 bis 10 und den Werken von Sonderburg bis Rönhof, wobei die Dänen eine gezogene Feldbatterie in's Feuer brachten, die auf kurze Zeit die preußische Batterie bei Sandberg mit Erfolg in der Flanke nahm; doch war in wenig Stunden die vollständige Ueberlegenheit der preußischen Artillerie hergestellt. Am 15., 16. und 17. Fortsetzung des Feuers auf der ganzen Linie mit durchschnittlich geringerer Heftigkeit. Es mischte sich jetzt das Gewehrfeuer heftig ein; die Spitzkugeln erreichten selbst die erste Parallele, ohne die Mannschaft in ihrem Gleichmuth zu stören, die Vorgesetzten mußten öfter an das „Decken" erinnern; doch hatten die Freundschaftsbezeigungen zwischen den Postenlinien halb von selbst, halb auf Befehl schon seit den letzten Tagen aufgehört. Am rechten Flügel fortschreitende Zerstörung der Schanzen 1 bis 6, deren Geschütze sich mehrfach gut getroffen in hohem Luftsprung überschlugen; Vollendung der dritten Parallele; Verstärkung der vorderen Batterien für die entscheidende letzte Beschießung. Am linken Flügel bekämpften sich die Batterien wie vorher theils mit den Forts 7 bis 10, theils mit den Gegnern auf Alsen; diese wurden fast immer zum Schweigen gebracht, doch gelang bei der getheilten Arbeit die Zerstörung der Forts lange nicht in dem Grade wie auf dem rechten Flügel; dort

freilich sollte auch der Hauptangriff geschehen, während hier, fortgesetzt die Absicht bestand zugleich den Uebergang nach Alsen vorzubereiten. Doch wurden in der Nacht zum 17. auch hier durch das achte Regiment, in gleicher Weise wie es am 14. auf der anderen Seite durch das sechzigste geschehen war, die letzten dänischen Vorposten in die Schanzen zurückgeworfen; der Feind eröffnete darauf ein heftiges Feuer aus Fort Nr. 9, das diesmal der Garde und der Linie empfindlicheren Verlust als irgend eines der früheren zufügte.

Jetzt schien die Zerstörung der feindlichen Werke und das System der Angriffslinien hinreichend vollendet. Es umfaßte zunächst die vier Enfilirbatterien auf Broacker; sodann das zusammenhängende Netz von Parallelen, Batterien und Zickzacks vom Wenningbund bis über die Sonderburger Straße, etwa 800 bis 1000 Schritte in der Fronte und 7 bis 800 in der Tiefe ausgedehnt; endlich sechs Batterien auf dem linken Flügel von Westerdüppel über Rackebüll gegen Sandberg hinüber. Es war eine Arbeit, die innerhalb dreier Wochen vollendet das rühmlichste Zeugniß für alle Truppentheile, Pioniere, Artillerie, Infanterie ablegte; wohl 100 Geschütze waren in den Linien in Thätigkeit; mit Erstaunen überblickte das Auge die Reihe regelmäßiger, fest und schön gearbeiteter Werke aller Art, die wie aus der Erde emporgestiegen waren. Nicht minder bezeugten die feindlichen Linien die furchtbare Sicherheit, womit der Angriff vorgeschritten war und vor Allem die Ueberlegenheit der Artillerie. Die Dänen hatten wie sich nachher herausstellte Alles gethan, um innerhalb der Schanzen sich durch Deckungen gegen das Feuer zu schützen; dennoch hatte in den sechs Forts ihres linken Flügels und in den dahinterliegenden Brustwehren der zweiten Linie zuletzt kein Geschütz mehr in Thätigkeit bleiben können, die Wälle waren zu unförmlichen Haufen gewühlt; und, wie der Sturm später zeigte, waren selbst die Gräben für die Ersteigung aufgelockert und die Pallisaden reihenweise niedergelegt. Die Forts des rechten Flügels vermochten wohl noch mit ihrem Geschütze zu wirken und zeigten noch schärfere Linien; doch war auch ihre Sturmfreiheit aufgehoben, Wälle und Grabenufer waren gelockert, die Pallisaden an einzelnen Stellen gebrochen. Was die Dänen von ihren mehr als 100 Positionsgeschützen noch in Thätigkeit bringen konnten, mag, die auf Alsen eingeschlossen, schwerlich mehr als 50 betragen haben.

Es war der rechte Augenblick, in welchem der Sturm beschlossen wurde. Gegen eine wirkliche Festung hätte nach der früheren Methode der schwierigste Theil des Angriffs erst jetzt begonnen, und selbst bei Sebastopol mußten die Franzosen, als sie am 18. Juni 1855 ungefähr auf demselben Punkt der Belagerung stürmten, den Versuch theuer bezahlen. Doch hier hatte die Artillerie anders vorgearbeitet, schon was man sah durfte genügen und die wirkliche Zerstörung war noch größer. Die Truppen hatten sich bisher trefflich bewährt; man konnte im Ganzen etwa 50,000 gegen 25,000 einsetzen und man durfte annehmen, daß die Dänen diesseits des Alsensundes höchstens 8 bis 10,000 Mann in's Gefecht würden bringen können. Hiernach durfte man des Gelingens so sicher sein, als es bei menschlichen Unternehmungen überhaupt erlaubt ist. Der Plan entwickelte sich einfach aus dem bisher befolgten Gang der Belagerung; die Vorbereitungen waren ebenso umsichtig als entschieden. Der Hauptangriff

sollte auf den zerstörten linken Flügel der dänischen Linien geschehen; war dieser genommen, so mußte nothwendig auch der tiefer liegende rechte, in Front, in Flanke und Rücken gefaßt, in kurzer Zeit fallen; vielleicht auch der Brückenkopf. 46 Compagnien von allen Regimentern, in zwölf combinirte Bataillone vereinigt, etwa 8000 Mann, sollten den ersten Anlauf ausführen, mit ihnen 5 Compagnien Pioniere und 150 Mann Artillerie; der übrige Theil der Brigaden Canstein und Raven stand bei Düppel und Spitzberg als Reserve. Man hatte sie vorher Tage lang im Ueberschreiten der Wolfsgruben, Niederwerfen der Pallisaden, Erklettern der Wälle geübt. Die Infanteristen waren mit Erdsäcken zum Ausfüllen der Gräben, mit Wolldecken zum Ueberdecken der Eggen, mit Leitern zum Ersteigen der Brustwehren; die Pioniere mit Pulversäcken zum Sprengen und mit Aexten zum Niederhauen der Pallisaden versehen. Die Plänkler, unbelastet, sollten rasch vorauseilen, sich rings an und auf der Brustwehr einnisten, so den nachfolgenden Colonnen den Weg bahnen und mit heftigem Feuer den Feind in Athem halten. Ohne Schuß so rasch als möglich sollte der Anlauf geschehen. Dem Sturm selbst sollte eine allgemeine Beschießung vorausgehen, theils um die Gegenwehr in den Schanzen zum voraus zu vernichten, theils um den Dänen die Ansammlung einer größeren Macht zwischen dem Brückenkopf und den Schanzen unmöglich zu machen; jede Batterie erhielt zu diesem Zweck ihr bestimmtes Ziel; ein Theil derselben hatte die feindlichen Geschütze auf Alsen zu beschäftigen. Für die Möglichkeit eines Uebergangs nach der Insel standen eine Infanteriebrigade, 40 Pontons und 20 Geschütze bereit.

Ueber die Stunde des Sturmes war selbst vor den höheren Officieren das strengste Geheimniß bewahrt. Am 18. April um 2 Uhr Morgens rückten die Colonnen ohne Helm und Tornister aus den Quartieren, um 4 Uhr waren sie in den Parallelen und Zickzacks, wo sie sechs Stunden Mann an Mann dicht gedrängt liegen mußten. Die Beschießung, schon die Nacht hindurch im Gange, steigerte sich mit Tagesanbruch zu einer bis dahin unerhörten Gewalt. Punkt 10 Uhr schwieg sie und im nämlichen Augenblick brachen die Sturmcolonnen, dichte Plänklerschwärme zuerst, aus der vorderen Parallele hervor. Mit lautem Hurrah, im raschesten Lauf, die Officiere mit geschwungener Waffe voran, stürzten sie sich ohne einen Schuß zu erwidern in das feindliche Feuer. Es kam nur bei einzelnen Schanzen zu dem Aufenthalt, zu den Hemmungen des Kampfes, welche der Befehl bei den Gräben, den Pallisaden, den Brustwehren angenommen hatte, die ungestüme Wuth der Truppen achtete kein Hinderniß, keine Gegenwehr. Vergebens sandten einzelne Schanzen ihre Kartätschen, sandte die Infanterie in und neben ihnen einen Hagel von Gewehrkugeln aus: die Plänkler hatten die Wälle erklettert, noch ehe die Gegner recht zur Besinnung kamen: und wie sie voranstürzten, so folgten ihnen die Colonnen nach, den vorgeschriebenen Abstand verkürzend, die Bürden von Säcken, Werkzeugen, Leitern meist abwerfend, nur begierig am Kampf ihren Antheil zu nehmen. In einer halben Stunde waren die sämmtlichen Schanzen des linken Flügels und eine Viertelstunde später auch die dahinter liegende zweite Linie der neuen offenen Werke genommen; bei Schanze 2, 3, 4 war der härteste Kampf und hier mußten auch erst die Pallisaden mitten im feindlichen Feuer niedergeschlagen und gesprengt

werden; auch war hier theilweise ein heißer Bajonnetkampf, dessen furchtbare Spuren das Schlachtfeld nachher noch erkennen ließ. Die dänische Infanterie ergab sich zum Theil, indem sie durch die preußischen Plänklerlinien hindurch den nachfolgenden Colonnen entgegeneilte; der größere Theil floh nach dem Brückenkopf zurück. Die Plänkler, welche in dichten Schwärmen folgten, stießen bei einem in einer Bodensenkung gelegenen Barackenlager auf geschlossenen überlegenen Widerstand; es gab ein kurzes Stutzen und Zurückweichen; dann kamen die Colonnen des 35. Regiments heran, die Dänen wurden in den Brückenkopf gejagt und auch hier nicht losgelassen. Während dessen hatte sich Rolf Krake vom Wenningbund her in den Kampf gemischt; vergebens — er mußte nach einer halben Stunde abziehen. Auf dem linken Flügel war inzwischen das Feuer der Schanzen 7 bis 10 zum Schweigen gebracht worden; die Brigade Raven umging sie von der Seite der eben genommenen Werke her und nahm im heißen Kampfe drei Forts nacheinander, dann ergab sich Nr. 10. ohne Widerstand. Zur selben Stunde, es war 2 Uhr vorüber, gewann das 35. Regiment trotz des Feuers von Sonderburg und aus der Verschanzung selbst auch den Brückenkopf. Kurz vorher noch hatten die Dänen versucht, von der Stadt her über die Brücke zu defiliren, um die verlorenen Werke zurückzuerobern, das Feuer der preußischen Geschütze von den genommenen Höhen aus hatte sie rasch zurückgetrieben. Jetzt eilten die letzten Reste der Vertheidiger über die Brücke zurück, die bald darauf theils von den Dänen abgefahren, theils vom preußischen Feuer zerstört wurde. Die Braven, die den Brückenkopf genommen, konnten sich nicht darin halten, da er dem feindlichen Feuer offen lag; doch war um halb 3 Uhr das ganze Schlachtfeld in der Gewalt der Preußen, kein Däne führte mehr diesseits des Alsensundes die Waffen; nur die Batterien tauschten noch über das Wasser hinüber die ehernen Grüße aus. Mitten unter diesem Feuer, unter den blutigen Zeichen des Kampfes, unter der helfenden Arbeit an den Verwundeten erklang jetzt auf den eroberten Höhen der Siegesjubel, das Spiel der Musik, die Officiere umarmten sich, die Soldaten sangen aus voller Kehle, und wo sich Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz zeigten, da füllten unendliche Hochrufe die Luft.

Es war wahrlich ein schöner Sieg, so vieler Arbeit, so vieler Anstrengungen und Opfer, so vieler Tapferkeit werth. Der vierstündige Kampf hatte den Preußen wohl 60 Officiere und 1000 Mann gekostet, d. h. den achten oder zehnten Mann unter den Kämpfenden; die jungen Truppen hatten ihn mit einem Feuer und einer Ausdauer, wie wir sie von alten Soldaten aus großen Schlachten kennen, durchgeführt. Dafür waren auch die 6000 Mann, welche die Dänen zur Vertheidigung in und bei den Werken hatten, zersprengt und vernichtet, über 3000 waren gefangen, gegen 2000 todt oder verwundet, nur wenige Hundert entkommen. Der Gesammtverlust der Dänen während der Belagerung darf sicher auf 9000 Mann angeschlagen werden. Was während derselben die Ingenieure leisteten, welche bis dahin unerhörten Erfolge die Artillerie davontrug, mit welcher Gewandtheit und Festigkeit sich die Infanterie in die neuen Formen des Gefechts fand; das Alles bedarf in seiner vielseitigen Bedeutung noch einer späteren ausführlichen Würdigung. Auch so vieles in den Thätigkeiten, welche dem Kriege zu Hülfe kommen, der rasche Transport so vielen Materials, die

Verpflegung und anderes ist neu; darunter vor Allem die freiwillige Pflege der Kranken und Verwundeten. Alt dagegen ist der preußische Soldatengeist: jener Geist, der den Pionier zu dem heroischen Entschlusse trieb, mit dem angezündeten Pulversack die Pallisaden und die eigenen Glieder zu zerschmettern, um den Kameraden eine Gasse zu bahnen; jener Geist, der in dem Feldwebel war, welcher die Todeswunde empfing, als er die preußische Fahne seinem Versprechen getreu auf der erstiegenen Brustwehr aufpflanzte; jener Geist, der aus den Worten des Majors von Beeren sprach: „nun sterbe ich doch für Schleswig-Holstein;“ der aus dem Rufe des Generals von Raven erklang, als er verwundet am Leibregiment vorübergetragen wurde: „Ein General muß auch für seinen König bluten, nur vorwärts Kameraden!“

Was aber werden die Früchte des Sieges sein? Gewiß, die preußischen Waffen werden Alsen und Jütland nehmen; soll dann die Conferenz den Frieden dictiren? Ehe dies geschieht, wäre es besser sich zu erinnern, daß die Flotte noch wenig hat thun können. Wer es weiß, was Nordamerica in seinem Kriege zur See geleistet hat und wer dem alten preußischen Soldatengeist vertraut, der sollte es nicht für unmöglich halten, daß 20,000 Preußen in Kopenhagen den Frieden dictiren. In Europa wird es Niemand wehren und die Opfer, die Preußen für der Herzogthümer für Deutschland's und sein eigenes Recht gebracht, werden sich ihm an Macht bezahlt machen.

Politische Correspondenz.

Berlin, 1. Mai 1864.

Wer kann als Preuße und als Deutscher von den Ereignissen dieses Monats reden, ohne zuerst jener schönen Waffenthat zu gedenken, die den 18. April zu einem glorreichen Gedenktage der preußischen Geschichte gemacht hat! Wir sind nicht ruhmredig und wir meinen, daß der am wenigsten Anlaß hat es zu sein, der der Welt eine wirkliche, eine tadellose Leistung aufweisen kann. Wir nennen die Erstürmung der Düppeler Schanzen nicht die glänzendste aller glänzenden Waffenthaten, wir stellen sie nicht neben die großen Schlachten der Freiheitskriege, aber wir heißen sie einen Tag der Ehre für unsere Armee, einen Tag des Jubels und des Ruhms für unser Volk. Wir freuen uns der festen Führung, des raschen Ineinandergreifens der Bewegungen, der Vorzüglichkeit unserer Waffen, des ungestümen Heldenmuthes unserer Truppen. Wir freuen uns, daß durch eine funfzigjährige Friedenszeit die alte Kampfestüchtigkeit des Preußenvolkes sich unversehrt hindurchgerettet hat. Wir freuen uns insbesondere auch darüber, daß endlich — endlich jener funfzigjährige Friede — nicht durch eine neue militärische Promenade — sondern durch einen ernsten, ruhmvollen, durch einen nationalen Krieg unterbrochen worden ist.

Denn das vor allem ist die Bedeutung, ist der Segen dieses Krieges und dieses Sieges; sie wirken reinigend, erfrischend wie ein Gewitter nach schwüler,

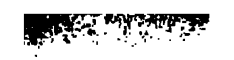


unerträglich gewordener Athmosphäre. In verhängnißvoller Weise hatte Preußen die Initiative bei den europäischen Ereignissen verloren. Jahrzehnte lag es in tiefe Erschlaffung versunken, und während andere Mächte ihre Grenzen verschoben, ihre Machtgebote den Nachbarländern fühlbar machten, oder in fernen Welttheilen ihre Herrschaft erweiterten, schien sein Ehrgeiz und seine Thatenlust erstorben zu sein. Dann 1848 ließ es sich zwar große Ziele aufdrängen, aber nachhaltig war es nur im Streit mit der Revolution. Der Dänenkrieg, den es führte, war eine Misere; die nationalen Zwecke, für die es seinen Ruf eingesetzt, ließ es fallen und ohne den Versuch des Widerstandes beugte es sich unter das Joch von Olmütz. Der Krimmkrieg kam und aus Pietät gegen den Czaren und aus Indolenz rührten wir uns nicht; der italiänische Krieg brach aus und wir versäumten den Moment zum entscheidenden Handeln. Die Summe der Aufgaben um uns her häufte sich an, und mit ihrer Zahl und ihrer Schwierigkeit schien unsere Neigung zum ängstlichen Ausbiegen zu wachsen. Und gleichwohl bedurfte unser Staat fortgesetzt eines großen militärischen Apparats; seine Gestalt und Lage, seine relative Schwäche zwang ihn zu ungewöhnlichen Anstrengungen für die Vertheidigung. Das Volk trug eine schwere, in der Neuzeit noch vergrößerte Last und doch wußte es seit Generationen von keinen Früchten seiner Opfer zu erzählen. Im Militär lebte die Tradition von der Bedeutung der Armee für Preußen; aber diese Bedeutung konnte sich nicht durch Leistungen bewähren und das Selbstgefühl, dem die natürlichen Ziele fehlten, ward um so empfindlicher berührt von der freien Kritik der Presse und Tribüne und um so leichter geneigt, in den innern Kämpfen einseitig Partei zu nehmen. Es war ein krankhaftes Wesen, in dem wir standen, und ein ernstes Symptom dieser Krankheit war der Streit um die Armeereform, waren die Fehler, die von allen Seiten, von oben wie von unten dabei begangen wurden. Er wurde fast unmöglich, wieder zu gesunden, außer durch die That. Solche Siege, wie der von Düppel, sind die Anfänge unserer Heilung. Das Vertrauen auf die Tüchtigkeit unsers Heerwesens, das Gefühl von dem innigen Zusammenhang zwischen Volk und Armee, der Stolz auf unsere Brüder in Waffen, das Bewußtsein von der Einheit des Staats, der über den Factionen steht, von seiner Ehre, seinem Ruhm — das alles ist neu belebt. Wo sind die Doctrinen hingeflogen, daß der innere Parteikampf berechtige, jene Ehre bloßzustellen, daß man dem Staat die Mittel zu seinem Schutze weigern könne, selbst wenn der Feind im Lande stehe! Und andererseits — die Armee ward hinausgesandt für einen großen vaterländischen Zweck. Die Diplomatie verengte und verdunkelte jenen Zweck, aber dort in dem schmählich unterdrückten Lande, inmitten eines aufathmenden, eines dankbaren Volkes brach er im Bewußtsein der Kämpfer klar hervor. Unsere Regimenter zogen nach dem Norden, und bald sangen und spielten sie das Schleswig-Holsteinlied; unsere Prinzen folgten nach, und bald waren sie die eifrigsten Dänenfeinde; unser König eilte hin, und wir sind gewiß, daß auf dem blutigen Schlachtfeld im Sundewitt der Entschluß befestigt ist, diese heilige Sache, für die so vieles geopfert wurde, zu einem guten Ende zu führen. Die nationale Aufgabe hat die Armee mit nationalem Sinne durchdrungen; sie ist eins gewor-

den mit dem Volk in dem Verlangen — diesen Streit, an dem beider Ehre hängt, gründlich und für immer abzuthun.

Es ist ein unschätzbarer Gewinn für Preußen, daß seine militärischen und seine bürgerlichen Elemente wieder einen Boden der Vereinigung gefunden haben. Auf der Einheit dieses Sinnes ruht seine Zukunft; der Fortschritt seiner Macht kann nur dann gedeihen, wenn Volk und Armee sich im nationalen Geiste berühren. Wir sind allerdings keineswegs blind gegen die Wirkungen, welche die militärischen und diplomatischen Erfolge zur Befestigung unseres heutigen Systems ausüben können. Die Partei, welche bei uns jetzt dominirt, hat den Krieg gegen Dänemark zwar nicht gewollt, sie hat ihn am wenigsten zur Erkämpfung des vollen schleswig-holsteinschen Rechtes gewollt, das nun doch daraus hervorzugehen scheint; aber sie wird das Resultat, welches trotz ihres Widerstandes erzielt wurde, sich als Verdienst anrechnen und es für die inneren Verhältnisse zu verwerthen suchen. Indessen was uns hier begegnen kann, ist doch nicht mehr, als was wir voraus wußten, daß nämlich die großen Güter constitutioneller Freiheit sich nur durch Ausdauer in einem wechselvollen Kampf erringen lassen. Um die schließliche Lösung ist uns nicht bange, und so dürfen wir um so unbefangener auf eine andere Seite unserer jüngsten Entwickelung aufmerksam machen. Wir haben ein Ministerium der äußersten Rechten, die der schleswig-holsteinschen Frage von jeher lau oder feindselig gegenüber stand, und gleichwohl wurde dieses Ministerium gedrängt die Frage mit allem Ernst aufzunehmen. Es verschmähte den Bund mit dem Geist der Nation, es alliirte sich mit Oesterreich, und gleichwohl wurde es genöthigt, sich von den Gedanken des letzteren allmählich zu entfernen, den nationalen Forderungen allmählich sich zu näheren. Es ging aus der Partei hervor, die die Convention von Olmütz schloß, und gleichwohl mußte es dem Willen des Souveräns gemäß Hand anlegen, um die Erinnerungen an Olmütz, wie in Hessen, so in den Herzogthümern zu vertilgen. Das ist ein Fortschritt, der nicht übersehen werden darf. Die innere Natur unseres Staats mit seinen unverkennbaren Bedürfnissen und Zielen übt eine so mächtige Wirkung auf die Parteien aus, daß sie aus dem engen Kreis ihrer Ideen und Neigungen herausgeschoben, daß sie gezwungen werden, ihm als Organe für seine Aufgaben zu dienen. Sollen wir uns nicht freuen, daß Preußen trotz des Einflusses der Kreuzzeitungspartei, trotz der Verbindung mit Oesterreich doch heute schon als der alleinige Träger der nationalen Hoffnungen erscheint? Wenn sich die Blicke des deutschen Volks unter dem Ministerium Bismarck auf Preußen richten müssen — so ist dies ein Beweis, was dieser Staat wird leisten können, wenn ihm das Glück einer Regierung zu Theil geworden ist, die mit Entschiedenheit die mächtigen Hebel der liberalen Ideen in Bewegung setzt. Der Armee aber, die das Werkzeug dieses so begünstigten Staates ist, wünschen wir aus voller Seele, daß sie zu den Lorbeeren von Düppel bald neue Siegeskränze pflücken möge. Nur zugleich mit ihrem Ruhm kann Preußen wachsen; nur mit dem Erfolg ihrer Waffen kann das Selbstgefühl gestärkt, der Rückfall in den alten Kleinmuth verhindert werden. —

Durch den Sieg der Preußen bei Düppel und durch das Scheitern Lord



Clarendon's in Paris ist der Glaube an den guten Ausgang unserer vaterländischen Krise befestigt. Man hofft von den freien Berathungen unter dem Präsidium des friedenseifrigen Lord John Russell freilich wenig genug; aber man fürchtet von ihnen noch weniger. Hat das Ueberschreiten der Eider, der Angriff auf die Dannewerke und die Erstürmung der Düppeler Schanzen auch nicht den Keim einer europäischen Coalition gezeitigt, so werden die Unterhaltungen der Herren in London ihn schwerlich zur Reife bringen.

Freilich wenn auf dieser Conferenz die Mehrheit bindende Beschlüsse fassen könnte, und wenn sie die Macht oder den Willen hätte, ihre Ausführung mit dem Schwert zu erzwingen, so möchte das Ende leicht eine neue Befestigung der dänischen Monarchie sein. Denn von Dänemark und Schweden abgesehen, behalten drei Mächte dieses Ziel gewiß im Auge: England, Rußland und unser Bundesgenosse Oesterreich. Beginnen wir unter diesen dreien mit der Macht, die sich am meisten im Hintergrund gehalten hat, mit Rußland. Mag es wahr sein oder nicht, daß Fürst Gortschakoff kürzlich in einer vertraulichen nach Berlin gerichteten Depesche auf die Interessen Rußlands in der Ostsee aufmerksam gemacht und gegen die Zerstückelung Dänemarks sich verwahrt habe — gewiß ist, daß die russische Diplomatie nach diesen Gesichtspunkten verfährt. Es ist ihr nicht zuzumuthen, daß sie sich freuen soll, wenn die mit dem Warschauer Protokoll so listig erworbenen Erbansprüche nun wieder vernichtet werden. Sie hatte weit reellere Gründe, als England, dagegen zu arbeiten, und wenn sie gleichwohl sich mehr zurückhielt, so war es weniger die Dankbarkeit gegen Preußen, als das Bewußtsein der eigenen Schwäche, welches ihren Eifer lähmte. Was sie wünscht, hat uns das englische Blaubuch in authentischer Form verrathen. „Rußlands Streben, sagte Fürst Gortschakoff im Februar zu Lord Napier, ist: Dänemark zu erhalten und Deutschland zufriedenzustellen. Man muß die Entwickelung der Streitfrage unter eine Controlle bringen, und das kann nur durch eine Conferenz geschehen. Inzwischen muß man große Sorge tragen, den Faden, der die Cabinette von Wien und Berlin an die Vereinbarungen von 1852 bindet, nicht reißen zu lassen. In Wien ist dieser Faden stärker, in Berlin ist er loser; auf beiden Punkten muß man ihn erhalten, bis die Conferenz zusammentritt, auf der allein jene Bande befestigt werden können." Wir wissen also, Rußland wird so viel als möglich den Zustand zu erhalten suchen, den seine eigene Politik 1849 bis 1852 geschaffen hat; und da ihm ein fester Schutz für die Deutschen in Schleswig und die Wiedervereinigung dieses Herzogthums mit Holstein nicht mehr zu verhindern scheint, so wird es dazu mitwirken, diese Concession auf Südschleswig zu beschränken und Nordschleswig vollständig den Dänen zu überliefern. Wenn es gelänge in dieser Weise die Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten mit dem Princip der dänischen Integrität zu verbinden, so würde das Eiderdänenthum am Schluß eines siegreichen deutschen Feldzuges die Genugthuung haben, seine Ziele wenigstens zur Hälfte — die Incorporation von halb Schleswig — zu erreichen. Dies ist das Programm der russischen Politik und mit großer Entrüstung weisen seine Agenten den Plan der Trennung zurück. Aber Rußland ist heute so wenig, wie im Februar in der Lage, Deutsch-

[illegible]

Wir haben Gründe zu glauben, daß die Anfänge solcher Resignation auch in die Herzen der englischen Staatsmänner bereits eingezogen sind. In dem Beitrag zur Geschichte der englischen Politik, welche diese Blätter jüngst nach dem Blaubuch gaben, ist der Bruch der Whigs mit den Idealen und nationalen Principien, die sie zur Schau tragen, ist ihre [illegible] Rolle gegen Deutschland, ihr Eifer, Frankreich und Rußland gegen uns zu werben, dargestellt worden. Auch durch die jüngsten Momente zieht sich diese Zweideutigkeit, nur ist zugleich jeder Zweifel darüber entfernt, daß es bei den ungerechten und hochmüthigen Phrasen sein Bewenden haben wird. Diesen unschädlichen Fanatismus wollen wir den Engländern nicht zu sehr anrechnen; denn am Ende kann man ihn durch Derbheit pariren, und er hat uns nach zwei wichtigen Richtungen hin Dienste geleistet. Er bewog Frankreich zu einer um so maaßvolleren Haltung, und er ermunterte die Dänen in ihren tollen Prätensionen. Lord Palmerston mit seinen unsinnigen Ausfällen gegen Deutschland, mit seinen drohenden Versicherungen, daß Dänemark nicht allein stehen werde; Lord Russell mit seiner Schwäche, seiner Fügsamkeit gegen jede Laune des Kopenhagener Cabinets, — sie haben unseren Gegner erst so wahnwitzig gemacht, wie er werden mußte, um in's Verderben zu stürzen. Unter diesen Umständen mögen wir ihnen ihre Umtriebe in Europa nachsehen, zumal sie doch so vorsichtig waren, für sich allein keinen Mann und keinen Thaler an die dänische Monarchie zu setzen. Als Dänemark im Februar die britische Hülfe auf Grund der Garantie von 1720 anrief, mußte Lord Cowley in Paris sondiren, wie Frankreich über jene Verpflichtungen denke, und da der französische Minister seine Zweifel über die Ausführbarkeit der Garantie aussprach und jedenfalls keinen praktischen Anlaß zur Einmischung fand, so schrieb auch Lord John am 19. Februar an Sir A. Paget: es sei im Augenblick keine Nothwendigkeit, die Principfrage d. h. die Gültigkeit des Vertrags zu erörtern, da Oesterreich und Preußen erklärt hätten, die Integrität Dänemarks ungestört lassen zu wollen. Auf Fürst Gortschakoff's Anfrage: welche Art und welches Maaß bewaffneten Beistands England eventuell gewähren wolle, ob es nur in

Verbindung mit allen Geranten, oder mit einigen, oder auch allein auftreten werde, erwiderte Lord John (10. Februar): eine Antwort wäre voreilig, ehe nicht ermittelt sei, wie Rußland zu dem Princip, Dänemark durch materielle Hülfe aufrechtzuerhalten, sich stelle. So schoben die beiden dänenfreundlichen Cabinette sich die entscheidende Antwort zu und Lord John begab sich nun wieder an das gefahrlosere Geschäft, eine Conferenz zu Stande zu bringen, und ließ es sich gefallen, daß Dänemark auf seinen Vorschlag einer Berathung ohne Waffenstillstand (24. Februar) und weiter auf das von ihm befürwortete Anerbieten der deutschen Mächte (7. März) Wochen lang die Antwort schuldig blieb. Bischof Monrad war der Meinung, es könne doch nichts nützen, auf eine Conferenz zu gehen, blos um sie wieder zu verlassen; er sei überzeugt, daß die Bedingungen, auf welche Deutschland eingehen würde, von Dänemark nicht angenommen werden könnten. Der englische Minister klagt (9. März) über diese große Unklugheit, die Aussicht auf eine Lösung von sich zu stoßen, da doch keine europäische Macht bereit sei, für die Dänen zu kämpfen. Er sucht sie aus der Einbildung zu reißen, als müsse doch endlich Europa ihnen helfen, als würden sie durch eine Verlängerung des Krieges gewinnen. Selbst wenn Oesterreich wegen eigener Verlegenheiten zurücktreten müßte, so wird doch Preußen allein oder mit dem Bunde stark genug sein und es wird dann weiterreichende Zwecke verfolgen. Und wenn auch die dänische Kriegsflotte den deutschen Handel beunruhigen und schädigen kann, so wird doch ein so reiches und ausgedehntes Land wie Deutschland seine Schwäche zur See nicht lange Zeit ertragen. Und zu diesen fruchtlosen Ermahnungen fügt Lord John noch thörichtere Versprechungen. Freilich, sagt er, werden Oesterreich und Preußen die Vereinigung Holsteins mit Schleswig vorschlagen und geltend machen, daß der Krieg die Stipulationen von 1851—52 zerrissen habe. Aber „an den neutralen Mächten wird es dann sein, jene Vereinbarungen mit den, zu den jetzigen Verhältnissen passenden Modificationen zu unterstützen.“ Als Herr von Quaade endlich am 18. März die Conferenz im Princip — und zwar nach der älteren englischen Idee ohne Waffenstillstand — annimmt, als er ferner die schon seit dem preußischen Circular vom 19. Januar völlig unmöglich gewordene Bedingung hinstellt, daß die Vereinbarungen von 1851—52 zur Basis genommen, und jeder Plan, der dem Bunde einen Einfluß auf Schleswig einräume, bei Seite gestellt werde — ist Lord John (21. März) so schwach, diese dänischen Insolenzen zu colportiren; er fügt sich in die Verwerfung des Waffenstillstands, er weiß zwar voraus, daß Preußen und Oesterreich auf jene Basis nicht eingehen werden, aber er macht sich doch daran neue Depeschen zu schreiben und bringt heraus, daß die Forderung Monrad's doch eigentlich nur formel sei, da er ja neben jener Basis die Discussion anderer Arrangements nicht ausschließen wolle. Er ist sehr verstimmt über den von deutscher Seite dazwischen geworfenen Ausdruck Personal-Union, der nur erfunden sei, um neue Schwierigkeiten zu schaffen und den man deshalb vermeiden müsse, und doch findet er auch wieder, daß der dänische König zu Holstein eigentlich schon im Verhältniß der Personalunion stehe. Groß aber ist seine Befriedigung, als er nun die Nachricht empfängt, daß Monrad auf der

Annahme seiner Bedingung nicht bestehen wolle. — So werden die Gegensätze nicht ernst angefaßt und reel gemindert, sondern sie werden in eine Fluth von Geschwätz untergetaucht, um selbstverständlich auf der Conferenz in ihrer ganzen unversöhnlichen Schärfe wieder hervorzutreten.

Die englischen Minister haben sich über die Hartnäckigkeit der Dänen bitter beklagt und die Besorgniß ausgesprochen, daß daran alle ihre Anstrengungen scheitern würden. Nur scheinen sie nicht einzusehen, daß sie selbst die Mitschuld tragen, indem sie ihren Druck überwiegend gegen Deutschland richteten, und das zu einer Zeit, wo die Dinge bei uns schon unaufhaltsam im Zuge waren und die unablässigen Interpellationen nur die Stimmungen verbittern konnten. Die Dänen nehmen unsere Schiffe und erklären unsere Häfen für blockirt — und Sir A. Buchanan erhebt Einrede gegen den Vormarsch der preußischen Truppen nach Kolding; wir beschießen einen verschanzten Ort, der ein wesentliches Glied in der Vertheidigungsposition des Feindes ist — und das britische Parlament überschüttet uns mit Beschimpfungen, das britische Ministerium erhebt Beschwerden; zwischen London und Paris entwickelt sich eine Spannung, die der Machtstellung Englands auf dem Continent Gefahr droht — und die englischen Organe kündigen uns an, daß die Bande zwischen Großbritannien und Deutschland nun für immer und ewig zerrissen seien. Das ist ein Verfahren, welches gegen die Gesetze des gesunden Menschenverstandes verstößt und nur aus einer maaßlosen Selbstüberschätzung einigermaaßen erklärt werden kann. Einer großen und ehrliebenden Nation tödtliche Beleidigungen in's Gesicht zu schleudern, mag erlaubt sein, wenn man am Vorabend eines Krieges steht; aber sie beleidigen, während doch Alle — Regierung und Opposition — den Krieg scheuen, das ist eine bedenkliche Nichtachtung der eigenen Interessen und der Schwierigkeiten, denen man sich vielleicht sehr bald gegenüber befinden kann. Und doch laufen die Anklagen und die Friedensversicherungen bunt durcheinander, und die letzteren häufen sich, seitdem Frankreich seine Stellung auf der Conferenz fixirt hat. Die Minister erklären wiederholt: England habe den Dänen niemals bewaffnete Hülfe versprochen, es habe für sich allein keine Pflicht, der Londoner Tractat sei kein Garantievertrag; und Lord Wodehouse gesteht, Dänemark habe alle seine Zugeständnisse zu spät gemacht. Der englische Premier freilich bewahrt den französischen Eröffnungen gegenüber zum Schein seine zuversichtliche Haltung. Auf die Frage Verney's (8. April): wer die Herzogthümer auf der Conferenz vertrete, hat er den Witz bereit, daß sie zu allernächst von ihrem rechtmäßigen Souverän vertreten würden. Er beruhigt seine Zuhörer mit dem Sophisma: Frankreich fordere die Befragung der Schleswig-Holsteiner nicht, sondern empfehle sie nur, und fügt die vorgreifende Vermuthung hinzu, daß die anderen Mächte dem Gedanken wohl nicht nachgeben würden. Russell ist ehrlicher; als er am 10. April den wenigen alten Lords zu antworten hatte, denen dann und wann noch der Gedanke einer Sendung der britischen Flotte nach Alsen oder Kiel durch den Kopf fährt, meinte er: es sei nicht zu übersehen, daß während England sich der dänischen Integrität, Frankreich sich mehr der Interessen der Nationalitäten und des Volkes von Schleswig-Holstein annehme. Die Parlamentsverhandlung vom

19. April ließ auf Osborne den Eindruck zurück, als sei der Vertrag von 1852 ein todter Buchstabe geworden. Die Stimme der unabhängigen Liberalen, die das deutsche Recht vertheidigen, macht sich heute doch im Unterhause schon kräftiger geltend, als es Jahre lang geschah; das Gefühl beginnt sich zu regen, „daß Lord Palmerston die Ehre Englands blosstellte, als er jenen Vertrag schloß, der von den Rechten eines freien Volkes Umgang nahm." Aber in der Aristokratie und im Volk sind diese Ansichten noch in einer Minorität, die nur durch unser klares und kräftiges Vorwärtsgehen allmählich zur Mehrheit werden kann; und so wird das englische Cabinet fortfahren, für die Erhaltung der dänischen Monarchie zu thun, was sich — mit Worten thun läßt.

Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß auch Oesterreich zu diesen Freunden der dänischen Gesammtmonarchie gehört und daß dort, abweichend von uns, der Souverän und die Minister und — mit verschwindender Ausnahme — auch die sogenannten Liberalen sich in den gleichen Wünschen begegnen. Im Anfang Februar versicherte Graf Rechberg dem englischen Gesandten, der Kaiser wünsche so vollständig die Aufrechterhaltung des Prinzips der Integrität, daß es überflüssig sei, in dieser Frage weitere Befehle von ihm einzuholen. Er beklagt das Vorrücken der Alliirten über die jütische Grenze und während der preußische Minister die Occupation von ganz Jütland ankündigt, spricht er die Hoffnung aus, daß die Truppen nicht über Kolding hinausgehen würden. Im Anfang März erzählt Graf Rechberg von seinen Bemühungen, den Bund, der wegen der Wegnahme deutscher Schiffe Dänemark den Krieg erklären wolle, von diesem Schritte abzurathen. Der Vormarsch nach Jütland und die Absendung einiger österreichischer Kriegsschiffe werde dem Bunde zeigen, daß die Kriegserklärung überflüssig sei. Das Bestreben Oesterreichs geht dahin, die militärischen Operationen, wie die politischen Zielpunkte möglichst einzuschränken. Aber wie es dort allmählich vorwärts gedrängt wird, so gebietet ihm auch hier sein Interesse und die Rücksicht auf seine Stellung in Deutschland, hinter seinem Rivalen nicht allzuweit zurückzubleiben. Nachdem Preußen im Januar die Idee der Personalunion aufgestellt hat, ist es, wie aus einer englischen Depesche vom 24. Februar hervorgeht, nun auch seinerseits genöthigt, Modificationen an den Vereinbarungen von 1851—52 zu fordern. Aus der kürzlich veröffentlichten Correspondenz, die Instructionen für den Bundesbevollmächtigten betreffend, läßt sich die Linie, welche Oesterreich auf der Conferenz einhalten will, erkennen. Seinen Vorschlägen nach sollte der Commissar die Verwandlung Rendsburgs in eine Bundesfestung, ein schleswig-holsteinsches Indigenat und gemeinsame Vertretung der beiden Herzogthümer, ein Schleswig-Holstein »innerhalb der dänischen Monarchie« erstreben. Die Frage nach dem Anschluß Schleswigs an den Bund betrachtete Graf Rechberg noch als weiterer Erwägung bedürftig. Die Bedeutung der Integrität der dänischen Monarchie sollte in der Instruction erwähnt, der Vorbehalt des Bundes in der Erbfolgefrage dadurch unschädlich gemacht werden, daß der Bund, statt auf seine eigene künftige Entscheidung, auf den Rechts- und Schiedsspruch irgend einer unbekannten Autorität hinwiese. Diese Anforderungen sind äußerst bescheiden, sie reichen noch lange nicht an eine wirkliche Personalunion, an eine

bis in die Spitzen gehende Trennung der Civil- und Militärverwaltung, der Armee u. s. w.; ja sie lassen dem König Christian die Möglichkeit, neue Versuche zu einer Gesammtstaatsverfassung anzustellen. Oesterreich wird so lange als möglich danach trachten, in Dänemark das Gegenbild seiner Zustände zu erhalten, also weder eine ernsthafte Personalunion, noch die Trennung begünstigen. Wie seine eigenen inneren Verhältnisse auf dem geraden Gegentheil von historischem Rechte und Legitimität beruhen, so hat es Recht und Legitimität auch an dem Augustenburger Hause nicht geachtet. Aber seine Lage ist dadurch keine beneidenswerthe geworden; es schwebt jetzt in der doppelten Sorge theils vor den plötzlichen Schwenkungen seines Alliirten, theils vor den Vorschlägen Frankreichs. Es kann den letzteren, wenn Preußen und am Ende gar England sie sich aneignen, keine Gewalt entgegensetzen, und doch ist die Selbstbestimmung der Nationalitäten ein Grundsatz, der ihm an's Leben geht. Die Besorgniß vor Annexionsgelüsten Preußens kommt dazu, und so überzeugt es sich, um schlimmeren Principien zu entgehen, vielleicht in der letzten Stunde noch davon, daß der Herzog Friedrich ein Recht auf Schleswig-Holstein habe, und daß die Wahl der Stände nur ein Act der Huldigung vor diesem Rechte sei.

Wir müssen es zu unserem Schmerz bekennen, daß in Folge der zögernden, der nationalen Strömung entgegenkämpfenden preußischen Politik die diplomatischen Actenstücke Frankreichs für das Schicksal der Herzogthümer fast so schwer wiegen, als unsere Waffenthaten. Frankreich ist auf dem Wege geblieben, den es am 8. Januar ankündigte; eine Coalition mit England wies es wiederholt zurück, den Conferenzgedanken Lord John's vereitelte es vor dem Ausbruch des Krieges und zeigte auch später für ihn nur geringes Interesse. Lord Cowley klagte am 12. März, daß Herr Drouyn die dänische Regierung von dem österreichisch-preußischen Vorschlage nur einfach in Kenntniß gesetzt und nur die vage Versicherung daran geknüpft habe, Frankreich sei stets bereit, an dem Werke der Friedensstiftung mitzuarbeiten. Der französische Minister giebt den Grund ganz trocken an: Frankreich, sagt er, möchte nicht die Verantwortlichkeit übernehmen, Dänemark zu einer Conferenz zu drängen, die eventuell ohne Erfolg bleiben dürfte. Am 14. März verheißt er dann die Theilnahme seiner Regierung, wenn die anderen Mächte zugesagt hätten, und am 20. geht jene wichtige Depesche nach England, durch welche dem Londoner Protocoll ein neuer, tödtlicher Streich versetzt wurde. Der Minister kündigt die Ideen, die Linie des Verhaltens an, welcher Frankreich auf der Conferenz folgen werde. Nach einigen Höflichkeitsbezeugungen für die Weisheit der Combination von 1852 stellt er die Vermuthung auf, daß ihre Ausführung doch unübersteigliche Hindernisse finden werde, und geht auf den Mittelpunkt des Streites ein — auf die Rivalität zweier Volksstämme innerhalb der dänischen Monarchie. In jedem derselben ist ein Nationalgefühl, dessen Stärke nicht in Zweifel gezogen werden kann. „Was ist also natürlicher, als daß man in Ermangelung einer allgemein anerkannten Regel den Wunsch der Bevölkerungen zur Grundlage nimmt? Indem wir die Anwendung eines Grundprincips unseres öffentlichen Rechts verlangen, sowohl für Dänemark, als für Deutschland den Vortheil dieses Prinzips in Anspruch

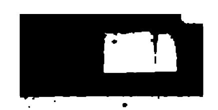


nehmen, glauben wir die gerechteste und leichteste Lösung der Frage vorzuschlagen." — Frankreich hat diese Idee in keiner späteren Aeußerung restringirt, nur ist es offenbar bemüht gewesen, die Bedenken, welche sein Vorschlag etwa bei Preußen finden könnte, zu beseitigen. Man hat hinzugefügt, daß die vorgängige militärische Räumung der Herzogthümer dahin beschränkt werden könne, daß die Truppen an geeigneten Grenzpunkten concentrirt würden; man hat sich dagegen verwahrt, den Modus der Befragung bestimmen zu wollen; bei dieser Frage müsse die Sitte des Landes als Regel dienen. Also auf das suffrage universel kommt es Frankreich nicht an; es acceptirt auch das Votum der Stände. Was Toskana und die Romagna sich durch einen zähen Widerstand ertrotzten, das wird den Herzogthümern von französischer Seite freiwillig zugestanden; und es war nur eine Ausflucht in der Noth, wenn Lord Palmerston, an die diplomatische Form der französischen Depesche sich anklammernd, im Unterhaus versicherte, daß alle Mächte an dem Londoner Protokoll festhalten wollten.

Wir haben die Motive, welche Napoleon III. — fast scheint es wider den Willen seiner Umgebung — zu dieser uns so günstigen Haltung bewogen haben, wiederholt besprochen. Als er 1859 in Mailand einzog, sagte er den Italienern: „Wenn es Menschen giebt, die das Zeitalter, in dem sie leben, nicht begreifen, so will ich doch nicht zu ihnen gehören. Bei dem heutigen Stand der öffentlichen Meinung ist man mächtiger durch den moralischen Einfluß, den man ausübt, als durch unfruchtbare Eroberungen." Er hat dann doch zur Ausgleichung für die gebrachten Opfer und für den Machtzuwachs Piemonts ein Aequivalent gefordert. Indessen hier liegen die Dinge anders. Durch die Bildung eines selbständigen Kleinstaates an der Elbe werden die Machtverhältnisse nicht wesentlich zu Ungunsten Frankreichs verrückt; es legt sich nur die Schranke auf, in die nordische Krisis nicht störend einzugreifen, und es genießt für diese Resignation den Triumph, das englisch-russische Arrangement zum Scheitern und die Grundsätze des Kaiserreichs in einem neuen Falle zum Siege zu bringen. Vielleicht knüpfen sich hieran noch geheime, fernliegende Gedanken. Mit der Freundlichkeit gegen Deutschland steigert sich der Antagonismus gegen England, und das Princip der Nationalitäten könnte einmal das Mittel werden, um Frankreich zu erweitern, um England auf dem Continent schwer zu treffen. Indessen dies sind Nebelgebilde, die am fernen Horizont aufsteigen und die, ehe sie eine feste Gestalt gewonnen haben, längst wieder zerstreut sein können. Genug, daß der Vorschlag Frankreichs für den Augenblick ohne Hintergedanken ist, sobald nur Preußen sich bereit findet, ihn im Interesse Deutschlands und Schleswig-Holsteins ohne Hintergedanken zu verwerthen.

Die Einleitung dazu scheint getroffen zu sein. Wir haben unseren Widerspruch mit der ganzen Grundlage der preußischen Politik so bestimmt hingestellt, daß wir heute auch die Fortschritte bezeichnen dürfen, die sie immerhin gemacht hat. Die englischen Agenten melden zwar aus Berlin, daß Preußen an der Integrität Dänemarks festhalte, aber eine feste Zusicherung der Art ist doch nicht gegeben. Die Depeschen vom 24., vom 30. und 31. Januar ließen doch für die Zukunft freie Hand. Die erste hob hervor, daß es unmöglich sei, den Lon-

doner Vertrag aufrecht zu erhalten und zugleich die innerlich mit ihm zusammenhängenden Vereinbarungen offen verletzen zu lassen; die zweite sprach aus, daß Preußen zwar, um seine Beziehungen zu den Mitcontrahenten der Londoner Acte nicht zu trüben, von seinem Recht der Lossage von dem Vertrag nicht Gebrauch gemacht habe: daß aber, wenn Dänemark der Besetzung Schleswigs mit Waffengewalt entgegentrete, die zwischen beiden Staaten bestehenden Verträge dann aufhören würden in Kraft zu sein; die dritte ging wieder einen Schritt zurück, machte aber wenigstens die künftigen politischen Forderungen von dem Maaße der gebrachten Opfer abhängig. Als positives Programm stellte Preußen (zuerst in dem Circular vom 19. Januar) eine zwischen dem Gesammtstaat und der gänzlichen Trennung in der Mitte liegende Combination auf, — jene Personalunion, die dem vermittelnden Lord John so ungelegen kam, weil er den unbezwingbaren Widerwillen der Dänen dagegen kannte. Inzwischen erhielt sich in den officiösen Kreisen die Abneigung gegen den Augustenburger und ihre Presse fuhr fort in dem entsprechenden Tone zu schreiben. Aber man wußte zugleich, daß diese Stimmungen an entscheidender Stelle nicht getheilt werden, und da nun doch das ostensible preußische Programm innerlich unmöglich war und weiter zurückzugehen die Ehre verbot, so wuchs die Hoffnung, daß Preußen sich zuletzt für die volle Selbständigkeit der Herzogthümer unter ihrem legitimen Fürsten entscheiden werde. Diesem Gange entsprach es, daß das Verhältniß Preußens zu den deutschen Bundesregierungen sich allmählich freundlicher gestaltete, während es von Seiten Oesterreichs unfreundlicher wurde. Noch am 20. Februar schrieb Sir A. Buchanan nach London: Preußen scheine, falls Oesterreich einwillige, nicht übel Lust zu haben, die Bundestruppen mit Gewalt aus Holstein zu entfernen; dieses Stadium ist jedenfalls heute überwunden und der Umstand, daß man jenes Herzogthum jetzt im ungestörten Besitz der Bundesmacht läßt, ist ein Beweis, daß eine von dem nationalen Recht abweichende Lösung der Frage nicht ernsthaft in's Auge gefaßt ist. Die Correspondenz zwischen den Herren v. Bismarck und v. Sydow hat nun allerdings manche sanguinischen Erwartungen wieder enttäuscht. Der preußische Minister zollt der österreichischen Ansicht über die dem Bundesvertreter zu ertheilenden Instructionen vollen Beifall und ist nur für Weglassung der Ausdrücke, die in Frankfurt auf entschiedenen Widerspruch stoßen würden. Er stellt nur den Satz an die Spitze, daß der Bevollmächtigte für die Selbständigkeit der Herzogthümer im weitesten Sinne zu wirken und jede erreichbare Garantie dafür zu fordern habe, ohne daß der Weg genauer angegeben werde. Es scheint ihm besonders darauf anzukommen, Freiheit des Handelns zu behalten, für keine bestimmte Lösung der Frage sich zu verpflichten. Diese Correspondenz fällt vor den Sieg vor Düppel und auch vor die volle Wirkung des französischen Vorschlags. Durch den ersteren ist es ja endlich wohl entschieden, daß die Dänen die Herzogthümer nie wieder erhalten: durch den zweiten ist auch der neue Souverain bestimmt, denn einen anderen, als ihren rechtmäßigen Herzog Friedrich werden die Schleswig-Holsteiner nicht wollen. Preußen aber hat der französischen Proposition zugestimmt und die Vorlage der Successionsfrage an die Stände der Herzogthümer in Aussicht ge-



stellt — zwar nicht, so viel wir wissen, in einer schriftlichen Erklärung, wozu keine directe Veranlassung vorliegen mochte, aber doch im mündlichen diplomatischen Verkehr. Es wird sich bald zeigen, ob bei dem Berliner Kabinet nun der Wille vorliegt, die Frage im nationalen Sinne zu lösen. Von einer europäischen Gefahr kann heute, nachdem Frankreich sich für jene Lösung engagirt hat, keine Rede mehr sein: Preußen wird durch keine ernste Schwierigkeit abgehalten, auf der Londoner Conferenz die Befragung der Stände zu fordern und von dem Votum derselben die Ordnung der Souveränitätsfrage abhängig zu machen. Es ist auch nicht verhindert, diese Forderung auf eigene Hand durchzuführen, wenn die Mehrheit der Conferenz sich dagegen erklärt. Die Constituirung eines unabhängigen Staates Schleswig-Holstein, der uns die gebrachten Opfer reichlich entgelten und zu seiner Selbstvertheidigung sehr bald stark genug sein würde, — ist ein Unternehmen, das heute nicht mehr Gefahr bringt, als früher der Uebergang über die Eider oder der Vormarsch nach Jütland. Ein Verschleppen solcher Entscheidung wäre kaum anders erklärbar als durch Annexionsideen. Das sind windige Projecte, mit denen man die Gunst der Gegenwart und einen schönen und ruhmvollen Erfolg für eine völlig unsichere und vielleicht ungünstige Zukunft preisgiebt. Bei der großen Menge kann man mit solchen Gedanken leicht Beifall finden; sie hat keine Vorstellung davon, wie eifersüchtig und scharf in der europäischen Staatenwelt die Vergrößerungsversuche einer einzelnen Macht controllirt werden. Die Verständigeren aber wissen, daß wir nur durch die stärksten nationalen Hebel oder durch sichere Allianzen in den Stand gesetzt werden könnten, unsere Grenzen zu erweitern. Jene fehlen uns in dem vorliegenden Falle, wir würden wie Europa, so auch die deutschen Bundesstaaten sammt ihrer Bevölkerung gegen uns haben. So bliebe denn nichts übrig, als uns der französischen Allianz in die Arme zu werfen — auf schlimme Concessionen und auf jede Gefahr hin. Wir sind völlig frei von jedem Vorurtheil gegen Frankreich, wir meinen auch, daß ein Staat seine Bündnisse lediglich nach seinen Interessen wählen soll, aber ein Pact, der ausdrücklich gegen die nationalen Gefühle und Rechtsüberzeugungen sich richtete, würde uns schwerlich Segen bringen. Indessen es ist müßig hierüber zu reden, denn man müßte die Personen und Verhältnisse am preußischen Hofe schlecht kennen, um zu glauben, daß derselbe sich den Consequenzen einer solchen Politik unterziehen würde. Lassen wir also die unruhigen Combinationen in der Manier der Thugut und Haugwitz. Sie sind unfruchtbar, aber sie verzögern den Fortgang der guten Sache und bringen uns um den moralischen Erfolg, den wir in Deutschland und Europa erringen können. Vor allem die, welche zur liberalen Partei in Preußen sich zählen, dürfen sich durch so vage Phantastereien nicht verlocken lassen. Sie opfern damit eine unerschütterliche Position — das Recht; und aus dieser Verschanzung einmal herausgetrieben und auf den Boden der politischen Zweckmäßigkeit gedrängt, mögen sie dann sehen, was sie einzuwenden haben, wenn über Schleswig-Holstein noch einmal nach Gründen einer europäischen Zweckmäßigkeit entschieden wird. Unser Standpunkt in der nationalen Frage ist das Recht; nicht das todte formale, sondern das lebendige sittliche Recht, das vom Bewußt-

sein der schleswig-holsteinschen Bevölkerung getragen wird; und von hieraus werden wir auch am leichtesten die Brücken wiederfinden zu dem Recht, welches wir in unserem inneren Staatsleben vertheidigen.

Ueber den Verlauf der Conferenz lassen sich bis heute nur allgemeine Vermuthungen anstellen. Es war vorauszusehen, daß England sofort die Einstellung der Feindseligkeiten beantragen und Frankreich ihm bei dieser Friedensbemühung seine Unterstützung nicht versagen werde. Der Trotz der Dänen wird auch hier unsere beste Hülfe sein. Es ist wahrscheinlich, daß sie auf der Fortdauer der Blockade bestehen; und vor der Aufhebung derselben und der Räumung Alsens kann Preußen die Waffen nicht ruhen lassen. Vernünftiger Weise läßt sich doch die Blockade nicht als Gegengewicht gegen die Occupation Jütlands darstellen, welches wir freilich als Pfand für die Kriegskosten und die gekaperten Schiffe behalten müssen; denn unsere Truppen versperren nicht den Jüten den Handel und Verkehr, wie er uns durch die Scheinblockirung unserer Häfen versperrt wird. Wir geben noch die Hoffnung nicht auf, daß gleich bei dieser ersten Frage die kriegführenden Parteien so an einander gerathen, daß die Conferenz ihr Vermittlungsgeschäft vorläufig vertagt. Die feindlichen Truppen in Friedericia sind uns leider durch rasche Flucht entgangen; aber der Uebergang nach Alsen wie nach Fühnen ist kein zu schwieriges Unternehmen, und wer von den Dänen einen raschen Frieden erzwingen will, muß ihnen das Messer an die Kehle setzen. — Nimmt die Conferenz ihren Fortgang, so ist ferner vorauszusehen, daß ihr Vorsitzender den Antrag stellen wird, vor allen weiteren Discussionen und vorbehaltlich der nationalen und constitutionellen Rechte der Herzogthümer das Princip der Integrität der dänischen Monarchie allseitig anzuerkennen. Damit träte denn der Punkt ein, wo Herr v. Beust gegen jede einseitige Lösung der dynastischen Frage ohne Rücksicht auf Recht und Rechtsüberzeugung der Schleswig-Holsteiner Einspruch zu erheben hätte. Denn er hat den Auftrag, auf die größtmögliche Selbständigkeit der Herzogthümer hinzuwirken und sein Protest, der von Frankreich nicht ignorirt werden kann, wird für diesen Zweck die weitgreifendsten Folgen haben. Damit wäre ferner der Moment gekommen, wo Graf Bernstorff Herrn v. Beust zu unterstützen hätte. Es würde tief zu beklagen sein, wenn Preußen dem Princip nicht sofort die principielle Forderung der Befragung der Stände entgegenstellen, wenn es sich begnügen wollte, die Integrität dem Scheine nach zuzugestehen und dieses Zugeständniß wieder auf einem Umwege durch die Bedingung der Personalunion, durch die Größe der einzelnen Forderungen illusorisch zu machen. Es ist freilich keine Frage, daß eine solche condition impossible die Conferenz auseinandersprengen kann, da Niemand da ist, der die streitenden Theile zu gegenseitiger Nachgiebigkeit zwingt. Aber der Unterschied ist, daß Preußen für den zweiten Operationsplan nur den höchst unzuverlässigen Beistand Oesterreichs, für den ersten dagegen Frankreich und den Bund auf seiner Seite hat. Ja, wenn es den dänenfreundlichen Cabinetten überhaupt gelänge, für ihr Princip erst ein allgemeines Ja zu gewinnen, so hätte Frankreich sein bisheriges Interesse an dem Streite verloren und es gewänne ein Recht zu verlangen, daß der dänischen Monarchie, die nun einmal auf der Basis des Londoner Protokolls



fortbestehen solle, auch die Bedingungen gewährt würden, um als feste Einheit zu existiren. Dieses Verfahren kann zu großen politischen Niederlagen, es kann keinenfalls zu einer raschen, positiven Lösung führen. Jenes erstere dagegen stellt ein freisinniges und großes Princip auf, das den Beifall der öffentlichen Meinung Europas finden wird und das von dem englischen Whigministerium nicht ernstlich bestritten, von Oesterreich nicht ernstlich verhindert werden kann. Vor uns liegt ein offener und gerader Weg, — an dessen Ziel die ehrenvollste, für Preußens Stellung in Deutschland, für seinen künftigen Einfluß in den Herzogthümern bedeutsamste Lösung winkt. Wird Preußen ihn gehen? — Wir bauen auf den vaterländischen Sinn des Monarchen, dem auf seinem Triumphzuge durch die Herzogthümer die Ueberzeugung sich aufgedrängt haben wird, daß es kein geringer Lohn für einen deutschen Fürsten ist, — jetzt und in der zukünftigen Geschichte als der Befreier Schleswig-Holsteins gepriesen zu werden.

Notizen.

Die Wiedergeburt Griechenlands und die Italiens werden, was immer auch an weiteren bedeutenden Entwickelungen die nähere oder fernere Zukunft im Schooß trage, unstreitig zu den Ereignissen gehören, welche die charakteristischsten Züge in der Physiognomie des neunzehnten Jahrhunderts bilden. Daß die beiden Nationen aus schimpflichen Banden gelöst und sich selbst wiedergegeben worden sind, auf deren alter Cultur, als dem einen Eckstein, alles Höchste und Edelste der modernen Civilisationen beruht, das wird ein Preis unseres Zeitalters sein, der gelten und glänzen muß, wie sehr auch bei eingehenderer geschichtlicher Kenntniß die einfache Größe der Thatsache geschmälert erscheinen mag durch das wuchernde Beiwerk niedriger Zwecke, kleinlicher Mittel, zweideutiger Charaktere. Voran ging die Erhebung Griechenlands; die griechische Nation stand am Ende einer Leidensgeschichte ohne gleichen; zu allem übrigen kam, daß selbst die Substanz seines Volksthums angegriffen, die reine Tradition des althellenischen Blutes getrübt worden war; einem großen Theil derer, die jetzt sich im Namen des Leonidas und Themistokles erhoben, floß in den Adern das Blut der slavischen Eroberer, welche in den mittleren Jahrhunderten Hellas überschwemmt hatten — aber in welchem Grade auch diese Mischung vor sich gegangen sein mochte, den fremden Elementen war doch die Prägung des Landes und seines Volksthums aufgedrückt worden, und die Trübung der natürlichen Abstammung rectificirte sich gewissermaaßen durch die höhere ideale Macht des Bezugs auf die große Vergangenheit der Nation; denn neben dem was ein Volk ist und was es leistet, kommt in Zeiten eines gezwungen passiven Daseins in der Geschichte doch das meiste darauf an, was es glaubt und was es von sich selbst glaubt; das griechische Volk hat sich selbst geistig niemals aufgegeben, und so steht es heute trotz allen inneren und äußeren Mißgeschicks im Großen und Ganzen dennoch da als die geistige Fortsetzung des alten Hellenenvolkes.

Freilich für Analogien zwischen dem Alten und dem Neuen dürfte man weniger zurückgreifen auf die Zeiten der griechischen Classicität in Staats- und Culturleben, auf die Perserkriege und das Perikleische Zeitalter; viel eher auf jene Periode des inneren und äußeren Verfalls, wie sie zwischen der macedonischen und der römischen Zeit liegt; hier am meisten würde man in der allgemeinen Art des Volkscharakters die Verwandtschaft des Damals mit dem Heute constatiren können. An diese Zustände der Auflösung, der Zerfahrenheit, der völlig entfesselten Selbstsucht bei außerordentlicher persönlicher Bravour scheint in der That das heutige griechische Volksthum in vielem anzuknüpfen; für das antike Leben des Volkes war dies der Endpunkt einer überlebten, sich auflösenden Cultur; wird von da aus kraft eines gesunden unverletzten Kernes das neugriechische Volk seinen Weg in entgegengesetzt aufsteigender Richtung nehmen, oder vielmehr, wird es auf diesem schon begonnenen Wege sich zu einem wirklich gedeihlichen und würdigen Ziel emporarbeiten?

Das ist die Frage der Zukunft. Bis jetzt ist man über das Stadium der Experimente noch nicht hinausgekommen; die jüngste Vergangenheit ist Zeuge gewesen, wie eines derselben so außerordentlich jämmerlich scheiterte, und wie man ein neues darauf gesetzt hat, an dessen Gelingen um so schwerer zu glauben ist, als es sich von dem ersten durch nichts anderes zu unterscheiden scheint, als dadurch, daß es das zweite ist. Es ist nicht zu leugnen, daß die Constituirung des neuen Griechenland von einem gewissen Unstern begleitet ist; die letzten Phasen zeigen es, die Zukunft wird allem Anschein nach leider noch mehr Material für diese Bemerkung bieten; aber die verhängnißvollen Keime dazu liegen schon in dem ersten Beginn.

Man hat bei der Erhebung Italiens in den letzten Jahren gesehen, was es für dieselbe bedeutete, daß in der Nation ein wenn auch noch so kleiner Kern einer formirten Macht vorhanden lag, welcher die Erhebung in die Hand nehmen, sie zu seiner Sache erklären, sie damit der ausschließlichen Vormundschaft der europäischen Diplomatie entziehen konnte. Dieser Vortheil war Griechenland nicht vergönnt. Man hat in Italien gesehen, welchen Werth es hat, wenn in den Zeiten der Erhebung an rechter Stelle der große Staatsmann erscheint, der mit der vollen und warmen Hingabe an die Idee der nationalen Freiheit ein überlegenes politisches Talent verbindet, der durch sein Genie sowohl, wie durch die Größe seines Charakters berufen ist, an die Spitze der Nation zu treten. Aber auch dies ist Griechenland versagt gewesen; die griechische Revolution hat keinen Cavour gehabt, und der Mann, welcher nach seinem Talente vielleicht im Stande gewesen wäre, seinem Vaterlande ähnliches zu leisten, ist ihm in hohem Maaße verderblich geworden; denn so gewiß es für eine neu erwachende Nation von der größten Wichtigkeit ist, welches ihre ersten Anläufe und Eindrücke sind auf dem neu begonnenen Wege, so gewiß ist für Griechenland die Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias eine überaus verhängnißvolle Periode gewesen.

Der Anlaß zu dieser Betrachtung kommt uns durch eine werthvolle Monographie, welche jüngst erschienen uns ein ausführliches Lebensbild dieses merkwürdigen Staatsmannes giebt (Graf Johann Kapodistrias. Mit Be-

nutzung handschriftlichen Materials von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy); der Verfasser war in der Lage, die griechische Geschichte in Griechenland selbst zu studiren, er hat in Korfu das noch ungedruckt liegende Material für seinen Gegenstand verwerthet, für den diplomatischen Theil desselben kam ihm der Besuch Englands und die Schätze des British Museum zu Statten; so erhalten wir eine Biographie, die ihre Aufgabe nach allen Seiten hin in eindringender, in hohem Maaße belehrender Weise erfüllt; Kapodistrias wird uns hier zum ersten Male in allen seinen Beziehungen, in seiner Entwickelung, seinen politischen Ansichten und besonders in seiner Thätigkeit als Präsident von Hellas auf Grund der originalsten Quellen vorgeführt; der Verfasser hat die gemeinhin geläufige Ansicht von dem Manne in wesentlichen Punkten umgestaltet; in das Detail der einzelnen Verhandlungen mit ihm eindringend, lernen wir die wesentlichen Triebfedern seines Handelns kennen und verstehen, wir erblicken die volle Schwäche und Mangelhaftigkeit seines Systems, und wenn bisweilen das Urtheil des Verfassers eine gewisse uns weniger anmuthende Schärfe und Bitterkeit zeigt, so ist freilich wahr, daß eine solche Betrachtungsweise nur allzu sehr und oft von dem Gegenstand herausgefordert wird.

Eine Nation, die sich aus Jahrhunderte langer drückender Knechtschaft erhob — der erste, den man ihr zum Haupt setzte, nicht ein Fürst, sondern ein Diplomat; freilich ein Grieche der Geburt nach, aber seine politische Schule hatte Kapodistrias in Rußland gemacht, und wenn von früh an schon in den heimischen corfiotischen Angelegenheiten sich sein aristokratisches, zur Bevormundung geneigtes Naturell gezeigt hatte, so bekam dies neue Nahrung und seine volle Ausbildung in der Atmosphäre des aufgeklärten Despotismus und später gar der heiligen Alliance, in die er als russischer Minister und als vertrauter Freund Alexander's I. eintrat. Im Jahre 1809 war er, französischen Anerbietungen ausweichend, in russische Dienste getreten; als russischer Diplomat hat er an den Verhandlungen des Wiener und Pariser Congresses Theil genommen; seine Denkschrift „sur l'Empire germanique," worin er im Sinne Stein's für das österreichische Kaiserthum plaidoyirte, bezeichnet nebst der Gegenschrift Wilhelms von Humboldt eine entscheidende Phase in der Gründungsgeschichte des deutschen Bundes, und noch heute bewundert man die Schärfe und die prophetische Wahrheit der Diagnose, die Kapodistrias damals der Zukunft eines losen deutschen Staatenbundes gestellt hat. Wie sehr bei alledem der feine Korfiot seine Stellung als russischer Minister und das Interesse seines Souverains zu wahren wußte, hat Mendelssohn mit Recht hervorgehoben.

Die Verbindung mit Rußland ist für Kapodistrias und für sein Lebenswerk entscheidend gewesen; zwar in den letzten Jahren Alexander's löste sich das enge persönliche Verhältniß; aber während er zurückgezogen in Genf lebte, reiften allmälig die Aussichten, die ihn an die Spitze der griechischen Nation führen sollten; am 11. April 1827 ward er durch die Nationalversammlung zu Trözen auf sieben Jahre zum Präsidenten von Hellas erwählt, und dann — seine Instruction, die leitenden Gesichtspunkte seiner Verwaltung sind in Petersburg in einer denkwürdigen Besprechung mit Kaiser Nicolaus festgestellt worden.

Das war nun das Verhängniß Griechenlands; auf dem Wege der Revo-



seinen bisherigen Schützling aufgegeben; Kapodistrias hätte noch hoffen dürfen, wenn er doch die Nation für sich gehabt hätte — wie hätte es der Fall sein sollen, nachdem er dieselbe im Sinn und im Interesse der russischen Politik Jahre lang terrorisirt und mißleitet hatte! Jetzt da es zur Entscheidung stand, stand er verlassen von Rußland, verlassen von der Nation.

Kapodistrias war keine fürstliche Natur im edeln Sinne, sondern Diplomat in allem Sinne; von seinem Beginn an hatte er seine Herrschaft in Griechenland auf diplomatische Kräfte und Künste und Verbindungen gestellt; jetzt zeigten diese ihre Unzulänglichkeit und er stand am Ende. Doch nicht völlig; wo alles andere ihn verläßt, bleibt ihm doch die eigene diplomatische Bravour treu, und in dem letzten gefährlichsten Kampfe schmeidigen sich die Glieder noch zu den glattesten, complicirtesten Gladiatorenfinten. Darf man in Dingen dieser Art von allem anderen absehen und sich nur dem Behagen an der Erscheinung, der Freude an irgend welcher Bravour hingeben, so wird man nicht ohne Vergnügen das feine Spiel beobachten, welches Kapodistrias nun begann, um dem fatalen Koburger den Geschmack an der dargebotenen Krone zu verleiden; es sind jene Briefe, in denen er dem erwählten Souverain von Griechenland, dem ernannten Erben seiner Macht die geeigneten vorläufigen Andeutungen über die Lage der Dinge, über die Natur seiner Aufgabe, über den Umfang der an ihn zu stellenden Ansprüche giebt; diese Aufklärungen dürfen, als gerade von ihm, dem Präsidenten kommend, nicht anders als durchaus authentisch sein; sie dürfen entfernt nicht den Schein erwecken, als sei es auf eine Abschreckung Leopold's abgesehen; der nun überflüssig Gewordene darf doch keine andere Miene annehmen, als die der Freude über das glückliche Loos, was seinem Vaterland mit dieser Königswahl gefallen — aber auf dem Grunde der Seele liegt ihm der Wunsch, daß seine dringenden Einladungen zu baldigem Erscheinen die entgegengesetzte Wirkung haben möchten. Und dies klingt denn durch alle diese Briefe hindurch, freilich so fein versteckt, so subtil verhüllt, mit so kluger psychologischer Berechnung, daß er seiner Wirkung an der betreffenden Stelle ziemlich sicher sein und doch zugleich auch jene Schriftstücke für die Oeffentlichkeit bestimmen konnte; man wird nicht sagen können, wie weit dies wirklich berechnet oder wie weit es der unwillkürliche Ausdruck dieses diplomatischen Naturells und der eigenthümlichen delicaten Lage war, worin sich dasselbe gesetzt sah; aber so sehr sind diese Briefe, so zu sagen, ein Triumph diplomatischer Stilistik, daß der Freund Kapodistrias', der Genfer Banquier Eynard, sie ausdrücklich veröffentlichte, um aufgetauchte Verdächtigungen zu widerlegen, und daß viele dieser Rechtfertigung zugestimmt haben; es kann kein Zweifel sein, daß die Interpretation, welche Gervinus und Mendelssohn ihnen geben, die richtige ist.

Leopold lehnte bekanntlich die griechische Krone noch im letzten Augenblicke ab; neben anderen Ursachen, die ihn bestimmten, haben die Schilderungen Kapodistrias auch ihre Wirkung nicht verfehlt; aber es war der letzte Triumph des Präsidenten; in Griechenland hatte man den neuen Herrscher herbeigesehnt, man verfehlte nicht, der Eifersucht des jetzigen die Ablehnung beizumessen; die Opposition wuchs, nach dem Ausbruch der Julirevolution mehrten sich die bedenklichsten Anzeichen — inmitten einer immer verfänglicher werdenden Lage

[illegible] am 9. October 1831 die Kugel und der Dolch der gegen [illegible] Mainoten; die politische Erbitterung gegen ihn hatte einen [illegible], zuletzt war es ein Act ganz privater Verwandtenrache, dem [illegible].

Aus der Feder des hochverdienten Kämpfers für die Rechte Schleswig-Holsteins, A. von Warnstedt, ist im verflossenen Monat ein Werk erschienen — (Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein; [illegible] der Schriften von Zimmermann und Pernice) —, das wir Jedem unserer Leser, der sich eine volle Orientirung über die nationale Rechtsfrage zu verschaffen wünscht, auf das wärmste empfehlen. In den wesentlichsten Zügen übereinstimmend mit den neueren Arbeiten von Zachariae, Hälschner, Michelsen, [illegible], Wellgraff u. s. w., ist die Schrift doch die umfassendste Darlegung des urkundlichen Stoffes und die eingehendste Prüfung der Argumente der Gegner. Ueber das Gutachten von Pernice fällt der conservativ gesinnte Mann ein ähnliches Urtheil, wie Hälschner im Januarheft unserer Jahrbücher. „Mein Erstaunen, sagt er, ist allerdings namenlos gewesen, als ich vor wenigen Monaten jenes Gutachten kennen lernte. Also auf dieses Gutachten ist der Wendepunkt deutscher Politik in der schleswig-holsteinischen Frage zurückzuführen. Es ist ein Product des tendenziösesten Standpunktes: es leidet an mehr als hundert Verschweigungen und Verdrehungen, keine Urkunde ist wahrheitsgemäß angeführt. Die im Jahre 1854 erschienene Schrift des damaligen Etatsraths Zimmermann überbietet das Pernice'sche Gutachten freilich noch vielfach durch eine Kühnheit der juristischen Hermeneutik, von der in der ganzen staatsrechtlichen Literatur des letzten Jahrhunderts ein zweites Beispiel nicht nachweisbar sein wird."



Ueber den gegenwärtigen Zustand der Sprachwissenschaft.

Das Nothwendige, Unentbehrliche wird auf dem materiellen, wie auf dem geistigen Gebiete einerseits am höchsten, andererseits am wenigsten geschätzt. Unseres Daseins, selbst unserer Gesundheit schlechthin freuen wir uns wohl niemals; zur Freude gehört ein Augenblick erhöhter Lebenskraft, ein besonderer Genuß, ein Ueberschuß über das als nothwendig geltende Maaß, ein Luxus. Und ebenso: wer nur thut, was das Gesetz unweigerlich fordert, erfüllt, wie man zu sagen pflegt, seine verfluchte Schuldigkeit und Dank verdient sich nur, wer mehr leistet, als man von ihm fordern darf. Nur in den Fällen, wo unter dem Maaße geblieben wird, — Fälle, die doch nicht selten sind — da zeigt sich, daß das Nothwendige dennoch fehlen kann, und ergreift es uns, je nach der Beziehung, erfreulich oder erschütternd. Aehnlich verhält es sich mit dem Buchstabiren: es ist an sich eine gar wenig geschätzte Wissenschaft; aber das Verhältniß der Anzahl derer in einem Volke, welche dieselbe inne haben, zur Anzahl derer, denen sie fremd ist, gilt uns als der erste Maaßstab der Cultur eines Volkes. Ein Wissen vom Substantivum, Verbum u. s. w. kurz eine Kenntniß der grammatischen Elemente steht in unserer Schätzung schon höher, aber doch noch niedrig genug. Wäre uns aber die Anzahl derer gegeben, welche unter den verschiedenen Völkern ein solches Wissen erreicht und nicht erreicht haben: so würden wir wohl hieran einen Anhalt zur Beurtheilung der Cultur eines Volkes haben, wie wir ihn noch lange als frommen Wunsch werden hegen müssen.

Wenn es nun aber auch überhaupt nicht an Gelegenheiten fehlt, welche das verachtetste Wissen zum geehrtesten machen: so lernt man doch den Werth jener elementaren Kenntnisse an sich abgesehen von dem, wozu sie weiterhin befähigen, ihre rein intellectuelle Bedeutsamkeit, welche sie als ein bestimmter Inhalt des Bewußtseins in sich selbst tragen, erst durch die Erkenntniß ihres Ursprungs kennen. Ersieht man aus den ältesten Schriftarten, welche einen Blick in das Werden des Alphabets gestatten,

wie dieses nur sehr allmählich zum Bewußtsein kam; wie jene ältesten, ungenannten Lehrer der Menschheit, Priester und Gesetzgeber, strebend, das Andenken an Thatsachen festzuhalten oder Gedanken zu überliefern, in sehr langsamem Fortschritte durch nicht wenige Haltepunkte von bildlicher Darstellung zur Erfassung des Wortes, der Silbe und schließlich des einfachen Lautes gelangten; wie ihnen das scheinbar so nahe Liegende doch noch nicht nahe genug lag, um es ohne Weiteres zu erfassen, sondern noch der Vermittelung durch eine Uebergangsstufe bedurfte; sieht man dies: so versteht man erst, was Buchstabiren heißen will. — Und wie, wenn man erfährt, daß der Stolz, mit dem der strahläugige Kleine eine Form nach Casus, Numerus und Declination oder gar nach Person, Tempus, Modus und Genus bestimmt, auf dem Stolze Platon's und Aristoteles' und der Stoa und auf dem mehrhundertjährigen Kampfe zwischen der alexandrinischen und pergamenischen Schule der Grammatiker beruht! Daß er weiß, was vor Platon Niemand und, so vollkommen und so gut wie er, Keiner der großen griechischen Philosophen der vorchristlichen Zeit wußte! Selbst die großen Grammatiker, wie Aristarch, der eigentliche Gründer der Philologie, und Varro, der gelehrte Freund Cicero's, hatten den Begriff des Modus noch nicht in genügender Bestimmtheit erfaßt, und darum fehlte ihnen auch der Terminus dafür. Ja, wahrhaft schätzen lernt man jene kleinen grammatischen Kenntnisse erst, wenn man sieht, welche Anstrengung es dem menschlichen Geiste kostete, sie zu erwerben.*)

Wir zweiflen nicht, daß die Weisheit, welche die neue Sprachwissenschaft heute mit hohem Selbstgefühl als neueste Errungenschaft lehrt, sehr bald Besitzthum der allgemeinen Bildung sein werde; und sehr bald wird man wieder für selbstverständlich halten, was sich doch so hoch über die Grammatik der Griechen erhebt, daß der Unterschied wohl die zwei Jahrtausende ausfüllt, die uns von jener trennen.

Sieht man aber genauer zu, worin dieser Unterschied besteht, so geräth man auf Momente, die gar nicht der Sprachwissenschaft eigenthümlich sind. Das Beste, was sie hat, verdankt sie dem allgemeinen Geiste der Zeit. Doch welcher Historiker wäre hiervon überrascht! Das Anziehende ist eben dies, zu sehen, wie die den Geist beherrschenden Mächte in den verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit Schöpfungen der verschiedensten Form hervorbrachten, dabei aber überall ihr eigenes Wesen offenbaren.

*) Man vergleiche hierzu des Verfassers „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern," wo die Entwickelung der Theorie der Sprache im Zusammenhange mit der Entwickelung der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, so wie mit dem Gange der ganzen griechischen Cultur und des Nationalgeistes ausführlich dargelegt ist.



Die zu Alexandria entstandene Grammatik ward mit dem Verfall dieser Stadt nach Constantinopel übertragen, nachdem sie längst von den Römern adoptirt und mit unwesentlichen Abänderungen auf das Lateinische angewandt war. Von Rom aus verbreitete sie sich über ganz West-Europa und erhielt sich das Mittelalter hindurch. Die Bestrebungen der Grammatiker seit dem Wiedererwachen der Wissenschaft bis zum Anfange dieses Jahrhunderts bilden einen Uebergang von unentschiedenem Charakter. Durchschnittlich galt die Grammatik nur als Mittel zur Interpretation und Kritik, wie zum richtigen Schreiben und Sprechen. Sie stand in geringer Achtung und ward verhältnißmäßig wenig bearbeitet. Zwar machte man sowohl in Einzelheiten namentlich in der Syntax Fortschritte, als man auch principiell die alten Schranken zu durchbrechen getrieben war; und doch wollte der volle Durchbruch nicht gelingen. Man stand zu sehr unter dem Druck der alten Anschauungsweise; oder anders ausgedrückt, die Principien des neuen Geistes hatten zu viel Mühe, sich in altem Stoffe des Bewußtseins zur Geltung zu bringen, und hatten noch nicht die Klarheit und die volle Herrschaft, die sie hätten haben müssen.

Von tief eingreifender Bedeutung sowohl für die Erkenntniß des Wesens und Ursprungs der Sprache, als für die besondere Grammatik war die nationelle Beschränktheit der Griechen, ihre Mißachtung alles sogenannten Barbarischen. Die Humanität ging dem Hellenen im Hellenismus auf. Eine Wissenschaft aber, wie die Grammatik, ist ganz auf Vergleichung hingewiesen, und diese konnte den Griechen nicht in den Sinn kommen. Nur wenige griechische Grammatiker verstanden die Sprache des sie und die Welt beherrschenden Römers; und halb um sich zu trösten, halb um dem Herrscher ein Compliment zu machen, erklärte man, das Lateinische sei dem Griechischen verwandt. Dagegen hatte nun freilich das Christenthum längst alle nationellen Schranken aufgehoben; und daß am Schlusse des Mittelalters und zu Anfang der neuen Zeit die Individualitäten der Nationen kräftig hervorbrachen, hatte auf die Grammatik durchaus nicht beschränkend eingewirkt. Diese ward aber durch einen anderen Umstand beengt, der eben so wesentlich als natürlich war. Als nämlich im Gegensatze zur mittelalterlichen Denkweise das studium humanitatis erwachte, so wurde zunächst das Menschenthum wiederum nur als Hellenenthum erfaßt; man konnte nichts Höheres, als Peripatetiker oder Akademiker oder Stoiker sein. Man knüpfte unmittelbar an die alexandrinische Tradition an, die in Constantinopel nicht abgebrochen war und von den griechischen Flüchtlingen nach Italien versetzt ward. Hiermit war die Anknüpfung an das kaiserliche Rom schon gegeben, die überdies durch die romanische Tradition sehr leicht war; der Geist schwang

[illegible] Daher konnte auch die Erweiterung des Kreises [illegible] Sprachen nur die Irrthümer über das Verhältniß der [illegible] vermehren. Es war das Wenigste, daß man [illegible]

teinisch als Tochter des Griechischen und als Mischsprache ansah, wie selbst noch Niebuhr that: theologisches Vorurtheil wollte alle Sprachen vom Hebräischen ableiten, während Andere, die sich davon emancipirt hatten, das Griechische aus dem Aegyptischen oder auch sämmtliche Sprachen aus dem Chinesischen hervorgehen ließen. Manche große Denker, wie Baron von Verulam und Leibniz, haben von der Sprachwissenschaft große Erwartungen gehegt; eingehend mit ihr beschäftigt hat sich Niemand von ihnen. Sie ahnten, daß sie hier nichts zu leisten vermögen würden, wie es Plato geahnt hatte. Was ihnen aber fehlte, um mit Erfolg arbeiten zu können, das sehen wir klar, wenn wir auf die drei Männer blicken, denen die neue Sprachwissenschaft ihre Entstehung verdankt: Jacob Grimm, Bopp, Wilhelm v. Humboldt — die Männer, welche die drei Quellen derselben vertreten.

Es ist nicht zufällig, daß die neue Sprachwissenschaft in Deutschland gegründet ist und hier schnell viele Jünger gefunden hat, während im Auslande nur sehr wenige Männer sie sich anzueignen vermochten. Sie hängt mit dem innersten Kern und allen charakteristischen Zügen des deutschen Geistes zusammen; und dieser mußte seine volle Selbständigkeit in Dichtung, Philosophie und Philologie erlangt haben, bevor sie möglich war.

Schlagen wir den ersten Band von Grimm's deutscher Grammatik auf, so sehen wir, daß ihm der Verfasser den Namen Savigny's vorgeschrieben hat. Auch sonst hat er bekannt, daß der große Rechtshistoriker einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Es kann eben nur ganz allgemein der Geist gründlicher historischer Forschung gewesen sein, der ihm in Savigny klar entgegengetreten war. — Die Neigung zur Geschichte ward aber im ersten Jahrzehent unseres Jahrhunderts (und in dieses fällt Grimm's Entwickelungsperiode) noch durch eine andere damals herrschende geistige Richtung genährt: die Romantik, der Grimm mit seinem Gemüthe näher stand, als der classischen Richtung. Es war also das Mittelalter, dem sich Grimm zuwandte. Die Gediegenheit seines Charakters und die Innigkeit seines Gefühls, die ihn wenig Gefallen an bloßem Glanze und inhaltsleerer Beweglichkeit der Phantasie finden ließen, schützten ihn vor romantischen Ausschweifungen. Wenn es aber vielleicht doch noch einer besonderen Anregung bedurft haben sollte, um ihn zur Erforschung des deutschen Mittelalters zu führen: konnte der Patriotismus je lauter geweckt werden, als in jener Zeit der tiefsten Schmach? Geschichtlicher Sinn mit weit umfassender und in alle Einzelheiten eingehender Kraft, Romantik mit ihren tiefsten Ahnungen und Liebe zu allem Deutschen waren die drei Mächte, denen wir jene „Deutsche Grammatik" verdanken, die Grundlage der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft.

Von Bopp's Patriotismus und Liebe zum Deutschen wissen wir nichts; und doch ist auch er ein echter Sohn der deutschen Mutter. Es ist echt deutsch, bei der Wissenschaft nichts anderes zu wollen als Wissen, gleichgültig um welchen Gegenstand es sich handle. Romantik trauen wir Bopp in keiner Gestalt zu; und doch wird es die romantische Richtung auf den Orient gewesen sein, die ihn, ohne selbst innerlich davon ergriffen zu sein, blos weil er inmitten des Stromes stand, nach Paris führte, um Sanskrit zu studiren. Man hatte wohl schon vor Bopp eine gewisse Aehnlichkeit in manchen Formen zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen bemerkt; aber so oberflächlich war die Beobachtung und mit so falscher Voraussetzung über die Ursache dieser Aehnlichkeit, daß sie ohne jeden wissenschaftlichen Werth blieb. Erst Bopp, nächst Grimm, fand die richtigen Grundsätze, nach denen die Vergleichung der Sprachen anzustellen, den rechten Maaßstab, nach dem die Gleichheit oder Ungleichheit zu ermessen, den rechten Gesichtspunkt, von dem aus die Thatsachen zu beurtheilen sind. Grimm hatte ihm herrlich vorgearbeitet. Hatte dieser besonders in den Consonanten eine gesetzliche Wandelbarkeit erkannt, so hat Bopp vorzugsweise das Verdienst, dem viel flüssigeren vocalischen Elemente der Sprache nicht minder einen gesetzmäßigen Lauf, ein bestimmtes Bett anzuweisen. —

Es mochte im funfzehnten Jahrhundert v. Chr. geschehen sein, daß ein hellfarbiges Volk, die Indus-Länder durchziehend, in Vorderindien von NW. her einwanderte und die Urbewohner Indiens von nicht kaukasischer Race unterjochte oder verdrängte. Jener siegreich sich immer mehr nach SO. ausbreitende Stamm nannte sich selbst Arjer, und seine Sprache ist es, die man Sanskrit nennt. Ohne Kenntniß dieser Sprache, die nun freilich seit etwa dritthalb tausend Jahren schon todt ist, würde eine wissenschaftliche vergleichende Grammatik und Etymologie, d. h. eine Einsicht in die Organisation und die Geschichte der Sprachen, für Niemanden zu erreichen gewesen sein, selbst nicht für den, von dem kürzlich ein bedeutender Vertreter der Sprachwissenschaft gesagt hat: „Was Sprache ist, wie die Sprache lebt, hat wohl kein Sterblicher in dem Maaße erlauscht, wie Jacob Grimm." Auch er verlangte einen Bopp, der ihm das Sanskrit erschloß.

Diese Sprache hat nämlich, man möchte sagen, noch volle ursprüngliche Lebendigkeit. Nicht nur sind an ihren Wortformen die Nähte noch sichtbar, die Stellen, wo sich die verschiedenen zum Worte vereinten Elemente in einander fügen; nicht blos sind diese Elemente leicht erkennbar und aus den Veränderungen, die sie zum Behufe der Vereinigung zum Worte erfahren haben, leicht in die ursprüngliche Gestalt zurückzuversetzen;



sondern die Processe selbst, in denen die Elemente bei der Wortbildung sich befinden, sind noch in Bewegung, noch lebendig, noch nicht zu einem Ergebniß erstarrt. Die Wörter sind noch nicht wie bei uns, und selbst schon in den classischen Sprachen, krystallisirt; sondern die Krystallisation geht noch vor unseren Augen vor sich. Ein lateinisches oder griechisches Stammwort analysiren, heißt etwas Todtes seciren; dagegen ist es eine Vivisection, die uns das Sanskrit erlaubt, ein Blick in den Lauf der Säfte und in die Wirksamkeit der Organe.

Der Laie läßt sich vom Naturforscher gern Naturerscheinungen erklären; er betrachtet gern ein Präparat durch das Mikroskop, verfolgt aufmerksam ein Experiment: sollten wir uns täuschen, wenn wir voraussetzen, er werde eben so gern auf einem Gebiete, in dem er sogar in gewisser Beziehung völlig einheimisch ist, Erklärungen entgegennehmen, werde sich gern an Beispielen zeigen lassen, wie der Sprachforscher verfährt, um dem Geheimnisse der Wortbildung nachzuspüren, und zu welchen Ergebnissen er gelangt? Mit Bewunderung betrachtet man den Bau des Auges, die Gelenke der Hand, des Werkzeugs der Werkzeuge: ist nicht die Sprache das geistige Organ aller Organe? Wer verdankt wohl seinen Sinnen so viel Erkenntnisse wie der Sprache? Und wenn immer lauter und in immer weiteren Kreisen die Rede ist von dem ungeahnten Licht, welches die Sprachwissenschaft über die Urgeschichte der Völker verbreitet, über die Urzeit, aus welcher jede Kunde verstummt, die lediglich der Hypothese anheimgegeben schien: will man sich mit den bloßen Ergebnissen begnügen und nicht auch gern erfahren, auf welchem Wege in jene Nacht der Vergangenheit Licht getragen werden konnte? Man fürchte nicht, derselbe werde gar zu holprig sein. Er möge in Folgendem etwas näher bezeichnet werden.

Der durchsichtige Bau des Sanskrit zeigt in aller Klarheit, daß die Wörter regelmäßig aus drei Elementen zusammengesetzt sind: aus der Wurzel, welche den objectiven Inhalt, die Vorstellung des Wortes in einer gewissen Allgemeinheit, d. h. Unbestimmtheit, befaßt; aus einem Suffix, welches allemal den Umfang der Vorstellung beschränkt, indem es theils den Inhalt näher bestimmt, theils die allgemeine Classe oder Kategorie (Redetheil) andeutet, in welche die Vorstellung gehört; und aus einem anderen Suffix, durch welches das Wort in ein bestimmtes Verhältniß zu den anderen Wörtern der Rede (des Satzes), als ein Glied zu den anderen Gliedern eines Ganzen, versetzt wird. Die Wurzel, immer einsilbig, ist noch nicht in den Unterschied der Redetheile eingetreten; dies thut sie erst, indem sie ein wortbildendes Suffix annimmt, wodurch sie sich zum Stamme oder Thema entwickelt, an welches endlich die Flexions-Endung,

d. h. das wortformende Suffix tritt. Z. B. τυπ-το-μεν, τυπ-τε-τε, τυπ-ο-ς, τυπ-ο-ν. Hier ist τυπ die Wurzel, welche ganz allgemein und unbestimmt die Vorstellung des Schlagens bedeutet. Durch den Zusatz το, τε wird der Inhalt in sofern näher bestimmt, als er in der Form der dauernden Thätigkeit zu denken ist, während im Gegentheil durch ο die Vorstellung substantivirt wird. Endlich vollenden die Suffixe μεν, τε, ς, ν das Wort, diesem erst die volle Bestimmtheit im Zusammenhange der Rede verleihend. Die Wurzel selbst bleibt bei der Wortbildung nicht unverändert: häufig nämlich wird ihr Vocal zum Diphthong erweitert, oder er erhält einen Nasal. Das erste Suffix, welches die Ableitung der Wörter bewirkt, ist von höchst mannichfaltiger und schwankender Bedeutung, oft zweisilbig und dann als zusammengesetzt anzusehen. So kommt z. B. von derselben Wurzel τυπ, schlagen, das Substantivum τυμπ-ανο-ν, Pauke.

Nun zeigt sich, daß sowohl weitaus in der Mehrzahl der Wurzeln, als auch der wortbildenden und wortformenden Suffixe das Sanskrit und das Persische, das Griechische, das Lateinische, das Deutsche und Slavische übereinstimmen. Höchst selten freilich dürfte der Fall sein, wenn er überhaupt je vorkommt, daß ein Wort irgend einer jener Sprachen einem Worte einer anderen in Laut und Bedeutung völlig gleich wäre; aber die Verschiedenheit, die überall hervortritt, zeigt eine außerordentliche Regelmäßigkeit; d. h. wenn man zwei jener Sprachen mit einander vergleicht, so findet sich, daß einem bestimmten Laute der einen Sprache in der anderen allemal ein bestimmter Laut gegenübersteht. Nicht das sinnliche Ohr hat darüber zu entscheiden, ob zwei Wörter als gleich oder ungleich anzusehen sind, sondern Reflexion, ein geistiges Abwägen. Mancher Leser dürfte im ersten Augenblicke erschrecken, wenn er hört, dem lateinischen Worte bellum entspreche in der Wurzel unser deutsches Zwist; doch würde ihm, seinem Ohre zum Trotz, das mit aller Anstrengung nicht die entfernteste Aehnlichkeit zwischen jenen Wörtern heraushören könnte, ein kurzes Besinnen sagen, daß bellum im Altlateinischen duellum lautete und dieses in seinem ersten Theile, ebensowohl wie bis, mit duo zusammenhängt. Gerade ebenso aber liegt in unserm Zwist der Stamm von zwei. Daß nun duo und zwei identisch sind, dagegen würde das Ohr schon keinen Widerspruch mehr erheben, besonders weil es von der Gleichheit der Bedeutung bestochen ist. Der Sprachforscher aber, wie er sich durch den Widerspruch des Ohrs nicht irre machen läßt, so giebt er auch auf seine Zustimmung wenig; er fragt also weiter, ist es denn Regel, daß die Wörter, die im Lateinischen d haben, im Deutschen mit z erscheinen? Hierauf aber antwortet Jacob Grimm mit ja. Er hat das

sogenannte Lautverschiebungsgesetz entdeckt, wonach das lateinische und griechische, auch sanskritische d im Gothischen und Niederdeutschen — wozu auch das Angelsächsische, also Englische gehört — zu t, dieses aber im Hochdeutschen zu z wird. So heißt es denn nicht blos duo, engl. two, zwei, sondern nach derselben Regel auch decem, engl. ten, zehn. Solcher Fälle, wo das Ohr keine Verwandtschaft hört, aber der Verstand sie mit Sicherheit erkennt, giebt es unzählige; nur sind sie meist schwerer zu vermitteln.

Wie die Consonanten, zeigen auch die Vocale eine gleichmäßige Stellvertretung des einen durch einen bestimmten anderen in der anderen Sprache. Wo z. B. im Sanskrit der Vocal a erscheint, wird im Griechischen seltener ebenfalls α sich zeigen, gewöhnlich tritt ε oder ο dafür ein. Zum Theil verhält es sich im Lateinischen eben so; z. B. novem entspricht dem skrt. návan. Natürlich steht für sanskritisches langes a im Griechischen regelmäßig η oder ω. So frage sich nun der Leser, ob er zwei Sprachen für verwandt halten will, in denen sich folgender Parallelismus zeigt: ἔδων ádām, ἔδως ádās, ἔδω ádāt (im Griechischen kann kein Wort auf t enden), ἔδοτον ádātam, ἐδότην ádātām, ἔδομεν ádāma, ἔδοτε ádāta (im Sanskrit ist das lange a, das der Wurzel gehört, erhalten; im Griechischen ist ω zu ο verkürzt); und ferner ἐδίδων ádadām u. s. w. Ebenso ἔθην ádhām u. s. w. (da θ immer dem skrt. dh entspricht) und ἔφερον ábharam (φ = bh), ἔφερες ábharas, ἔφερε ábharat, ἐφέρομεν ábharāma, ἐφέρετε ábharata, ἔφερον ábharan.

In Folge der grammatischen Analyse der Wörter in ihre Elemente und solcher sehr constanten, wenn auch nicht ausnahmslosen Laut-Parallelen ist es möglich und wird gefordert, daß, wenn zwei Wörter als einander entsprechend anerkannt werden sollen, von jeder Verschiedenheit, die sich bei ihrer Vergleichung zeigt, Rechenschaft abgelegt werde. Nicht nach der alten Manier darf man sagen, irgend ein Laut stehe an Stelle eines anderen, dieser sei in jenen verwandelt, dieser sei zugesetzt, jener sei ausgeworfen, sondern jeder Wandel und jede Erweiterung und Verkürzung muß gemäß einer weitreichenden Analogie, einer Regel, eingetreten sein.

Steht nun so eine durchgehende Uebereinstimmung zwischen den oben genannten Sprachen in Wörtern und Abwandlungsformen als Thatsache fest, so ist die Frage: was ist daraus zu schließen? oder besser: wie ist das zu erklären? Hier kommt dem Sprachforscher von doppelter Seite Hülfe, von geschichtlicher und physiologischer. Zuerst nämlich ist der Umstand wichtig, daß unter jenen Sprachen auch gerade diejenigen sich finden, welche die eigentlichen Träger der Cultur sind. Seit etwa drei Jahrtausenden besitzen wir in diesen Sprachen schriftliche Denkmäler, zum

[illegible] und zu zeigen [illegible] unsere [illegible] mit verhältnißmäßig [illegible] Das heutige Deutsch [illegible] des Englischen [illegible] uns in sogenannten [illegible] zurückführen; und [illegible] Hindostans gestellt. [illegible] unseren Augen [illegible] die wir zwar selbst [illegible] Ebenso bemerkten wir [illegible] Griechischen ε und ο [illegible] zeigt. Nun [illegible] Dialekt statt [illegible] Nehmen wir nun hinzu, [illegible] unserer Zeit [illegible] vielmehr langes e [illegible] (z. B. goth. [illegible] malan, lat. molere; [illegible] Es ist wohl schon [illegible] auch das Griechische [illegible] kurzes a, [illegible] wie wir ja heute [illegible] des a sich bald [illegible] — [illegible] Fällen [illegible] dafür im [illegible] auch an lat. [illegible] in jenen Formen [illegible] abwarf, und [illegible] seine Formen [illegible] Was aber das Verhältniß von bh und φ betrifft, so sehen wir im Lat. fer, im Goth. bar, im Alt. ber, wenn wir noch Bhṛ haben, im Slavischen bra und ber: wir werden also annehmen, daß das bh ursprünglich ist, und daß es im Goth. zu b, im Griech. zu ph, im Lateinischen endlich zu f geworden ist.

Dieser Schluß findet nun seine Begründung und eben damit seine Beschränkung durch die physiologische Betrachtung. Die Sprachlaute unterscheiden sich in der Schärfe und Klarheit der Articulation, in der Bestimmtheit des Charakters. Je klarer ein Laut charakterisirt ist, um so mehr Kraftaufwand und Sorgfalt erfordert er; die stumpferen Laute von



unklarerem Werthe sind bequemer und erfordern weniger Kraft, geringere Genauigkeit. Die Vocale a, i, u liegen so weit von einander ab, als der menschliche Mund erlaubt; sie stellen die extremen Mundstellungen und die mittlere dar. Dagegen liegen e und o weder in der Mitte, noch an den Enden, sondern zwischen der Mitte und je einem Aeußersten, also an unbestimmteren Orten. Eine Sprache nun, die sich blos in den Vocalen a, i, u bewegt, macht weitere Uebergänge und erfordert also größeren Kraftaufwand, als wenn sie in der Mitte zwischen jenen stehen bleiben kann bei e, o. Wir werden es also begreiflich finden, daß die Völker, immer geläufiger redend, immer mehr der Bequemlichkeit nachgebend, die extremen Vocale gern durch die zunächst liegenden mittleren ersetzen. Um wie viel fließender muß das Griechische sein als das Sanskrit, welches statt jedes *ε* und *ο* ein volles a hat! Dieses Streben nach Leichtigkeit und Kraftersparniß kann völlig zersetzend auf die Sprache wirken, wenn es nämlich blos aus Trägheit und Stumpfheit fließt, die sich begnügt, wenn nur die materielle Absicht der Sprache, Mittheilung und Verständniß, erreicht wird. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Die Articulation ist das sinnliche Element der Sprache; und überall sehen wir im Fortschritte der geistigen Entwickelung die Sinnlichkeit abnehmen, zurücktreten. In dieser aber, wie in jener Hinsicht werden wir also auch in Bezug auf die Sprache annehmen, daß wenn uns in verschiedenen Sprachen verschiedene Formen vorliegen, die je sinnlichere d. h. durch bestimmtere Articulation charakterisirte die ältere Form ist, die unbestimmtere, abgeschliffnere die spätere. Wir werden also nun gestützt auf Geschichte und Physiologie die Vocale a, i, u die ursprünglichen, e und o aber secundäre Vocale nennen und werden uns nicht wundern, wenn wir in der Geschichte der Sprachen jene immer mehr schwinden, diese immer mehr um sich greifen und herrschend werden sehen. Wir werden es dann aber auch so ziemlich begreiflich finden, wenn der Bauer im preußischen Lithauen heute noch statt unseres „ist," gr. *ἐστί*, lat. est, franz. gesprochen ä, — esti sagt und überhaupt in vielen Fällen dem ältesten Sanskrit noch näher steht als die Sprache Homer's (z. B. lith. esmi = *εἰμί*, äol. *ἔμμι*), weil er nicht in das geschichtliche Leben eingetreten ist. Nur da, wo sich der Geist als Schöpfer eines Cultur-Lebens offenbart, wird er die Sinnlichkeit zurückdrängen, die Fülle der Lautform zerstören und deren Bedeutung entwickeln; und nur dies werden wir an dem Lithauer loben, daß er nicht, wie der Lette schon gethan hat, seine Sprache aus Stumpfheit hat verfallen lassen.

Es verhält sich mit den Consonanten nicht anders, als mit den Vocalen. Die bestimmtesten Laute sind die drei Tenues k, t, p; sie sind

am schwersten auszusprechen, d. h. sie fordern die meiste Kraft der Brust und des Mundes. Die Mediae g, d, b sind zwar auch noch wie jene Stoßlaute, explosiv; aber sie haben ein vocalisches Element in sich, woher ihre Weichheit entsteht, und lassen sich darum zwischen zwei Vocalen oder in unmittelbarem Anschluß eines r, l, n bequemer aussprechen, als die Tenues. Noch viel entschiedener aber müssen die Hauch-Laute h, f, w, die Zischlaute s, franz. j, ts, tsch, dsch als weniger kräftig articulirt angesehen werden, da bei ihrer Aussprache der Mund nicht fest verschlossen wird, wie bei den Stoßlauten. Daher findet sich tausendfach, daß diese zu Hauch- und Zischlauten abgeschwächt werden. Das lateinische c, eigentlich ganz unserem k gleich, wird tsch, ts und bloßes scharfes s. Aus gleichem Grunde ist unser Deutsch und sind die slavischen Sprachen voll von diesen Lauten, und unsere Dialekte sind es noch mehr, als die Schriftsprache. Das Berliner Volk hat kaum noch ein g; es spricht statt dessen meist j oder weiches ch. Und so ist denn auch kein Zweifel, daß wenn bei der Vergleichung des Sanskrit mit dem Griechischen jenes ein t hat, wo dieses *σ* zeigt, z. B. skrt. patis, *πόσις*, t der ursprüngliche Laut ist, der auch im Griechischen einmal gewaltet hat, aber zu *σ* geschwächt ist. Denn der umgekehrte Wandel eines s in t, f in p, h in k kann nur unter besonderen Bedingungen vorkommen. Es findet also, wie man es genannt hat, eine Verwitterung der Lautform der Sprache Statt.

Demnach stellt sich Folgendes heraus. Bei der Vergleichung der verwandten Sprachen sehen wir zunächst zwar nur ein constantes Verhältniß, einen regelmäßigen Parallelismus zwischen bestimmten Lauten. Durch Hülfe physiologischer Betrachtung aber ergiebt sich, daß in diesen Parallelen nicht blos eine Regel für ein ruhiges Verhalten gegen einander vorliegt, sondern ein Gesetz für Ereignisse, ein gesetzmäßiger Wandel.

Der eigentliche Sinn und Zweck der Sprachvergleichung ist also die Geschichte der Sprachen, der Nachweis, wie dieselben durch allmählichen Wandel so geworden sind, als sie sich schließlich zeigen. Bopp's vergleichende Grammatik ist nur die Fortsetzung von Grimm's geschichtlicher Grammatik in eine tiefere Vergangenheit zurück. Diese Geschichte wird, so weit uns sprachliche Denkmäler vorliegen, denen die Thatsachen zu entnehmen sind, auf Gesetze gegründet; wo aber solche literarische Hülfe fehlt, da werden selbst die nicht gegebenen Thatsachen aus den gegebenen nach jenen Gesetzen erschlossen. Das Verfahren möge noch durch ein Beispiel erläutert werden. Zuvor nur ausdrücklich die Bemerkung, die sich aus dem Vorstehenden von selbst ergiebt, daß das allgemeine Gesetz der Lautschwächung oder Verwitterung in jeder Sprache nach den besonderen Bedingungen in individuell modificirter Form waltet.

Wie mag 2000 v. Chr. oder noch früher, kurz zu jener Zeit, wo es weder Deutsch, noch Griechisch, noch Sanskrit gab, die Zahl vier gelautet haben? Vor tausend Jahren unter den Karolingern sprach man fior; und fünfhundert Jahre früher sagte der Gothe fidwōr. Der Russe zählt tschetýr-e, der vierte tschetwér-tyĭ; ähnlich schon der alte Inder: tschatwār-as. Der Athener *τέσσαρ-ες*, aber der Aeoler *πέσσυρ-ες*. In Italien sagte der Osker petor-a, der Umbrer petur- (in Zusammensetzungen), der Römer quatuor. Der Lithauer zählt heute noch ketur-i, mit uns nur im r übereinstimmend das überall geblieben ist. Dieser Laut schließt den Stamm; was in den aufgeführten Wörtern hinter dem r folgt, ist die Casusendung. Das v oder f in unserem deutschen Zahlworte schließt sich an die äolische und die italischen Formen mit p. Der Deutsche wird also, wenn er im vierten Jahrhundert n. Chr. fidwor sprach, einige Jahrhunderte früher pidwār gesprochen haben; denn es kann wohl f aus p entstehen, aber nicht umgekehrt; und oben war schon erwähnt, daß der Gothe langes a in langes o verdumpft hat. Daß nun der Grieche sein Wort theils mit *τ*, theils mit *π*, der Slave und Inder mit tsch beginnt, wird erklärlich, wenn wir annehmen, daß sie alle einst k sprachen. Denn was das *π* und p betrifft, so erinnert sich der Leser, daß statt des *πῶς*, *πότε* u. s. w. der übrigen Griechen die Joner *κῶς*, *κότε* sprachen; wie hier *π* aus *κ* entstanden ist, so ist auch das umbrische petur und das äolische *πέσσυρ* auf ketur zurückzuführen. Was ferner das t betrifft, so verhält sich die attische Form *τεσσαρ* und die italische petur zur römischen gerade wie das Fragepronomen *τίς*, italisch pis, zum römischen quis. Daß aber endlich k zu tsch wird, ist bekannt. Setzen wir also k als ersten Consonanten unseres Wortes, wie es in der Urzeit gelautet haben muß, so wird begreiflich, wie die verschiedenen Laute der genannten Wörter entstehen konnten. Das Lithauische aber hat ja dieses ursprüngliche k erhalten in seinem ketur. Der auf das k folgende Vocal aber muß a gewesen sein; kurz das Wort muß katwār-as gelautet haben. Hieraus lassen sich auch die übrigen Differenzen erklären. So können wir Stufe für Stufe die Wandlungen verfolgen, die das ursprüngliche Wort erfahren hat, bis es zu unserem vier zusammengeschrumpft ist; können diese Wandlungen nicht blos als regelmäßig erfolgende nachweisen, sondern auch aus Gesetzen begreifen, und können nach solchem Verfahren jene Sprache reconstruiren, aus der sich Sanskrit, Griechisch u. s. w. gewissermaßen als Dialekte derselben entwickelt haben.

So wird denn wohl kein Zweifel an der Berechtigung sein, allemal diejenigen Sprachen, zwischen deren Lautform sich ein Verhältniß, wie das vorstehend bezeichnete nachweisen läßt, als Zweige eines einzigen

Stammes anzusehen, als einen Sprachstamm zu fassen. Sie lassen sich auf eine und dieselbe Ursprache zurückführen, die sich gespalten hat. Ihre Verschiedenheit ist erst im Laufe der Zeit geworden; ursprünglich war sie nicht da; d. h. sie selbst sind erst geworden; ursprünglich lagen sie sämmtlich in unterschiedsloser Einheit.

Was aber hier von den Sprachen gesagt ist, das gilt zugleich von den sie redenden Völkern. Die arischen Inder, die Perser und Meder, die Armenier, ein Theil der alten kleinasiatischen Völker, namentlich die Phryger, Lykier und Kappadoker, ferner die Hellenen und die italischen Völker, die Celten, Germanen und Slaven: sie sind Völker desselben Stammes, sie waren vor Jahrtausenden ein Volk mit einer Sprache. Sie sind Verwandte im eigentlichen Sinne des Wortes; denn ihre Väter waren dieselben. Dieser Völker- oder Sprachstamm heißt der indogermanische, weil die Inder und die Germanen die östliche und die westliche Grenze seiner Ausdehnung bezeichnen. Dieser Name ward nämlich gebildet, als man noch nicht erkannt hatte, daß auch die Celten zu diesem Stamme gehören. Um auch sie mit einzuschließen, bildete man den Namen indoeuropäisch, der eben so übelklingend als unrichtig ist, da die Türken, die Magyaren, Finnen, Lappen und Ehsten auszuschließen sind. Der Name japhetisch würde der passendste und längst allgemein anerkannte sein, wenn nicht eine thörichte Verehrung der Bibel eine eben so thörichte Abneigung gegen dieselbe erweckt hätte.

Diesem indogermanischen Urvolke müssen wir einen Wohnsitz anweisen, der die Urheimath aller indogermanischen Völker ist, und von dem diese nach verschiedener Richtung hin auswanderten. Als solchen Ausgangspunkt nun kann man nur die Gegend am Aral-See, die Gebiete des Amu oder Oxus ansehen. In welcher Weise von hier aus die Züge erfolgt sind, muß theils nach den Ländern, welche die einzelnen Völker in geschichtlicher Zeit inne haben, theils nach der größeren oder geringeren Gleichheit ihrer Sprachen bestimmt werden. Im Allgemeinen läßt sich wohl annehmen, daß je weiter ein Volk nach Westen vorgeschoben ist, um so länger die Wanderung dauerte, um so mannichfaltiger die Schicksale waren, bevor es zur Ruhe kam, um so mehr auch seine Sprache sich von der ursprünglichen Form entfernt hat; je näher es dagegen dem alten Sitze geblieben ist, um so bälder ist es zur Ruhe gekommen, um so kürzer war die Wanderung, um so näher steht die Sprache noch der alten Form. Hieraus ergiebt sich zugleich, daß wenn auch die Sprachen alle Zweige desselben Stammes sind, doch die eine dieser, die andere jener mehr oder weniger nahe stehen wird, als einer anderen. Indessen sind die Untersuchungen über diese engeren verwandtschaftlichen Beziehungen noch nicht



zu sicheren Ergebnissen gelangt. Nur Eins ist eine unbestrittene Thatsache: daß nämlich die Perser, Meder und Inder noch längere Zeit nach der Spaltung des einheitlichen Stammes ungeschieden am oberen Indus zusammenblieben, Sprache, Religion und Sitte gemeinsam fortentwickelten und dann erst sich trennten, indem der eine Zweig, südöstlich ziehend, den Indus überschritt und sich zunächst im Pendschab niederließ, dann weiter in das Gangesthal zog, während der andere sich südwestlich wandte. Und während die Hindus an den fünf (oder auch sieben) Strömen die Hymnen dichteten, die uns in den sogenannten Veda's erhalten sind, am Ganges aber das Brahmanische Religions- und Staatssystem entwickelten und in ausgesprochener Opposition hiegegen (im sechsten Jahrhundert v. Chr.) den Buddhismus schufen, erstand unter den Persern in Bactrien der Zoroastrische Dualismus vom Ormuzd und Ahriman. Die Zeit nun, in welcher Perser und Inder noch vereint, von den anderen indogermanischen Völkern aber schon getrennt verbrachten, nennt man die arische; Perser, Meder und Inder nennt man die arischen Völker. Wie man also eine indogermanische Sprache durch die Vergleichung der besonderen indogermanischen Sprachen als Mutter der letzteren reconstruiren kann, so kann man auch eine arische Sprache in ihren Grundzügen zeichnen als Mutter der arischen Sprachen durch Vergleichung der letzteren; und so sehen wir hier ziemlich klar, wie die ältesten in literarischen Denkmälern uns vorliegenden Sprachen der Perser und Hindus schon nicht mehr eigentlich Töchter, sondern erst Enkelinnen des Indogermanischen sind.

In Bezug auf die gegenseitigen Verhältnisse der europäischen Völker des indogermanischen Stammes aber sehen wir heute noch weniger klar. Nur dies läßt sich sagen, daß die altpreußische Sprache, die schon im siebenzehnten Jahrhundert erlischt: die Sprache der preußischen und russischen Lithauer und Letten, und die slavische Familie (eben so wie die der Perser und Hindus) auf einen gemeinsamen Ast des indogermanischen Stammes hinweisen; und, was für die Geschichte wohl bedeutsamer ist, obwohl negativ, daß die gern vorausgesetzte engere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit des Griechischen und Lateinischen sich als unbegründet erweist. Auch dies wird sich noch sagen lassen, daß von den europäischen Gliedern das Griechische zuerst zu fester Gestaltung gelangte, worauf sowohl die südwestliche Lage von Hellas und dessen Nähe zu Asien, als auch mancher bedeutsame Zug der Sprache hinweist. Erscheinungen wie das Augment und der einfache (sogenannte zweite) Aorist kennt weder das Lateinische, noch eine andere der europäischen Familien. Sie sind aber altes Stammgut und beweisen also einerseits keine engere Beziehung zu

den asiatischen Familien, wo jene Formen allerdings auch erhalten waren, und andererseits eine frühe Festsetzung und Entfremdung von den europäischen Verwandten.

Aus der mit aller Sicherheit, die man nur wünschen mag, festgestellten Thatsache, daß die arische, hellenische, italische, celtische, germanische, slavo-lettische Familie ehemals ein einziges Volk mit einer Sprache bildete, würden wir a priori weiter schließen können, daß dieselben ursprünglich auch einen und denselben Glauben, dieselben Sitten, dieselben Einrichtungen des öffentlichen und häuslichen Lebens u. s. w. gehabt haben müssen. Die Sprachvergleichung hat also unmittelbar eine Vergleichung der Mythen, Sitten u. s. w. zur Folge. Diese Gemeinsamkeit in allen Kreisen des geistigen Lebens geht zum Theil aus der Sprache selbst, aus der Betrachtung des Wortschatzes hervor. Dinge, Einrichtungen, Vorstellungen, die mit demselben Worte bei mehreren Völkern benannt werden, müssen schon dem Stammvolke bekannt gewesen und von diesem den einzelnen Völkern vererbt worden sein. Es ist namentlich Adalbert Kuhn, der sich um diese Erweiterung der Sprachstudien ein hohes Verdienst erworben hat. Man verehrt in ihm zunächst den Gründer der vergleichenden Mythologie. Aber es ist bekannt, wie sehr die mythischen Vorstellungen das Denken und Leben der alten Völker durchdrangen. So ist denn auch schon eine erstaunliche Gleichheit der Sitten, z. B. der Hochzeitgebräuche nachgewiesen; und Jacob Grimm hatte noch die Freude, von Kuhn zu erfahren, daß die in einer Merseburger Handschrift aufgefundene, längst bekannte altdeutsche Zauberformel für Heilung eines Pferdes, das ein Bein verrenkt oder gebrochen hat, sich ihrem charakteristischen Kerne nach auch in den Veden und bei anderen indogermanischen Völkern findet. Hieraus ergiebt sich nun wieder, daß schon das einheitliche Stammvolk eine charakteristische Formel als Zauber für den bestimmten Fall anwandte, die von den Völkern je nach der besonderen Gestaltung ihrer Mythologie eigenthümlich entwickelt ward, aber so, daß sie gleichsam als Thema überall durchklingt.

Der semitische Sprach- und Völkerstamm war schon früher als der indogermanische, ja ist schon seit Jahrhunderten anerkannt, weil er auch wegen der engeren Verwandtschaft seiner Glieder leichter zu erkennen war. Die neuere Forschung hat nur den Fortschritt gemacht, daß sie auch die assyrische Sprache, d. h. die Sprache der Herrscher von Ninive, Sanherib's, Assarhaddon's, Sardanapal's, und überhaupt die assyrische Cultur als semitisch erwiesen hat.

Die indogermanischen und die semitischen Völker und dazu noch die Aegypter, welche für sich einen Stamm vertreten, enthalten die Völker

von weltgeschichtlicher Bedeutung, die Träger und Schöpfer der Cultur. Läßt schon dies und dazu noch der Umstand, daß jene drei Stämme die sogenannte kaukasische Race bilden, auf eine Verwandtschaft derselben schließen: so fehlt es auch ihren Sprachen nicht an Anzeichen, welche darauf hinweisen, daß sie gemeinsamen Ursprungs sind.

Die türkischen oder tartarischen Völker von den Osmanen in Constantinopel bis zu den Nomaden in Centralasien (Tartaren in der Krim und in Sibirien, Jakuten, Kirgisen, Baschkiren, Tschagataier) bilden eine Familie und werden mit der mongolischen Familie (Mongolen, Kalmücken, Burjäten) und der tungusischen (zu der die Mandschu gehören, welche das chinesische Reich beherrschen) zum altaischen Sprachstamme zusammengefaßt. Diese Völker kann man passend turanisch*) nennen. Ihnen zunächst stehen die uralischen Völker, unter denen besonders die Finnen (mit dem schönen Epos Kalewala), Lappen, Ehsten und Ungarn oder Magyaren zu nennen sind.

Die Verwandtschaftsverhältnisse der übrigen Völker und Sprachen der Erde sind bis jetzt noch nicht gründlich genug untersucht, und die Ergebnisse noch unsicher.

Die eigentlichen Triebe der neuen deutschen Sprachwissenschaft werden uns erst klar, wenn wir zum deutschen Sprachphilosophen, Wilhelm v. Humboldt, kommen.

Die Sprache ist das eigentlich humane Moment des Geistes; das niedrigste und erste, aber das nothwendigste, unentbehrlichste und darum höchste und wichtigste. Alle die rohen Gelüste, den Menschen mit dem Thier zu identificiren, werden an dem lauten Einspruch der Rede zu Schanden. Gleichviel zunächst, ob auch die Sprache nur eine Gunst des menschlichen Leibes sei: sie bedingt eine Entwickelung des Geistes, deren niedrigste Stufe schon dem Thiere für immer verschlossen ist, und welche endlich auf Stufen gelangt, wo sie sich der Sprache als lästigen Anhängsels entledigt. Ihre Wirksamkeit ist gerade darum so mächtig, weil sie in der Seele und im Leibe zugleich wurzelt und aus der Berührung beider entspringt, darum auch die Natur beider theilt. Sie begleitet und durchdringt das ganze menschlich-geistige Leben; und der Geist strebt, alles was er besitzt an das Wort zu knüpfen. Ist der Mensch nur in der Gesellschaft und durch sie Mensch: so ist die Sprache die Sphäre und das Mittel der Gesellung.

Weil das deutsche Volk das humanste, weil in ihm das Gefühl allgemeiner Humanität so mächtig ist, weil seine Denker das Wesen derselben

*) Den turanischen Stamm weiter auszudehnen, wie dies Max Müller gethan hat, ist von keinem anderen Sprachforscher gebilligt worden.

so umfassend und tief begriffen haben, wie vorher Niemand: darum hat es die neue Sprachwissenschaft erzeugt. Als welch' ein kleines Ding erscheint der menschliche Geist bei den Franzosen des vorigen Jahrhunderts! Er ist ihnen nichts weiter als ein klügelnder Verstand. Darum haben sie für alle großen Schöpfungen der Menschheit einen so kleinlichen Maaßstab. Sie sehen nichts Großes, und darum können sie alles mit kleinen Mittelchen machen lassen. Die unmittelbare Schöpferkraft, den ureigenen Schöpfertrieb, der in des Menschen Brust wohnt, ahnen sie nicht. Göthe sagt von ihnen (an Schiller IV. S. 127): „Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist.“ „Sie gehen immer ganz entscheidend von einem Verstandesbegriff aus.“ Die realen Mächte des menschlichen Gemüthes waren ihnen völlig verborgen. Wie hätten sie das Wesen der Sprache begreifen können, der wundervollsten menschlichen Schöpfung!

Zur Tiefe, mit der erst seit Kant der menschliche Geist begriffen ward, kommt der Umstand, daß die deutsche Sprache noch weniger conventionell, natürlich lebendiger, mit dem Gemüthe des Volkes verwachsener ist, als die romanischen. Weil der Deutsche eine schöpferische Sprache hat, deren Macht er fühlt, darum erkennt er besser die Bedeutung und Natur der Sprache überhaupt und bringt tiefer in das eigenthümliche Wesen und Weben der fremden Sprachen, zunächst der griechischen und lateinischen und des Sanskrit, und dann der ursprünglichsten Sprachgebilde, die er reconstruirt.*)

Solchem Volksgeiste mit solcher Sprache entstammte Wilhelm v. Humboldt, und seine Jugend fällt in die Zeit der Blüthe unseres Nationalgeistes. Eine Zeit lang in täglichem Umgange, dann andauernd in Briefwechsel mit unseren beiden großen Dichtern, sah er, möchte ich sagen, schaffen, insofern sich so etwas sehen läßt. Auch vertiefte er sich in griechische Dichtung und Kunst, studirte aber außerdem die literaturlosen Sprachen Amerikas und der Inselwelt des großen Oceans, auch Asiens, in einem Umfange, wie vor ihm vielleicht kaum Einer. Schon über funfzig Jahr alt, hatte er dann noch die Frische des Geistes, sich die neuen Leistungen Grimm's und Bopp's und Kenntniß des Sanskrit anzueignen. So mit historischen und empirischen Sprachkenntnissen ausgerüstet, wie vor ihm entschieden Niemand, auf Kantischer Grundlage seine Ideen über

*) Es ist höchst charakteristisch, daß nur in Deutschland der Taubstumme sprechen lernt, „entstummt wird,“ wie Heineke, der Gründer der deutschen Taubstummen-Anstalten, es bezeichnete. Die Franzosen und Engländer halten die Zeit, die auf das Sprechenlernen jener Unglücklichen verwandt wird, für verschwendet; sie begreifen nicht, welches Gut in der Lautsprache liegt. Die Zeichensprache der Schrift genügt ihnen.

die Menschheit, Literatur und Sprache in einer Richtung hin entwickelnd, die der Schiller'schen und der früheren Richtung Friedrich Schlegel's verwandt war, arbeitete er in den letzten funfzehn Jahren seines Lebens jene sprachwissenschaftlichen Ideen durch, welche eine Ansicht von der Weltgeschichte und dem gesammten menschlichen Leben vom Standpunkte der Sprache aus oder im Zusammenhange mit der Betrachtung der Sprache bieten.

Zunächst war es seine Auffassung des Wesens und Ursprungs der Sprache, wodurch er den Beginn der neuen Epoche bezeichnete. Dieselbe Ansicht hatte Grimm und Bopp geleitet; aber was in jenen als Trieb wirkte, das sprach er als Philosoph aus. Die Sprache bricht unwillkürlich und unüberlegt aus dem menschlichen Geiste als solchem hervor. Sie ist um so weniger ein Machwerk des überlegenden Verstandes, Erfindung des über seine Befriedigung klügelnden Bedürfnisses, als sie, genau genommen, nicht einmal das Erzeugniß des Einzelnen ist, sondern dem ganzen Volke angehört. Sie ist überhaupt weniger ein Werk, als eine Thätigkeit, Uebung einer Fähigkeit, nämlich die Wirksamkeit des Geistes, den Laut zum Ausdrucke seines Inhaltes zu gestalten. Hierin liegt aber mehr als zunächst scheint. Der Geist schafft den Begriff selbst erst, indem er den lautlichen Ausdruck, das Wort, dafür schafft. Erst im Laute verkörpert erhält das Erzeugniß der inneren, subjectiven Thätigkeit die Objectivität, durch welche die Bildung des Begriffes bedingt wird. So ist die Sprache das Organ, das Zeugungsmittel des Gedankens. Indem sie aber aus dem Munde des Denkenden hervorbricht, tönt sie in das Ohr des gesellig Hörenden; sie setzt ein Ich, indem sie den Menschen mit einem Du vermittelt.

Jeder dieser Sätze, von Humboldt ausführlich entwickelt, enthält eine Wahrheit gegen einen alten Irrthum. Auch fanden sie, eben ausgesprochen, unter den Sprachforschern sogleich lebhaften Anklang, weil sie in der That aus dem wissenschaftlichen Nationalgeist der Deutschen herausgesprochen waren. In diesem Falle war Humboldt der Mund seiner Nation. Was er dagegen über die besonderen Sprachen sagt, hatte er aus eigenthümlichen Studien geschöpft, die kaum der Eine und der Andere zu verfolgen wirklich Lust hatte. Er brachte an den Gegenstand eine ihm eigenthümliche Methode, ihm eigenthümliche Grundsätze heran, die er sich aber selbst erst im Verlaufe seiner Studien sehr allmählich gewann, und kam zu Ergebnissen, die allen über die Sprachen herrschenden Vorstellungen entgegengesetzt waren. Was ihn aber bei seiner Erforschung und Beurtheilung der Sprache leitete, war mehr ein Tact, den er sich erworben hatte, der ihn sicher führte, von dessen Richtigkeit er die feste Ueberzeugung hatte,

von dem er aber nur um so weniger Rechenschaft ablegen konnte, als er im Gegensatze zu allen früher geltenden Vorstellungen stand, welche auch Humboldt anfangs theilte. Mit wunderbarer Gewissenhaftigkeit müht sich Humboldt ab, seine ganz neuen, ihm selbst unerwarteten Ergebnisse mit den hergebrachten Voraussetzungen in Einklang zu bringen, ohne jenen und diesen etwas von ihrer vollen Schärfe zu nehmen. Dies ist ihm denn auch natürlich nicht gelungen.

Jetzt bedenke man, welche Aufnahme konnte ein Denker finden, dessen Gedanken Ergebnisse von Studien waren, die Niemand verfolgte; die nach Standpunkten erreicht waren, welche noch Niemand geahnt hatte; — und Standpunkte und Ergebnisse in Widerspruch mit seit Jahrhunderten unerschütterlich geltenden Vorstellungen; endlich das Bemühen, diesen von Niemand gefühlten Widerspruch auszugleichen, ohne daß dies wirklich gelingt. Kein Wunder daß Humboldt mit diesem, ihm ganz eigenthümlichen Theile seiner Leistung durchaus an seinen gleichaltrigen und jüngeren Zeitgenossen vorüberging. Kein Wunder, daß etwa ein Viertel Jahrhundert nach seinem Tode verfloß, ehe man merkte, was er über die Verschiedenheit der Sprachen lehrte.

Die vergleichende Grammatik — wie sie als Thatsache dasteht — würde, wenn wir uns ihre Aufgabe als gelöst denken, eine Genealogie der Sprachen und Geschichte ihrer Wörter und grammatischen Formen geben, aber nur von Seiten ihres Lautes: wir würden erfahren, welche Sprachen mit einander verwandt sind und in welchem Grade sie es sind, und würden die Urformen und ihre Verwitterung durch die Jahrtausende kennen lernen — als wenn die Sprache weiter nichts wäre als ein Kunstwerk von Lauten. In dieser Lautform liegt aber eine innere Form der Sprache, und erst von dieser inneren Seite aus erfaßt, wird sie ein Ganzes. Die Sprachvergleichung, wie sie bisher durchschnittlich betrieben worden ist, geht auf in Aeußerlichkeiten und Einzelheiten: die Sprache ist ihr ein Haufe vereinzelter Lautgebilde, deren Elemente und Schicksale sie erforscht. Humboldt blickte in's Innere.

Früher hatte man gemeint, die innere Form aller Sprachen sei gleich; aller Unterschied zwischen denselben liege im Laute, indem derselbe Sinn hier durch diesen, dort durch jenen Laut bezeichnet werde, und innerlich in dem Grade der erreichten Cultur. Friedrich Schlegel hatte diese Ansicht dahin geändert, daß in der Weise, wie die Wortformen entstanden sind, sich die Sprachen wesentlich unterscheiden; und es gebe drei Klassen derselben. Erstlich flexionslose Sprachen mit einsilbigen Wörtern, in denen neben die Wurzeln, welche die Hauptbedeutungen tragen, andere treten, welche die Nebenbestimmungen bezeichnen. Zweitens agglutini-

rende, in denen jene beiden Arten von Wurzeln mechanisch an einander gefügt werden. Drittens flectirende, wo die Verhältnißbegriffe durch innere Veränderung der Wurzel und durch Entfaltung von innen heraus bezeichnet werden. „Die Wurzel ist hier ein lebendiger Keim, der die Flexionsendungen aus sich erzeugt." Dies sind die indogermanischen Sprachen, während alle übrigen Sprachen der Erde agglutinirende sind, ausgenommen die Sprachen Chinas und Hinterindiens, welche flexionslos sind. Diese unklare Ansicht wurde schon von Bopp insofern widerlegt, als er zeigte, daß auch die indogermanischen Formen durch eine Art Zusammensetzung zu Stande gekommen seien. Denn alle Suffixe sind ursprünglich Wurzeln gewesen mit eigenthümlicher selbständiger Bedeutung, und zwar meist dieselben, aus denen die Pronomina entwickelt sind. Die Form ἔδων z. B., welche ursprünglich ádām lautete, besteht aus drei Wurzeln a-dā-m, deren eine sowohl lautlich als begrifflich die Trägerin des Ganzen ist: dā geben; a bedeutet damals, und m abgekürzt aus mi bedeutet ich. Offenbar sind a und m nicht aus dā entwickelt, dā ist kein organischer Keim, aus dem a und m hervorgehen könnten. Es ist also, schloß Bopp, in den indogermanischen Sprachen nicht anders als in allen nicht einsilbigen; die Mehrsilbigkeit ist überall ein Erzeugniß der Agglutination von Pronominalwurzeln an Verbalwurzeln.

Humboldt befand sich den Schlegel's (denn August Wilhelm hatte seines Bruders Ansicht adoptirt) einerseits und Bopp andererseits gegenüber in Verlegenheit. Nicht nur daß er die beiderseitigen Autoritäten schätzte, sondern er war auch auf seinem ganz eigenthümlichen Wege die Sache zu erforschen, dahin gelangt, zwar die indogermanischen Sprachen von den amerikanischen und polynesischen bestimmt zu sondern, was Bopp nicht zugestand; aber es aus ganz anderen Rücksichten zu thun, als Schlegel gethan hatte. Sein Blick in das Innere der Sprachen nämlich zeigte ihm eine Kluft zwischen jenen von Schlegel agglutinirend genannten Sprachen und den indogermanischen, und auch in der Bildung der Lautform erkannte er einen weiten Unterschied, der mit dem inneren offenbar in Zusammenhang stand. Er war von jener Kluft so betroffen, daß er sich nicht scheute, die indogermanischen Sprachen allein als die Sprachen mit gesetzmäßiger Form anzusehen und alle anderen als von der gesetzmäßigen Form abweichende Sprachen zu bezeichnen. So befand sich Humboldt in der Lage, den Schlegel's sowohl wie Bopp widersprechen zu müssen, ohne jene und ohne diesen widerlegen zu können, und also mit sich selbst in Widerspruch. Dies, zumal da ihm Niemand von vorn bis hinten nachzurechnen vermochte, ist der Grund, warum Humboldt nicht verstanden ward und dies in so hohem Grade, daß man meinen konnte, er habe Schlegel's Ansicht adoptirt.

Es war demnach in Bezug auf Humboldt die Aufgabe gestellt, die von ihm dunkel gelassenen Punkte aufzuklären und dadurch in den Stand zu kommen, die ihm eigenthümlichen Ergebnisse seiner Forschung gegen die Einwendungen zu schützen, die er selbst gemacht hatte und nicht zurückweisen konnte. Wie dies erreicht wurde, möge hier nur dadurch gezeigt werden, daß Humboldt's Methode bestimmt und das hauptsächlichste Ergebniß durch Beispiele erläutert wird.*)

Sprechen ist nicht ein bloßes Tönen, mit welchem wir unser Denken begleiten, ist überhaupt vorzugsweise nicht ein äußeres Thun, sondern eine innere Thätigkeit, nämlich eine bestimmte Weise, den Inhalt unserer Gedanken zu formen. Folglich hat man auch unter Sprache nicht sowohl eine Summe fester, gegebener Lautgebilde zu denken, als vielmehr die mit dem Acte der Rede selbst verschwindende Arbeit des Geistes, einen Inhalt zu formen. Kurz Sprache, auch die besondere Sprache eines Volkes, muß man nicht als etwas Fertiges, Ruhendes, als ein Ding ansehen, sondern als eine im Augenblicke der Rede vollzogene geistige Schöpfung. Fest ist hierbei nur die Methode dieser Thätigkeit, und jede Sprache ist eine besondere Methode, nach welcher Gedankeninhalt geformt wird. Nur vergesse man nicht, daß formen geradezu schaffen bedeutet. Der Künstler, der den Steinblock zur Venus formt, hat nicht den Stein, aber — die Venus geschaffen. So ist die Sprache eine Methode der Formung und das heißt der Schöpfung der Gedanken. Das Wort ist eine Methode, Vorstellungen zu bilden, die möglichen Satzbildungen sind Formen der Bildung von Urtheilen.

Die Ethik als reine Theorie ist etwas anderes als die Zeichnung in der Erfahrung gegebener Charaktere: jene stellt allgemeine Maximen der sittlichen Beurtheilung, sittliche Ideen auf; diese findet oder stellt dar individuelle Formen eines sittlichen Lebens, einer Persönlichkeit. Der Charakter des Perikles läßt sich nicht aus der Ethik und Politik deduciren, wiewohl derjenige, der Perikles verstehen will, mit ethischen und politischen Gedanken vertraut sein muß. Wie sich nun Ethik und individuelle Charakteristik unterscheiden, gerade so auch Logik und die Grammatik einer besonderen Sprache. Jene lehrt die allgemein gültigen unwandelbaren Formen des idealen Denkens; diese zeigt nur, in welchen Formen ein bestimmtes Volk seinen geistigen Inhalt zu gestalten sich gewöhnt hat, und so wenig ein Perikles aus der Ethik, ist die griechische Sprache aus der Logik zu construiren. Ethik und Logik stellen ideale Forderungen; Perikles

*) Ausführliches über das Obige findet man in des Verfassers „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues."



und seine nationale Sprache sind individuelle Leistungen. Beurtheilen lassen sich diese nach jenen, aber nicht daraus deduciren.

Also ist auch begreiflich, daß, wie verschieden Perikles und Dschinggis Chan, ebenso verschieden Griechisch und Mongolisch von einander sind. Jene sind es nicht blos in der Physiognomie, sondern auch dem geistigen Inhalte nach; diese nicht blos in der Lautform, sondern in der inneren, der Gedankenform.

Was man aber von der Seele nur sehr beschränkt sagen kann: daß sie den Leib bilde, das muß man von der Sprache mit aller Entschiedenheit sagen: daß die innere Form die Lautform schaffe. Die innere Form ist das Primäre, das eigentliche Wesen der Sprache; aber freilich uns erkennbar nur in ihrem Erzeugniß, in der Lautform. Daher ist diese für uns Erkenntnißgrund, jene aber der reale Grund der Sprache. Und dies gilt so vollständig, daß im Innern der Sprache nichts sein kann, was sich nicht irgendwie im Laute offenbarte; was sich aber nicht lautlich kundgiebt, ist auch im Innern der Sprache nicht.

So ist es möglich, in das Innere der Sprachen zu blicken, und so erkennt man, daß sie weit, weit von einander verschieden sind. Alle Classification der Sprachen und alle Charakteristik derselben muß demnach vom Innern ausgehen und darf nicht bei'm Laute stehen bleiben.

Der Hauptunterschied nun ist der, daß es Sprachen mit Formen giebt und formlose Sprachen, d. h. solche, welche theils die Beziehung der Vorstellungen zu einander unbeachtet lassen, theils unechte, materialisirte Formen dafür hinstellen. Es handle sich z. B. um den Genitiv. Dieser kann ganz wegfallen, z. B. wenn wir sagen: Hausherr statt Herr des Hauses. Bei uns geschieht dies nur in Zusammensetzungen; in vielen Sprachen ist dies überall der Fall; Haus Herr heißt: diese beiden Vorstellungen sind in einem Verhältniß zu denken, ohne daß dieses gedacht würde. Hier ist eine bloße Lücke im Denken, die für die Auffassung der Sache nicht in Betracht kommt. Wenn nun aber in manchen Sprachen gesagt wird: Haus Eigenthum Mann, für: das Haus des Mannes; so ist hier eine Form materialisirt, das Denken ist beschwert. Genau genommen fehlt hier die Form gänzlich, und es sind nur drei materielle Vorstellungen gegeben, die beziehungslos neben einander stehen, obwohl die mittlere eine Beziehung zwischen den beiden anderen herstellen soll, wenn sie es nur vermöchte. In unserer Genitiv Endung liegt ein Pronomen relativum; und vergleicht man diese drei Ausdrucksweisen: Mann Haus, Haus Eigenthum Mann, Haus das Mann, — so sieht man wohl, wie in jener ersten die Verbindung fehlt, wie in der zweiten die Lücke ausgefüllt werden sollte, dies aber in einer Weise geschieht, welche die Lücke viel-

[illegible] Weise dagegen enthält gerade genug, [illegible] Vorstellungen herzustellen.

[illegible] Sprachen der Anschauung näher zu [illegible] Beispiele folgen, die dem Dajackischen, [illegible] entlehnt sind.

[illegible] Redetheile und ihrer Flexions- [illegible] Verbum würden wir freilich geneigt [illegible] zu erklären. Indessen das Dajackische hat [illegible] in einer Weise ausgedrückt, [illegible] Substantivum oder durch den In- [illegible] dein Brot ist sehr schön, sagt [illegible] Brot, d. h. sehr (ist) die Schönheit deines [illegible] nun höre ich, daß er arm ist, wird [illegible] mein Gehörtes er arm. — Er [illegible] Wiederholen seine Erzählung (d. h. [illegible] Erzählung. — Du hast die Bank zu sehr [illegible] Bank durch dich (das Geschehensein [illegible] Dir habe ich es gegeben: du Platz [illegible] Tag des Lebens. — Dies ist ein form- [illegible]

[illegible] Bemerkungen knüpfen.

[illegible] den Völkern der kaukasischen [illegible] Völker von weltgeschichtlicher [illegible] den Semiten und Indoger- [illegible] für sich und überragen an [illegible] in gleicher Weise übertrifft ihre [illegible] grammatischer Betrachtung erhärten läßt, alle [illegible] in Reinheit der Form. Ferner stehen [illegible] das Aegyptische, aber niedriger als [illegible] ganz ebenso verhält es sich mit den be- [illegible] in der Sprache eine geistige Grundlage [illegible]

[illegible] welch' ein weites Gebiet sich bei [illegible] für psychologische Forschung aufthut. — [illegible] Sprache ist wesentlich ein psychologisches [illegible] hierbei um Erkenntniß der Bedingungen, [illegible] dem Geiste und dem Munde entquillt, [illegible] Entwickelung des Geistes aus der entstandenen [illegible] eine psychologische Erkenntniß. Hieran schließt [illegible] Sprachactes; denn jede Rede ist eine



Sprachschöpfung. Der Einfluß der Sprache auf das Denken ist eine tief in unsere Denkprocesse eingreifende Untersuchung. — Aber auch die Besonderheit der Sprache eines Volkes ist zu erwägen nach ihrem Inhalte, ihrer Entstehung, ihrem Zusammenhange mit dem Gesammtgeiste des Volkes und ihrem Einflusse auf diesen. Und alles dies erfordert psychologische Betrachtung.

Nun ist aber Sprache thatsächlich immer die Sprache eines Volkes. So wird vorzüglich von diesem Gesichtspunkte aus klar, welches Recht und welche Bedeutung eine Völkerpsychologie haben kann.

H. Steinthal.

Das Leben Jesu von Strauß.

II.

2.

Das Leben Jesu von Strauß ist für das Volk geschrieben, insofern berührt es sich mit dem gleichnamigen Buch von Renan; aber es ist für das deutsche Volk bestimmt, und darin liegt nahezu die ganze Verschiedenheit der beiden Werke eingeschlossen.

Strauß hatte Leser im Auge, die „unbefriedigt vom Erwerb, auch geistigen Dingen nachtrachten, die nach arbeitvollen Tagen in ernster Lectüre ihre beste Erholung finden, die den seltenen Muth haben, um den Bann der hergebrachten Meinung und der kirchlichen Satzung unbekümmert, über des Menschen wichtigste Angelegenheiten auf eigene Hand nachzudenken, und die noch seltenere Einsicht, auch den politischen Fortschritt, wenigstens in Deutschland, nicht eher für gesichert zu halten, als bis für die Befreiung der Geister von dem religiösen Wahn, für rein humane Bildung des Volks gesorgt ist." Das deutsche Volk gilt ihm als das Volk der Reformation, diese aber nicht als ein fertiges, sondern als ein Werk, das fortgesetzt, gerade jetzt fortgesetzt sein will. Heut wie vor viertehalbhundert Jahren handle es sich um eine Scheidung zwischen dem, was an dem geltenden Christenthum unerträglich geworden, und dem, was unentbehrlich geblieben sei. Jetzt freilich um eine andere und gefährlichere Scheidung. Jetzt nämlich „ist auch das, was dem Protestanten damals noch geblieben war, die Bibel mit ihrer Geschichte und Lehre, von dem Zweifel in Anspruch genommen, in ihr selbst soll eine Scheidung vorge-

nommen werden zwischen dem, was für alle Zeiten wahr und verbindlich, und dem, was nur in vorübergehenden Zeitvorstellungen und Zeitverhältnissen begründet, für uns unbrauchbar, ja unannehmbar geworden ist. Und auch jenes für uns noch Gültige und Verpflichtende wird als solches nicht mehr deswegen anerkannt, weil es als göttliche Offenbarung durch wunderbar beglaubigte Gesandte verkündigt worden, sondern weil es von der Vernunft und Erfahrung als an sich wahr, als begründet in den Gesetzen des menschlichen Wesens und Denkens erkannt wird." Und in diesem Sinne also die Grenzlinie richtig zu ziehen, das „ist die nächste Aufgabe des Protestantismus, und sofern das deutsche Volk die Aufgabe der Fortbildung des Protestantismus hat, des deutschen Volks."

Das deutsche Volk selbst wird demnach zur Uebernahme dieser Arbeit aufgerufen. Nicht eine bequeme Lectüre wird ihm geboten, sondern seine ernste Selbstthätigkeit in Anspruch genommen; nicht von der wissenschaftlichen Untersuchung das Resultat abgeschöpft und zum leichten Genuß ihm dargereicht, sondern es soll den Gang der Untersuchung selbst durchdenken, um zu einem eigenen Urtheil über sie befähigt zu werden; nicht sättigen will das Buch, sondern anregen, wie Lessing's Schriften anregend gewesen sind, nicht an die Phantasie wendet es sich, sondern an den Trieb zur Wahrheit. Hierin liegt in der That der ganze Gegensatz zu Renan. Der französische Gelehrte wendet sich an seine vorzugsweise von Seiten der Phantasie zugängliche Nation, um sie mittelst eines blendenden Kunstwerkes, das ein Schmuck ihrer Literatur ist, aus einer überlieferten Anschauung in eine neue zu zaubern, über den Bruch gleichsam mittelst einer Vision hinüberzutäuschen. Dem deutschen Gelehrten ist dieser Bruch gerade die Hauptsache. Nicht als ein Geschenk soll das deutsche Volk das Neue empfangen, sondern als ein selbsterworbenes sich aneignen; gerade wie es den Bruch mit der römischen Tradition durch eigene harte Geistesarbeit vollzog, deren Früchte dann dem ganzen Abendland und selbst denjenigen Völkern zu Gute kamen, welche diese Arbeit von sich ablehnten. Renan kannte sein Volk, als er sein Leben Jesu schrieb: in der Aufgabe, wie Strauß sie gestellt hat, liegt ein herrliches Ruhmeszeugniß für seine Nation, ein sicheres Vertrauen in die Mission des deutschen Geistes.

Allein es liegt auf der Hand, daß sich Strauß damit gerade derjenigen Vortheile begab, auf welche ein populärer Schriftsteller im gewöhnlichen Sinn auszugehen pflegt. Denjenigen Grad von Popularität, den Renan's Vie de Jésus errungen, wird Strauß nicht erreichen, und hat ihn nicht angestrebt. Renan ist in Aller Hände gekommen, weil er ohne Polemik, ohne sich in den Gelehrtenstreit zu mischen, ohne nach rechts



und links zu blicken, seine Ansicht einfach hinstellte, gleichsam als selbstverständlich, in einer Sprache, die ihre Aneignung Jedermann ermöglicht, Jedermann zum Genuß macht. Derer sind aber mehrere, die sich solches angenehmen Besitzes erfreuen, als derer, die ihn durch einen bewußten Bruch mit der Vergangenheit sich mühsam und unter Schmerzen erst aneignen. Aber noch nach einer anderen Seite hat sich Strauß den Eingang in das Volk erschwert. Wiederum wird der Vorwurf gehört werden, daß er blos nehme ohne zu geben, zerstöre ohne aufzubauen, daß das negative Interesse auch jetzt wieder zum mindesten vorherrsche. Und etwas Wahres ist daran. Allerdings ist jetzt ein ausgeführter, geschichtlicher Umriß des Lebens Jesu mit den Mitteln der neueren Wissenschaft versucht, aber er ist eigentlich blos einleitungsweise vorausgeschickt, während der weit größere folgende Theil wiederum der Auftrennung des Mythengewebes gilt, durch welches uns dieses Leben überliefert ist. Allerdings ist als die Hauptabsicht vorangestellt, das Vergängliche und das Bleibende im Christenthum zu scheiden, und es soll ausdrücklich der Rathlosigkeit der Gemüther Hülfe geleistet werden, welche in Gefahr stehen mit der Schaale zugleich den Kern zu verlieren. Allein das Verfahren, durch welches nun jene Scheidung vorgenommen wird, kann nur darin bestehen, daß das Unwesentliche, eben weil es bisher als wesentlich festgehalten worden ist, als das Unwesentliche aufgezeigt wird. Mit anderen Worten: der letzte Zweck ist wohl ein positiver, aber die Methode ist auch jetzt eine kritisch-negative. Das Mittel ist das der Auflösung und Zersetzung, und je mehr die Tendenz des Buchs dahin geht, die geistig Unfreien oder Schwankenden zur Freiheit zu erziehen, um so größerer Nachdruck ist überall auf diese negative Seite gelegt. Für diejenigen, welche sich der kirchlichen Voraussetzungen bereits entschlagen haben, ist die rein historische Ausführung vielleicht das Werthvollste, für die Gelehrten ohne Zweifel die Art und Weise, wie Strauß sich mit den kritischen Arbeiten der letzten zwanzig Jahre auseinandersetzt; für Strauß selbst ist seiner ganzen Absicht nach der Proceß die Hauptsache, mittelst dessen Durchdenkens diejenigen, welche mit jenen Voraussetzungen noch nicht im Reinen sind, zur geistigen Freiheit erst erhoben werden sollen.

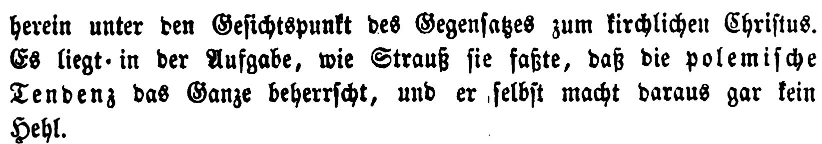
Was ist nach Strauß der bleibende Gehalt des Christenthums? „Unentbehrlich," sind seine Worte, „aber auch unverlierbar bleibt uns von dem Christenthum dasjenige, wodurch es die Menschheit aus der sinnlichen Religion der Griechen auf der einen Seite, aus der jüdischen Gesetzesreligion auf der anderen herausgehoben hat; also nach jener Seite hin der Glaube, daß es eine geistige und sittliche Macht ist, welche die Welt beherrscht, nach dieser die Einsicht, daß der Dienst dieser Macht, in den

wir uns zu stellen haben, wie sie selbst nur ein geistiger und sittlicher, ein Dienst des Herzens und der Gesinnung sein kann." Allein schon hier zeigt sich, daß uns diese Einsicht im Grunde nicht aus dem bisherigen Christenthum bleibt; sie ist, in ihrer Reinheit wenigstens, noch gar nicht zur Geltung gebracht. Die Ursache aber, warum so viel Fremdartiges in die Religion Jesu sich eindrängen und in ihr erhalten konnte, ist der Wunderwahn, für unsere Zeit der Hauptanstoß an dem ganzen alten Religionswesen. „So lange das Christenthum als etwas der Menschheit von außen her Gegebenes, Christus als ein vom Himmel Gekommener, seine Kirche als eine Anstalt zur Entsündigung der Menschen durch sein Blut betrachtet wird, ist die Geistesreligion selbst ungeistig, das Christenthum jüdisch gefaßt. Erst wenn erkannt wird, daß im Christenthum die Menschheit nur ihrer selbst tiefer als bis dahin sich bewußt geworden, daß Jesus nur derjenige Mensch ist, in welchem dieses tiefere Bewußtsein zuerst als eine sein ganzes Leben und Wesen bestimmende Macht aufgegangen ist, daß Entsündigung eben nur im Eingehen in diese Gesinnung, ihrer Aufnahme gleichsam in das eigene Blut, zu finden ist, — erst dann ist das Christenthum wirklich christlich verstanden."

Hier klingt deutlich der Grundgedanke der philosophischen Schlußabhandlung des älteren „Leben Jesu" wieder, wie denn in der jetzigen Schlußbetrachtung der Begriff des religiösen Genius populärer auseinandergesetzt, übrigens zugleich merklich abgeschwächt ist. Das unabweisbare Ergebniß der neueren Geistesentwickelung, wird hier ausgeführt, ist die Unterscheidung des historischen Christus von dem idealen, d. h. dem in der menschlichen Vernunft liegenden Urbild des Menschen, wie er sein soll, und die Uebertragung des seligmachenden Glaubens von dem ersteren auf das letztere: es ist die Fortbildung der Christusreligion zur Humanitätsreligion, worauf alle edleren Bestrebungen dieser Zeit gerichtet sind. Nicht als ob das Urbild menschlicher Vollkommenheit in der Vernunft ein für allemal gegeben, und in uns ganz ebenso wie jetzt vorhanden wäre, wenn auch niemals ein historischer Christus gelebt und gewirkt hätte. Vielmehr ist die Idee menschlicher Vollkommenheit, wie alle anderen Ideen, zunächst nur als Anlage vorhanden, die durch Erfahrung allmählich ihre Ausbildung erhält. Jeder sittlich hervorragende Mensch, jeder große Denker, der das handelnde Wesen des Menschen zum Gegenstande seines Forschens machte, hat in engeren oder in weiteren Kreisen geholfen, jene Idee zu berichtigen, zu ergänzen, weiter zu bilden. Und unter diesen Fortbildnern des Menschheitsideals steht in jedem Falle Jesus in erster Linie. Er hat Züge in dasselbe eingeführt, die ihm vorher fehlten oder doch unentwickelt geblieben waren, er hat andere beschränkt,



die seiner allgemeinen Gültigkeit im Wege standen, hat demselben durch die religiöse Fassung, die er ihm gab, eine höhere Weihe, durch die Verkörperung in seiner eigenen Person die lebendigste Wärme gegeben, während die Religionsgesellschaft, die von ihm ausging, diesem Ideale die weiteste Verbreitung unter der Menschheit verschaffte. Insbesondere hat er die Züge der Duldung, der Milde und Menschenliebe zu den herrschenden in jenem Bilde gemacht, und sie sind es eben gewesen, aus denen alles das, was wir jetzt Humanität nennen, hervorkeimen konnte. Indeß, so hoch immer Jesus unter denjenigen steht, welche der Menschheit das, was sie sein soll, reiner und deutlicher vorgebildet haben, so war er doch hierin weder der erste noch der letzte, sondern wie er in Israel und Hellas, am Ganges und Oxus Vorgänger gehabt hat, so ist er auch nicht ohne Nachfolger geblieben, vielmehr ist auch nach ihm jenes Vorbild noch weiter entwickelt, allseitiger ausgebildet, seine verschiedenen Züge mehr in's Gleichgewicht gegen einander gebracht worden. Unleugbar sind in dem Muster, wie es Jesus in Lehre und Leben darstellte, neben der vollen Ausgestaltung einiger Seiten, andere wie Familie, Staat, Erwerb, Kunst, nur schwach umrissen oder auch gar nicht angedeutet. Hier war eine Ergänzung, sowohl aus anderen Volksthümlichkeiten, als aus anderen Zeit-, Staats- und Bildungsverhältnissen heraus erforderlich, wie sie zum Theil schon rückwärts in demjenigen lag, was Griechen und Römer in dieser Hinsicht vor sich gebracht hatten, zum Theil aber der weiteren Entwickelung der Menschheit und ihrer Geschichte vorbehalten blieb. Doch schließen sich alle diese Ergänzungen an das von Jesu Gegebene auf's Beste an, wenn man nur erst dieses selbst als eine menschliche, mithin der Fortbildung so fähige als bedürftige Entwickelung begriffen hat. Faßt man hingegen Jesum als den Gottmenschen, als das von Gott in die Menschheit hereingestellte, allgemein und ausschließlich gültige Musterbild auf, so muß man natürlich jede Ergänzung dieses Musters von sich weisen und seine Einseitigkeit und Unvollständigkeit zur Regel machen. Ja indem neben und über dem von Jesu dargestellten sittlichen Musterbilde er selbst als der Gottmensch steht, an welchen zu glauben an sich Pflicht des Menschen und Bedingung seiner Seligkeit sei, so wird dadurch das, worauf eben Alles ankommt, in zweite Linie zurückgedrängt, und die sittliche Größe Jesu in ihrer vollen Wirksamkeit verkümmert. Von dieser Seite betrachtet ist alles dasjenige, was Jesus zu einem übermenschlichen Wesen macht, ein wohlgemeinter und zunächst vielleicht auch wohlthätiger, in die Länge aber schädlicher und verderblicher Wahn, und der Kritiker begeht keinen Frevel an dem Heiligen, sondern thut ein gutes und nothwendiges Werk, wenn er diesen Wahn hinwegräumt, das Bild des ge-



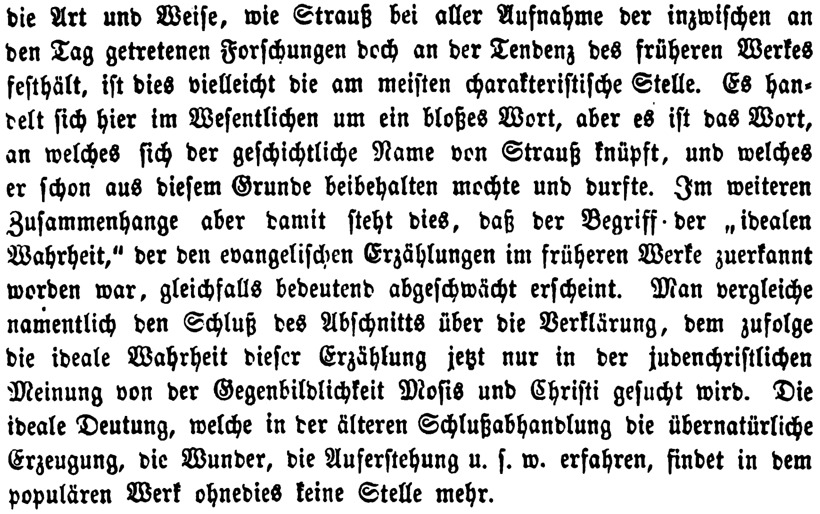
herein unter den Gesichtspunkt des Gegensatzes zum kirchlichen Christus. Es liegt in der Aufgabe, wie Strauß sie faßte, daß die polemische Tendenz das Ganze beherrscht, und er selbst macht daraus gar kein Hehl.

Man darf hiebei schon an den streitlustigen Ton erinnern, der überall zum Vorschein kommt und der namentlich das geharnischte Vorwort eingegeben hat. Auch dies im Gegensatz zu Renan, der sich die Miene giebt, ein Werk des Friedens und der Erbauung zu schreiben, und in seiner kürzlich veranstalteten Volksausgabe es geradezu den Mühseligen und Beladenen dieser Welt darbietet. Strauß umgekehrt ist sich bewußt ein Werk für die Zukunft zu schreiben, dessen nächste Wirkung Streit und Kampf, durch den Kampf aber die Förderung der Freiheit sein muß. Er kennt die Gegner, deren Widerspruch er reizt, und weist ihnen im Voraus die Zähne.

Höchst bezeichnend ist dann der Eifer, mit welchem Strauß den Gedanken abwehrt, als ob den Forschungen über das Urchristenthum überhaupt ein lediglich historisches Interesse zu Grunde liegen könne. „Ja," ruft er aus, „wer über die Herrscher von Ninive oder die ägyptischen Pharaonen schreibt, der mag dabei ein rein historisches Interesse haben; das Christenthum dagegen ist eine so lebendige Macht, und die Frage, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, schließt so eingreifende Consequenzen für die unmittelbare Gegenwart in sich, daß der Forscher ein Stumpfsinniger sein müßte, um bei der Entscheidung jener Frage eben nur historisch interessirt zu sein." Alle Achtung vor der Wärme des Pathos, von welchem Strauß erfüllt ist, aber es waltet hier doch wohl ein Mißverständniß. Wo die kirchlichen Vorstellungen überwunden sind, und kein subjectives Interesse an diesen mehr vorhanden ist, wird sich die Urzeit des Christenthums einfach als Gegenstand rein wissenschaftlicher, nur auf Ergründung der Wahrheit gerichteter Forschung darbieten, wie irgend eine andere geschichtliche Erscheinung, und die Folgen für die unmittelbare Gegenwart werden sicher um so bedeutender und tiefer sein, je objectiver Princip und Gang dieser Untersuchung ist. Nun wird aber allerdings eine solche Befreiung von kirchlichen und dogmatischen Voraussetzungen selten angetroffen, und je häufiger sich das angeblich rein historische Interesse als eine bloße Maske erweist, um so mißtrauischer wird man diejenigen, die sich damit schmücken, darauf ansehen müssen, ob nicht da und dort ein ganz anderes Gesicht zum Vorschein kommt. Ebenso läßt sich wohl denken, daß wahrheitliebende Laien, welche die kirchlichen Vorstellungen hinter sich haben, mit einem rein historischen Interesse zum Leben Jesu zurückkehren, und gerade sie werden nach dem neuen Buche greifen,

um an seiner geschichtlichen Darstellung ihren Wissenstrieb zu befriedigen. Aber eben dies ist für Strauß die Nebensache. Seine Tendenz geht vielmehr ganz nur dahin, möglichst Viele, das ganze deutsche Volk auf den Standpunkt der geistigen Freiheit erst zu erheben, für den doch nur Wenige vorbereitet, zu welchem noch Wenigere durchgedrungen sind. In diesem Sinne erklärt er es denn auch für verhältnißmäßig unwichtig, daß in den Fragen der Evangelienliteratur noch so wenig Einstimmigkeit des Urtheils herrsche. „Denn das vor allem," sagt er, „läßt sich unabhängig von diesen Fragen erkennen, wie wir uns die evangelische Geschichte nicht vorzustellen haben. Und dieses Negative ist für unseren nicht blos historischen, überhaupt nicht rückwärts sondern vorwärts gerichteten Zweck gerade eine — um nicht zu sagen die — Hauptsache. Es besteht aber darin, daß in der Person und in dem Werke Jesu nichts Uebernatürliches, nichts von der Art gewesen ist, das nun mit dem Bleigewicht einer unverbrüchlichen, blinden Glauben heischenden Autorität auf der Menschheit liegen bleiben müßte. Ueber dieses Negative können wir lange vor der Entscheidung jener endlosen kritischen Fragen in's Reine kommen; denn soviel können wir unseren Evangelien bald absehen, daß weder alle noch ein einzelnes unter ihnen die zwingende historische Glaubwürdigkeit aufweisen, welche nöthig wäre, um unsere Vernunft bis zur Annahme des Wunders gefangen zu nehmen."

Hieher gehört es ferner, wenn Strauß mit Nachdruck an dem Begriff des Mythus festhält. Hatte er schon früher denselben dahin erweitern müssen, daß er auch das Tendenzmäßige einzelner Schriftsteller darin unterbrachte, so mußte er in Folge von Baur's Nachweisungen der Annahme bewußter und absichtlicher Dichtung nun noch weit mehr Raum zugestehen. Allein sofern nun doch das Tendenzmäßige ebenso wie das Mythische ein Kriterium des Unhistorischen ist, so kam es gegenüber der kirchlichen Theologie darauf an, alles, was sich sei es absichtlich oder absichtlos um die historische Person Jesu gelegt hatte, zusammenzufassen und gemeinsam von dem ursprünglichen Christusbild abzulösen. Jede unhistorische Erzählung, wie auch immer entstanden, in welcher eine religiöse Gemeinschaft einen Bestandtheil ihrer heiligen Grundlage, weil einen absoluten Ausdruck ihrer constitutiven Empfindungen und Vorstellungen erkennt, ist ein Mythus. Die griechische Mythologie mag ein Interesse haben, von diesem weiteren Mythusbegriff einen engern zu unterscheiden: die kritische Theologie hat umgekehrt der sogenannten gläubigen gegenüber ein Interesse, sie hat, will das sagen, ein polemisch-praktisches Interesse, alle diejenigen evangelischen Erzählungen, denen sie nur ideale Bedeutung zuerkennt, unter dem gemeinschaftlichen Begriff des Mythus zusammenzufassen. Für



die Art und Weise, wie Strauß bei aller Aufnahme der inzwischen an den Tag getretenen Forschungen doch an der Tendenz des früheren Werkes festhält, ist dies vielleicht die am meisten charakteristische Stelle. Es handelt sich hier im Wesentlichen um ein bloßes Wort, aber es ist das Wort, an welches sich der geschichtliche Name von Strauß knüpft, und welches er schon aus diesem Grunde beibehalten mochte und durfte. Im weiteren Zusammenhange aber damit steht dies, daß der Begriff der „idealen Wahrheit," der den evangelischen Erzählungen im früheren Werke zuerkannt worden war, gleichfalls bedeutend abgeschwächt erscheint. Man vergleiche namentlich den Schluß des Abschnitts über die Verklärung, dem zufolge die ideale Wahrheit dieser Erzählung jetzt nur in der judenchristlichen Meinung von der Gegenbildlichkeit Mosis und Christi gesucht wird. Die ideale Deutung, welche in der älteren Schlußabhandlung die übernatürliche Erzeugung, die Wunder, die Auferstehung u. s. w. erfahren, findet in dem populären Werk ohnedies keine Stelle mehr.

Trotz alle dem nun aber ist das neue Leben Jesu positiver als das alte. Positiver, weil historischer. In dem ganzen Plan, in der Anordnung tritt dies hervor. Wurde es am Schlusse des früheren Werkes schmerzlich empfunden, daß nach dem kritischen Auflösungsgeschäft kein Versuch gemacht worden war, die als probehaltig übrig bleibenden geschichtlichen Momente zu einer Gesammtdarstellung zu vereinigen, so wird jetzt nach eingehender Prüfung der Quellen ein solcher Umriß vorausgeschickt — das wirklich Geschichtliche an Jesu Leben; und dann erst folgt die Untersuchung des Mythengewebes, das uns in den Evangelien überliefert ist. Das will sagen, die Anordnung folgt einfach dem Gange, den die Sache selbst genommen hat. Wie die Mythen sich erst gebildet haben, nachdem das Leben Jesu vollendet war, so folgt die Aufzeigung des Mythischen erst nach der Erzählung des wirklichen Lebens. Der Weg geht jetzt von Innen nach Außen, vom Früheren zum Späteren fort. Der historische Kern der Geschichte Jesu, soweit er sich aus den Andeutungen der Evangelien erkennen läßt, bildet den Ausgangspunkt. Als die erste Wirkung dessen, was Jesus war, kommt hierauf der in seinen Jüngern entstandene Glaube an seine Auferstehung in Betracht. „Damit," so setzt Strauß selbst den Plan seines Werkes auseinander, „ist aber bereits die Vorstellung von Jesus in eine Temperatur versetzt, wo sie im üppigsten Wachsthum zahlreiche unhistorische Schößlinge, einen immer wunderhafter als den anderen, treiben mußte. Der gottbegeisterte Davidssohn wird zum vaterlos erzeugten Gottessohn, der Gottessohn zum fleischgewordenen Schöpferwort; der menschenfreundliche Wunderarzt wird zum Todtenerwecker, zum unumschränkten Herrn über die Natur und ihre Ge-

setze; der weise Volkslehrer, der den Menschen in's Herz schauende Prophet wird zum Allwissenden, zu Gottes anderem Ich: der in seiner Auferstehung zu Gott Eingegangene ist auch von Gott ausgegangen, ist im Anfang bei Gott gewesen, und sein Erdendasein war nur eine kurze Episode, durch welche er sein ewiges Sein bei Gott zum Besten der Menschen unterbrach. Diesem Gang der Sache, d. h. der allmählichen Entwicklung der Vorstellungen von Jesu, der Bereicherung seiner Lebensgeschichte mit immer mehr idealen Zügen geht unsere Kritik diesmal Schritt für Schritt nach, macht zuerst die ersten Ansätze des Unhistorischen bemerklich, zeigt dann nacheinander, wie sich über jeder Schicht allemal wieder eine neue gebildet hat, wie jede dieser Schichten nur der Niederschlag der jeweiligen Vorstellungen der Zeit und des Kreises, innerhalb deren sie sich bildete, gewesen ist, bis endlich mit dem johanneischen Evangelium ein Ruhepunkt eintrat, über welchen hinaus eine weitere Steigerung und zugleich Vergeistigung nicht mehr möglich, aber auch nicht mehr Bedürfniß war."

Hier haben wir den ächt historischen Grundgedanken des Buchs. Er liegt nicht blos darin, daß nun ein Leben Jesu im Zusammenhang erzählt wird, sondern wesentlich zugleich darin, daß auch die allmähliche Bildung des Mythus, also der ungeschichtlichen Erzählung vom Leben Jesu, veranschaulicht und in ihrer stufenweisen Entwickelung verfolgt wird. Das negative Interesse ist unvermerkt doch zu einem positiven umgeschlagen. Denn auch die Zersetzung der Mythengruppen, die nun mit demselben Scharfsinn, wie im früheren Buche, aber mit Beiseitesetzung des gelehrten Apparats vollzogen wird, hat nicht mehr blos den Zweck, die Unvereinbarkeit dieser Erzählungen unter einander und mit dem modernen Bewußtsein aufzuzeigen, sondern zugleich ihre Entstehung und allmähliche Verfestigung nachzuweisen. Die beiden Richtungen, in welchen sich bisher die neutestamentliche Kritik bewegte, die eine von Strauß vertreten, die andere von Baur, die eine auf die Enthüllung der mythischen Bestandtheile im Leben Jesu ausgehend, die andere auf den Nachweis der Ideenentwickelung im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter, vereinigen sich hier, wie zwei Ströme, die an verschiedenen Orten entsprungen, verschiedene Gegenden durchliefen, endlich ihre Fluthen mit einander vermischen. Die Kritik ist wesentlich aufbauend, ihr Gegenstand eine geschichtliche Analyse des urchristlichen Bewußtseins geworden. Was dem Christusbilde abgerissen ist, wird der Phantasie der ersten Gemeinde als ihr Eigenthum zurückgegeben. Das kritische Werk ist zum Geschichtswerk geworden.

3.

Jahrelang stand der Verfasser des Lebens Jesu der Theologie und ihren Streitigkeiten abgewandt. Aber während er seine kritisch-biographische Kunst auf anderen Gebieten übte, verlor er den Gegenstand seines ersten berühmten Werkes nicht aus den Augen. Er ist den Arbeiten der Tübinger Schule und dem wissenschaftlichen Turnier, das durch sie veranlaßt wurde, sorgfältig Gang für Gang gefolgt. Daß er sich nicht selbst daran betheiligte, brachte ihm den Vortheil, daß er der Gefahr entging sich in das Detail einer Kritik zu verlieren, welche, wie er mit Grund bemerkt, in den letzten zwanzig Jahren etwas in's Kraut geschossen ist. Indem er Alles auf den Mittelpunkt, die Geschichte Jesu selbst zurückbezog, war er im Stande aus jenen Arbeiten, nachdem sie selbst zu einem gewissen Abschluß gediehen waren, mit unbefangenem Auge das Resultat zu ziehen und seinen eigenen Forschungen einzuverleiben. Daß er zugleich selbständig auf diesem Gebiet weiter suchte, die Ergebnisse Baur's und seiner Nachfolger mit manchen Ergänzungen bereicherte und von einem Standpunkt aus, der wesentlich ein überschauender war, da und dort modificirte, wird der Kundige auf jeder Seite der Einleitung finden.

Der Einwurf liegt nahe, daß auch diese kritische Einleitung die populäre Bestimmung der jetzigen Bearbeitung eher störe als fördere. Und allerdings wird gerade in diesem Theile dem Leser ein mehr als vorübergehendes Interesse, eine ernstliche, das Oberflächliche verschmähende Theilnahme, ja ein eigentliches Studium zugemuthet. Auch hier stellt Strauß die Popularität im gemeinen Sinne gegen die Gründlichkeit und Vollständigkeit der Untersuchung zurück, durch welche der nachdenkende Leser selbst in den Mittelpunkt der einschlägigen Fragen eingeführt und zu einem selbständigen Urtheil über dieselben befähigt werden soll. Allein eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der neutestamentlichen Kritik war fast unzertrennlich von einer Einleitung in die evangelischen Schriften. Und eine kritische Orientirung über die Quellenschriften, aus welchen wir das Leben Jesu kennen, ist in einer Geschichte dieses Lebens, ob sie den Gelehrten oder dem Volke dargeboten werden soll, nun einmal unentbehrlich. Wie dies vom wissenschaftlichen Interesse gefordert wird, davon war schon die Rede. Allein auch wie die Bestimmung des Buchs für das Volk war, mußte dieses doch zunächst darüber verständigt werden, warum es eine freiere Stellung zu den Evangelien einnehmen darf, warum es das, was es in denselben liest, nur mit Vorsicht als wirkliche Geschichte aufzunehmen hat. Gerade der Heiligenschein, von welchem die Evangelien in der gläubigen Vorstellung umflossen sind, nöthigt den Biographen Jesu in weit höherem Grade, als dies sonst die Pflicht des Geschichtschreibers zu sein

späteren Zeitverhältnissen umgebildet. Da selbst in den ausgezeichnetsten Jüngern Jesu eine dicke Schicht jüdischer Vorurtheile einer reineren Auffassung der Messiasidee entgegenstand und dieselbe keineswegs sofort, mit der Hinwegnahme des Meisters geschwunden ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß vielleicht gerade auf das älteste unserer Evangelien diese Vorurtheile noch besonders stark eingewirkt, wir also gerade von seinem Christusbilde noch manchen jüdischen Zug zu entfernen und auf Rechnung des Mediums zu schreiben hätten, durch welches wir in demselben jenes Bild erblicken.

Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, daß bei allem relativen Vorzug des ersten Evangeliums doch die folgenden auch wieder Einzelnes vor ihm voraus haben können. Sie können Manches nachbringen, was in jenem fehlt und in anderen Kreisen der Ueberlieferung sich erhalten hatte, wie uns denn Lucas — der Stoff des Marcus geht bekanntlich in dem des Matthäus und Lucas fast völlig auf — eine solche Nachlese giebt und wir trotz seiner dogmatischen Färbung nicht berechtigt sind, was er in dieser Weise nachbringt, einzig schon deswegen, weil es bei Matthäus fehlt, als unhistorisch von der Hand zu weisen. Aehnlich ist es, wo eine von Matthäus berichtete Rede oder Thatsache in den übrigen Evangelien fehlt. Wenn dogmatische Bedenken gegen Erzählungen sich richteten, die selbst nur dogmatischem Vorurtheil ihr Dasein verdankten, so konnten sie, wenn auch nur zufällig, zur Entfernung unhistorischer Züge aus dem Bilde Jesu führen — ein Satz, der von Strauß z. B. auf das nur bei Matthäus sich findende Verbot Jesu an die Jünger, sich zu den Heiden und Samaritanern zu wenden, angewendet wird.

Am wenigsten ist das Johannesevangelium, diese freie speculative Nachdichtung des Lebens Jesu, als geschichtliche Quelle zu betrachten; die namhafte Bereicherung, die es dem evangelischen Geschichtsstoff zubringt, ist lediglich eine scheinbare. Nur fragt sich, ob nicht in dem Standpunkt, auf den es seinen Christus stellt, doch etwas ist, das wir den älteren Evangelien gegenüber als Berichtigung anerkennen müssen. Die freiere geistige Denkart ist im vierten Evangelium freilich in eine Form gebracht, die Jesus sicherlich fremd war. Aber wenn, wie aus bestimmten Spuren erhellt, die ersten Jünger ihn nicht ganz begriffen, der Standpunkt der ersten Gemeinde ein hinter dem seinigen zurückgebliebener war, und auf diesem Standpunkt der ältesten Gemeinde die älteren Evangelien, insbesondere Matthäus stehen, „so mag" — sagt Strauß — „der vierte seinen höheren Standpunkt immerhin auf einer aus Alexandria entlehnten Leiter erstiegen haben, er könnte darum doch mittelst dieser fremden Leiter dem eigenen Standpunkt Jesu näher gekommen sein. Wenn wir z. B. den

Spruch von der Unvergänglichkeit des kleinsten Buchstabens im Gesetz bei Matthäus, und den von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit bei Johannes als zwei äußerste Punkte aufstellen, so ist noch sehr die Frage, welchem von diesen beiden Punkten wir uns den geschichtlichen Jesus näher zu denken haben."

Unverkennbar verräth mit diesen Bemerkungen Strauß die Absicht, die Schranken, welche die sogenannte Tendenzkritik gezogen, für den Geschichtschreiber weiter hinauszurücken und ihm eine größere Freiheit der Bewegung zu ermöglichen. Nicht in dem Interesse, dadurch möglichst viel Thatsächliches für das Leben Jesu zu gewinnen, wohl aber in dem Interesse, für Jesus das höchste Maaß geistiger Größe und Freiheit auszumitteln, das nur irgend mit der Thatsache vereinbar ist, daß die ältesten Quellen auch ein noch am meisten jüdisches Gepräge haben. Der ganze Abschnitt ist ein Muster von Besonnenheit und feinem Tact. Die Evangelien sind einerseits in ihrer Eigenthümlichkeit von einander unterschieden, andrerseits doch einander wieder genähert, und jedes nach Verhältniß für die geschichtliche Darstellung verwendbar gemacht. Wie weit — dies ist nun die Frage — wird bei solcher Beschaffenheit der Quellen unsere Kenntniß des Lebens Jesu reichen?

4.

Ueber wenige große Männer der Geschichte sind wir so ungenügend unterrichtet, wie über Jesus — wären dies nicht die eigenen Worte von Strauß am Schlusse seines Buchs, so wäre es doch der Gedanke, der sich jedem von selbst nach dessen Lectüre aufdrängen müßte. Es ist nicht zu leugnen, nur mit schwachen Linien getraut er sich den geschichtlichen Umriß eines Lebens Jesu zu zeichnen. Zwischen dem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, welche dazu aufgeboten werden um das Aechte und das Unächte zu trennen, und dem Reste, der nun wirklich als ächt übrig bleibt, empfinden wir ein schmerzliches Mißverhältniß, und weder das Gefühl der unumstößlichen Sicherheit, mit welchem wir uns nun der probehaltig erfundenen Stücke erfreuen dürfen, noch der Eindruck der höchsten Würde und Seelenschönheit, der uns aus denselben entgegentritt, vermag so schnell über die Empfindung einer gewissen Enttäuschung Herr zu werden. Sind wir vielleicht noch geblendet durch den Mythenschimmer, der, wenn ihn auch der kritische Verstand unbarmherzig hinwegnahm, dennoch in unserer Erinnerung und Phantasie fester haften blieb? Ueberwältigt uns die Größe des Werkes, das auf diesen Namen gegründet ist und in unabsehbarer Dauer in den Jahrhunderten fortwirkt, daß wir das in dürftige Spuren sich verlierende Dunkel des Anfangs nicht fassen

mögen? Oder verwirrt uns vielleicht noch das farbenreiche Gemälde, das so eben der französische Künstler uns vorgeführt hat, so daß es erst einiger Zeit bedarf, bis das Auge sich an die keuschere Farbengebung des deutschen Gelehrten gewöhnt?

Nun, eben der Rückblick auf das französische Buch mag uns dann zuerst wieder den Werth in's Gedächtniß zurückrufen, den schmucklose Einfachheit vor überladenem Glanze voraus hat. Ein überreiches Bild giebt der Franzose; aber Wahres und Falsches, Mögliches und Wirkliches mischen sich zu bunter Scene. Nur eine Zeichnung giebt der Deutsche, den Schmuck des Colorits glaubt er entbehren zu können, aber jeder Zug ist wahr, und je mehr wir uns in diese Züge vertiefen, um so lebendiger treten sie uns entgegen und reizen uns auch das nur schwach angedeutete selbst zu einem vollen Bilde zu ergänzen; sie gewinnen, wenn wir sie wieder und wieder betrachten, während der blendende Eindruck, den unausbleiblich Renan hervorbringt, mit jeder schärferen Prüfung eben so unausbleiblich sich verliert.

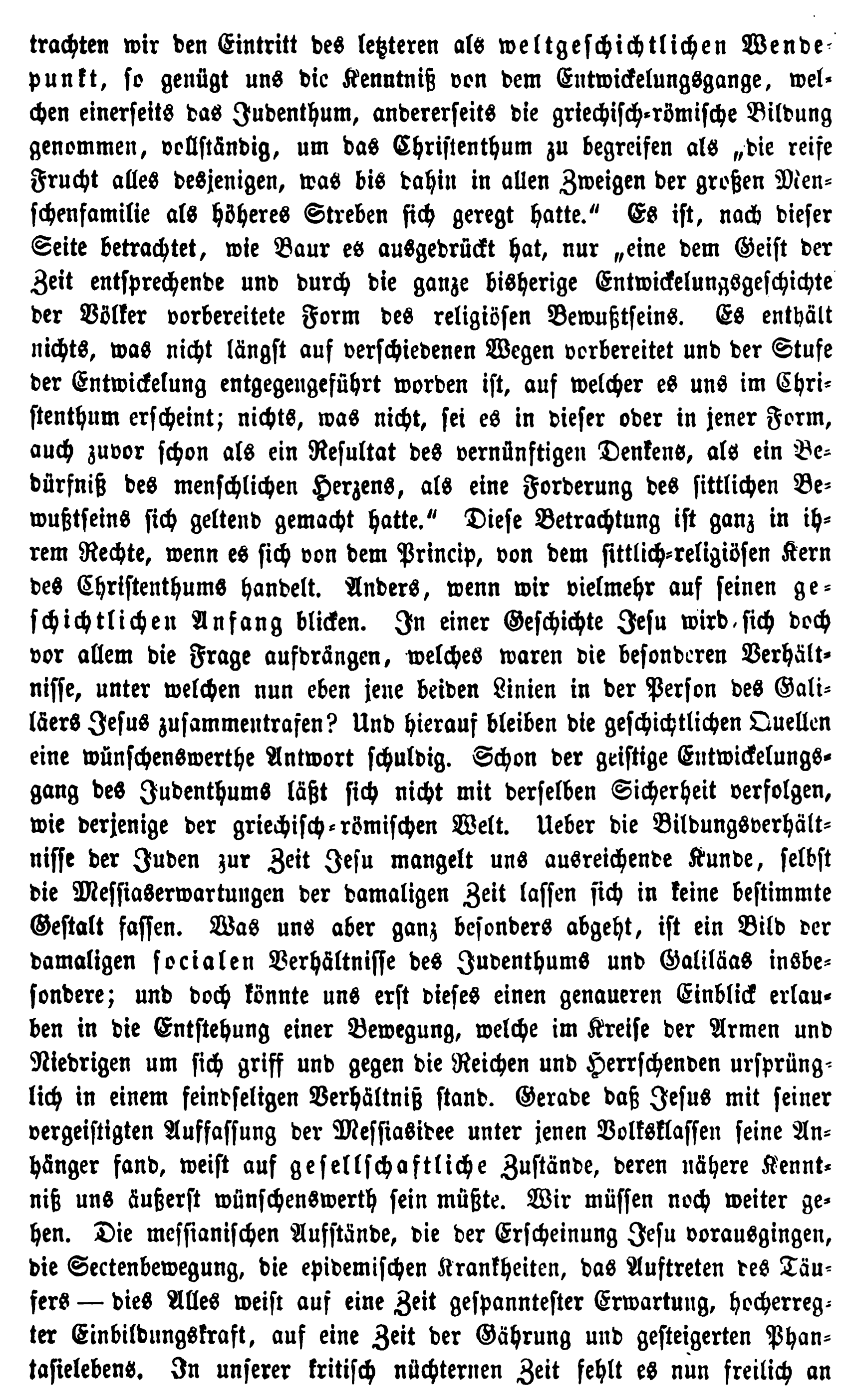
Wir begreifen also nicht blos, wir schätzen die Entsagung, die Strauß auch in diesem Theil seines Werkes geübt, die selbstlose Hingabe an den Gegenstand, die sich hütete zu dem, was sie nach mühsamem Suchen fand, auch das Kleinste von Eigenem hinzuzuthun. Man darf es wohl aussprechen: die Grenzen für eine Biographie Jesu sind durch Strauß ein für allemal abgesteckt. Er schrieb, kann man sagen, ein „Leben Jesu innerhalb der Grenzen der bloßen Kritik." Was aus den Ueberlieferungen über den Stifter unserer Religion geschichtlich brauchbar ist, findet sich hier ausgesondert und zusammengestellt; schwerlich dürften sonst noch wesentliche Züge aufgefunden werden, die den Anspruch erheben können als geschichtliches Material verwandt zu werden.

Allein an diesem Punkte hört der Beruf eines Geschichtschreibers noch nicht auf. Er beschränkt sich nicht darauf, die Grenzen abzustecken, innerhalb deren sich die geschichtliche Darstellung zu bewegen hat. Sein Amt ist das eines Sehers, der den Stoff beseelt welchen er vorfindet; der Ursachen und Wirkungen in seinem Geiste frei verknüpft, aus zerstreuten Spuren auch dasjenige wiederherstellt, was sich in verwirrendes Dunkel verloren hat; der mit überlegenem Geiste das Ganze seines Gegenstandes überschaut und die Mühe des Suchens verbergend in kunstvoller Darstellung das Gesehene verkündigt. Es mag sein, daß es überhaupt zu frühe ist, diesen höchsten Maaßstab der Geschichtschreibung auf die Geschichte Jesu anzuwenden. Denn so lange das Hauptinteresse darin besteht, erst das Geschichtliche von dem Ungeschichtlichen auszuscheiden, wird sich gerade derjenige, der beides so scharf als möglich auseinanderhalten will, in der freien Darstellung beengt fühlen; eben seine Gewissenhaftigkeit wird ihm

eine Zurückhaltung auferlegen, von welcher diejenigen freilich nichts wissen, die mit jenen kritischen Bedenken leichter fertig werden. Um nicht in jenen Fehler zu fallen, der an den Gegnern begründeten Anstoß erweckt, wird der Kritiker auch in der Rolle des Geschichtschreibers eher zu wenig geben als zu viel. Vor jedem Schritt, den er in das Gebiet der Combination zu machen hat, wird er behutsam zuvor sein kritisches Gewissen befragen. Auch hier stoßen wir auf jenes kritische Gewissen, das wir bereits kennen, aber hier an einer Stelle, wo es uns auf die Länge fast allzu nüchtern dünkt und wir nach einem freieren Schwunge uns sehnen. Wir können es nicht leugnen: die Quellen sind nun einmal so, und ihre Beschaffenheit nöthigt zu behutsamem Vorwärtsschreiten. Aber gleichwohl drängt sich die Frage auf, ob nicht auch mit den Bausteinen, welche Strauß herausgegeben und zugerichtet hat, sich ein lebensvollerer ausgeführterer Bau hätte aufrichten lassen; und es kommt uns um so mehr das Bedauern, daß Strauß sich hier nicht eine größere Freiheit verstattet hat, als wir bei ihm sicher wären, daß er diese Freiheit nicht mißbraucht hätte. Was bei Renan zu viel, ist bei Strauß vielleicht zu wenig. Dort ein Uebermaaß combinirender Intuition, hier ein fleißiges Herausrechnen, das in jedem Moment die Factoren öffentlich vorweist, aus welchen die kleinen Restziffern gewonnen werden. Ein Lob und ein Tadel ist damit in Einem Athem ausgesprochen — ein Tadel indessen doch nur insofern, als die Bestimmung des Buchs eine populäre ist. Renan hat, was auch seine offenbaren Mängel sind, seinen Stoff wunderbar zu beseelen gewußt, ihm Feuer und Leben eingehaucht. Ein Strom der Empfindung geht durch das ganze Buch und theilt sich elektrisch dem Leser mit. Darum brauste es auch wie im Sturme propagandistisch daher — recht ein Werk, um die Gegenwart zu entzünden und mit sich fortzureißen. Auch das Strauß'sche Buch wird seine Wirkung thun, wir wünschen und wissen, daß sie eine nachhaltigere sein wird; aber es hat nicht den freien Wurf, die unwiderstehlich packende Gewalt, wie jenes aus Einem Guß hervorgegangene Lebensbild; es wird sich erst die kleineren Canäle aufsuchen müssen, durch die es in das Bewußtsein des Volkes überströmt.

Treten wir ein in die Geschichtserzählung. Zwei hohe, weite Hallen empfangen uns mit den Ueberschriften: Judenthum und Heidenthum. Wir sollen eingeführt werden in den großen weltgeschichtlichen Zusammenhang, in welchem das Christenthum seinen Ursprung genommen hat. Rasch verwandelt sich die Scene. Einen Schritt weiter, und wir sind in der engen Hütte des Zimmermanns von Nazareth.

Gestehen wir es, gleich an diesem Ort empfinden wir eine fühlbare Lücke in unserer Kenntniß von den Anfängen des Christenthums. Be-



trachten wir den Eintritt des letzteren als weltgeschichtlichen Wendepunkt, so genügt uns die Kenntniß von dem Entwickelungsgange, welchen einerseits das Judenthum, andererseits die griechisch-römische Bildung genommen, vollständig, um das Christenthum zu begreifen als „die reife Frucht alles desjenigen, was bis dahin in allen Zweigen der großen Menschenfamilie als höheres Streben sich geregt hatte." Es ist, nach dieser Seite betrachtet, wie Baur es ausgedrückt hat, nur „eine dem Geist der Zeit entsprechende und durch die ganze bisherige Entwickelungsgeschichte der Völker vorbereitete Form des religiösen Bewußtseins. Es enthält nichts, was nicht längst auf verschiedenen Wegen vorbereitet und der Stufe der Entwickelung entgegengeführt worden ist, auf welcher es uns im Christenthum erscheint; nichts, was nicht, sei es in dieser oder in jener Form, auch zuvor schon als ein Resultat des vernünftigen Denkens, als ein Bedürfniß des menschlichen Herzens, als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins sich geltend gemacht hatte." Diese Betrachtung ist ganz in ihrem Rechte, wenn es sich von dem Princip, von dem sittlich-religiösen Kern des Christenthums handelt. Anders, wenn wir vielmehr auf seinen geschichtlichen Anfang blicken. In einer Geschichte Jesu wird sich doch vor allem die Frage aufdrängen, welches waren die besonderen Verhältnisse, unter welchen nun eben jene beiden Linien in der Person des Galiläers Jesus zusammentrafen? Und hierauf bleiben die geschichtlichen Quellen eine wünschenswerthe Antwort schuldig. Schon der geistige Entwickelungsgang des Judenthums läßt sich nicht mit derselben Sicherheit verfolgen, wie derjenige der griechisch-römischen Welt. Ueber die Bildungsverhältnisse der Juden zur Zeit Jesu mangelt uns ausreichende Kunde, selbst die Messiaserwartungen der damaligen Zeit lassen sich in keine bestimmte Gestalt fassen. Was uns aber ganz besonders abgeht, ist ein Bild der damaligen socialen Verhältnisse des Judenthums und Galiläas insbesondere; und doch könnte uns erst dieses einen genaueren Einblick erlauben in die Entstehung einer Bewegung, welche im Kreise der Armen und Niedrigen um sich griff und gegen die Reichen und Herrschenden ursprünglich in einem feindseligen Verhältniß stand. Gerade daß Jesus mit seiner vergeistigten Auffassung der Messiasidee unter jenen Volksklassen seine Anhänger fand, weist auf gesellschaftliche Zustände, deren nähere Kenntniß uns äußerst wünschenswerth sein müßte. Wir müssen noch weiter gehen. Die messianischen Aufstände, die der Erscheinung Jesu vorausgingen, die Sectenbewegung, die epidemischen Krankheiten, das Auftreten des Täufers — dies Alles weist auf eine Zeit gespanntester Erwartung, hocherregter Einbildungskraft, auf eine Zeit der Gährung und gesteigerten Phantasielebens. In unserer kritisch nüchternen Zeit fehlt es nun freilich an

aller Analogie, an allen Mitteln, um solche Zustände näher zu analysiren. Der Orient ist für uns immer ein Räthselhaftes, er ist es doppelt auf eine solche Entfernung der Zeiten. Allein wir meinen, ein Hauch von jenem exaltirten zukunftschwangeren Leben, welches damals Gegenwart war, und in welchem das Wunder ein Alltägliches wurde, ein Hauch davon müßte wenigstens zu spüren sein in einer Darstellung, die uns mit der Entstehung des Christenthums bekannt machen will. Renan verstand diese Forderung, sie kam ihm eben recht für seine poetische Composition, und er hat sie auf seine Weise befriedigt. Aber was sich auch im Einzelnen gegen diese seine Weise einwenden läßt, — die Atmosphäre des Ostens umgiebt wenigstens seine ganze Erzählung, er hat die eigenthümliche Lebensphäre, aus welcher die Erscheinung Jesu hervorgegangen ist, nicht geschildert, aber er läßt sie ahnen.

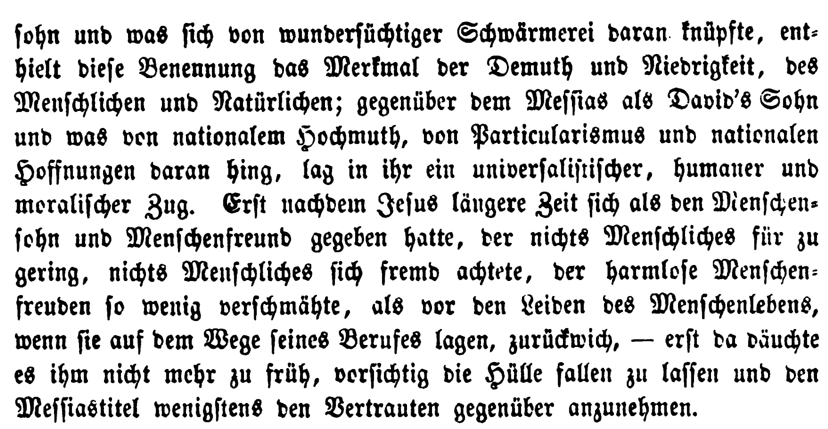
Der centrale Punkt im Leben Jesu ist die psychologische Entwickelung seines religiösen Ideals. Hieran schließt sich seine Auffassung der Messiasidee und sein Verhältniß einerseits zum mosaischen Gesetz, andererseits zur Heidenwelt von selbst an. Wir stoßen hier auf eine Lücke in unseren Quellen. Es fehlen uns nämlich bestimmte Anhaltepunkte, um die allmähliche Entwickelung des Ideals Jesu verfolgen zu können, wie es von seinem ersten Auftreten in Galiläa bis zum verhängnißvollen Conflict in Jerusalem sich gestaltete. Wir finden wohl Spuren, die auf ein allmähliches Reifen deuten, aber sie sind in unseren Evangelien so verstellt und durcheinandergeworfen, daß sich keine streng geschichtliche Darstellung darauf gründen läßt. Wir lesen wohl, daß sich Jesus zu manchen Fragen in anderen Augenblicken anders gestellt hat, aber gerade hier kommen dann jene dogmatischen Motive in Betracht, die in den einzelnen Evangelien durchschimmern und jeden Fund sofort wieder in Frage stellen. Gleichwohl werden wir nun nicht darauf verzichten müssen, wenigstens die Grundzüge für ein allmähliches Wachsen der Ideen Jesu aufzufinden; auch wird der Versuch immer auf's Neue reizen, durch planvolle Anordnung des gesammten vorhandenen Stoffs eine ausgeführte Darstellung der psychologischen Entwickelung Jesu zu geben. Allein auch dieser Versuchung geht Strauß möglichst aus dem Wege. Er verschmäht es, durch subjective Combinationen den Schein einer genauen geschichtlichen Kenntniß hervorzubringen; er beschränkt sich darauf, den religiösen Charakter Jesu zu zeichnen, und von diesem Mittelpunkt aus die Ideen seiner reformatorischen Wirksamkeit abzuleiten; aber gerade in dieser Beschränkung ist ihm eine Darstellung von unvergänglichem Werth gelungen, die auch für dasjenige entschädigt, was wir vom Leben Jesu nicht wissen.

Strauß geht in Uebereinstimmung mit Schleiermacher davon aus, daß das Bewußtsein, der Messias zu sein, dem allgemeinen religiösen Bewußtsein Jesu gegenüber nicht das Erste, sondern das Zweite, nicht das Ursprüngliche, sondern ein Abgeleitetes gewesen sei. Eben durch die religiöse Grundanschauung, welche er mitbrachte, mußte die Messiasidee umgebildet, ihrer sinnlich-nationalen Bestandtheile entkleidet werden. Wandte er diese Idee auf sich an, ehe er ihr ein eigenthümliches religiöses Bewußtsein entgegenzustellen hatte, so kam sie so übermächtig über ihn, daß er sich ihrer schwerlich mehr erwehren konnte; finden wir sie dagegen in seinem Leben und Handeln überwunden, so ist wahrscheinlich, daß er sich erst dann innerlich mit ihr eingelassen hat, als er es vermöge der Erstarkung seines eigenthümlichen religiösen Bewußtseins mit ihr aufnehmen konnte. Unübertrefflich schön werden nun die einzelnen Züge dieses religiösen Bewußtseins in Jesus nachgewiesen. Schon dem Täufer gegenüber mit seiner strengen, düsteren, weltfeindlichen Stimmung tritt die natürliche Freundlichkeit und Milde als ein hervorstechendes Moment im Charakter Jesu hervor. Eine „unterschiedlose Güte" war die Grundstimmung seines Wesens, und indem er diese auf den himmlischen Vater übertrug, war er sich darin seiner Uebereinstimmung mit Gott bewußt. Er dachte sich Gott in moralischer Beziehung so, wie er selbst in den höchsten Augenblicken seines religiösen Lebens gestimmt war, in diesem Sinne machte er den Vaterbegriff zur Grundanschauung für das Verhältniß Gottes zu den Menschen. In der Stimmung einer humanen, alles umfassenden, auch das Böse nur durch das Gute überwindenden Liebe und der aus ihr fließenden Thätigkeit fühlte er sich über alle Hemmungen und Schranken des Menschenlebens hinausgehoben, mit seinem himmlischen Vater einig; daraus entsprang ihm jene innere Glückseligkeit, mit welcher verglichen alle äußeren Freuden und Leiden ihre Bedeutung verloren. Dieses Heitere, Ungebrochene, dieses Handeln aus der Lust und Freudigkeit eines schönen Gemüthes heraus war die Mitgift, mit der ihn seine Erziehung nach dem Gesetz, seine Bildung durch die Schrift und die Propheten ausgestattet hatte. Stetig und wenn auch nicht ohne Anstrengung, doch ohne gewaltsame Krisen ging seine innere Entwickelung vor sich. Als eine schöne Natur erscheint er von Hause aus, die sich nur aus sich heraus zu entfalten, sich ihrer selbst immer klarer bewußt, immer fester in sich zu werden brauchte. Diese Grundlage seiner religiösen Eigenthümlichkeit, der ideale Zug, die Richtung vom Aeußeren auf das Innere, auf Lostrennung der Religion einerseits vom Politischen, andererseits vom Ceremoniellen, die heitere Gewißheit, zum Frieden mit Gott und mit sich selbst auf rein geistigem Wege gelangen zu können, dies mußte in Jesu schon vorher zu

einer gewissen Reife und Festigkeit gediehen sein, ehe er sich mit der Messiasidee einließ, und eben hierin liegt der Erklärungsgrund, warum er sie so selbständig und eigenthümlich aufgefaßt hat.

Schon die messianischen Weissagungen des alten Testamentes enthielten neben dem realen ein ideales, neben dem religiös-politischen ein religiös-moralisches Moment. Jesus hielt sich durchaus an das letztere und trennte es von dem ersteren. Was Andere nur als Bedingung des Eintritts der messianischen Rettung faßten, die Erhebung des Volkes zu ächter Frömmigkeit und Sittlichkeit, war ihm die Hauptsache. Seine Meinung war nicht, daß zum Lohn für ihre Besserung Jehova die Juden durch wundervolle Umkehrung der Weltverhältnisse zum herrschenden Volke machen, ihnen alle Fülle äußerer Güter bescheren werde: sondern in jener geistigen und sittlichen Erhebung, jenem neuen, nicht mehr knechtischen, sondern kindlichen Verhältniß zu Gott werden sie ein Glück finden, das für sich schon begehrenswerth, zugleich die natürlichen Keime alles äußeren Besserwerdens in sich schließe. Er hielt es für möglich, auf dem Wege sittlich-religiöser Belehrung das jüdische Volk allmählich so weit zu bringen, daß es sich des äußerlichen Ceremonien-, Reinigungs- und vielleicht auch Opferwesens mehr und mehr entschlüge, damit von selbst der Bevormundung durch seine bisherigen geistlichen Oberen sich entzöge und sich der Leitung von Männern anvertraute, die im Geiste ächter innerlicher Frömmigkeit herangebildet wären.

Zu welcher Zeit Jesus das Bewußtsein aufging, der erwartete Messias zu sein, auch darüber fehlen bestimmtere Spuren. Wahrscheinlich ist nur dies, daß er seine Umgebung allmählich mit diesem Gedanken vertraut machte, und schon zu einer Zeit, da er für sich über seine Messianität im Reinen war, doch seinen Jüngern und dem Volke nichts von Außen aufdrängen, sondern die Ueberzeugung, daß er der Messias sei, in ihnen selbst entstehen lassen wollte. Diesen Weg zu wählen, mochte er sich um so eher bewogen finden, je mehr er fürchten mußte, wenn er sich von vorn herein als den Messias gäbe, alle jene politisch-nationalen Hoffnungen aufzuregen, die dem Sinne, in welchem er der Messias sein wollte, schnurstracks entgegenliefen. Und hiermit stimmt es merkwürdig überein, daß er den einen der beiden damals üblichen Messiastitel, nämlich Sohn David's, niemals selbst von sich gebraucht, einmal sogar ironisch behandelt; den andern, Gottessohn, wo er ihm entgegengebracht wird, zwar annimmt, aber nicht ohne Vorkehr gegen Mißbrauch zu treffen, während er zu seiner Selbstbezeichnung am liebsten den Ausdruck Menschensohn gebraucht, der damals als Bezeichnung für den Messias noch keineswegs in allgemeiner Uebung war. Im Gegensatz gegen den Messias als Gottes-



sohn und was sich von wundersüchtiger Schwärmerei daran knüpfte, enthielt diese Benennung das Merkmal der Demuth und Niedrigkeit, des Menschlichen und Natürlichen; gegenüber dem Messias als David's Sohn und was von nationalem Hochmuth, von Particularismus und nationalen Hoffnungen daran hing, lag in ihr ein universalistischer, humaner und moralischer Zug. Erst nachdem Jesus längere Zeit sich als den Menschensohn und Menschenfreund gegeben hatte, der nichts Menschliches für zu gering, nichts Menschliches sich fremd achtete, der harmlose Menschenfreuden so wenig verschmähte, als vor den Leiden des Menschenlebens, wenn sie auf dem Wege seines Berufes lagen, zurückwich, — erst da däuchte es ihm nicht mehr zu früh, vorsichtig die Hülle fallen zu lassen und den Messiastitel wenigstens den Vertrauten gegenüber anzunehmen.

In solchem Sinne nun und mit solchen Zwecken durchzog Jesus als Wanderlehrer erst sein heimisches Galiläa. Seine Worte machten einen ebenso hinreißenden als auf empfängliche Gemüther tiefen Eindruck. Schlicht und natürlich, fern von künstlicher Beweisführung, quoll seine Rede aus der Tiefe seines religiösen Gemüthes hervor. Noch ist uns in den Evangelien eine reiche Sammlung von Sentenzen und Gnomen, von jenen Kernsprüchen aufbewahrt, die auch abgesehen von ihrem religiösen Werthe durch den hellen Geistesblick, den nicht zu irrenden Geradsinn, der sich darin ausdrückt, unschätzbar sind, — unvergängliche Sprüche, in welchen stets neu sich bethätigende Wahrheiten in die schlechthin angemessene und zugleich allgemein verständliche Form gefaßt sind; desgleichen von poetischen Gleichnißreden, welche, im Orient herkömmlich, zu jener Zeit besonders beliebt waren und in welche Jesus seine Lehre gerne einkleidete, um theils das Volk durch das Bildliche anzuziehen, theils den Empfänglicheren, denen er sie zergliederte, Gelegenheit zur Uebung ihrer Fassungskraft und ihres Nachdenkens zu geben. — Während seines längeren Wirkens in Galiläa nun hatte er wohl in weiten Kreisen Anklang und auch einen engeren Kreis vertrauter Schüler gewonnen; wollte er aber in's Große wirken, wollte er nicht blos die Zahl der schon vorhandenen jüdischen Secten durch eine neue vermehren, sondern dem ganzen Religionswesen seines Volkes eine andere Gestalt geben, so war es unerläßlich, nach gehöriger Vorbereitung in der Provinz schließlich in der Hauptstadt einen entscheidenden Versuch zu wagen. Daß dieser nicht zu seinen Gunsten ausfallen werde, mochte Jesus nach den allerhand Erfahrungen, die er von der Verstocktheit der hierarchischen Partei, der Versunkenheit und dem Stumpfsinn der Masse und dem Unbestand der augenblicklichen Begeisterung selbst empfänglicher Kreise gemacht hatte, ahnen; aber die Sache selbst trieb ihn vorwärts; nicht weitergehen hieß Alles, was ihm bis daher

gelungen war, verkommen lassen; wogegen, wenn er vor dem letzten Schritt nicht zurückbebte, selbst bei ungünstigem Ausgang auf die Wirkung gerechnet werden konnte, die dem Märthyrertod für eine große Idee niemals gefehlt hat. —

Wir halten inne. Wohl haben wir von dem Umriß selbst nur einen Schatten wiedergegeben. Noch hätten wir an der Hand von Strauß den Andeutungen über das Bewußtsein, welches Jesus von der Tragweite seines Princips hatte, genauer zu folgen, und wir müßten hierbei auf den bewunderungswürdigen Scharfsinn hinweisen, mit welchem der Verfasser aus zerstreuten Spuren den Standpunkt höchster geistiger Freiheit zu gewinnen weiß, die sich über den nothwendigen Bruch mit dem mosaischen Gesetze, über die Universalität des neuen Heilsprincips vollkommen klar ist; noch hätten wir den Ausführungen über die messianische Wiederkunft, über die Wunder, über die Schicksale der letzten Reise nachzugehen; noch hätten wir die besonders ausgiebige Erörterung über die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu in den Kreis unserer Darstellung zu ziehen, wobei wir darthun müßten, wie eine von Baur an diesem Punkt offen gelassene Lücke jetzt in überzeugender Weise ausgefüllt erscheint. Allein es drängt uns, bei dem religiösen Charakterbilde Jesu, wie es von Strauß gezeichnet wird, zu verweilen und Verlust oder Gewinn, den es uns bringt, zu überschlagen. Und hier ist nun der Punkt, wo wir die kritische Entsagung und Selbstbeschränkung des Verfassers erst in vollem Maaße zu würdigen im Stande sind. Im Erfolg finden sie ihre beste Rechtfertigung. Oder ist es nicht ein höchster Triumph der Kritik, daß sie als Resultat des bedachtsamen Suchens, Abwägens, Ausscheidens ein solches Bild aufzustellen im Stande ist, zu dem wir nichts Wesentliches hinzugethan, aus dem wir nichts entfernt wünschen möchten, ein Charaktergemälde so rein und bestimmt, so edel und natürlich, frei von allem übertreibenden Schmuck und doch alle Züge zusammenstimmend zu dem vollen Accord schöner Menschlichkeit, ganz auf dem Boden des rein Natürlichen sich haltend und doch sich erhebend zu dem siegreichen Eindruck höchster Idealität? Wie ist das Neue, das in Jesus erscheint, angeknüpft an dasjenige, was in den besseren Gemüthern der damaligen Welt als Drang, als Ahnung lebendig war, und wie ist es dann doch erst in Jesus, diesem einzigen Individuum, verwirklicht als dessen freieste, eigenste Geistesthat! Wie ist er hineingestellt in den Zusammenhang seiner Volksgenossen, mit denen er als Kind seiner Zeit auch irrige Vorstellungen gemein hat, und wie übergreifend ist dann doch wieder in den höchsten Fragen sein Bewußtsein über alle Beschränktheiten seines Volkes und seiner Zeit — er, der zuerst die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit



gelehrt, auch wenn er sich nicht der nämlichen vom vierten Evangelium ihm in den Mund gelegten Worte bedient hat! So ist er uns als geschichtliche Erscheinung begreiflich geworden, ohne doch von seiner idealen Würde zu verlieren; er ist uns menschlich nahe gerückt und doch in den Mittelpunkt der Entwickelung der Menschheit gestellt. Und dann, so schlicht alle Züge dieses religiösen Charakters sind, so einfach und scheinbar kunstlos sind die Mittel, durch welche sie der Biograph auf den Leser wirken läßt! Da ist nichts von jenem Dithyrambenschwung, mit welchem der französische Biograph so oft seine Erzählung unterbricht, und mit welchem er seinen Helden, nachdem er ihn auf die Erde gestellt, doch wieder in den Himmel zu entrücken scheint. Da ist nichts von jener Sentimentalität, welche den Leser fortwährend in künstlicher Erregung hält; nichts von jener absichtvollen Steigerung der Mittel, von jener dramatischen Entwickelung und Verwickelung, deren Wendungen zu dem religiös-historischen Interesse noch den Reiz einer spannenden Dichtung fügen. Da ist aber auch nichts von jenen sittlichen Makeln, welche dem französischen Christusbild anhaften, nichts von jener bedenklichen Anbequemung an die Volksvorstellungen, welche bei den Wunderthaten bis zu bewußter Täuschung geht, nichts von jenem schwärmerischen Enthusiasmus, dessen Ziele in unbestimmter Ferne schweben, nichts endlich von jenem düstern Fanatismus, der über die Maaße des Menschlichen hinaustreibt und endlich den Tod als einzige Rettung aus der gespannten Situation ergreift. Wie viel anspruchloser, einförmiger wenn man will, ist die Geschichte Jesu bei Strauß, und wie unendlich sympathischer, ergreifender ist sie wenigstens für uns deutsche Leser!

Aber nun auch nach der anderen Seite! Es würde wahrlich dem Geiste unseres Buches wenig entsprechen, nur immer auf die neueste französische Biographie vergleichende Blicke zu werfen. Ja, schon lange widerstrebt es uns, zwei Werke gegen einander abzuwägen, die doch wesentlich als Ausdruck einer und derselben Strömung aufgefaßt werden wollen, und die hinsichtlich des Zwecks, welchem sie auf verschiedenen Wegen zustreben, beide ihren unabhängigen Werth besitzen. Es ist Zeit, daß wir das Strauß'sche Christusbild auch an dem Christus der Kirche und der gläubigen Vorstellung messen. Diesem gegenüber muß es sich bewähren, wenn das Buch der reformatorischen Tendenz dienen soll, welche sein Verfasser im Sinne hat. Und nun meinen wir, dieser Christus, wie ihn die moderne Wissenschaft aus den kritisch geprüften Quellen gewinnt, dürfe sich nicht blos, was geschichtliche Wahrscheinlichkeit betrifft, sondern auch an Würde, an sittlich kräftigender, menschheitveredelnder Wirkung messen mit jener künstlichen Zwitterbildung, über welche alle An-

strengung und aller Scharfsinn der christlichen Jahrhunderte es doch nicht hinaus gebracht hat; mit jenem Gottmenschen, der weder voller Gott noch voller Mensch ist, der eine doppelte Natur hat und einen doppelten Willen, dessen irdische Existenz auf vorzeitliche und überirdische Vorgänge zurückgeführt wird, der gleichen Wesens mit Gott von Ewigkeit her sein Dasein in diesem hatte, der dann auf Erden geboren wurde und mit den Menschen lebte, und doch vermöge seiner göttlichen Natur die Bedingungen seiner irdischen Existenz, so oft er wollte, durchbrach, der litt, starb und begraben wurde, aber nach dem Tode mit demselben Leibe zu neuem Leben wieder erweckt wurde, der nach seiner Himmelfahrt sein ewiges Leben mit Gott fortsetzt, um bei der Endkatastrophe der Welt noch einmal, ausgerüstet mit dem lohnenden und strafenden Richteramte, herabzusteigen. Was soll uns dieser Christus, wie ihn nach vierhundertjährigem Ringen die christliche Theologenschaft im Bund mit heidnischen Philosophemen fixirte, und wie ihn die Lehre der Reformatoren noch festhalten zu müssen glaubte, was soll dieser Christus, der nur vorübergehend der Menschheit angehörte und während seines Lebens das Bewußtsein seiner Göttlichkeit behielt, der Gegenwart und Zukunft?

Daß dieser Christus — auch in der einfacheren Form der Vergöttlichung, wie ihn das Johannesevangelium im Gegensatz zu der sophistisch zugespitzten und ausgetiftelten Kirchenlehre giebt — nicht blos mit den Elementen der heutigen Wissenschaft, sondern auch mit dem religiösen Bewußtsein der Gegenwart sich nicht mehr reimen läßt, kann sich auch die heutige Theologie nicht verbergen. Sie würde sonst nicht so eifrig nach Ausflüchten suchen, das Bewußtsein Jesu von seiner vorzeitlichen Existenz abzuschwächen, und in klarem Widerspruch mit dem Evangelisten zu der bloßen „Voraussetzung, daß der göttliche Rathschluß schon von Anfang an auf ihn als den Erlöser gerichtet gewesen sei," herabzusetzen; sie würde sich nicht so viele Mühe geben, den Anstoß der Zwiespältigkeit im Selbstbewußtsein Jesu zu beseitigen durch die Annahme, der Gottmensch habe sich in der Ausübung seiner Machtfülle selbst beschränkt, sie nur theilweise angewendet u. dgl.; sie würde endlich — und dies ist das Bezeichnendste — sich nicht selbst in Versuchen abmühen, bei allem Vorbehalt der Göttlichkeit Jesu doch sein menschliches Selbstbewußtsein als ein natürlich sich entwickelndes, seine Geschichte als eine menschliche zu begreifen. Nur gezwungen thut sie es, aber auch sie lenkt ein in die Bahn, auf welche gebieterisch das Interesse der Gegenwart weist. Noch klammert sie sich hartnäckig an die Grundlagen der Kirchenlehre, von denen sie sich doch mit jedem Schritt weiter entfernt. Denn, wie schon im Eingange gesagt worden: jeder ernstliche Versuch, das Leben Jesu geschichtlich aufzufassen,

macht wieder einen neuen unheilbaren Riß in jenen Vorbehalt. Macht man nur einmal Ernst mit der menschheitlichen Entwickelung Jesu, so führt die innere Logik Schritt für Schritt weiter in der Zerstörung der kirchlichen Voraussetzungen; Schritt für Schritt wird man dann aber auch gewahr werden, daß das, was man Preis geben mußte, ohne Bedenken Preis gegeben werden konnte, weil es in keiner lebendigen Beziehung mehr stand mit dem religiösen Bewußtsein der Gegenwart.

So steht es also heute — der dogmatische und der wirkliche Jesus, das kirchliche und das lebendige Christenthum, die Religion der Autorität und die Humanitätsreligion! Wem wird der endliche Sieg sein? In der Frage selbst liegt die Antwort; aber es bezeichnet ein neues Stadium des Kampfes, wenn das deutsche Volk selbst zur Uebernahme der Arbeit für geistige Freiheit aufgerufen und ihm als Waffe in diesem Kampf das echte Christusbild in die Hand gedrückt wird. Der Sieg ist nicht zweifelhaft; aber es bedarf von Zeit zu Zeit einer erweckenden Stimme, welche, wenn vielleicht die meisten Kräfte sich in trügerischen Vermittelungsversuchen verzehren, in scharfer Gestalt die Gegensätze um die es sich handelt hinstellt, an die wahre Bedeutung des Kampfes erinnert und die Summe der bisherigen Erfolge zieht. Eine solche Mahnstimme, nicht zu trägem Frieden, sondern zu beharrlichem Vorwärtsdringen auf der Bahn geistiger Freiheit, ist das neue Buch von Strauß. Wie er in seinem ersten Werke die Unvereinbarkeit der evangelischen Erzählung mit dem modernen Denken aufgezeigt hat, so stellt er im neuen Werke dem mythischen und dogmatischen Christus den historischen Jesus gegenüber. Hier gilt es ein Entweder Oder. Darf der Protestantismus länger auf einen Grund gebaut sein, welchen die Wissenschaft und das moderne Bewußtsein verwirft? Wird er die Resultate der freien Forschung in sich aufzunehmen wissen, oder will er damit, daß er sich ihnen verschließt, das offene Bekenntniß ablegen, daß die Wege der Kirche und der Wissenschaft, des Christenthums und der modernen Weltanschauung für immer auseinander gehen? Es ist keine Frage, wir stehen ernstlich vor diesem Dilemma, und gerade in Deutschland ist der Riß bedenklicher als anderswo. Unversöhnlicher stehen sich trotz allem Versöhnungseifer das Alte und das Neue gegenüber; noch ist kaum irgendwo ernstlich versucht, die Ergebnisse der Wissenschaft praktisch zu verwerthen, die Früchte unabhängiger Forschung dem religiösen Leben der Gemeinde zuzuführen und damit zu den ächten Principien des Protestantismus zurückzulenken — und dies, während rings um uns her, in der Schweiz, in Frankreich, in Holland, angeregt durch die deutsche Forschung, der Protestantismus in rüstiger Kraft an den Fesseln des Autoritätsglaubens zu rütteln und ein lebendiges, freies, mit der modernen

Bildung im Einklang stehendes Christenthum in die Gemeinde zu pflanzen beginnt. Irren wir nicht, so ist die Zeit nahe, da diese Versuche auch vom Mutterland ernstlich in's Auge gefaßt und ihm selbst zu gute kommen müssen. Ja, wenn die Zeichen nicht trügen, so beginnt selbst in der deutschen Theologie ein Gefühl von dem sich zu regen, was ihr Schicksal sein wird, wenn sie den Selbsterneuerungsproceß, in welchem der Protestantismus begriffen ist, noch länger nicht verstehen will. Klingt es nicht wie ein Selbstbekenntniß aus ihrer Mitte heraus, wenn einer der namhaftesten Theologen der Gegenwart in die strafenden Worte ausbricht: „Die frische Bewegung, welche vor fünfundzwanzig Jahren in der theologischen Wissenschaft noch auf eine gesunde Entwickelung hoffen ließ, hat sich in einem stehenden Sumpfe verloren. Die theologischen Facultäten sind meist Ableger einer erstorbenen Satzungslehre geworden, und die aufstrebende Jugend, welcher das Herz sonst wärmer schlägt für Wahrheit und Recht, hat sich großentheils unter den Bann einer Ueberlieferung gestellt, die nicht besser ist als die, welche der Welterlöser bis auf's Blut bekämpfte. Ein eisiger Hauch geht gegenwärtig durch unsere theologische Literatur, und wo es noch den Anschein hat, als ob die grünen Reiser wissenschaftlichen Strebens treiben, da sind es gar oft nur Boten eines gemalten Frühlings, Kinder der Sophistik und der Künstelei." Allein ob die Mahnung Schenkels,*) welcher der zünftigen Theologie nicht blos das Recht, sondern die Pflicht der freien Forschung vorhält, im Winde verhallen wird oder nicht, die Zukunft des Christenthums ist glücklicherweise nicht an die der Theologie gebunden. Der Jesus, welcher dem Buchstabendienst seiner Zeit den Krieg erklärt hat, steht hoch über der Schulweisheit auch der folgenden Jahrhunderte, und wo sie ihn und sein Werk eingezwängt hat in ihre Formeln und Satzungen, da werden dieselben Mächte, die Jesus zum Kampfe für sich aufgerufen hat: Vernunft gegen knechtischen Zwang, Geist gegen Buchstabe, Wahrheit gegen Schein, Liebe gegen Furcht — dieselben Mächte werden auch im Stande sein, sein Bild wieder in seiner Reinheit herzustellen und sein Werk der Vollendung entgegenzuführen: dem Ausbau schöner Menschlichkeit. Und wir meinen, Strauß hat sich an die rechte Adresse gewandt: an den natürlichen einfachen Sinn, der im Kern des deutschen Volkes lebt, an seinen sittlichen Ernst, der sich abwendet von dem, was inhaltlose Schaale geworden ist, an seinen Trieb nach Wahrheit, der geschärft durch das Vermächtniß

*) Das Buch von Schenkel (das Charakterbild Jesu, Wiesbaden 1864), das in der Tendenz ganz mit Renan und Strauß geht, lag außerhalb des Kreises dieser Besprechung. Es ist von besonderem Werth, daß gerade von dieser Seite die Unmöglichkeit anerkannt wird, Jesus menschlich zu begreifen, wenn nicht jener Vorbehalt seiner Göttlichkeit zuvor gänzlich beseitigt ist.

seiner großen Dichter und Denker nicht auf die Länge durch künstliche Umnebelungen sich verdunkeln läßt. Nicht von oben herab, sondern aus der Tiefe des Volksgeistes sollen die Bildungen hervorgehen, die wir für die Zukunft unsceres Staates und unserer Kirche erstreben. Die Kraft des deutschen Bürgerthums hat die Reformation durchgesetzt, auf ihr ruht die Hoffnung unserer politischen Wiedergeburt: in der Hand des deutschen Bürgerthums ruht auch die Zukunft des Protestantismus.

Wilhelm Lang.

Die deutsche Volkswirthschaftslehre unter den beiden ersten Königen von Preußen.

I.

Es giebt, und gab noch mehr eine pseudovornehme Geschichtsbehandlung, welche die Alltäglichkeiten der Volkswirthschaft unter ihrer Würde glaubte. Und ebenso verbreitet war bis vor kurzem ein ungeschichtlicher Doctrinalismus der Volkswirthe, der vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine wissenschaftliche Nationalökonomik anerkennen mochte. Hieraus erklärt es sich, daß der Gegenstand der nachfolgenden Aufsätze, bei aller Berühmtheit eines Leibniz, Thomasius ꝛc., so wenig bekannt ist: obschon er eine Hauptwurzel des preußischen Staatsbaumes betrifft, und zwar in einer Zeit, wo dieser Baum, unterirdisch, ein ganz besonders freudiges Wachsthum entwickelte.

Für die volkswirthschaftliche Literatur im Allgemeinen ist das **erste Drittel des achtzehnten Jahrhunderts** verhältnißmäßig eine Zeit der Erschlaffung und des Stillstandes.

In England, schon damals dem classischen Lande der Nationalökonomik, war auf die glänzende Epoche der Petty, Locke und North, welche die wichtigsten Lehren, von Werth und Preis, von Geld und Münze, von Zinsfuß und Arbeitslohn, von Handelsbilanz und Handelsfreiheit, mit so viel nationaler Eigenthümlichkeit und zugleich so viel universaler Exactheit entwickelt hatten, daß selbst ein Adam Smith gar wenig würde daran zu verbessern gebraucht haben, eine wesentlich mit dem Auslande (Frankreich, Schottland, Holland) zusammenhängende mercantilistische Strömung gefolgt. Den Wendepunkt bezeichnet schon der Eklektiker Davenant, indem er z. B. die Reichthums- und Geldtheorie seiner trefflichsten

aller Analogie, an allen Mitteln, um solche Zustände näher zu analysiren. Der Orient ist für uns immer ein Räthselhaftes, er ist es doppelt auf eine solche Entfernung der Zeiten. Allein wir meinen, ein Hauch von jenem exaltirten zukunftschwangeren Leben, welches damals Gegenwart war, und in welchem das Wunder ein Alltägliches wurde, ein Hauch davon müßte wenigstens zu spüren sein in einer Darstellung, die uns mit der Entstehung des Christenthums bekannt machen will. Renan verstand diese Forderung, sie kam ihm eben recht für seine poetische Composition, und er hat sie auf seine Weise befriedigt. Aber was sich auch im Einzelnen gegen diese seine Weise einwenden läßt, — die Atmosphäre des Ostens umgiebt wenigstens seine ganze Erzählung, er hat die eigenthümliche Lebenssphäre, aus welcher die Erscheinung Jesu hervorgegangen ist, nicht geschildert, aber er läßt sie ahnen.

Der centrale Punkt im Leben Jesu ist die psychologische Entwickelung seines religiösen Ideals. Hieran schließt sich seine Auffassung der Messiasidee und sein Verhältniß einerseits zum mosaischen Gesetz, andererseits zur Heidenwelt von selbst an. Wir stoßen hier auf eine Lücke in unseren Quellen. Es fehlen uns nämlich bestimmte Anhaltepunkte, um die allmähliche Entwickelung des Ideals Jesu verfolgen zu können, wie es von seinem ersten Auftreten in Galiläa bis zum verhängnißvollen Conflict in Jerusalem sich gestaltete. Wir finden wohl Spuren, die auf ein allmähliches Reifen deuten, aber sie sind in unseren Evangelien so verstellt und durcheinandergeworfen, daß sich keine streng geschichtliche Darstellung darauf gründen läßt. Wir lesen wohl, daß sich Jesus zu manchen Fragen in anderen Augenblicken anders gestellt hat, aber gerade hier kommen dann jene dogmatischen Motive in Betracht, die in den einzelnen Evangelien durchschimmern und jeden Fund sofort wieder in Frage stellen. Gleichwohl werden wir nun nicht darauf verzichten müssen, wenigstens die Grundzüge für ein allmähliches Wachsen der Ideen Jesu aufzufinden; auch wird der Versuch immer auf's Neue reizen, durch planvolle Anordnung des gesammten vorhandenen Stoffs eine ausgeführte Darstellung der psychologischen Entwickelung Jesu zu geben. Allein auch dieser Versuchung geht Strauß möglichst aus dem Wege. Er verschmäht es, durch subjective Combinationen den Schein einer genauen geschichtlichen Kenntniß hervorzubringen; er beschränkt sich darauf, den religiösen Charakter Jesu zu zeichnen, und von diesem Mittelpunkt aus die Ideen seiner reformatorischen Wirksamkeit abzuleiten; aber gerade in dieser Beschränkung ist ihm eine Darstellung von unvergänglichem Werth gelungen, die auch für dasjenige entschädigt, was wir vom Leben Jesu nicht wissen.

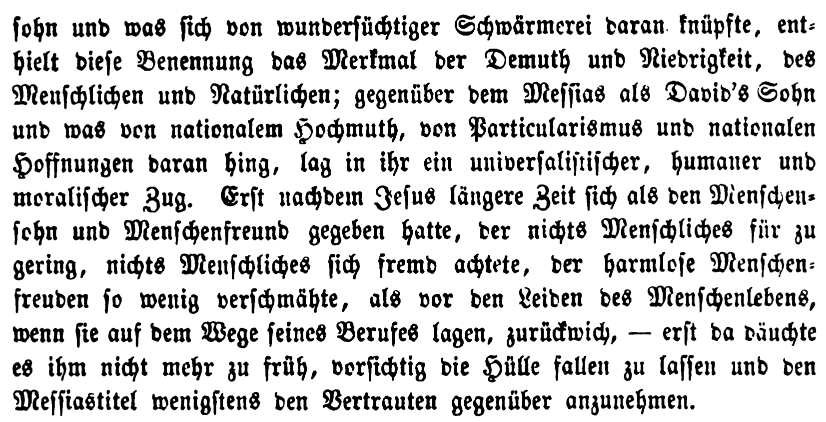


Strauß geht in Uebereinstimmung mit Schleiermacher davon aus, daß das Bewußtsein, der Messias zu sein, dem allgemeinen religiösen Bewußtsein Jesu gegenüber nicht das Erste, sondern das Zweite, nicht das Ursprüngliche, sondern ein Abgeleitetes gewesen sei. Eben durch die religiöse Grundanschauung, welche er mitbrachte, mußte die Messiasidee umgebildet, ihrer sinnlich-nationalen Bestandtheile entkleidet werden. Wandte er diese Idee auf sich an, ehe er ihr ein eigenthümliches religiöses Bewußtsein entgegenzustellen hatte, so kam sie so übermächtig über ihn, daß er sich ihrer schwerlich mehr erwehren konnte; finden wir sie dagegen in seinem Leben und Handeln überwunden, so ist wahrscheinlich, daß er sich erst dann innerlich mit ihr eingelassen hat, als er es vermöge der Erstarkung seines eigenthümlichen religiösen Bewußtseins mit ihr aufnehmen konnte. Unübertrefflich schön werden nun die einzelnen Züge dieses religiösen Bewußtseins in Jesus nachgewiesen. Schon dem Täufer gegenüber mit seiner strengen, düsteren, weltfeindlichen Stimmung tritt die natürliche Freundlichkeit und Milde als ein hervorstechendes Moment im Charakter Jesu hervor. Eine „unterschiedlose Güte" war die Grundstimmung seines Wesens, und indem er diese auf den himmlischen Vater übertrug, war er sich darin seiner Uebereinstimmung mit Gott bewußt. Er dachte sich Gott in moralischer Beziehung so, wie er selbst in den höchsten Augenblicken seines religiösen Lebens gestimmt war, in diesem Sinne machte er den Vaterbegriff zur Grundanschauung für das Verhältniß Gottes zu den Menschen. In der Stimmung einer humanen, alles umfassenden, auch das Böse nur durch das Gute überwindenden Liebe und der aus ihr fließenden Thätigkeit fühlte er sich über alle Hemmungen und Schranken des Menschenlebens hinausgehoben, mit seinem himmlischen Vater einig; daraus entsprang ihm jene innere Glückseligkeit, mit welcher verglichen alle äußeren Freuden und Leiden ihre Bedeutung verloren. Dieses Heitere, Ungebrochene, dieses Handeln aus der Lust und Freudigkeit eines schönen Gemüthes heraus war die Mitgift, mit der ihn seine Erziehung nach dem Gesetz, seine Bildung durch die Schrift und die Propheten ausgestattet hatte. Stetig und wenn auch nicht ohne Anstrengung, doch ohne gewaltsame Krisen ging seine innere Entwickelung vor sich. Als eine schöne Natur erscheint er von Hause aus, die sich nur aus sich heraus zu entfalten, sich ihrer selbst immer klarer bewußt, immer fester in sich zu werden brauchte. Diese Grundlage seiner religiösen Eigenthümlichkeit, der ideale Zug, die Richtung vom Aeußeren auf das Innere, auf Lostrennung der Religion einerseits vom Politischen, andererseits vom Ceremoniellen, die heitere Gewißheit, zum Frieden mit Gott und mit sich selbst auf rein geistigem Wege gelangen zu können, dies mußte in Jesu schon vorher zu

einer gewissen Reife und Festigkeit gediehen sein, ehe er sich mit der Messiasidee einließ, und eben hierin liegt der Erklärungsgrund, warum er sie so selbständig und eigenthümlich aufgefaßt hat.

Schon die messianischen Weissagungen des alten Testamentes enthielten neben dem realen ein ideales, neben dem religiös-politischen ein religiös-moralisches Moment. Jesus hielt sich durchaus an das letztere und trennte es von dem ersteren. Was Andere nur als Bedingung des Eintritts der messianischen Rettung faßten, die Erhebung des Volkes zu ächter Frömmigkeit und Sittlichkeit, war ihm die Hauptsache. Seine Meinung war nicht, daß zum Lohn für ihre Besserung Jehova die Juden durch wundervolle Umkehrung der Weltverhältnisse zum herrschenden Volke machen, ihnen alle Fülle äußerer Güter bescheren werde; sondern in jener geistigen und sittlichen Erhebung, jenem neuen, nicht mehr knechtischen, sondern kindlichen Verhältniß zu Gott werden sie ein Glück finden, das für sich schon begehrenswerth, zugleich die natürlichen Keime alles äußeren Besserwerdens in sich schließe. Er hielt es für möglich, auf dem Wege sittlich-religiöser Belehrung das jüdische Volk allmählich so weit zu bringen, daß es sich des äußerlichen Ceremonien-, Reinigungs- und vielleicht auch Opferwesens mehr und mehr entschlüge, damit von selbst der Bevormundung durch seine bisherigen geistlichen Oberen sich entzöge und sich der Leitung von Männern anvertraute, die im Geiste ächter innerlicher Frömmigkeit herangebildet wären.

Zu welcher Zeit Jesus das Bewußtsein aufging, der erwartete Messias zu sein, auch darüber fehlen bestimmtere Spuren. Wahrscheinlich ist nur dies, daß er seine Umgebung allmählich mit diesem Gedanken vertraut machte, und schon zu einer Zeit, da er für sich über seine Messianität im Reinen war, doch seinen Jüngern und dem Volke nichts von Außen aufdrängen, sondern die Ueberzeugung, daß er der Messias sei, in ihnen selbst entstehen lassen wollte. Diesen Weg zu wählen, mochte er sich um so eher bewogen finden, je mehr er fürchten mußte, wenn er sich von vorn herein als den Messias gäbe, alle jene politisch-nationalen Hoffnungen aufzuregen, die dem Sinne, in welchem er der Messias sein wollte, schnurstracks entgegenliefen. Und hiermit stimmt es merkwürdig überein, daß er den einen der beiden damals üblichen Messiastitel, nämlich Sohn David's, niemals selbst von sich gebraucht, einmal sogar ironisch behandelt; den andern, Gottessohn, wo er ihm entgegengebracht wird, zwar annimmt, aber nicht ohne Vorkehr gegen Mißbrauch zu treffen, während er zu seiner Selbstbezeichnung am liebsten den Ausdruck Menschensohn gebraucht, der damals als Bezeichnung für den Messias noch keineswegs in allgemeiner Uebung war. Im Gegensatz gegen den Messias als Gottes-



sohn und was sich von wundersüchtiger Schwärmerei daran knüpfte, enthielt diese Benennung das Merkmal der Demuth und Niedrigkeit, des Menschlichen und Natürlichen; gegenüber dem Messias als David's Sohn und was von nationalem Hochmuth, von Particularismus und nationalen Hoffnungen daran hing, lag in ihr ein universalistischer, humaner und moralischer Zug. Erst nachdem Jesus längere Zeit sich als den Menschensohn und Menschenfreund gegeben hatte, der nichts Menschliches für zu gering, nichts Menschliches sich fremd achtete, der harmlose Menschenfreuden so wenig verschmähte, als vor den Leiden des Menschenlebens, wenn sie auf dem Wege seines Berufes lagen, zurückwich, — erst da däuchte es ihm nicht mehr zu früh, vorsichtig die Hülle fallen zu lassen und den Messiastitel wenigstens den Vertrauten gegenüber anzunehmen.

In solchem Sinne nun und mit solchen Zwecken durchzog Jesus als Wanderlehrer erst sein heimisches Galiläa. Seine Worte machten einen ebenso hinreißenden als auf empfängliche Gemüther tiefen Eindruck. Schlicht und natürlich, fern von künstlicher Beweisführung, quoll seine Rede aus der Tiefe seines religiösen Gemüthes hervor. Noch ist uns in den Evangelien eine reiche Sammlung von Sentenzen und Gnomen, von jenen Kernsprüchen aufbewahrt, die auch abgesehen von ihrem religiösen Werthe durch den hellen Geistesblick, den nicht zu irrenden Geradsinn, der sich darin ausdrückt, unschätzbar sind, — unvergängliche Sprüche, in welchen stets neu sich bethätigende Wahrheiten in die schlechthin angemessene und zugleich allgemein verständliche Form gefaßt sind; desgleichen von poetischen Gleichnißreden, welche, im Orient herkömmlich, zu jener Zeit besonders beliebt waren und in welche Jesus seine Lehre gerne einkleidete, um theils das Volk durch das Bildliche anzuziehen, theils den Empfänglicheren, denen er sie zergliederte, Gelegenheit zur Uebung ihrer Fassungskraft und ihres Nachdenkens zu geben. — Während seines längeren Wirkens in Galiläa nun hatte er wohl in weiten Kreisen Anklang und auch einen engeren Kreis vertrauter Schüler gewonnen; wollte er aber in's Große wirken, wollte er nicht blos die Zahl der schon vorhandenen jüdischen Secten durch eine neue vermehren, sondern dem ganzen Religionswesen seines Volkes eine andere Gestalt geben, so war es unerläßlich, nach gehöriger Vorbereitung in der Provinz schließlich in der Hauptstadt einen entscheidenden Versuch zu wagen. Daß dieser nicht zu seinen Gunsten ausfallen werde, mochte Jesus nach den allerhand Erfahrungen, die er von der Verstocktheit der hierarchischen Partei, der Versunkenheit und dem Stumpfsinn der Masse und dem Unbestand der augenblicklichen Begeisterung selbst empfänglicher Kreise gemacht hatte, ahnen; aber die Sache selbst trieb ihn vorwärts; nicht weitergehen hieß Alles, was ihm bis daher

gelungen war, verkommen lassen; wogegen, wenn er vor dem letzten Schritt nicht zurückbebte, selbst bei ungünstigem Ausgang auf die Wirkung gerechnet werden konnte, die dem Märtyrertod für eine große Idee niemals gefehlt hat. —

Wir halten inne. Wohl haben wir von dem Umriß selbst nur einen Schatten wiedergegeben. Noch hätten wir an der Hand von Strauß den Andeutungen über das Bewußtsein, welches Jesus von der Tragweite seines Princips hatte, genauer zu folgen, und wir müßten hierbei auf den bewunderungswürdigen Scharfsinn hinweisen, mit welchem der Verfasser aus zerstreuten Spuren den Standpunkt höchster geistiger Freiheit zu gewinnen weiß, die sich über den nothwendigen Bruch mit dem mosaischen Gesetze, über die Universalität des neuen Heilsprincips vollkommen klar ist; noch hätten wir den Ausführungen über die messianische Wiederkunft, über die Wunder, über die Schicksale der letzten Reise nachzugehen; noch hätten wir die besonders ausgiebige Erörterung über die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu in den Kreis unserer Darstellung zu ziehen, wobei wir darthun müßten, wie eine von Baur an diesem Punkt offen gelassene Lücke jetzt in überzeugender Weise ausgefüllt erscheint. Allein es drängt uns, bei dem religiösen Charakterbilde Jesu, wie es von Strauß gezeichnet wird, zu verweilen und Verlust oder Gewinn, den es uns bringt, zu überschlagen. Und hier ist nun der Punkt, wo wir die kritische Entsagung und Selbstbeschränkung des Verfassers erst in vollem Maaße zu würdigen im Stande sind. Im Erfolg finden sie ihre beste Rechtfertigung. Oder ist es nicht ein höchster Triumph der Kritik, daß sie als Resultat des bedachtsamen Suchens, Abwägens, Ausscheidens ein solches Bild aufzustellen im Stande ist, zu dem wir nichts Wesentliches hinzugethan, aus dem wir nichts entfernt wünschen möchten, ein Charaktergemälde so rein und bestimmt, so edel und natürlich, frei von allem übertreibenden Schmuck und doch alle Züge zusammenstimmend zu dem vollen Accord schöner Menschlichkeit, ganz auf dem Boden des rein Natürlichen sich haltend und doch sich erhebend zu dem siegreichen Eindruck höchster Idealität? Wie ist das Neue, das in Jesus erscheint, angeknüpft an dasjenige, was in den besseren Gemüthern der damaligen Welt als Drang, als Ahnung lebendig war, und wie ist es dann doch erst in Jesus, diesem einzigen Individuum, verwirklicht als dessen freieste, eigenste Geistesthat! Wie ist er hineingestellt in den Zusammenhang seiner Volksgenossen, mit denen er als Kind seiner Zeit auch irrige Vorstellungen gemein hat, und wie übergreifend ist dann doch wieder in den höchsten Fragen sein Bewußtsein über alle Beschränktheiten seines Volkes und seiner Zeit — er, der zuerst die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit



gelehrt, auch wenn er sich nicht der nämlichen vom vierten Evangelium ihm in den Mund gelegten Worte bedient hat! So ist er uns als geschichtliche Erscheinung begreiflich geworden, ohne doch von seiner idealen Würde zu verlieren; er ist uns menschlich nahe gerückt und doch in den Mittelpunkt der Entwickelung der Menschheit gestellt. Und dann, so schlicht alle Züge dieses religiösen Charakters sind, so einfach und scheinbar kunstlos sind die Mittel, durch welche sie der Biograph auf den Leser wirken läßt! Da ist nichts von jenem Dithyrambenschwung, mit welchem der französische Biograph so oft seine Erzählung unterbricht, und mit welchem er seinen Helden, nachdem er ihn auf die Erde gestellt, doch wieder in den Himmel zu entrücken scheint. Da ist nichts von jener Sentimentalität, welche den Leser fortwährend in künstlicher Erregung hält; nichts von jener absichtvollen Steigerung der Mittel, von jener dramatischen Entwickelung und Verwickelung, deren Wendungen zu dem religiös-historischen Interesse noch den Reiz einer spannenden Dichtung fügen. Da ist aber auch nichts von jenen sittlichen Makeln, welche dem französischen Christusbild anhaften, nichts von jener bedenklichen Anbequemung an die Volksvorstellungen, welche bei den Wunderthaten bis zu bewußter Täuschung geht, nichts von jenem schwärmerischen Enthusiasmus, dessen Ziele in unbestimmter Ferne schweben, nichts endlich von jenem düstern Fanatismus, der über die Maaße des Menschlichen hinaustreibt und endlich den Tod als einzige Rettung aus der gespannten Situation ergreift. Wie viel anspruchloser, einförmiger wenn man will, ist die Geschichte Jesu bei Strauß, und wie unendlich sympathischer, ergreifender ist sie wenigstens für uns deutsche Leser!

Aber nun auch nach der anderen Seite! Es würde wahrlich dem Geiste unseres Buches wenig entsprechen, nur immer auf die neueste französische Biographie vergleichende Blicke zu werfen. Ja, schon lange widerstrebt es uns, zwei Werke gegen einander abzuwägen, die doch wesentlich als Ausdruck einer und derselben Strömung aufgefaßt werden wollen, und die hinsichtlich des Zwecks, welchem sie auf verschiedenen Wegen zustreben, beide ihren unabhängigen Werth besitzen. Es ist Zeit, daß wir das Strauß'sche Christusbild auch an dem Christus der Kirche und der gläubigen Vorstellung messen. Diesem gegenüber muß es sich bewähren, wenn das Buch der reformatorischen Tendenz dienen soll, welche sein Verfasser im Sinne hat. Und nun meinen wir, dieser Christus, wie ihn die moderne Wissenschaft aus den kritisch geprüften Quellen gewinnt, dürfe sich nicht blos, was geschichtliche Wahrscheinlichkeit betrifft, sondern auch an Würde, an sittlich kräftigender, menschheitveredelnder Wirkung messen mit jener künstlichen Zwitterbildung, über welche alle An-

strengung und aller Scharfsinn der christlichen Jahrhunderte es doch nicht hinaus gebracht hat; mit jenem Gottmenschen, der weder voller Gott noch voller Mensch ist, der eine doppelte Natur hat und einen doppelten Willen, dessen irdische Existenz auf vorzeitliche und überirdische Vorgänge zurückgeführt wird, der gleichen Wesens mit Gott von Ewigkeit her sein Dasein in diesem hatte, der dann auf Erden geboren wurde und mit den Menschen lebte, und doch vermöge seiner göttlichen Natur die Bedingungen seiner irdischen Existenz, so oft er wollte, durchbrach, der litt, starb und begraben wurde, aber nach dem Tode mit demselben Leibe zu neuem Leben wieder erweckt wurde, der nach seiner Himmelfahrt sein ewiges Leben mit Gott fortsetzt, um bei der Endkatastrophe der Welt noch einmal, ausgerüstet mit dem lohnenden und strafenden Richteramte, herabzusteigen. Was soll uns dieser Christus, wie ihn nach vierhundertjährigem Ringen die christliche Theologenschaft im Bund mit heidnischen Philosophemen fixirte, und wie ihn die Lehre der Reformatoren noch festhalten zu müssen glaubte, was soll dieser Christus, der nur vorübergehend der Menschheit angehörte und während seines Lebens das Bewußtsein seiner Göttlichkeit behielt, der Gegenwart und Zukunft?

Daß dieser Christus — auch in der einfacheren Form der Vergöttlichung, wie ihn das Johannesevangelium im Gegensatz zu der sophistisch zugespitzten und ausgetiftelten Kirchenlehre giebt — nicht blos mit den Elementen der heutigen Wissenschaft, sondern auch mit dem religiösen Bewußtsein der Gegenwart sich nicht mehr reimen läßt, kann sich auch die heutige Theologie nicht verbergen. Sie würde sonst nicht so eifrig nach Ausflüchten suchen, das Bewußtsein Jesu von seiner vorzeitlichen Existenz abzuschwächen, und in klarem Widerspruch mit dem Evangelisten zu der bloßen „Voraussetzung, daß der göttliche Rathschluß schon von Anfang an auf ihn als den Erlöser gerichtet gewesen sei," herabzusetzen; sie würde sich nicht so viele Mühe geben, den Anstoß der Zwiespältigkeit im Selbstbewußtsein Jesu zu beseitigen durch die Annahme, der Gottmensch habe sich in der Ausübung seiner Machtfülle selbst beschränkt, sie nur theilweise angewendet u. dgl.; sie würde endlich — und dies ist das Bezeichnendste — sich nicht selbst in Versuchen abmühen, bei allem Vorbehalt der Göttlichkeit Jesu doch sein menschliches Selbstbewußtsein als ein natürlich sich entwickelndes, seine Geschichte als eine menschliche zu begreifen. Nur gezwungen thut sie es, aber auch sie lenkt ein in die Bahn, auf welche gebieterisch das Interesse der Gegenwart weist. Noch klammert sie sich hartnäckig an die Grundlagen der Kirchenlehre, von denen sie sich doch mit jedem Schritt weiter entfernt. Denn, wie schon im Eingange gesagt worden: jeder ernstliche Versuch, das Leben Jesu geschichtlich aufzufassen,



macht wieder einen neuen unheilbaren Riß in jenen Vorbehalt. Macht man nur einmal Ernst mit der menschheitlichen Entwickelung Jesu, so führt die innere Logik Schritt für Schritt weiter in der Zerstörung der kirchlichen Voraussetzungen; Schritt für Schritt wird man dann aber auch gewahr werden, daß das, was man Preis geben mußte, ohne Bedenken Preis gegeben werden konnte, weil es in keiner lebendigen Beziehung mehr stand mit dem religiösen Bewußtsein der Gegenwart.

So steht es also heute — der dogmatische und der wirkliche Jesus, das kirchliche und das lebendige Christenthum, die Religion der Autorität und die Humanitätsreligion! Wem wird der endliche Sieg sein? In der Frage selbst liegt die Antwort; aber es bezeichnet ein neues Stadium des Kampfes, wenn das deutsche Volk selbst zur Uebernahme der Arbeit für geistige Freiheit aufgerufen und ihm als Waffe in diesem Kampf das echte Christusbild in die Hand gedrückt wird. Der Sieg ist nicht zweifelhaft; aber es bedarf von Zeit zu Zeit einer erweckenden Stimme, welche, wenn vielleicht die meisten Kräfte sich in trügerischen Vermittelungsversuchen verzehren, in scharfer Gestalt die Gegensätze um die es sich handelt hinstellt, an die wahre Bedeutung des Kampfes erinnert und die Summe der bisherigen Erfolge zieht. Eine solche Mahnstimme, nicht zu trägem Frieden, sondern zu beharrlichem Vorwärtsbringen auf der Bahn geistiger Freiheit, ist das neue Buch von Strauß. Wie er in seinem ersten Werke die Unvereinbarkeit der evangelischen Erzählung mit dem modernen Denken aufgezeigt hat, so stellt er im neuen Werke dem mythischen und dogmatischen Christus den historischen Jesus gegenüber. Hier gilt es ein Entweder Oder. Darf der Protestantismus länger auf einen Grund gebaut sein, welchen die Wissenschaft und das moderne Bewußtsein verwirft? Wird er die Resultate der freien Forschung in sich aufzunehmen wissen, oder will er damit, daß er sich ihnen verschließt, das offene Bekenntniß ablegen, daß die Wege der Kirche und der Wissenschaft, des Christenthums und der modernen Weltanschauung für immer auseinander gehen? Es ist keine Frage, wir stehen ernstlich vor diesem Dilemma, und gerade in Deutschland ist der Riß bedenklicher als anderswo. Unversöhnlicher stehen sich trotz allem Versöhnungseifer das Alte und das Neue gegenüber; noch ist kaum irgendwo ernstlich versucht, die Ergebnisse der Wissenschaft praktisch zu verwerthen, die Früchte unabhängiger Forschung dem religiösen Leben der Gemeinde zuzuführen und damit zu den ächten Principien des Protestantismus zurückzulenken — und dies, während rings um uns her, in der Schweiz, in Frankreich, in Holland, angeregt durch die deutsche Forschung, der Protestantismus in rüstiger Kraft an den Fesseln des Autoritätsglaubens zu rütteln und ein lebendiges, freies, mit der modernen

Bildung im Einklang stehendes Christenthum in die Gemeinde zu pflanzen beginnt. Irren wir nicht, so ist die Zeit nahe, da diese Versuche auch vom Mutterland ernstlich in's Auge gefaßt und ihm selbst zu gute kommen müssen. Ja, wenn die Zeichen nicht trügen, so beginnt selbst in der deutschen Theologie ein Gefühl von dem sich zu regen, was ihr Schicksal sein wird, wenn sie den Selbsterneuerungsproceß, in welchem der Protestantismus begriffen ist, noch länger nicht verstehen will. Klingt es nicht wie ein Selbstbekenntniß aus ihrer Mitte heraus, wenn einer der namhaftesten Theologen der Gegenwart in die strafenden Worte ausbricht: „Die frische Bewegung, welche vor fünfundzwanzig Jahren in der theologischen Wissenschaft noch auf eine gesunde Entwickelung hoffen ließ, hat sich in einem stehenden Sumpfe verloren. Die theologischen Facultäten sind meist Ableger einer erstorbenen Satzungslehre geworden, und die aufstrebende Jugend, welcher das Herz sonst wärmer schlägt für Wahrheit und Recht, hat sich großentheils unter den Bann einer Ueberlieferung gestellt, die nicht besser ist als die, welche der Welterlöser bis auf's Blut bekämpfte. Ein eisiger Hauch geht gegenwärtig durch unsere theologische Literatur, und wo es noch den Anschein hat, als ob die grünen Reiser wissenschaftlichen Strebens treiben, da sind es gar oft nur Boten eines gemalten Frühlings, Kinder der Sophistik und der Künstelei." Allein ob die Mahnung Schenkels,*) welcher der zünftigen Theologie nicht blos das Recht, sondern die Pflicht der freien Forschung vorhält, im Winde verhallen wird oder nicht, die Zukunft des Christenthums ist glücklicherweise nicht an die der Theologie gebunden. Der Jesus, welcher dem Buchstabendienst seiner Zeit den Krieg erklärt hat, steht hoch über der Schulweisheit auch der folgenden Jahrhunderte, und wo sie ihn und sein Werk eingezwängt hat in ihre Formeln und Satzungen, da werden dieselben Mächte, die Jesus zum Kampfe für sich aufgerufen hat: Vernunft gegen knechtischen Zwang, Geist gegen Buchstabe, Wahrheit gegen Schein, Liebe gegen Furcht — dieselben Mächte werden auch im Stande sein, sein Bild wieder in seiner Reinheit herzustellen und sein Werk der Vollendung entgegenzuführen: dem Ausbau schöner Menschlichkeit. Und wir meinen, Strauß hat sich an die rechte Adresse gewandt: an den natürlichen einfachen Sinn, der im Kern des deutschen Volkes lebt, an seinen sittlichen Ernst, der sich abwendet von dem, was inhaltlose Schaale geworden ist, an seinen Trieb nach Wahrheit, der geschärft durch das Vermächtniß

*) Das Buch von Schenkel (das Charakterbild Jesu, Wiesbaden 1864), das in der Tendenz ganz mit Renan und Strauß geht, lag außerhalb des Kreises dieser Besprechung. Es ist von besonderem Werth, daß gerade von dieser Seite die Unmöglichkeit anerkannt wird, Jesus menschlich zu begreifen, wenn nicht jener Vorbehalt seiner Göttlichkeit zuvor gänzlich beseitigt ist.

seiner großen Dichter und Denker nicht auf die Länge durch künstliche Umnebelungen sich verdunkeln läßt. Nicht von oben herab, sondern aus der Tiefe des Volksgeistes sollen die Bildungen hervorgehen, die wir für die Zukunft unseres Staates und unserer Kirche erstreben. Die Kraft des deutschen Bürgerthums hat die Reformation durchgesetzt, auf ihr ruht die Hoffnung unserer politischen Wiedergeburt: in der Hand des deutschen Bürgerthums ruht auch die Zukunft des Protestantismus.

Wilhelm Lang.

Die deutsche Volkswirthschaftslehre unter den beiden ersten Königen von Preußen.

I.

Es giebt, und gab noch mehr eine pseudovornehme Geschichtsbehandlung, welche die Alltäglichkeiten der Volkswirthschaft unter ihrer Würde glaubte. Und ebenso verbreitet war bis vor kurzem ein ungeschichtlicher Doctrinalismus der Volkswirthe, der vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine wissenschaftliche Nationalökonomik anerkennen mochte. Hieraus erklärt es sich, daß der Gegenstand der nachfolgenden Aufsätze, bei aller Berühmtheit eines Leibniz, Thomasius 2c., so wenig bekannt ist: obschon er eine Hauptwurzel des preußischen Staatsbaumes betrifft, und zwar in einer Zeit, wo dieser Baum, unterirdisch, ein ganz besonders freudiges Wachsthum entwickelte.

Für die volkswirthschaftliche Literatur im Allgemeinen ist das erste Drittel des achtzehnten Jahrhunderts verhältnißmäßig eine Zeit der Erschlaffung und des Stillstandes.

In England, schon damals dem classischen Lande der Nationalökonomik, war auf die glänzende Epoche der Petty, Locke und North, welche die wichtigsten Lehren, von Werth und Preis, von Geld und Münze, von Zinsfuß und Arbeitslohn, von Handelsbilanz und Handelsfreiheit, mit so viel nationaler Eigenthümlichkeit und zugleich so viel universaler Exactheit entwickelt hatten, daß selbst ein Adam Smith gar wenig würde daran zu verbessern gebraucht haben, eine wesentlich mit dem Auslande (Frankreich, Schottland, Holland) zusammenhängende mercantilistische Strömung gefolgt. Den Wendepunkt bezeichnet schon der Eklektiker Davenant, indem er z. B. die Reichthums- und Geldtheorie seiner trefflichsten

Vorgänger mit ganz mercantilistischen Ansichten von der Handelsbilanz verbindet und im Colonialverkehr ebenso sehr dem Zwange von Staatswegen, wie im Mutterlande selbst der Handelsfreiheit das Wort redet. Aehnlich die geistvolle Schrift: A discourse of trade, coyn and paper-credit, London 1697. John Law denkt über das Geld im Allgemeinen ebenso craß mercantilistisch, wie über das Edelmetallgeld insbesondere im craß entgegengesetzten Sinne: ein merkwürdiger Beleg, wie nahe sich oft die Extreme berühren. In Männern endlich, wie die Verfasser des British Merchant oder Sir J. Gee, hat sich der platteste Mercantilismus auf englischem Boden verkörpert, hat hier die Herrschaft behauptet, bis mit Berkeley's Querist (1735) der große Wiederaufschwung begann, welcher in Hume und Tucker, in Steuart und Ad. Smith, in Malthus und Ricardo die goldene Zeit der englischen Nationalökonomik herbeiführen sollte. — Gleichzeitig hatten die Franzosen in der zweiten Hälfte der Regierung Ludwig's XIV. so viel Noth und Armuth kennen gelernt, welche der Colbertismus nicht verhindern konnte, daß die Systeme von Boisguillebert und Vauban, die fast alle Colbert'schen Grundsätze auf den Kopf stellten, begreiflich werden. An sich freilich brachten es diese beiden Schriftsteller weder zu theoretischem, noch zu praktischem Einflusse; wie geringschätzig urtheilt z. B. Voltaire im dreißigsten Capitel seines Siècle de Louis XIV. über Boisguillebert! Und doch besaß dieser unverkennbar ein großes volkswirthschaftliches Talent, seine Schriften enthalten eine Menge der bedeutsamsten doctrinellen Keime. Späterhin finden wir die Literatur getheilt zwischen einem ganz platten Mercantilsysteme und den Schülern Law's, wie Dutot und Melon; bis endlich Montesquieu durch die Einbeziehung auch der Volkswirthschaft in den Zusammenhang seines Esprit des loix (1748) wieder einen großartigen, ebenso nationalen wie universalen Fortschritt anbahnte. — In Italien war die alte volkseigenthümliche Nationalökonomik längst entschlafen; ihre zeitgemäße Wiederbelebung aber durch französische Einflüsse über Neapel, deutsche über Mailand erfolgte erst im zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. Aehnlich in Spanien. Auch bei den Holländern bemerkt Laspeyres (Geschichte der volkswirthschaftlichen Anschauungen der Niederländer, S. 143), daß in der Zeit von 1700 bis 1740 die volkswirthschaftliche Literatur besonders ärmlich gepflegt wurde.

In Deutschland verhält sich die Sache doch anders. Zwar das kann man nicht sagen, daß im Zeitalter Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. viel neue und wichtige, den Koryphäen der früheren Periode unbekannte Einzelwahrheiten volkswirthschaftlicher Art gefunden wären. Aber einen desto größeren Fortschritt hat eben diese Zeit nach zwei an-

deren Seiten hin begründet, durch die Einführung der Volkswirthschaftslehre in den regelmäßigen Universitätsunterricht: was zugleich auf die systematische Zusammenfassung der früher schon bekannten Wahrheiten und auf die praktische Anwendung der Theorie im Leben, so wie eben dadurch auf ihre eigene Belebung höchst vortheilhaft einwirken mußte. Wenn im vorigen Menschenalter Seckendorff hauptsächlich für die vornehmen jungen Aspiranten des Fürstendienstes in kleinen Territorien geschrieben hatte; Becher, Schröder und Hörnigk für einzelne österreichische Staatsmänner; Conring und Pufendorff für die gesammte europäische Gelehrtenrepublik: so wurde es nunmehr die Aufgabe der deutschen Nationalökonomen, ihrem Staate einen breiten Stand tüchtiger Cameralbeamten auszubilden, welcher nach den Verhältnissen jener Zeit nicht blos die Regierungsgewalt, sondern auch die öffentliche Meinung auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete vertreten sollte.

Schon Daniel Georg Morhof (1639—1691), der geistvolle Bibliograph, der aber auch in das Materielle der einzelnen Wissenschaften und Künste zuweilen tiefe Einsicht verräth, schließt — in seinem Polyhistor (1688) — die Oekonomik sogleich an die Politik an. Auch sie gehöre zur praktischen Philosophie, und es sei wahrhaft zu beklagen, daß dieser Theil so darniederliege, welcher doch „für den ganzen Staat die Unterlage baut und den nervus rerum gerendarum darbietet.“ Bis jetzt hat man sich fast nur mit den allerallgemeinsten Grundsätzen beschäftigt; das Speciellere ist wenig bekannt, weil es gewöhnlich mehr die illiterati verstehen, als die literati, und jene sich hüten, ihre Geheimnisse auszuplaudern. Es giebt ebenso gut Wirthschafts- und Handels-, wie Staatsgeheimnisse. In der Literatur findet Morhof nur wenig vor, was seinen Wünschen entspricht: „obschon die Bedeutung dieser Wissenschaft so groß ist, daß auf den Universitäten ein eigener Professor dafür angestellt werden sollte.“ Aus dem Alterthume nennt er die Oekonomiken des Xenophon und Aristoteles, die unter den Neueren sehr wenige Commentatoren gefunden haben. Auch die späteren Bearbeiter der ars chrematistica et ctetica scheinen ihm „kaum der Mühe werth.“ Den römischen Landbauschriftstellern wirft Morhof vor, sie hätten blos einen Theil der doctrina domestica behandelt, und auch diesen Theil mehr physice, als politice. „Wollte Jemand die ganze Oekonomik wissenschaftlich vortragen, so müßte er zuerst omnes reipublicae status einer Prüfung unterziehen, und die Art und Weise zeigen, wie die Hausreichthümer erhalten und vermehrt werden können.“ „Denn die Erhaltung des wirthschaftlichen Vermögens durch eine kluge Verwaltung ist die Grundlage der ganzen Oekonomik und Chrematistik.“ Einen Theil hiervon haben Obrecht und Seckendorff behandelt, jedoch haupt-

sächlich nur den die Staats- und Fürstenwirthschaft betreffenden. Diese muß in vieler Hinsicht anders angefaßt werden, als die der Privatpersonen, die weniger bekannt, aber doch wichtiger ist, zumal ja der Staatshaushalt selber Nutzen davon hat, wenn die Unterthanen reich sind. In Bezug auf die reditus provinciarum muß man die Lage des Landes, sein Klima, sein Verhältniß zum Meere, seine Fruchtbarkeit, die Menge und Geschicklichkeit seiner artifices beachten. Ferner die allgemeine und besondere Handelsgeschichte: diese die einzelnen Waarenzweige betreffend, jene „den Ursprung, Fortschritt, die Wanderungen und Schicksale" des Handels im Allgemeinen. Als Hülfsmittel werden besonders Reisebeschreibungen empfohlen; als Beispiel die Staatswirthschaft Frankreichs bewundert. — Es stimmt hiermit wohl überein, daß Morhof bei den staatswissenschaftlichen Schriftstellern, wie Arnisäus, Schönborner ꝛc., die vielen juristischen Einschiebsel tadelt. Mirum chaos mistae cum jurisprudentia politices. Dagegen verlangt er eine Geschichte der mechanischen Künste, wie sie Thevenot in seinem Werke: De opificiis omnibus angestrebt; und fügt hinzu: res philosopho non indigna et praeclaris contemplationibus occasionem datura. Vermuthlich dachte er hierbei an den Mann, mit dem wir uns eingehender zu beschäftigen haben, an

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716).

Es ist ein großer Verlust gewesen für die Entwickelung der Nationalökonomik im Allgemeinen und der deutschen Nationalökonomik insbesondere, daß sich Leibniz mit dieser Lehre verhältnißmäßig so wenig beschäftigt hat. Sein vielseitig fruchtbarer Geist, der alle Wissenschaft seiner Zeit umfaßte, gleichsam eine Akademie der Wissenschaften in Einer Person, vereinigte wirklich Alles, was zu einem Nationalökonomen vom ersten Range erfordert wird.

Die großen Nationalökonomen sind nicht darum so besonders selten, weil so besonders hohe Eigenschaften für sie erfordert würden, sondern weil sie Eigenschaften besitzen müssen, die so besonders selten in Einer Person beisammen gefunden werden. Der Nationalökonom muß die systematische Tiefe des Philosophen, so wie die Klarheit und Begriffsschärfe des Mathematikers oder Juristen mit der breiten Fülle und Lebendigkeit des Historikers vereinigen. Wie selten sich schon dies beisammen findet, zeigt die Seltenheit großer Lehrer des Staatsrechts und der Staatswissenschaft. Zum Nationalökonomen aber gehört außerdem noch ein liebevolles Verständniß und Interesse für die alltäglichsten Dinge des Lebens. Ihm darf kein Dünger zu schmutzig, kein Abfall zu kleinlich, keine Curslisten zu trocken, keine Buchführung zu unpoetisch sein. Wer aber hierfür

Sinn hat, der hat gewöhnlich für welthistorische Combinationen, philosophische Speculationen u. s. w. keinen Sinn, und umgekehrt; und doch ist das Eine dem Nationalökonomen ebenso unentbehrlich, wie das Andere. Bedürfte es der Beweise für diese Behauptung — fast jedes Capitel von Adam Smith, gleich die bekannte Theorie der Arbeitstheilung zu Eingang des ganzen Werkes, würde sie gewähren; fast überall werden von ihm die „erhabensten" und „gemeinsten" Dinge dicht neben einander verhandelt.

Von unserem Leibniz ist nun bekannt, daß er zu den größten Philosophen der neueren Zeit gehört, eigentlich der erste große Philosoph deutscher Nation: überdies mit einer stark theosophischen Färbung, und in großartiger Weise gestützt auf die Geschichte aller früheren Systeme. Als Mathematiker konnte er mit Newton rivalisiren. Seine amtliche Stellung war eine vorwiegend juristische; und die große Tragweite seiner Ideen auf diesem Gebiete, für seine Zeitgenossen oft zu hoch, kann zum Theil erst im neunzehnten Jahrhundert volle Würdigung erwarten. In seiner Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae (1668) giebt er nach Bacon's Art einen Catalogus desideratorum, worin u. A. vorkommen: eine Gesetzgebungswissenschaft, eine Geschichte der Rechtsveränderungen, eine Rechtsbibliothek, eine Sammlung von Lebensbeschreibungen der Juristen, eine juristische Philologie, eine juristische Arithmetik, ein Breviarium controversiarum, Institutionen des kaiserlichen und des sächsischen Rechts, juristische Concordanzen &c. Leibniz trug sich ernstlich mit dem Gedanken von Redigesta, d. h. einer Auflösung der Pandekten in die möglichst wiederherzustellenden einzelnen Bücher der einzelnen juristischen Classiker: was offenbar die beste Reaction gegen den geistlos compilirenden Justinianismus und die schönste Vorbereitung einer feinen und tiefen Rechtsgeschichte sein würde. Auch auf anderen Gebieten zeigt sich Leibniz als bahnbrechender Historiker, nicht allein für die Herausgabe, sondern auch für die eigentliche Benutzung der mittelalterlichen Geschichtsquellen. Die Neueren scheinen ihm insofern den alten Historikern überlegen zu sein, als man heut zu Tage von jedem Geschichtschreiber die Belege für seine Erzählung verlangt. Aber auch im Einzelnen, wohin Leibniz auf historischem Gebiete nur seinen Fuß setzt, überall sprießen fruchtbare Gewächse empor. Ich gedenke seiner Verwerthung sprachlicher Beobachtungen für historische Zwecke. Er war der Erste, welcher die Herkunft aller Sprachen aus dem Hebräischen verwarf; überhaupt durch seine großartigen Materialsammlungen der Vater der neueren vergleichenden Sprachwissenschaft. Die Sprachähnlichkeit benutzt er als ein Hauptdocument der Völkerverwandtschaft. Alle jetzigen nomina propria sollen zu einer früheren Zeit nomina appellativa gewesen sein; daher z. B. unverständlich

gewordene Aus- oder [illegible] immer eine Sprachänderung beweisen. Leibniz schließt daraus z. B., daß die Urbevölkerung Skandinaviens zum finnisch-lappischen Stamme gehört hat, die Deutschen aber nicht aus Skandinavien nach Süden, sondern umgekehrt aus Sachsen nach Norden gezogen sind. Trotz seiner Bewunderung des chinesischen Volkes, die er mit den meisten seiner Zeitgenossen theilte,*) bezweifelt er dessen angeblich hohes Alter. Er ahnt den Ursprung der sog. äsopischen Fabel aus Indien u. dergl. m. Ein eminent geschichtlicher und eben darum zugleich wahrhaft praktischer Sinn durchdringt seine „Unvorgreifflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache." Dies zeigt sich z. B. in dem Vorschlage, die deutsche Sprache aus ihren Dialekten, so wie aus ihrem eigenen Alterthume zu bereichern; aus fremden Sprachen um so leichter, je näher diese dem Deutschen verwandt sind. Leibniz Purismus ist ebenso ernstlich gemeint, wie praktisch gemäßigt. Der deutschen Sprache seiner Zeit rühmt er eine besondere Tüchtigkeit nach in allen Dingen, „so mit den fünf Sinnen zu begreiffen und auch dem gemeinen Manne fürkommen:" als z. B. im Jagd-, Bergbau-, Seewesen ꝛc. Er meint auch, wir hätten in unserer Sprache einen Prüfstein der Gedanken: was sich ohne fremde und seltsame Wörter deutsch ausdrücken lasse, „das sei würklich was Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, nehme die reine teutsche Sprache nicht an." Leibniz hegt die patriotische Besorgniß, unsere „Haupt- und Heldensprache" möchte durch das Unwesen der Sprachmengerei ähnlich verloren gehen, wie in England das „Angelsächsische;" wobei er bemerkt, daß Verlust der Sprache gewöhnlich auch Verlust der Freiheit unter fremdem Joche bedeutet.

Zu diesem Allen kommt nun bei Leibniz noch ein unverkennbares Talent für das gemeine, sog. praktische Leben. Wir wollen hierbei nicht blos an seine zahllosen keimartigen Entwürfe zu Verbesserungen der Mechanik erinnert haben, sondern mehr noch an die einzelnen Acte und das gesammte Ergebniß seiner diplomatischen und höfischen Thätigkeit. Daß Leibniz diese Thätigkeit nicht mehr auf volkswirthschaftliche Interessen gerichtet hat, erklärt sich einfach aus der Natur der praktischen Geschäfte, mit denen er überhäuft war. In Hannover, wo er von 1676 bis zu seinem Tode lebte, waren die domanialen, so wie die bäuerlichen Verhältnisse nach den geläutertsten Begriffen damaliger Zeit fest geregelt. Das Steuer- und Staatsschuldenwesen hatte wegen der Beschaffenheit

*) Leibniz meint den Franzosen damit etwas Schmeichelhaftes zu sagen, daß er China das asiatische Frankreich, Frankreich das europäische China nennt (Guhrauer L.'s Leben II. S. 95). Anderswo hält er es für wünschenswerth, daß uns die Chinesen Missionare der natürlichen Religion zuschicken, so wie die Europäer ihnen Missionare der Offenbarung (Dutens IV. 1. p. 82).

der Landstände viel mehr juristischen, als volkswirthschaftlichen Charakter. Die Münzzustände waren untadelhaft, Gewerbfleiß und Handel sehr unbedeutend. Wäre Hannovers engere Verbindung mit Großbritannien in Leibniz Strebejahre gefallen, so würde ihn die großartigere volkswirthschaftliche Praxis und ausgebildete Theorie der Engländer wahrscheinlich zu eigenen Arbeiten gereizt haben, welche mit Petty, Locke und North ebenso würdig rivalisirten, wie seine mathematischen Forschungen mit denen Newton's.*)

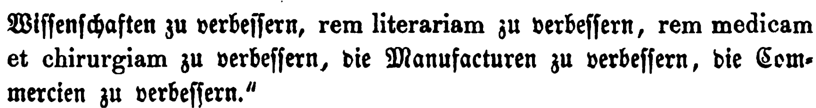
Denn nichts würde irriger sein, als bei Leibniz eine theoretische Geringachtung der volkswirthschaftlichen Dinge vorauszusetzen. In einem undatirten Briefe an einen ungenannten Freund (Dutens V. p. 214 ff.) rechtfertigt er seine bergmännischen Studien (unter Ernst August, also zwischen 1679 und 1698) mit den Worten: dudum statui, rem oeconomicam esse multo maximam civilis scientiae partem, ejusque ignoratione aut neglectu Germaniam perire. Anderswo nennt er in einem Schreiben an Thomas Burnet das Münzwesen „einen Gegenstand, welchen ich vielleicht ebenso sehr, wie irgend Jemand sonst, durchforscht habe. . . . Ich habe so viel Beobachtungen darüber gemacht, daß es mir leicht sein würde, einen Band daraus drucken zu lassen:" wobei er sich auf die vielen Verhandlungen der Reichs- und Kreistage über diesen Gegenstand bezieht (Dutens VI. 1. p. 250). „Ich habe früher viel über diesen Gegenstand nachgedacht, und eine Menge im Volke herrschender Irrthümer entdeckt" (l. c. p. 266).

Man kennt den ungeheueren Werth, den Leibniz auf das Zusammenarbeiten gelehrter Gesellschaften legte: wie er die Berliner Akademie wirklich eingerichtet hat, und mit Gründung ähnlicher Anstalten zu Dresden, Wien, St. Petersburg ernstlich umgegangen ist. Diese Werthschätzung hängt zusammen mit dem innersten Kerne seiner Philosophie, da nach Leibniz die Denkthätigkeit selbst einerseits auf der widerspruchslosen Einheit in der Apperception (vérité du raisonnement) und andererseits auf der Perception des Wirklichen (vérité des faits) beruhet. Leibniz sagt nun in seiner (von Guhrauer im zweiten Bande seiner Lebensbeschreibung mitgetheilten) Denkschrift an Friedrich I. über den Plan der Berliner Akademie, „die Societät müsse nicht auf bloße Curiosität und Wißbegierde gerichtet sein, ... sondern gleich Anfangs auf den Nutzen, ... auf solche Specimina, davon . . . . . das gemeine Wesen ein Mehreres zu er-

*) Noch immer übrigens bleibt es sehr möglich, daß die ungedruckten Papiere von Leibniz überaus werthvolle nationalökonomische Perlen verschließen. Möchten die zwei Bände wirthschaftlicher Inedita, welche Foucher de Careil in der Sitzung der Pariser Société des Economistes am 5. December 1863 versprochen hat, nicht lange auf sich warten lassen!

warten Ursache habe. Wäre demnach der Zweck, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen, und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien, mit einem Worte die Nahrungsmittel zu verbessern." In dem französischen Discours sur le projet d'une académie royale à Berlin bei Dutens V. p. 175 ff. gedenkt er ausdrücklich, daß bei der Erziehung sowohl der Prinzen, wie der gewöhnlichen jungen Leute, die Sciences réelles mehr hervorgehoben werden müßten, statt blos an die Humanités und die sog. Classiker zu denken. Geschichte, Alterthümer, Sprachen sollen „nicht vernachlässigt" werden; da aber die Gesundheit nächst der Tugend das Höchste ist, so hat die Akademie „alle mögliche Sorge zu tragen" für Ausbildung der praktischen Medicin, namentlich auch mit Hülfe anatomischer Theater, chemischer Laboratorien, mikroskopischer Untersuchungen ꝛc. Leibniz bemerkt, daß im Kriegswesen die Sciences réelles nicht viel weniger Einfluß haben, als die Disciplin, Uebung und Verproviantirung; daß selbst die christliche Mission von der Verbindung mit ihnen großen Vortheil ziehen würde. Ebenso sehr aber denkt er hierbei an Nationalökonomik und Polizei. „Diese Anwendung würde auch schöne Gelegenheit darbieten, die Interessen der Staats- und Privatwirthschaft zu fördern und die Mittel, welche den Menschen zum Broterwerbe dienen: als z. B. im Acker- und Bergbau, in den Arbeiten und Manufacturen aller Art Handwerker und Ouvriers, im Handel ꝛc. Man könnte mehrere neue Culturen *) und Fabriken einführen, und diejenigen verbessern, welche bereits im Lande sind." Außerdem wird noch der Vorkehrungen wider Feuer- und Wasserschaden gedacht; ferner der Baupolizei, der Maaß- und Gewichtpolizei ꝛc. Die Fonds zur Unterhaltung der Akademie sollen unmittelbar auf diese Polizeimaaßregeln angewiesen werden. Leibniz verspricht sich besonders viel vom Ertrage der unter Leitung der Akademie entwässerten Ländereien. Wie eng übrigens in Leibniz' Geiste die Idee einer Gesellschaft der Wissenschaften mit der Idee nationalökonomischen Fortschrittes verbunden war, sieht man am besten daraus, daß bereits die aus den Jahren 1668 und 1669 herrührenden Entwürfe zu gelehrten Societäten, die Klopp neuerdings veröffentlicht hat (Leibniz Werke I. S. 18, 121 ff.), zum Theil wörtlich mit dem eben Erörterten übereinstimmen. Der deutsche Entwurf von 1669 hebt durch größere Schrift folgende Hauptzwecke hervor: „Künste und

*) Leibniz hat sich bekanntlich selbst in hohem Grade für den Seidenbau in Deutschland interessirt. In Preußen bekam er 1707 ein Privilegium desselben zu Gunsten der Berliner Akademie, in Sachsen eins für sich selber. Auch in Hannover betrieb er die Sache eifrig (Guhrauer II. S. 199 ff.). Die ersten Kartoffeln sind in der Gegend von Berlin 1728 gepflanzt worden (Förster's Friedrich Wilhelm I. Bd. II. S. 348).



Wissenschaften zu verbessern, rem literariam zu verbessern, rem medicam et chirurgiam zu verbessern, die Manufacturen zu verbessern, die Commercien zu verbessern."

Ein aus der Feder eines so großen Mathematikers hochbedeutsamer, von Leibniz selbst aber wenig entwickelter Keim ist die Ansicht, daß in der Mathematik „die meisten Geheimnisse wie der ökonomischen, so auch der militärischen Wissenschaft enthalten sind" (Dutens V. p. 215). Er rühmt wohl gelegentlich den Engländer Petty, weil dieser die Mathematik auf staatswirthschaftliche Fragen angewandt habe. Wie wenig das jedoch im höheren wissenschaftlichen Sinne des Wortes gemeint ist, erkennt man gleich aus dem Zusatze, daß Leibniz selbst in seiner Schrift über die polnische Königswahl (1669) der nämlichen Methode gefolgt sei. Dieses geistvolle Büchlein aber, welches die Erhebung eines deutschen Fürsten auf den polnischen Thron im Interesse beider Völker befürwortet, enthält von Rechnung oder geometrischer Construction durchaus gar nichts; sondern blos die bei Mathematikern übliche Eintheilung des Stoffes in propositiones, welche dann jeweilig in knapp logischer Schlußform aus anderen, im Grunde immer identischen Behauptungen des Verfassers abgeleitet werden. — Es scheint auch der mathematischen Methode so fern wie möglich zu liegen, wenn Leibniz z. B. die bindende Kraft der Testamente auf die Fortdauer der Seele des Erblassers stützt: „die Todten, weil sie in Wahrheit noch leben, bleiben die Eigenthümer des Vermögens; ihre Erben sind aufzufassen als procuratores in rem suam!" (Dutens IV. 2. p. 187.) Um so enger hängt es mit seinem ethisch-religiösen Begriffe der Gerechtigkeit zusammen: perfectio sapientiae conformis, quatenus persona se habet erga bona malaque aliarum personarum; um deswillen ja Leibniz die Rechtswissenschaft weder auf das menschliche Geschlecht, noch auf das irdische Dasein beschränken mag (Dutens IV. 2. p. 261).

Was nun die volkswirthschaftlichen Ideen von Leibniz betrifft, so ist seine, in großartigem Lapidarstil gegebene Erklärung: regionis potentia consistit in terra, rebus, hominibus (Dutens IV. 2. p. 531), die an eine ähnliche von Hobbes erinnert, offenbar ein Vorläufer der heutzutage üblichen Eintheilung der Productionsfactoren in Natur, Capital und Arbeit.

In der Untersuchung, ob die Macht Friedrich's I. bedeutend genug sei, um eine Königskrone zu tragen, achtet Leibniz vornehmlich auf die Bevölkerung seiner Lande, die er auf 2 Millionen schätzt, während das britische Reich $5\frac{1}{2}$ Millionen zähle. Er findet jene Zahl, indem er die Geburtenziffer mit dreißig multiplicirt. Vera regni potestas in hominum numero consistit. Ubi enim sunt homines, ibi substantiae et

vires; et quanto magis diligentiores et laboriosi et ditiores in substantiis homines erunt, ibi tutiores sunt, praecipue si in operibus utilibus illis utimur, sicuti in manufacturis (Dutens IV. 2. p. 502). Das ist also die gewöhnliche Ansicht damaliger Zeit, doch nicht ohne vorsichtige Zusätze, welche die gewöhnlich damals ihr anklebenden Irrthümer abstreifen.

Aehnlich verhält sich Leibniz zum sog. Mercantilsysteme, obschon eine so klare und eindringende Widerlegung desselben, wie de la Court, Petty und North sie gegeben hatten, bei ihm nicht vorkommt. Wenn er das spanische America schlechtweg „die Quelle der Reichthümer" nennt, so ist das wahrscheinlich ein mercantilistischer Anklang (Dutens V. p. 590). Ebenso wenn er den Tories vorwirft, durch ihren Handelsvertrag mit Frankreich den englischen Handel gedrückt, den französischen gesteigert zu haben (l. c.). Man könnte auch in dem Leibnizischen Lieblingsgedanken einer „allgemeinen Charakteristik," wo die Begriffe durch Ziffern bezeichnet und dann mit diesen gerechnet werden soll, einen Pendant zu der mercantilistischen Ueberschätzung des allgemeinen, d. h. currentesten Gutes, nämlich des Geldes, erblicken. Daneben aber ist es doch wesentlich im Sinne von North, wenn Leibniz hervorhebt, wie die Holländer, trotz ihrer Handelseifersucht gegen England, in höherem, politisch-religiösem Interesse mit den Whigs, den berufenen Vertretern des englischen Handelsinteresses, zusammenhalten (Dutens V. p. 579). Sollte sich je die Hoffnung der Alchymisten verwirklichen, so wäre das ein großes Unglück. Denn das Geheimniß würde bald divulgiren, und dann fiele der große Vortheil der besten Münze weg, wozu sich Gold und Silber eigenen als portatilia, sectilia et non adulteranda, collybisticae schedulae loco per orbem, quam nemo refutat et multum in exiguo pretii est. Nachher würde man, wie jetzt in Schweden, zu Geldtransporten nicht mehr Taschen, sondern Karren nöthig haben (Dutens V. p. 199). Die mercaturae opes würden dadurch entweder ganz zu Grunde gehen, oder doch im höchsten Grade verringert werden (Dutens V. p. 401).

In seiner Jugend muß Leibniz dem Mercantilsysteme viel rücksichtsloser gehuldigt haben, als im späteren, mehr selbständig durchgebildeten Alter. So enthält sein „Bedenken von Aufrichtung einer Societät in Teutschland zu Aufnahme der Künste und Wissenschaften" (1669) wesentlich dieselben Ideen, welche J. J. Becher ein Jahr vorher in seinem „Politischen Discurs u. s. w." entwickelt hatte. Die Manufacturen sollen gehoben werden durch verbesserte Instrumente, Maschinen,*) Fortschritte

*) Er gedenkt hierbei u. A. eines „stets währenden unkostlichen Feuers und Bewegung als fundamenta aller mechanischen Wirkungen."

der Chemie, Einführung fremder Thiere und Pflanzen, um solchergestalt „allen mit Handarbeit sich nährenden Menschen zu Hülfe zu kommen.“ Zur Verbesserung der „Commercien“ soll man Nahrungen im Lande schaffen, Leute im Lande behalten, Leute hineinziehen, frembe Manufacturen auch ohne Verbot exterminiren, rohe Waare nie unverarbeitet aus dem Lande lassen, frembe rohe Waare bei sich verarbeiten, Werk- und Zuchthäuser anlegen (namentlich auch, um die Strafrechtspflege lucrativ zu machen), durch Anlage von Magazinen und Kaufhäusern jeder Theuerung vorbeugen, Handelscompagnien gründen, den Rentenieren zur Unterbringung ihrer Gelder eine Bank darbieten, durch Privilegien neue Gewerbe ermöglichen und vor ausländischer Concurrenz schützen, doch immer in der Richtung, daß die Privilegirten wohlfeiler dienen, als Andere, und somit auch ohne Privilegium sich ferner behaupten können. Leibniz klagt, daß die Deutschen „in Commerciensachen anderen Nationen zum Raube bloß stehen.“ Dabei die merkwürdige Ansicht, „alles Poliren und Raffiniren der von der Natur uns roh gegebenen Dinge bestehe gemeiniglich mehr in demendo, als in addendo: qui superflua tollit, formam debitam producit.“ Er vergleicht deshalb ein Volk, das Rohstoffe ausführt, um sie nachmals verarbeitet wieder einzuführen, mit einem Menschen, der sein gestohlenes Pferd vom Diebe wiederkauft, ungeachtet er es dem vermißten bis auf den mittlerweile abgehauenen Schweif ganz ähnlich findet. (Werke, herausg. von Klopp I. S. 111, 127 ff., 122, 140.)

Ueberaus großartig und des Theoretikers der harmonia praestabilita würdig, ist die Polemik, welche Leibniz in seiner Schrift: Anti-Jacobite ou Faussetés de l'Avis aux propriétaires Anglais (1715) gegen die von den Tories aufgestellte Ansicht führt, als wenn der Landbau ein dem Gewerbfleiß und Handel entgegengesetztes Interesse haben könnte. Hier sei vielmehr Alles harmonisch. Ce préjugé d'opposition s'est assez emparé des esprits, mais il importe au bonheur de l'Angleterre qu'il soit déraciné. La culture des terres est la base de la grandeur de la nation, et comme le tronc et la racine de l'arbre. Mais le commerce et les manufactures attirent l'argent de dehors et enrichissent le royaume; ce sont comme les branches de l'arbre, qui le rendent fleurissant et fructifiant. L'un a besoin de l'autre: les gens, qui possèdent les terres, vendent bien leurs denrées, quand le commerce est fleurissant; et de l'autre côté les marchands et manufacturiers sont à leur aise, quand les vivres abondent, et quand on leur fournit chez eux de bonnes laines et d'autres matériaux du commerce. Et ceux, qui ont acquis du bien par le négoce, tachent d'acquérir des terres, sachant que c'est le meilleur moyen d'établir

nimmt, über die man sich bei legirten Münzen viel eher täuscht. Freilich setzt er hinzu, mit dem guten Münzwesen müsse ein tarif raisonnable der Waarenpreise, wenigstens für einige Waaren, verbunden sein, weil man sich sonst im Cirkel drehe, indem man Geld durch Geld mißt, also z. B. sagt, ein Thaler ist gleich so und so viel Groschen (Dutens VI. 1. p. 250). Leibniz denkt hier also an ein ausgedehntes System obrigkeitlicher Taxen, wie es noch v. Seckendorff, Becher und Hörnigk empfohlen hatten, während die besten englischen Autoritäten seit Child und North schon der Freiheit auf diesem Gebiete das Wort redeten.

Dem Geiste der Zinsverbote steht Leibniz so ferne, daß er statt der bloßen Polemik dagegen zu einer unbefangenen Würdigung schreiten konnte. So billig es sei, mit Schuldnern, die zum Zwecke der Speculation geborgt haben, den Gewinn zu theilen, so ungerecht, arme Leute hart zu belasten, die nur borgen um zu leben. Er warnt auch vor der Unart, die Kirchenväter bei jeder Gelegenheit wegen ihrer Wuchertheorie zu mißhandeln: „die zu weit getriebene Mißachtung der Väter fällt auf das Christenthum zurück“ (Dutens V. p. 480). Wie wenig er damit übrigens dieser Wuchertheorie des Mittelalters selbst huldigen wollte, hat er durch die großen, noch heutzutage praktischen Verdienste bewiesen, die er sich um die gerichtliche Zinsenberechnung durch seine Schrift: Meditatio juridico-mathematica de interusurio simplici (in den Act. Eruditor. a. 1682) erworben hat. Daß beiläufig Leibniz kein praktischer Capitalwirth gewesen, scheint aus den unverhältnißmäßig großen Baarsummen (meist ein zweijähriger Bedarf im Voraus) zu erhellen, die er, wie Guhrauer anführt, im spätern Alter vorräthig zu halten pflegte.

Wenn Leibniz in der Streitfrage zwischen einem ostfriesisch-holländischen Canalbau und dem Stapelrechte der Stadt Emden ganz entschieden für den ersteren Partei nimmt, so ist das nicht aus einer principiellen Vorliebe für Handelsfreiheit zu erklären, sondern nur aus richtiger Einsicht in das größere Gesammtinteresse auf der einen, das kleinere Particularinteresse auf der anderen Seite. Auch für ganz Deutschland empfiehlt er dringend eine Canalverbindung zwischen der Elbe, Weser, Ems, dem Rheine und Holland (Dutens V. p. 546).

Sein Rath, Handwerksschulen zu gründen, wodurch man den Zweck der bisherigen Lehrjahre viel milder, kürzer und mit größerer Gemeinnützigkeit erreichen würde (Dutens VI. 1. p. 316), hängt sowohl zusammen mit der volkswirthschaftlichen Seite seiner Akademiepläne, wie mit den praktischen Reformen des Handwerkerthums, welche gerade damals (1692) von den Fürsten des Hauses Braunschweig unternommen wurden.

In finanzieller Hinsicht mißbilligt Leibniz den in Frankreich üb-

lichen Aemterverkauf, den er eine simonia politica nennt (Dutens IV. 2. p. 580). Dagegen hängt seine Vorliebe für Lotterien wohl mit seinem mathematischen Sinne zusammen. Er empfahl solche zur Unterhaltung seiner Lieblingsanstalten, der Akademien, sowohl in Berlin, als in Wien (Guhrauer II. S. 197. Dutens V. p. 533). Es scheint auf eine Staatslotterieanleihe mit Prämien vom Interusurium zu gehen, wenn er a. a. O. den Plan einer loterie fort audacieuse andeutet, „worin Jedermann gewinnen, keine Niete vorkommen, und dessen ungeachtet der Lotterieunternehmer auch gewinnen würde.“ Außerdem erwähnt er noch zur Fundirung einer Wiener Akademie die in Oesterreich übliche Papiersteuer, wobei er namentlich rühmt, daß man alsdann gute Bücher im Inlande könne drucken lassen und kein Geld dafür zu exportiren brauche (Dutens V. p. 528). Denselben Gedanken hatte er schon 1668 zur Begründung seiner Semestria angedeutet. Das vectigal papyraceum drücke nicht die hart besteuerten Bauern und Handwerker, sondern die Kaufleute, Gelehrten, Proceßführenden, die verhältnißmäßig otiosi heißen können und niemals rebelliren werden. —

Wir haben diese Aufsätze mit dem größten deutschen Philosophen jener Zeit begonnen, und werden sie mit dem größten deutschen Regenten derselben Zeit beschließen. Man nimmt gewöhnlich an, daß kein schrofferer Gegensatz gedacht werden könne, als zwischen Leibniz und Friedrich Wilhelm I. Der weitere Verlauf indeß wird uns zeigen, wie nah diese Männer wenigstens auf volkswirthschaftlichem Gebiete mit einander verwandt gewesen. Zuvor aber müssen wir uns mit einigen Schriftstellern zweiten Ranges beschäftigen, die von dem universal-europäischen Idealphilosophen, auf dessen Schultern sie geistig stehen, zu dem preußischen Könige, dessen Diener sie sind, immer praktischer und specieller gleichsam den Uebergang bilden.

W. Roscher.



Der Verfall der Kunst in Italien. Carlo Saraceni. Ein Vorschlag an Regierungen und Kunstfreunde.

Wenn Jemand mit der Behauptung aufträte: die bildende Kunst sei nur in ihren vollkommensten Werken der Betrachtung würdig, zurückgewiesen müsse werden was nicht nach dem höchsten Maaßstab gemessen genügend erscheine, Mittelgut habe keinen Anspruch, weder auf Berücksichtigung noch auf den Platz nur den es einnehme, — so ließe sich das vertheidigen, und was für die innere Wahrheit, ja sogar Nützlichkeit solcher Exclusivität spräche, wäre der Reichthum der durch die unabgesetzte Arbeit von Jahrtausenden angesammelten Kunstwerke ersten Ranges, die in ihrer Fülle das weniger Vortreffliche in der That als unnöthig, ja beinahe als beseitigt zu wünschen, erscheinen lassen könnten.

Und wer weitergehend nun auch das aufstellte: der sich bildende Künstler oder Kunstfreund sei ausschließlich auf diese höchsten Productionen der Kunst zu verweisen, aus deren stets erneutem Studium, das unendlich sei, einzig und allein Wachsthum der eigenen Kraft gezogen werden könne, der würde nur eine natürliche Folgerung zu ziehen scheinen, für deren Richtigkeit vieles zu sagen wäre. Um einen bedeutenden Namen zu nennen: Carstens ging von solchen Principien aus. Und zwar nicht weil er in blinden Schulideen befangen oder durch einseitige Speculation darauf geführt worden war; sondern einem Instincte folgend, der ihn diese Richtung einzuschlagen nöthigte, gab er sich ihnen hin und arbeitete in ihrem Geiste.

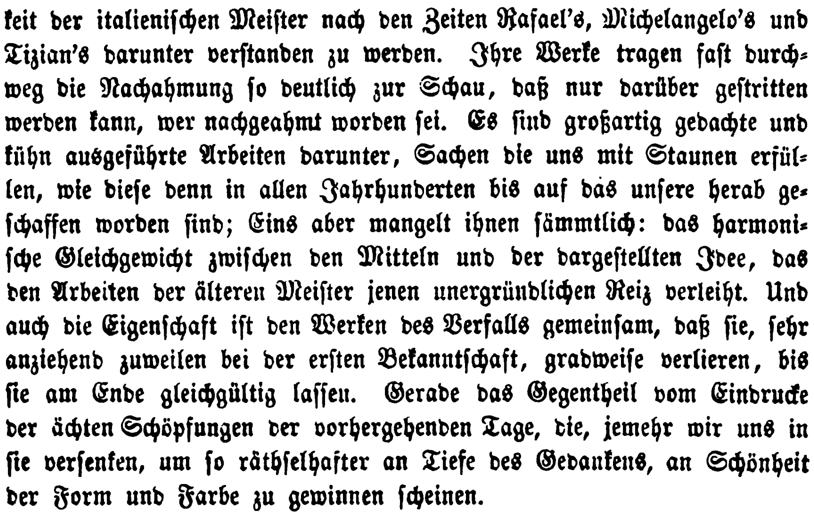
Indessen Carstens starb jung, und der Zweifel ist erlaubt, ob selbst er, der mit schleswig-holsteinscher Hartnäckigkeit seinen Standpunkt festhielt, bei zunehmenden Jahren auf ihm hätte aushalten können. Denn — und dies setze ich jenen Sätzen als etwas entgegen, worauf ich meinerseits bestehen möchte — auf die Länge wird kein richtig gefügter Geist in den Grenzen solcher Ausschließlichkeit sich innehalten können, und — vorausgesetzt natürlich, daß er an einem Orte lebt, wo sich Kunstwerke aller Art seinen Augen bieten — die Neugier muß sich regen, auf welchen Vorstufen die Kunst sich dem entgegensteigerte, was endlich als die Blüthe zur Erscheinung kam. Im Anblick der Rose erhält die Knospe geheimnißvolleren Inhalt, und in der Erwartung der Knospe gilt der erste grüne Frühlingsausbruch am Stock als erfreuliches, Erwartung erregendes Zeichen. Es ist unmöglich, Rafael zu studiren ohne auf Perugino zurückzugehen und

auf alle die anderen, deren Keime in ihm zum Blühen kamen. Und zugleich, es ist unmöglich gewesen für Rafael selbst, fortzuschreiten ohne von Perugino auf Masaccio und die Antike zurückzugehen, und dann von diesen zu Lionardo, Michelangelo und Giovan Bellin oder Tizian wiederansteigend, die eigene Kraft an den fremden Kräften zu bereichern.

Und so, die Erfahrung muß schließlich durchbrechen, daß diese einzelnen großen Erscheinungen nur im Zusammenhange mit anderen, vor ihnen hervorgebrachten in ihrem ganzen Umfange erkennbar seien. Ist der erste Schritt einmal gethan aus den anfänglichen engen Grenzen heraus, so zeigen sich nach allen Seiten hin die Pfade, die zu neuen Ansichten führen. Unglaublich verästelt sind die Canäle, aus deren Gewässer die großen Ströme ihr Bette füllten. Wie klein und dunkel ist zuweilen die Arbeit, die durch die Hand eines nachahmenden großen Genies als großes und berühmtes Werk zum zweiten Male geschaffen ward. Es kann der Mühe nicht unwerth erscheinen, dem nachzugehen. Ganze Reihen von Kunstwerken geringeren Ranges erhalten, so betrachtet, mit einem Schlage das Recht zu existiren und untersucht zu werden. Immer wichtiger jedes von ihnen, jemehr es an seiner Stelle als erkennbarer Uebergang dasteht. Das erquickende Gefühl kann nicht ausbleiben, mit dem überall und so auch hier das Anwachsen zur Vollendung in immer deutlicheren Spuren verfolgbar wird. Die rohesten Anfänge werden zuletzt mit Liebe aufgespürt und ihre Entdeckung wichtig und belehrend werden; denn immer klarer muß die Erkenntniß sich einstellen, wie sehr, bei rückwärtsgewandter Betrachtung der sich langsam entwickelnden Kunstthätigkeit, die großen Werke, von denen man ausging, gewinnen und wie sie zugleich verständlicher werden.

Dürfte diesen Ausführungen indessen die allgemeine Zustimmung kaum fehlen, ganz anders stellt sich das Verhältniß, sobald bei der Betrachtung der Kunst die großen Meister nicht mehr in Anschlag kommen; höchst ungünstig denjenigen, welche, nachdem die Heroen das Ihrige gethan, in späteren Zeiten als deren Nachahmer, oft höchst talentvolle, ja geniale, stets dennoch aber minder begabte Männer, nichts in sich zu tragen scheinen, was mit sich aufdringender Nothwendigkeit die Aufmerksamkeit fesselte. Man bezeichnet ihre Producte in ihrer Gesammtheit mit dem Namen des Verfalls. Nur ein Herabsteigen macht sich hier fühlbar. Keine Zukunft, der sie vorangehen, lockt zu ihnen hin. Nichts stellen sie in Aussicht als nur einen Zuwachs an Armuth, die um so empfindlicher wirkt, als sie, wenn auch oft mit bedeutender Geschicklichkeit versteckt, öfter noch in absichtlicher Rohheit sogar zu Tage tritt.

Ist heute schlichtweg von „Verfall" die Rede, so pflegt die Thätig-



keit der italienischen Meister nach den Zeiten Rafael's, Michelangelo's und Tizian's darunter verstanden zu werden. Ihre Werke tragen fast durchweg die Nachahmung so deutlich zur Schau, daß nur darüber gestritten werden kann, wer nachgeahmt worden sei. Es sind großartig gedachte und kühn ausgeführte Arbeiten darunter, Sachen die uns mit Staunen erfüllen, wie diese denn in allen Jahrhunderten bis auf das unsere herab geschaffen worden sind; Eins aber mangelt ihnen sämmtlich: das harmonische Gleichgewicht zwischen den Mitteln und der dargestellten Idee, das den Arbeiten der älteren Meister jenen unergründlichen Reiz verleiht. Und auch die Eigenschaft ist den Werken des Verfalls gemeinsam, daß sie, sehr anziehend zuweilen bei der ersten Bekanntschaft, gradweise verlieren, bis sie am Ende gleichgültig lassen. Gerade das Gegentheil vom Eindrucke der ächten Schöpfungen der vorhergehenden Tage, die, jemehr wir uns in sie versenken, um so räthselhafter an Tiefe des Gedankens, an Schönheit der Form und Farbe zu gewinnen scheinen.

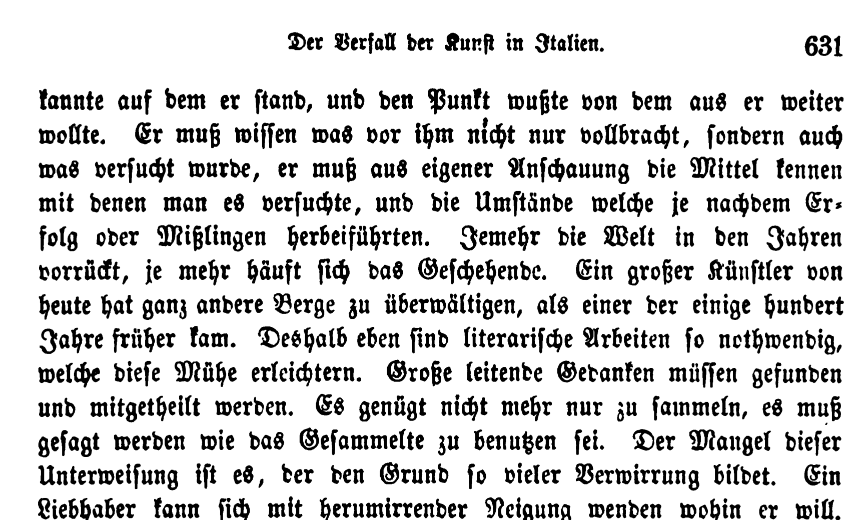
Welchen Werth nun haben die Werke des Verfalls? Theoretisch gar keinen. Es ließe sich das auf's schärfste durchführen. Stellen wir die Frage aber so: wenn ein Kunstfreund trotz ihrer Werthlosigkeit sich der ernsthaften Beschäftigung mit ihnen widmete, womit würde er die Nützlichkeit dieses Studiums vertheidigen?

Es giebt eine Anschauung der Dinge und Erscheinungen, der zufolge alles Vorhandene und alles sich Ereignende, jedes für sich, als nothwendige Thatsache betrachtet wird. Auf die Geschichte der Menschheit angewandt, zeigt sich uns von diesem Gesichtspunkte aus gesehen jeder Mensch als ein unentbehrliches Mitglied einer ungeheuren Gesellschaft und jede That als eine nothwendige Manifestation des in ihr wirkenden Geistes. Wollen wir nicht blos schaffen und genießen was schön ist, (was eher ein Theil der Götter schiene), sondern kennen lernen was gethan worden ist, (was wenn auch der traurigere doch der menschlichere Theil ist), so verschwinden die unterscheidenden Merkmale der Erscheinungen. Alle sind bedeutend und der Betrachtung würdig. Es kommt jetzt nur darauf an, die Wege zu erkennen, die gegangen worden sind ehe wir kamen. Mögen es große Straßen oder versteckte Pfade sein und führen wohin sie wollen. Die Jahrhunderte erhalten so gleiche Wichtigkeit. Wie die Geologie nach der Beschaffenheit des Bodens forscht ohne Gedanken zunächst an dessen landschaftliche Schönheit oder seinen Werth für den Landbau, sondern wie sie nur das erkennen will was da ist und die Art und Weise seiner Veränderungen, so nimmt die Wissenschaft welche die Kunst als einen Theil der allgemeinen geistigen Arbeit in's Auge faßt, einen unparteiischeren Stand ein als die bloße Liebhaberei, die nur die Wünsche eines idealden-

kenden aber trotzdem in sich beschränkten Einzelnen zu befriedigen sucht, und es gewinnt von diesem höchsten Gesichtspunkte aus auch der Verfall der Kunst Werth und inhaltreiche Bedeutung. Während hier das Meer die Länder anfrißt, weicht es dort zurück und neue Felder tauchen auf. In Italien sinkt die Kunst, in den Niederlanden erhebt sie sich, auch hier geht es wieder abwärts, um in Italien scheinbar auf's neue zu steigen, und so halten sich die Dinge, bis die französische Revolution Allem ein Ende macht. Was wir heute haben beruht ganz auf dem damals neu Entstehenden. Was erreicht worden ist und was nicht, fühlen wir. Den wahren Verlauf der Erscheinungen aber kennt Keiner, den Grund, warum heute mit so vergeblicher Anstrengung oft gearbeitet wird und die Künstler sich in falscher Stellung und durch eine ungewisse Ahnung, es fehle irgendwo, beunruhigt fühlen. Alle andere Zweige geistiger Thätigkeit blühen heute und empfinden sich in saftkräftigem Zusammenhange mit dem großen Baume des allgemeinen Lebens und Arbeitens, nur die bildende Kunst nicht. Warum? Ich glaube es ließe sich eine Antwort darauf geben, wenn die Geschichte des Verfalls der Kunst durchdringender bearbeitet worden wäre, und der wahre Weg, den sie langsam abwärts einschlug, enthüllter vor unseren Augen läge.

Ich bin der Ueberzeugung, wollte Jemand diese Geschichte des Verfalls schreiben, eine Unternehmung, zu der im weitesten Maaßstabe bereits vorgearbeitet worden ist, zu deren glücklicher und fruchtbringender Vollendung aber es einer Höhe geschichtlicher Anschauung bedürfte, die durch bloße Kenntniß des Materials, auch die umfangreichste, nicht ersetzt werden kann*); er würde ein Werk thun, das den unnatürlichen Zustand des heutigen Künstlerthums besser heilte als andere Medicinen, deren hauptsächlichster Bestandtheil immer doch nur zu bewilligende Staatsgelder sein sollen. Der Staat ist hier für's Erste so gut wie machtlos. Nur indirect kann er helfen, nicht durch Bestellungen sondern durch richtig geleitete Sammlungen und Verbreitung der Kenntnisse, die zu richtiger Benutzung derselben hinleiten. Die Hauptsache aber fällt dem Schriftsteller anheim: die Einwurzelung und Verbreitung des Gefühls, daß, wie überall so auch in der bildenden Kunst, ohne Studium des in den vorhergehenden Zeiten Geschaffenen nichts Neues lebenskräftig hervorgebracht werden könne. Denn Niemand, und wäre er von der Natur mit den größten Hülfsmitteln ausgestattet, hat zu irgend einer Zeit auf irgend einem Felde etwas Tüchtiges zu leisten vermocht, der nicht den Boden genau

*) Dies ist der Grund, weshalb auch die Göthe's Buch über Winckelmann angehängte Geschichte des Verfalls nicht mehr ausreicht, so vortrefflich sonst diese wenig gekannten Blätter abgefaßt sind.



kannte auf dem er stand, und den Punkt wußte von dem aus er weiter wollte. Er muß wissen was vor ihm nicht nur vollbracht, sondern auch was versucht wurde, er muß aus eigener Anschauung die Mittel kennen mit denen man es versuchte, und die Umstände welche je nachdem Erfolg oder Mißlingen herbeiführten. Jemehr die Welt in den Jahren vorrückt, je mehr häuft sich das Geschehende. Ein großer Künstler von heute hat ganz andere Berge zu überwältigen, als einer der einige hundert Jahre früher kam. Deshalb eben sind literarische Arbeiten so nothwendig, welche diese Mühe erleichtern. Große leitende Gedanken müssen gefunden und mitgetheilt werden. Es genügt nicht mehr nur zu sammeln, es muß gesagt werden wie das Gesammelte zu benutzen sei. Der Mangel dieser Unterweisung ist es, der den Grund so vieler Verwirrung bildet. Ein Liebhaber kann sich mit herumirrender Neigung wenden wohin er will. Ein Mann, der der Kunst nur einen Zuwachs ästhetischer Bildung verdanken will, kann sich auf ihre Blüthenzeit beschränken. Ein Geschichtsforscher wird, von ihrer Glanzperiode ausschreitend, lieber nach den Quellen aufwärts zurückgehen (denn für die Epochen des Verfalls der Kunst liegen Proben geistiger Thätigkeit auf anderen Gebieten vor, welche den Inhalt dieser Jahre besser kennen lehren), ein Künstler von heute aber muß die Zeiten des Verfalls kennen, denn sie bilden von ihm aus zu den Meistern der Blüthe die Verbindung, und indem sie ihm zeigen was gethan worden ist vom Tode Tizian's bis auf den heutigen Tag, zeigen sie ihm die eigene Stelle auf der er steht und von der er vorwärts möchte.

Bis zu der Zeit nun, wo dieses Buch erscheint, wird sich jeder den zukünftigen unbekannten Autor desselben gewiß zu Danke verpflichten, der die Vorarbeiten dazu vermehren hilft, und dies beabsichtigt der vorliegende Aufsatz. Auf einen Meister aus der Zeit des Verfalls möchte ich aufmerksam machen, von dem ich, wenn ich die persönliche Erfahrung allein reden lassen dürfte, behaupten könnte, daß er völlig unbekannt sei. Man findet seinen Namen in den Künstlerlexiken und Kunstgeschichten, begegnet aber bin ich noch Niemandem, der sich von seinen Werken gesehen zu haben erinnern wollte. Auch glaube ich behaupten zu dürfen, daß seine sämmtlichen Arbeiten noch niemals als die Thätigkeit eines Charakters welcher Theilnahme verdient, in Betracht gezogen worden sind. Sein Name ist Carlo Saraceni; sein Meister Caravaggio; der Ort wo er zumeist malte, Rom; wo er geboren wurde (1585) und wo er starb (1625) Venedig; daher er denn auch als Carlo Veneziano aufgeführt wird. Nächst Rom besitzen von seinen Gemälden Venedig, Wien, Berlin, München, Hannover und England.

Saraceni ist kein Meister ersten Ranges, seine Laufbahn war keine glänzende, seine Wirksamkeit ohne sichtbare Erfolge. Allein die Verhältnisse sind wichtig unter deren Einfluß er arbeitete, und dies ist der Grund weshalb es nicht genügt, einfach auf ihn hinzuweisen. Ueber ihn selbst ist wenig zu sagen; mehr über die Dinge und die Leute um ihn her, über das was ihn förderte und was ihn zurückhielt.

Es wäre eine falsche Auffassung, das Sinken der italienischen Kunst nach dem Tode Lionardo's, Rafael's, Correggio's, Michelangelo's und Tizian's deshalb für eine Nothwendigkeit zu erklären, weil in diesen fünfen (und einigen anderen die bekannt sind) die Kunst sich erschöpft hätte. Was Michelangelo anlangt, so haben die Griechen und Römer herrlicher gebaut als er, und seinen Sculpturen hat er die lichte Schönheit der griechischen nicht zu verleihen gewußt. Von den anderen aber besaß jeder Einzelne Vieles was dem Anderen fehlte: warum hätte nicht Einer kommen sollen der noch mehr konnte als sie alle zusammen? Wer will sagen, daß die Schöpferkraft der Natur beschränkt sei im Hervorbringen großer Menschen? Genies hätten auftreten können, durch jener Meister Arbeiten gleich auf eine hohe Stufe gehoben, und Werke schaffend die Alles übertrafen was vor ihnen zu Stande gebracht worden war. Deshalb, wenn ich sage, zu der Zeit wo das neue Jahrhundert begann, mußten die Künste sinken, so soll das bedeuten: wäre in jenen Tagen ein Genie sogar geboren worden wie ich es als möglich im Willen der Natur andeutete, es hätte sich nicht entfalten können weil die Macht der Verhältnisse es nicht aufkommen ließ.

Die Geschicke Italiens hätten sich anders gestalten müssen um das zu erlauben. Wäre das damalige Rom, statt einer isolirten Stadt von 40,000 Menschen, ein nach allen Seiten leicht zu erreichender Platz gewesen, wo das zwanzig- oder funfzigfache zusammenlebte wie heute in Paris und London, hätte von diesem Rom aus ein weltlicher Fürst die damals so hoch stehende italienische Cultur in das übrige, so dunkel daliegende Europa getragen, daß sie, wie die griechische im Gefolge Alexanders Asien, so die Welt überflogen hätte, oder wäre um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts nur soviel erreicht worden, daß ein weltlicher Fürst nichts als Italien als ein einziges Land besessen, es hätten in diesem Reiche und diesem Rom noch eine Menge großer Meister, einer uneingeschränkt durch den anderen sich erheben können. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, wie menschenarm damals die Länder waren, gegen heute sowohl als im Vergleiche zu den Zeiten, in denen im Leben der antiken Völker die Blüthe der Kunst eintrat. Nicht als ob die Menschenmassen die Kunst geschaffen, wohl aber daß sie ihr, nachdem sie einmal zur Blüthe

gekommen, die Nahrung zuzuführen im Stande waren, deren sie bedarf, und die ihr selbst in Italien niemals eigentlich gereicht worden ist. Alle italienische Kunst beruhte auf Rom, Florenz und Venedig, mit Bevölkerungen von 40,000, 100,000 und 200,000 Einwohnern, als Maximum berechnet. Rom ward 1527 gründlich ruinirt; als es sich wieder hob, trat der unselige Zwang der Kirche so furchtbar ein, daß von aller geistigen Regung kaum ein freier Gedanke zurückblieb, denn die selbst verfolgte man. Florenz ward 1530 gebrochen und geistig vernichtet. Venedig war um dieselbe Zeit bereits seiner alten Größe beraubt. Reichthum und Macht, die als frische Quellen vorher gesprudelt, versiegten, langsam aber in sicherer Abnahme; es ist bekannt, zu welcher Nichtigkeit das Land im siebzehnten Jahrhundert herabsank. Ohne das Gefühl einer innerlich wachsenden Kraft aber und eines heiteren Glaubens an diese Kraft ist keine Blüthe der Kunst möglich. Nichts zeigt mit so peinlicher Genauigkeit den allgemeinen Zustand eines Volkes als seine Künstler ihn zeigen. Sie müssen an sich glauben und sich etwas zutrauen wenn sie etwas schaffen sollen. Cicero sagt, er sei noch keinem Dichter begegnet, der sich nicht für besser gehalten als die Uebrigen: nationale Kunstthätigkeit ist wie das Dichten eines ganzen Volkes: es muß übermüthig beinahe sich erheben fühlen über die andern um in den rechten Zug zu kommen, es wird verstummen sobald dieser Uebermuth ihm abhanden kommt.

Indessen es war kein plötzlicher Sturz, durch den Italien von seiner Höhe herabgerissen wurde. Die Erinnerung der Größe und eine gewisse Würde, ja sogar das Gefühl der Ueberlegenheit blieb, da man sich immer noch zahlreicher Vortheile bewußt bleiben durfte. Ein alter vornehmer Mann kann um Alles beraubt werden was zu verlieren ist menschlicherweise: seine Erfahrungen, sein Auftreten und seinen Stolz muß man ihm lassen. Die Italiener standen so den Bewohnern des übrigen Europas gegenüber. Sie sahen noch vor weniger als hundert Jahren die anderen Völker als Barbaren an, ja heute noch theilt man in Rom die Welt in Rom und Nicht-Rom, welches letzteres alles in dem einen Worte fuori, draußen, zusammengefaßt wird. Im siebzehnten Jahrhundert aber wurde das Hinschwinden der Keimkraft für alle geistige Thätigkeit mit solcher Geschicklichkeit versteckt von den Italienern, daß sie selber, in vollem Heruntersteigen begriffen, die Täuschung höheren Aufklimmens sogar und zunehmender höherer Entwickelung sich vorzuschmeicheln im Stande waren, und daß, indem in der bildenden Kunst die geschicktesten Meister sich drängten und durch die Vergrößerung des allgemeinen Marktes in immer zunehmendem Maaße producirt ward, wobei zugleich die für die Arbeiten bezahlten Preise stiegen, die Frage nach dem inneren Gehalte der italienischen Gemälde und

Sculpturen, von denen das eigene Land und Deutschland und Frankreich überströmten, kaum noch aufgeworfen wurde.

Was den ächten Gehalt einer Arbeit anlangt, so darf überhaupt als Erfahrungssatz angenommen werden, daß er immer erst nach deren jahrelangem Bestehen richtig erkannt wird. In sehr vielen Fällen setzt ihn das Publicum bei Werken die ganz ohne Gehalt sind, im höchsten Grade voraus. Glänzende Oberflächlichkeit thut bei der überraschten Gesellschaft ganz dieselbe Wirkung wie das ächteste edle Metall, meistens sogar eine noch sicherere als dieses, und kein widersprechendes Urtheil selbst von anerkannten Autoritäten, kein Vergleich mit den als unbestritten gut erkannten Werken, kein Aufdecken sogar der gemeinsten Mittel, durch welche der Effect erzielt worden ist, sind im Stande während der Dauer dieser ersten Bezauberung das allgemeine Urtheil umzustimmen. Und so erblicken wir in Italien bis zur französischen Revolution eine Succession glänzender Meister, die in ihren äußerlichen Erfolgen nicht nur hinter denen Rafael's und der Anderen nicht zurückstanden, sondern sie weit übertrafen. Keiner von jenen hat die Ehren erlebt, welche Bernini erntete oder die, vor hundert Jahren erst, Mengs zu Theil geworden sind, dessen Arbeiten Winckelmann mit denen Rafael's verglich und zwar nicht zum Vortheil des letzteren. Heute begreifen wir das kaum, aber es beweist wie stark die Strömung nach Jahrhunderten noch war, die von den großen Meistern ausging, und zugleich, wie völlig sie heute versiegt ist.

Das was ich so als die große Strömung bezeichne, ist ein bisher viel zu gering angeschlagenes Moment in der Kunstgeschichte. Gewinnt irgend etwas durch künstlerische Production Hervorgebrachtes (ich muß mich einstweilen so allgemein ausdrücken) eine gewisse Höhe, einen gewissen Umfang, so übt es eine Art betäubender Kraft aus und zwingt das Urtheil der Menschen sich ihm zu unterwerfen. Ich habe es an mir selbst beobachtet. Als ich zuerst in Florenz war und Woche auf Woche nur in Gesellschaft der Florentiner Meister des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, erfüllte mich die naive Reinheit ihres Wirkens bald so sehr, daß mir sogar Rafael's und Michelangelo's römische Thätigkeit als eine Art Verfall, als ein Abweichen von der natürlichen Wahrheit und Simplicität erschien.

Als ich dann später die Werke dieser Beiden in Rom gründlicher kennen lernte, schienen sie mir das allein Bedeutende, und alles Andere, Correggio, Tizian und selbst Lionardo nicht ausgenommen, untergeordnet und entbehrlich zu sein.

In der Folge nun aber nach Rom zurückkehrend und die Beschäftigung mit Rafael und Michelangelo als etwas Abgeschlossenes betrachtend,



da es doch unmöglich ist, auch bei'm Schönsten, ununterbrochen genießend oder forschend an ein und derselben Stelle auszuharren und das Uebrige als trübe und dunkel zu übersehen, trat mir die Thätigkeit der Meister des Verfalls in ihrem gewaltigen Umfange entgegen und entfaltete einen Reiz der Neuheit, dem ich mich nicht verschließen konnte.

Rom, wie es heute dasteht, ist eine Schöpfung Ihrer Anstrengungen. Das antike Rom schwebt über dem jetzigen wie ein durchsichtiger Schatten, wie ein unbestimmter Traum der Phantasie dem nur geringe Reste Inhalt geben. Das Rom Rafael's und Michelangelo's ist schon sichtbarer. Kirchen, Paläste und Thore stehen da, die sie bauten, Statuen und Bilder, die sie aufstellten, meißelten und malten. Den eigentlichen Stempel aber trägt die Stadt durch die Hand ihrer Nachfolger, der Maler und Architekten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Wenig Paläste und Kirchen blieben unberührt von der kolossalen Uebertünchung moderner Formen, mit der Alles damals überkleidet wurde. Ungeheure Façaden klebte man von Außen, unendliche Malereien im Inneren an die Gebäude. In unglaublichem Maaßstabe wurde damals gearbeitet; um etwas für Roms äußeren Anblick Charakteristisches zu nennen: alle Brunnen, Obelisken und öffentliche Treppen sind aus jenen Zeiten. Die Mehrzahl der kleineren und größeren Kirchen ward neu gebaut, viele Paläste wurden verändert, Thore errichtet, Gärten angelegt, kurz, der Stadt die Physiognomie gegeben die sie heute trägt, unverändert nun beinahe dreihundert Jahre lang. Die Thätigkeit der Meister des Verfalls paßt zu diesem Rom, wie die Dürer's und Krafft's zu Nürnberg, die der älteren Florentiner zu Florenz, oder die Malereien von Rubens und dessen Schule zu der prachtvollen Renaissance Frankreichs und der Niederlande. Hat sich der Geist einmal in eins dieser Elemente versenkt, so hält es ihn gefangen eine Zeitlang, und nicht mit Unrecht. Denn hat man erst einmal begonnen, eine Erscheinung ernsthaft zum Gegenstande des Studiums zu machen, so wird sie dadurch berechtigt zu sein was sie ist, so und nicht anders; der Gegensatz selbst des Vortrefflichsten schadet ihr nicht mehr, und der gute Wille, sich an dem zu erfreuen was Erfreuliches in ihr liegt, empfängt trotz Allem seine Befriedigung.

Einmal so versöhnt mit dem Verfalle der Kunst als historischem Elemente, das seinen Platz behauptet, entdecken wir nun, daß die Werke des Verfalls oft von der innigsten Wahrheit beseelt sind. Das Verhältniß zur Natur ließ sich den Künstlern nicht nehmen. Kein geistiger noch politischer Druck konnte sie verhindern, ein Kind, ein heranblühendes Mädchen, eine schöne Frau, einen Mann charakteristisch hinzustellen, sei es auch, dem Anscheine nach, als Nebenarbeit. Die Erbschaft an technischen

Hülfsmitteln, die ihnen von ihren großen Vorgängern hinterlassen worden war, kam hier zu Gute. Dieselben Meister, welche kalte, unnatürliche, manierirte Gemälde schafften im Dienste des großen Publicums, haben warme, naive, natürliche Portraits und Genrestücke gearbeitet, die man mit innigem Vergnügen ansieht.

Nehmen wir Guido Reni. Wo er ideale, christliche sowohl als mythologische Staatsactionen ausbreitet, ist er meistens kalt und oberflächlich, im letzteren Falle glatt und elegant. Seine berühmte Speranza in Rom, ein mit verschwimmenden Blicken emporhimmelndes Wesen, läßt uns im Herzen eben so unberührt als sein noch berühmterer Erzengel Michael im Kapuzinerkloster ebendort. Man möchte diesen einen Apoll in der Officiersuniform eines Heiligen nennen, man sieht ihn, findet ihn charmant und geht, um kein Gefühl reicher, wieder fort. Dagegen die Beatrice Cenci, mag nun der Name ächt sein oder nicht, welch ein rührendes Antlitz, welch ein Mitgefühl, das es uns mitten aus der Seele entlockt. Man hält kaum für möglich, daß derselbe Meister diese Werke schuf. Oder Domenichino: seine durch das Lob Poussin's berühmte letzte Communion des heiligen Hieronymus, ein höchst geschickt gearbeitetes Gemälde, das trotz allen Mitteln kalt läßt, während das Bad der Diana im Palast Borghese, eine Composition ohne eine Spur von Ueppigkeit, sondern so recht mit Anmuth und Heiterkeit erdacht und ausgeführt, gewiß als eine angenehme Erinnerung jedem der sie sah gegenwärtig bleiben wird. Und endlich Bernini. Man bekreuzigt sich, wenn man ihn nennen hört. Zopf, Manier, Verfall schweben auf der Zunge, um ihn mit einem Schlage abzuthun. An die Eselsohren des Bernini erinnert sich Jeder auf der Stelle. Wie anmuthig aber, und auch wie großartig hat dieser Meister gebaut, wie seine Schlösser der Landschaft anzupassen verstanden, und seine Säulengänge der Peterskirche. Und welche Portraitbüsten sehen wir in Rom von seiner Hand! Kein Bildhauer heute, der so zu arbeiten verstände; dies kann ohne weiteres ausgesprochen werden, denn unsere Bildhauer gestehen es selbst ein. Und welcher Baumeister denn von heute wüßte eine so großartige, in einem Guß geschaffene Architektur hinzustellen wie er? Und welcher Maler wüßte zu decoriren, wie Guido Reni das Casino Rospigliosi mit seiner Aurora, die in der That wie ein Zug rosenrother Morgenwolken uns durch die Seele zieht; oder wie Domenichino, weniger heiter aber mit demselben Schwunge, das Casino in der Villa Ludovisi? Wer den Verfall der Kunst beschriebe, müßte zu ergründen suchen, wie diese Meister über Natur und Manier gedacht, welchem Zweige ihres Schaffens sie den Vorzug gegeben, welche Kategorie ihrer Bilder sorgfältiger gearbeitet worden ist, und welche sie selbst für ihre besten

Werke hielten. Niemand kann uns darüber Auskunft geben, bis zu welchem Grade Bernini sich selbst überblickte. Gewiß die wichtigste Frage bei einem solchen Manne. So viel glaube ich: sie waren sich klarer in dieser Beziehung als man gemeinhin annimmt und arbeiteten gewissenhafter als die große Anzahl und der Umfang ihrer Werke auf den ersten Blick vermuthen lassen sollte.

Niemals war das Verhältniß der Künstler zur Natur aber so beinahe aufgelöst, als zu Rom in den Zeiten welche zunächst auf den Tod Michelangelo's folgten. Es nahm damals die Umgestaltung der Stadt ihren Anfang. Colossale Flächen waren auszufüllen mit Malereien. Raschheit der Ausführung stand als erste Bedingung oben an, und eine Oberflächlichkeit riß ein, daß bald in einer Weise componirt und in Figuren und Farben gewirthschaftet wurde, die wir kaum mehr als künstlerisches Schaffen bezeichnen können. Man hatte sich durch das Studium Rafael's, Michelangelo's und seiner Schüler sowohl, als auch derer welche sich seine Schüler nannten, eine neue Creaturenordnung gebildet, die in bestimmten, wiederkehrenden Körperwendungen, oder Verrenkungen, sich allein zu bewegen fähig waren, wobei eine seltsame Mischung von übertriebener Gelenkigkeit und Steifheit zu gleicher Zeit zum Vorschein kam, und das Publicum war so gewöhnt an diese Wesen, daß es sie immer neu bewunderte. Die Paläste Roms weisen dergleichen noch in ziemlicher Anzahl auf, Werke, für die es heute schwerlich einen Bewunderer giebt. Von den frühesten byzantinischen Rohheiten bis zum geziertesten Roccocco habe ich specielle Liebhaberei an allen Punkten der Kunstentwickelung angetroffen, für diese römischen Malereien aber nirgends je eine Spur von Theilnahme zu entdecken vermocht.

In dieses Treiben nun trat der Maler Michelangelo Caravaggio ein. Im Gefühl, daß furchtbar gelogen werde, wollte er seine Kraft dem hergebrachten Zwange nicht unterwerfen. Ein Originalgenie, wenn irgend sonst dies Wort erlaubt ist, ließ er absolut nichts gelten als directe Nachahmung der Natur. Nichts anderes; keine Muster, keine Regeln, kein Ideal: die Natur, wie sie sich ihm zeigte, suchte er so getreu zu copiren als nur immer möglich. Caravaggio kann nur verstanden werden im Gegensatze zu den Meistern, neben denen und gegen die er arbeitete. Sein künstlerisches Schaffen entspricht dem stolzen, unabhängigen Charakter, der ihm eigen war. Er sagte: ich stehe hier und kenne mein Handwerk besser als ihr alle. Ich erniedrige mich nicht, euer conventionelles Lächeln, eure hergebrachten Arm- und Beinstellungen und all' die scheinheiligen Gefühle zu malen, die im Schwange gehen. Wollt ihr eine heilige Familie, so sollt ihr eine schöne junge Frau, ein Kind und einen alten

Mann dazu haben, so wahrhaft, so handgreiflich natürlich wie kein Anderer sie darstellt: mehr aber gebe ich nicht, denn mehr bewegt mich nicht.

Europa ist voll von Caravaggio's Werken. Ich nenne hier nur eins. Die Gallerie Borghese besitzt eine heilige Familie seiner Hand, ein hohes Gemälde mit lebensgroßen, stehenden Figuren. Der Vorgang ist ein allegorischer: Christus zertritt die Sünde in Gestalt einer Schlange. Nichts anderes aber auch als diese Schlange zeigt an, daß ein Gegenstand höherer Art gemeint sein könnte. Eine der damaligen Zeit nach modern gekleidete Frau, stehend und recht elegant in der Bewegung, hat ein nacktes Kind vor sich: ein Kind, so gewöhnlich wie jeder nackt ausgezogene erste beste Junge von der Straße, der mit dem einen Fuße auf eine kleine, höchst natürliche Schlange tritt. Hielte er sie statt dessen in der Hand, so könnte er mit ganz demselben Rechte als junger Hercules figuriren. Indessen es mag in der Luft gelegen haben damals, denn das Gemälde gehört in die Zeiten, in denen Shakspeare seine historischen Personen, mögen sie in ein Jahrhundert gehören, in welches sie wollen, nach der neuesten Mode sämmtlich, aber als Figuren auch in lebendiger Wirklichkeit auftreten läßt. Es liegt zwischen Caravaggio und Shakspeare ein Verhältniß der Verwandtschaft vor, das ich hier gern näher ausführen würde, wenn mir die nöthigen Daten zur Hand wären. Betrachten wir die Maria auf jenem Bilde: keine Mutter Gottes, wie sie uns von Malern und Legendenschreibern nun einmal aufgedrängt worden ist: als Portrait einer vornehmen jungen Frau dagegen ein reizender Anblick. Wie sie, das Kind, das vor ihr steht, mit beiden Händen berührend, sich mit dem Oberkörper leise vorneigt; wie die eingeschnürte Brust bei dieser Bewegung durch das feste Kleid etwas zum unbedeckten Hals hinaufgedrängt wird, der sich verstreckt; wie das scharfe, von oben fallende Licht die gesenkten Augenlider beleuchtet und Stirn und Wangen bei tiefen Schatten schön umrundet: nichts als ein Portrait, aber entzückend weil es wahr und schön ist, und mit einer Farbe gemalt, von der einer der Carracci, Caravaggio's Gegner, selbst eingestanden, sie sei wie geriebenes Fleisch und Blut. Das war: Caravaggio hatte Giorgione studirt. Er suchte seine Originalität nicht darin, daß er die Anderen ignorirte, sondern er lernte sie aus, und nachdem er wußte was er wissen wollte, schlug er seinen eigenen Weg ein.

Aus dieses Meisters Schule ging Carlo Saraceni hervor. Auch deshalb eine so anziehende Erscheinung, weil er wieder seine eigenen Wege suchte, im Gegensatze zu den anderen Schülern Caravaggio's, die den Meister noch zu überbieten trachteten, wie Spagnoletto oder Honthorst. Sie erreichen ihn in Productivität und stehen da als bekannte Künstler, nicht

ohne einen gewissen Ruhm der sie umgiebt, während Saraceni, langsam, liebevoll und bescheiden in seiner Art zu arbeiten, matter ein wenig in der Farbe als sein Meister und lichter in den Schatten, aber mit einer Lieblichkeit zuweilen in der Auffassung, die weder Caravaggio, noch irgend ein anderer seiner Nachfolger besaß, als eine eigenthümliche, auf sich selbst beruhende Natur erscheint. Darin zeigt sich das Lichte und Gesunde der Anschauungsweise Caravaggio's, daß ein Mann wie Saraceni ihn lieben und dennoch unter seinem Einflusse sich frei entwickeln konnte. In keiner anderen Schule damals wäre ihm das möglich gewesen.

Wie nöthig es aber sei, die Verhältnisse, welche sich damals zwischen den verschiedenen Malerschulen bildeten, neu zu untersuchen und darzustellen, ergiebt sich schon daraus, daß Baglioni, der Vasari des siebzehnten Jahrhunderts und Geschichtsschreiber jener römischen Kunstbewegung, ein heftiger Gegner Caravaggio's war. Mit entschiedener Mißgunst behandelt er ihn und berichtet von der Thorheit des Publicums, das sich bestechen lasse, nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren sähe, und einen Kopf von der Hand Caravaggio's theurer bezahle als ganze Gemälde anderer Meister. Caravaggio indessen konnte das nichts schaden. Man kennt ihn aus seinen Werken und braucht nicht erst Baglioni nachzulesen um seine Schwächen zu erkennen; Saraceni dagegen kommt schlimmer weg bei dieser Gelegenheit. Hören wir, wie über ihn berichtet wird.

„Carlo Saracino aus Venedig kam unter der Regierung Clemens des Achten (1592—1605) nach Rom. Mit einigen Kenntnissen in der Malerei bereits ausgerüstet, trat er bei dem Maler und Bildhauer Camillo Mariani aus Vincenza als Schüler ein und machte in kurzer Zeit die schönsten Fortschritte. Er copirte was Rom an bedeutenden Kunstwerken enthielt, und würde, wenn er in dieser Richtung fortgearbeitet hätte, ein besserer Maler geworden sein.

„Aber er wollte den Caravaggio nachahmen und ließ seine Studien liegen, die einen ausgezeichneten Meister aus ihm gemacht haben würden, wie denn das bei Anderen nicht anders gegangen ist. Seine Malerei hat etwas Schwächliches (Era la sua maniera un poco fiacca), wie seine Arbeiten zeigen. Er malte Verschiedenes für Privatleute, hier in Rom sowohl, als für Fremde.

„Was seine öffentlichen Werke anlangt, so hat er in Chiesa nuova in der vierten Capelle links die Decke in Oel gemalt. In Santa Maria in Equirio eine ganze Capelle in Fresco und das Altargemälde in Oel.*)

*) Santa Maria in Aquiro. Die Malereien, der „Beschreibung der Stadt Rom" zufolge, noch vorhanden.

In San Adriano am Campo Vaccino rechter Hand ein Oelgemälde mit dem Stifter des Ordens, dem die Kirche gehört, darauf und vielen anderen Figuren. In Santa Maria della Scala in Trestevere in der zweiten Capelle links ein Oelgemälde: den Tod der heiligen Jungfrau mit vielen Figuren. In Santa Maria di Monserrato hat die dritte Capelle rechts ein Altargemälde in Fresco von seiner Hand: Maria mit dem Kinde, Engel, San Giacomo und viele andere Figuren.*) In der Minerva restaurirte er in der Capella del santissimo rosario eine Geißelung Christi in Oel. In San Simone de' Signori Lancelotti hat die erste Capelle rechts ein Oelgemälde von seiner Hand, die Jungfrau, Christus und die heilige Anna darstellend. In der Anima, die den Deutschen gehört, malte er den beiden ersten Capellen neben der kleinen Thüre der Hauptfaçade, in der ersten das Wunder des Bischofs mit dem Fische, in der anderen das Martyrium eines anderen Bischofs, beide in Oel. Im Chore von San Lorenzo in Lucina den heiligen Lorenzo und Joseph in kleinem Maaßstabe zu beiden Seiten der kleinen Kirchenthüren und in der ersten Capelle links den heiligen Carlo mit anderen Figuren in Oel.

„Es wurde ihm das Gemälde Giulio Romano's in der Anima, das bei einer Ueberschwemmung der Tiber etwas gelitten hatte, zu restauriren gegeben: er überarbeitete es aber in einer Art und Weise, daß er es verdarb; wo er darüber kam, blieb keine Spur Giulio Romano's zurück. Alle Maler waren empört darüber, daß er es gewagt auf eine so seltene Arbeit so unverschämt seine Hand zu bringen.

„Zuletzt malte er im Quirinal den großen Saal, gegenüber der Capelle Paul des Fünften, zusammen mit Lanfranco. Was er dabei gethan hat, erkennt man leicht an der schwachen Arbeit heraus.

„Er spielte den Genialen, ging immer nach der französischen Mode, obgleich er weder jemals in Frankreich war, noch ein Wort französisch verstand, und mühte sich ab, es dem Michelangelo Caravaggio nachzuthun. Dieser hatte immer einen schwarzen Pudel bei sich, den er „die Krähe" nannte und den er die schönsten Kunststücke machen ließ: Saraceni erschien mit einem ähnlichen Hunde, dem er denselben Namen gab. Es ist eine Lächerlichkeit, so auffallen zu wollen, als hätte das ächte Künstlerthum mit der Art und Weise etwas zu thun, in der man äußerlich auftritt.

„Schließlich ging er nach Venedig zurück, um im Saale des großen Rathes zu malen, machte auch den Anfang, kam aber nicht weit damit: er wurde krank und, da er auf keinen fremden Rath hören, sondern sich

*) Nicht mehr zu finden; die Kirche ist neuerdings restaurirt worden.

mit allerlei Elixiren selbst curiren wollte, starb er im vierzigsten Jahre seines Alters. Sein Bildniß haben wir in der römischen Akademie."

So weit Baglioni, der für Alles was Spätere über Saraceni geschrieben haben, wie Bellori, Lanzi, Nagler und die übrigen neueren Kunstschriftsteller, einzige Quelle war, ausgenommen nur, daß sie oft, statt auf Baglioni zurückzugehen, sich unter einander ausgeschrieben haben.

Ich gestehe, daß wir von den bei Baglioni angeführten Kirchengemälden nur zwei genau kenne; außerdem den Saal des Quirinal's. Nur was Saraceni hier gemalt hat, gab zu der allgemeinen Bemerkung Veranlassung, er habe gern feiste Eunuchen, Türken mit rasirten Schädeln und prachtvoll venetianisch-orientalischem Costüm angebracht, die sich in vielen Kunstbüchern als das einzige Merkmal des Meisters genannt findet. Man sollte danach glauben, er habe nichts anderes gemalt. Saraceni arbeitete im Quirinal mit Lanfranco zusammen, es war ihnen die Ausmalung der Decke eines ausgedehnten Saales anvertraut, der erst kürzlich auf das Glänzendste restaurirt, in den Vergoldungen aufgefrischt und mit neuen Möbeln versehen worden ist. Was sie beide zu Stande brachten, obgleich noch rein und bunt in den Farben, hat weder inneren Werth, noch sonst irgend Anziehungskraft: die Anordnung der Arbeit aber ist interessant, weil sie den Geist der Zeit erkennen läßt.

Ich habe an einem anderen Orte Gelegenheit gehabt, über die Entwickelung der Deckenmalerei zu reden, und zu zeigen wie immer größere Freiheit hier einbrach, deren letzter Erfolg war, die Decke als den offenen Himmel darzustellen, in dessen Lüften umfangreiche himmlische Dramen sich ereigneten. Der Schule Caravaggio's schien das nicht natürlich genug. Das Einfachste, Hausbackenste war, einen Gang oder eine Gallerie anzunehmen, der die Wände, da wo die Decke anstößt, umzieht, und diese mit allerlei Leuten zu bevölkern. So sehen wir denn im Saale des Quirinals aus der Höhe herab ringsum allerlei pompöse, fremdartige Gestalten, bald einzeln, bald gruppenweise über eine Balustrade herunterblicken, ein mehr sonderbarer als irgend anziehender Anblick und, wie mir scheint, auf höhere Anordnung von den beiden Schülern Caravaggio's so ausgeführt.

Man muß in die Kirche Santa Maria dell' Anima gehen, wenn man Saraceni's beste Werke sehen will. Das erste der Mord eines Bischofs bei einer Christenverfolgung. Ein ehrwürdiger Geistlicher im vollen Ornate, der unter dem Schlage eines Gepanzerten hinter ihm plötzlich zusammenbricht. Wir sehen die Gestalt im Profil; die beiden alten runzlichen Hände vorgestreckt, sinkt er in die Knie, vorn überstürzend, aber mehr als wolle er es erst, während das uns zugewendete Antlitz nach

rückwärts sich zu wenden und den zu erblicken versucht, von dem der Schlag geführt ward. Meisterhaft ist in dem schmerzlich halb geöffneten Munde das schwere Aufseufzen eines zum Tode Getroffenen und zugleich vergebende Milde ausgedrückt. Die Augen richten sich nach oben; die Hände, die wie im Dunkeln schon zu tasten und zu tappen scheinen, sind mit einer Vortrefflichkeit gemalt und gezeichnet, die uns den Werth dieser auf das Natürliche bis zum Extrem gerichteten Kunst hier im besten Lichte zeigt. Denn was an Händen von denjenigen hervorgebracht zu werden pflegte, denen Caravaggio entgegentrat, ist unglaublich und würde heute in noch höherem Grade auffallen, wenn die Kunst Hände darzustellen gegenwärtig nicht überhaupt verloren gegangen wäre. Es giebt eine kleine Auswahl von hergebrachten Handstellungen, die man zu Zeiten allerdings von den Malern so natürlich benutzt findet, daß es den Anschein gewinnt, als liege hier eine natürliche, persönliche Anschauung vor. Dies ist jedoch, so weit meine Erfahrung reicht, immer nur eine Täuschung gewesen. Nichts wäre lehrreicher, als eine historische Darstellung der Behandlung der Hände. Die verschiedenen Zeiten haben ausgeprägte Eigenthümlichkeiten darin und fast jeder Künstler seine Vorliebe, sowohl für den Wuchs (ob lang und schmal, ob kurz und zierlich, ob stark oder mager, oder breit und voll), als auch für die Verkürzungen die ihm besonders zusagen, und wenn irgendwo Nachahmung bewiesen werden soll, läßt die Zeichnung der Hände sie so sicher erkennen wie irgend ein anderes Merkmal. Saraceni zeigt sich in diesem Betreff auf allen seinen Gemälden als ein ganz vorzüglicher Maler und als durchaus selbständig. Was mich an dem Gemälde aber, von dem die Rede ist, am meisten erstaunt, ist, daß es dem Künstler gelang, für die ganze Scene überhaupt Mitgefühl zu erregen. Man ist in Rom so gewöhnt daran, Märtyrer unter den ausgesuchtesten Qualen zu erblicken (die meisten aus Saraceni's Jahrhundert), man hat den Todeskampf unter jeder Gestalt so kennen gelernt, vom einfachen Kopfabhacken bis zum Heraushaspeln der Gedärme, daß dergleichen zuletzt als ein hergebrachter Kirchenzierrath gar keine Gedanken mehr erweckt. Caravaggio hat eine Grablegung gemalt, der berühmte große Besitz der Vaticanischen Gallerie; man sieht die trauernde Gestalt darauf in verzweiflungsvolles Wehegeschrei ausbrechen; die Darstellung kann nicht natürlicher sein, dennoch betrachtet man sie ohne innere Bewegung, ich möchte fast sagen, man glaube nicht daran, weil dazu schließlich auch noch das gehörte, daß ein wirkliches Geheul aus dem Bilde heraustöne. Auf Saraceni's Tafel aber haben wir den rührenden Tod eines alten Mannes vor Augen, dessen letzte Seufzer wir zu vernehmen glauben und von dem man wohl denken kann, daß ihn eine spätere Zeit als einen mit höheren Kräften er-

füllten Heiligen betrachten werde, dem kirchliche Verehrung zu Theil werden müsse.

Ebenso sprechend und anziehend ist das auf der gegenüberliegenden Kirchenwand über einem anderen Altare befindliche Gemälde Saraceni's mit einer Darstellung des Wunders des Heiligen Benno. Der Vorgang an sich ein sehr ruhiger und unbedeutend. Aber die Gestalt dessen, der vor dem Heiligen kniend den Fisch trägt, aus dessen geöffnetem Bauche dieser den verlorenen Schlüssel nimmt, eine ganz vortreffliche Leistung. Es ist ein älterer Mann, Portrait durch und durch, in seinen einfachen Gesichtszügen das Erstaunen, die gesteigerte Frömmigkeit, der Respect vor sich selbst, daß er der Träger des wunderbaren Fisches sei, unschuldig wahr ausgedrückt. Die Malerei ist weniger effectvoll als bei dem anderen Stücke, die Durchführung aber sorgfältiger, und diese Genauigkeit gleichmäßig auf alle Theile des Bildes ausgedehnt. Man erkennt, dem Maler war es darum zu thun sich selbst zu genügen, etwas das für seine Zeiten zu den größten Seltenheiten gehört.

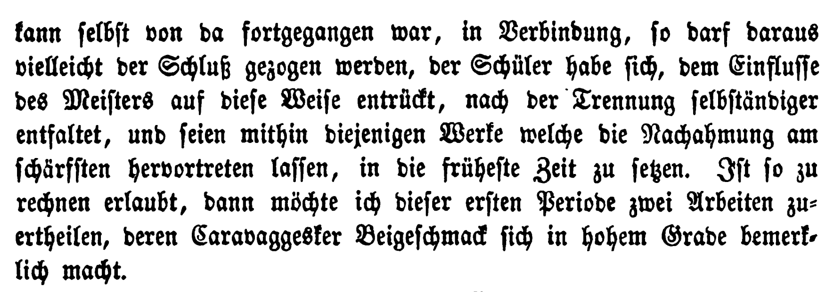
Zu welcher Zeit diese beiden Werke entstanden, wissen wir nicht. Vielleicht daß in den Archiven der Anima sich darüber Papiere vorfinden, möglicherweise sogar ein wenig Correspondenz, die uns Saraceni's Persönlichkeit näher brächte. Was seine übrigen Kirchengemälde anlangt, welche Baglioni aufzählt, so müssen diese theils durch andere ersetzt, theils durch Rauch, Staub, Verblassen oder Uebermalen unscheinbar geworden sein. Aufgefallen ist mir keines. Doch muß ich zugleich eingestehen, daß ich in Rom nicht in der Lage war, den Werken völlig mit der Aufmerksamkeit nachzugehen, deren es bedurft hätte. Von den Gemälden dagegen, welche Baglioni als für Privatleute in und außerhalb Roms gemalt nur im Allgemeinen nennt, war ich im Stande eine Anzahl entweder selbst zu sehen oder doch bis zu einem gewissen Grade genügende Notizen darüber kennen zu lernen.

Ich beginne mit einer durchaus in Caravaggio's Geiste gemalten Figur: eine junge Frau, ganze Gestalt, mit ziemlichem Raume ringsumher, auf einem niedrigen Stühlchen sitzend, und zwar ein wenig im Mittelgrunde, so daß der Boden vor ihren Füßen ein gutes Theil sichtbar wird. Sie schläft. Der Kopf ist zur Seite der Schulter zugesunken, sie hat überhaupt eine nach dieser Seite hin übernickende Neigung angenommen. Das Haar im Begriff sich aufzulösen, die Hände im Schooße liegend und sich öffnend wie im Schlafe zu geschehen pflegt; ein Rosenkranz ist den Fingern entfallen, die Augenlider sind leise geröthet, als hätte sie geweint vor dem Einschlafen, auf dem Fußboden vor ihr steht eine Fogliette Wein und liegt zerstreuter Schmuck umher. Eine Magdalena sagt der Katalog.

Ganz der Anschauung Caravaggio's gemäß, dazu aber die damals moderne Tracht eines römischen Bürgermädchens niederen Standes und für mich heute das Ganze nichts, als die Darstellung, wie der Schlummer leise einen Menschen überkommt und völlig von ihm Besitz nimmt. Das Gemälde ist im Palaste Doria befindlich.

Corsini besitzt drei Werke des Meisters. Das erste ein mit geschwungenem Degen dastehender Mann in enganliegender Tracht, ihm zu Füßen ein Enthaupteter. Ein Märtyrer sagt der Katalog. Das Brustbild sodann eines jungen schönen Mädchens, ganz en face, eine Alte im Hintergrunde: die Eitelkeit. Leider scheint es übermalt zu sein. Das dritte und beste eine heilige Agathe, im Kataloge dem Lanfranco zugeschrieben. Gewöhnlich wird hier der traurige Moment dargestellt, wo der Henker dieser Heiligen die Brüste abschneidet, hier ist der gewählt, wo der Apostel sie wieder heilt. Die Heilige und der Apostel stehen einander im Profil gegenüber, zwischen sie aber, ein wenig aus dem Hintergrunde kommend, streckt sich in schöner Verkürzung der jugendliche, nackte Arm eines Engels hin, dessen Hand das Büchschen hält, aus dem der Apostel die heilende Salbe nimmt. Die Malerei, die zarte Modellirung, überhaupt aber die Erfindung den Engel als dritte Person dazu zu thun, charakterisiren das Bild als Eigenthum Saraceni's, wofür auch der Umstand spricht, daß der Beleuchtung wie ein kleiner Zusatz von Kerzenlicht zugemischt zu sein scheint, so daß ein ganz leichter gelblicher Anflug über die Farben fällt. Einige Werke Caravaggio's, wenn ich mich recht erinnere aus seinen früheren Zeiten stammend, haben dieselbe Eigenthümlichkeit, die auch Gemälden des Moses Valentin eigen ist, eines Künstlers, der mit Saraceno das Loos theilte jung zu sterben, und dessen Werke etwas Ideales, Anziehendes, Fragenswürdiges an sich haben.

Leider lassen die mangelnden Jahreszahlen und die Abwesenheit irgend welcher Nachrichten über den Gang, den Saraceni's Entwickelung genommen, die Beantwortung der Frage, wie er sich zu Caravaggio in der Folge gestellt, fast unmöglich erscheinen. Es giebt Künstler, deren früheste Arbeiten die besten sind, und die, nachdem sie ihr erstes Feuer erschöpft, immer kälter und langweiliger werden, während andere, nachdem sie in ihren Anfängen sich nachahmend und unfrei verhalten, mehr und mehr allmählich aufblühen. Der Umstand zudem, daß ich von Saraceni's Werken kaum die Hälfte selbst gesehen habe, erschwert eine derartige Untersuchung. Dennoch, ein Anhaltspunkt bietet sich jetzt schon: die Nachricht Baglioni's, daß Saraceni sich in fast excentrischer Hinneigung an Caravaggio angeschlossen. Bringt man dies zusammen mit der Thatsache, daß Caravaggio viele Jahre bevor Saraceni Rom verlassen haben



kann selbst von da fortgegangen war, in Verbindung, so darf daraus vielleicht der Schluß gezogen werden, der Schüler habe sich, dem Einflusse des Meisters auf diese Weise entrückt, nach der Trennung selbständiger entfaltet, und seien mithin diejenigen Werke welche die Nachahmung am schärfsten hervortreten lassen, in die früheste Zeit zu setzen. Ist so zu rechnen erlaubt, dann möchte ich dieser ersten Periode zwei Arbeiten zuertheilen, deren Caravaggesker Beigeschmack sich in hohem Grade bemerklich macht.

Zuerst ein Nachtstück, eines von den Effectbildern mit grellem Lichte, ein Stück der Richtung die später von Honthorst in so starkem Grade ausgebeutet worden ist, eine Judith, heute in Wien, oder wenn die Judith welche Kugler als im Palaste Manfrin zu Venedig vorhanden anführt, dasselbe Gemälde ist, in Wien und Venedig befindlich, eine Arbeit, die ich an beiden Stellen übersehen habe und nur nach einer ziemlich schlechten Nachbildung, einem Stiche in geschabter Manier, kenne. Die heroische Jüdin, bis zu den Knien sichtbar, steht in der Mitte des Gemäldes, den abgeschnittenen Kopf bei den Haaren haltend daß er in der Luft baumelt, und zwar nach rechts hin, während als Pendant dieses Kopfes auf der anderen Seite im Vordergrunde die alte Magd erscheint, viel tiefer stehend und nur bis zur Brust sichtbar. Sie hat den Rand des offenen Sackes mit den Zähnen gepackt, während sie ihn mit beiden Händen ausspreitet, als sollte Holofernes' Haupt eben hinein. Dabei hält sie in der einen Hand zugleich ein beinahe herabgebranntes Kerzenstümpfchen, das genau die Mitte des Bildes bildet, Judith's Antlitz tief von unten beleuchtend, und überhaupt der einzige Punkt von dem Licht ausgeht.

Kugler nennt die Judith ein schönes Bild. Entschieden **nicht** läßt sich dieses Lob einer anderen, umfangreicheren Arbeit Saraceni's ertheilen, welche, im königlichen Schlosse zu Berlin vorhanden, allerdings an der Stelle wo sie einstweilen steht, nicht genau sichtbar ist, gewiß aber als eine der derbsten Nachahmungen Caravaggio's erscheint, und vielleicht zu dem Ersten gehörte was Saraceni im frischen Eifer für seinen Meister gemalt hat: Christus, die Verkäufer aus dem Tempel treibend.

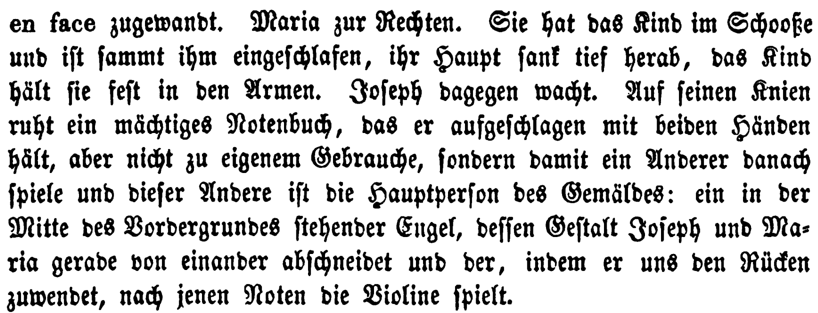
Nachgedunkelt und schmutzig zeigt das Gemälde in lebensgroßen, dicht zusammengedrängten Figuren eine Scene, wie sie in gemeinerer, crasserer Wirklichkeitsnachahmung kaum hätte gemalt werden können. Lauter Figuren von den römischen Straßen und Plätzen aufgelesen. Vorn rechts ein Weib, einen Korb voll Eier am Arme: häßlich, mit einem wissenschaftlich genau wiedergegebenen großen Kopfe und runzlichten alten Händen; links ein auf dem Boden knieender, uns den Rücken und die schmutzigen

[illegible] andere ebenso [illegible] Geflügel; im Hintergrunde [illegible] Fenster mit sicherer Bravour [illegible] schwingend. Wäre [illegible] so würde der Gegensatz [illegible], so aber sehen [illegible], ohne Feinheit [illegible] Malerei des Ein- [illegible] Schulgemälde, das [illegible] nicht das einzige [illegible] gerechtfertigt erschiene. [illegible] nicht; eine Marke [illegible] ihn nicht und rührt [illegible] Lebensgröße. Immer- [illegible] zu machen.

[illegible] anderen Arbeit, [illegible] Ruhe auf der Flucht [illegible] Rom. Dieses an seiner [illegible], daß es noch [illegible] Reisehandbücher [illegible] Bekannten, die ich [illegible] Unbegreifliches. Denn [illegible] natürliche Größe [illegible] durch seinen Um- [illegible] in die Augen fallen.

[illegible] die Ruhe auf der [illegible] Künstlern Gelegenheit ge- [illegible] Maria und Joseph ein- [illegible], an sanft- [illegible] Genien Luft und [illegible] die frucht- [illegible] bereiten, es in [illegible] umkreisen.

Immer aber sind diese Engel doch höhere Wesen, die nur bis auf einen gewissen Grad sich nähern, und so dicht sie sich oft herandrängen, in kein Verhältniß bürgerlicher Dienstbarkeit etwa begeben haben. Aber die Schule Caravaggio's kennt nichts Uebernatürliches, und Saraceni hat hier eine Scene dieser Art in einer hausbackenen Wirklichkeit dargestellt, die entzückend ist. Maria und Joseph sind nicht die Hauptpersonen der Composition. Sie sitzen neben einander im Mittelgrunde, beide uns ganz



en face zugewandt. Maria zur Rechten. Sie hat das Kind im Schooße und ist sammt ihm eingeschlafen, ihr Haupt sank tief herab, das Kind hält sie fest in den Armen. Joseph dagegen wacht. Auf seinen Knien ruht ein mächtiges Notenbuch, das er aufgeschlagen mit beiden Händen hält, aber nicht zu eigenem Gebrauche, sondern damit ein Anderer danach spiele und dieser Andere ist die Hauptperson des Gemäldes: ein in der Mitte des Vordergrundes stehender Engel, dessen Gestalt Joseph und Maria gerade von einander abschneidet und der, indem er uns den Rücken zuwendet, nach jenen Noten die Violine spielt.

Es ist ein Knabe von 12 bis 14 Jahren, ganz nackt, nur mit einer flatternden, schneeweißen Schärpe um die Hüften, die in schön gebauschten Falten zur Seite fliegt. Sein Ansehen ist schlank und vornehm. Man sieht den linken Arm mit dem er die Geige hält, die er so recht nach der Kunst unter das Kinn gesteckt hat, man sieht das darüber geneigte reizende Gesicht scharf im Profil, den Blick der mit der Begeisterung eines ganz in sein Spiel Versunkenen auf der Geige ruht, die Stirn, überwallt von lichten Locken, deren Linien etwas eigenthümlich Festes und Großartiges haben. Alles an diesem Knaben deutet auf das was er thut. Die Beine, von den Knien abwärts, in deren zarte Höhlen man hineinsieht, dicht zusammengedrängt; das eine unbedeutend angezogen und mit dem Knöchel an das andere gelegt, eine Bewegung die ungemein natürlich ist. Der Rücken so schlank und schön gezeichnet. Die Flügel mit ihrem großen Gefieder völlig der Natur entlehnt. Und dabei die ganze Gruppe durch eine unscheinbare, aber tiefempfundene Landschaft verbunden, deren abendlicher Hauch die Gestalten zu umspinnen scheint: jede ganz verloren in das was sie thut: Maria in den Schlummer, Joseph in's Zuhören, der Engel in sein Spiel. Wie viel allgemeine in den Wolken fiedelnde Engel sind gemalt worden in Italien, keiner aber, der wie dieser jede Saite seiner Geige kennt und mit solchem Bewußtsein den Bogen führt.

Eine zweite Darstellung desselben Sujets von der Hand Saraceni's besitzt die Hausmannische Sammlung in Hannover. Ich habe das Gemälde nicht selbst gesehen, der Katalog beschreibt es folgendermaaßen: „Unter einem Palmenbaume ruht die Mutter Gottes mit ihrem Kinde. Zur Seite stehen vier Engel, von denen drei dem Heilande Loblieder singen, während der vierte von der Palme Blätter abzubrechen beschäftigt ist. Mit dankbarer Rührung hat Maria ihren Blick auf diese Himmelsboten gerichtet; der alte Joseph steht auf der anderen Seite, sein Esel hinter ihm. Die Landschaft gewährt einen weiten Blick in die Ferne." Die Höhe des, auf Marmor gemalten, Bildes beträgt wenig mehr als einen

Fuß, das demnach sehr zart ausgeführt zu sein scheint. Es existirt auch eine Radirung desselben, welche, von Einigen Saraceni persönlich zugeschrieben, mir jedoch, wie das Original selber, nicht erinnerlich ist; doch deutet die Beschreibung schon Saraceni's Geist genugsam an: die dankbare Rührung im Blicke der Jungfrau zeigt wie er bemüht war, durch ein rein menschliches Motiv auf seine Weise inneres Leben in die Scene hineinzubringen.

Saraceni's Hauptwerk scheint der Tod der Maria gewesen zu sein, heute, wie es scheint, in England befindlich und mir leider nur aus einem Stiche bekannt, der jedoch, so ungenügend er an sich betrachtet ist, reichlich im Stande ist die Höhe erkennen zu lassen, zu der der Meister sich hier aufgeschwungen hat. Alle Stufen des Schmerzes, vom Verstummen bis zum klagenden Ausbruch, sind in den zahlreichen Gestalten schön und natürlich dargestellt. Die bedeutendste Figur ist Johannes, der herausragend aus den Uebrigen und ganz in den Anblick der sterbenden Frau versenkt, mit seinen Blicken den ihrigen gleichsam begegnend, durch alle Trauer von einer Ahnung der Verklärung erfüllt wird, zu der die Mutter Christi erhöht werden soll. Wenn dieser Kupferstich, eine gutgemeinte aber mittelmäßige Arbeit, die, zumal wo es sich um die Wiedergabe verkürzter Züge oder Glieder handelt, gar nichts mehr gewährt, dennoch so viel zu erkennen erlaubt, so muß das Original selbst das, dessen Eindruck wir so empfangen, in großer Stärke besitzen. Auf das Papier, auf das der Stich sich in der Berliner königlichen Sammlung aufgezogen findet, hat Jemand, wahrscheinlich der letzte mir unbekannte Besitzer des Blattes, aus dessen Sammlung es angekauft wurde, folgende Verse geschrieben:

Wer dich immer entwarf, ihm fehlte geist und gefühl nicht.
lieb und andacht herrschen und ehrfurcht im ganzen des bildes,
zwar den meisten gesichtern gebricht des umrisses reinheit,
allen lippen beinah und allen nasen der adel,
dennoch ist wahrheit viel und lieb' und gefühl in dem ganzen.

Ich setze diese theilweise bedenklichen Hexameter, die ihr Verfasser gewiß für Niemanden als sich selbst schrieb, nur deshalb hierher, um zu zeigen, wie auch dem der sie dichtete, der Geist des Künstlers aus der höchst unvollkommenen Nachahmung des Gemäldes sich fühlbar machte. Offenbar kannte er das Original nicht, das, wenn Saraceni nicht bei seinem Hauptwerke die Stärke seiner Kunst unangewandt gelassen hat, sicherlich ebenso rein und adlig in den Linien, als vollendet in der Farbe ist. Was die Composition anlangt, so ist diese tadellos. Ganz im Vordergrunde, zu Füßen der sterbenden Maria, sehen wir einen Alten sitzen, das Haupt müde und von traurigen Gedanken schwer in die Hand ge-

stützt, deren Ellenbogen er auf dem Knie aufstützt, während die andere Hand mit gespreizten Fingern auf dem anderen Schenkel ruhend höchst bezeichnend die Trostlosigkeit der Gedanken ausdrückt, die hier herrschen. Es ist nämlich, als hätte er aus der Hand eine Faust machen wollen um sie so ruhen zu lassen, hätte aber mitten in der Bewegung dazu innegehalten, so daß die Hand, als sei sie zu matt geworden plötzlich um sich zusammenzuschließen, mit offenen, halb gekrümmten Fingern liegen blieb. Der Stich ist von Leclerc.

Ich hatte gesagt, das Original des Gemäldes sei wie es scheine in England, denn es befindet sich heute noch, der Angabe Baglioni's entsprechend an der von ihm bezeichneten Stelle, in Santa Maria della Scala ein Gemälde, das ich zwar nicht selbst gesehen habe, welches aber, auf meinen Wunsch untersucht, mit dem beschriebenen als identisch erkannt worden ist. Nur der Unterschied, daß in der Luft Gewölke mit musicirenden Engeln angebracht sind; ein Grund mehr das englische Bild für eine Copie zu halten. Dennoch möchte ich hier nicht mit Sicherheit sprechen, ehe ich die Composition nicht selbst gesehen, die in der Beschreibung der Stadt Rom als eine „heilige Jungfrau von den Aposteln umgeben, die zu ihrer Aufnahme bereite Glorie des Himmels verehrend," angeführt wird. Stark nachgedunkelt und in der Nebencapelle der Kirche so gestellt daß die nähere Betrachtung erschwert wird, zeigt sich das Werk dennoch als kräftig in der Farbe, warm im Ton und überhaupt, ich setze die Worte des Künstlers hin, dem ich die Notiz verdanke, „als ein sehr gutes Gemälde, dessen Autor den Geistlichen freilich ganz unbekannt war." So sehr ist in Rom Saraceni's Andenken untergegangen. Das englische Werk kam aus der Gallerie Orleans nach Howard-Castle und zwar wurde es für 40 Pfd. Sterl. erstanden, einen Preis, der wiederum anzeigt, wie wenig Saraceni geschätzt ward. Waagen theilt dies mit (Kunstwerke und Künstler in England, II. 417) und nennt den Meister bei dieser Gelegenheit „einen der talentvollsten Nachfolger Caravaggio's, in den Affecten und Charakteren würdiger als die meisten seiner Richtung;" das Gemälde bezeichnet er als „in der warmen Färbung klar und in der Ausführung sorgsam." Ich kann nicht unterlassen diesen Ausspruch mit dem Baglioni's zu vergleichen, welcher Saraceni's Colorit matt nennt und ihm vorwirft, er sei seitdem er sich Caravaggio ergeben nachlässig und überhaupt ein schlechter Maler geworden. Es liegt etwas Empörendes darin, wie die Parteileidenschaft eines Schriftstellers im Stande sein konnte, so lange Zeit ächtes Verdienst zu verdunkeln. Denn fast überall wo in späteren Büchern von Saraceni die Rede ist (Viele übergehen ihn ganz), waren Baglioni's oder seiner Nachbeter Bellori und

Lanzi Andeutungen maaßgebend, und Niemand nahm sich die Mühe ihnen auf den Grund zu kommen. Nagler urtheilt günstiger, Waagen (wie wir sahen) und Kugler loben Einzelnes; wie unbeachtet aber ihre Stimme geblieben ist, zeigt eine der neuesten Aeußerungen der deutschen Kunstgelehrsamkeit: der Artikel Saraceni in der von Dr. Klunzinger besorgten Fortsetzung des Müller'schen Künstlerlexikons. Dr. Klunzinger's Arbeit ist [illegible] so schwach, daß ich sie gar nicht erwähnen würde, diente nicht die [illegible] Fehlerhaftigkeit dessen was er über Saraceni beibringt, hier [illegible] des oben Gesagten.*

[illegible] eine Freude gewesen, irgendwo eine wenn auch ent[illegible] aufzufinden. Saraceni selbst habe Freude erlebt an [illegible] Spur zu finden daß er bei seinen Lebzeiten [illegible] anerkannt worden sei. Nur das vielleicht ließe sich so [illegible] in den Senato berufen ward, um im Saale des Consiglio, [illegible] seine Kunst zu zeigen.

[illegible] diesen Anfängen der Ma[illegible] Schicksale ich nichts [illegible] bedeutenden Gemälde: [illegible] mit [illegible] ohne allen [illegible] die Eigenthüm[illegible] auf einem [illegible] Engel aus [illegible] Tönen hinauf[illegible] Saraceni anzu[illegible]

[illegible] dem religi[illegible] einer anderen [illegible]

[illegible] Arbeiten [illegible] Uebermiegen [illegible]

[illegible]



lung der übrigen bedinge, welcher Unterschied es sei, ihr scharfe oder runde Umrisse zu geben, wie Verkürzungen wirkten, kurz er lernte das Metier kennen, und indem er bei seinen Compositionen mit immer wachsender aber auch immer bewußter werdender Kunst verfahrend dieses wählte und jenes verwarf, hatte er vieles zu berücksichtigen was mit dem geistigen Inhalt des Bildes nicht in directer Verbindung stand. In Betreff der Verkürzungen leistete nach Rafael Michelangelo das höchste, in Farbe und Helldunkel aber Correggio und Tizian soviel als irgend ein Anderer je zu erreichen, geschweige denn zu überbieten wagen durfte. Was blieb den später Kommenden übrig zu thun? Alle die Werke jener Meister standen da und wirkten fort. Die Ansprüche, welche das Publicum zu machen gewöhnt und berechtigt war, nahmen ihnen den Athem noch bevor sie den ersten Schritt gethan. Das Neue, das verlangt ward, sollte jenen Werken nicht nachstehen, noch weniger aber sie wiederholen. Nur zwei Wege gab es einzuschlagen: das Publicum zu befriedigen, oder, sich dem Geschmacke des Marktes widersetzend, ihm etwas ganz Neues, Eigenes aufzudrängen.

Das erstere wollten die Caracci. Sie suchten ihren Schülern als allgemeine Grundlage die Kenntniß des Vorhandenen einzuimpfen. Dagegen ist nichts zu sagen. Aber sie gaben mehr, sie erfanden ein System der Nachahmung, demzufolge jedem der großen Meister das ihm Eigenthümliche, Allervortrefflichste entnommen, und, indem so die Essenz verschiedener Genien zusammenkam, daraus etwas Neues hervorgebracht werden sollte. Etwa wie wer heute lateinische Verse machen will, dies nur dadurch erreichen kann, daß er Virgil, Ovid, Horaz und die Uebrigen seinem Gedächtnisse so gründlich als möglich einprägt. Der höchste Erfolg wird dann immer doch nur der sein, daß eine ächt ovidische Wendung so angebracht werde, daß sie, das völlige Ansehn einer eigenen annehmend, gleichsam zum zweiten Male zu entstehen scheine. So in der Schule der Caracci. Früher hatte jeder Maler seine eigenen Trauben gekeltert, und auch das dünnste Getränk war doch immer rein und naturwüchsig gewesen; von jetzt an aber wurde gebraut, ein bekannter italienischer Spruch enthält das allgemeine Recept, nach welchem man apothekerte:

Wer malen lernen will, der sei bemüht
Nach röm'scher Art im rechten Schwung zu zeichnen,
Sich venetiansche Schatten anzueignen,
Dazu lombardisch edles Colorit.

Die Furchtbarkeit von Buonarroti's Geist,
Des Tizian frei natürliche Gestaltung,
Correggio's reine, edle Stylentfaltung,
Und Symmetrie wie Rafael sie weist.

Lanzi Andeutungen maaßgebend, und Niemand nahm sich die Mühe ihnen auf den Grund zu kommen. Nagler urtheilt günstiger, Waagen (wie wir sahen) und Kugler loben Einzelnes; wie unbeachtet aber ihre Stimme geblieben ist, zeigt eine der neuesten Aeußerungen der deutschen Kunstgelehrsamkeit: der Artikel Saraceni in der von Dr. Klunzinger besorgten Fortsetzung des Müller'schen Künstlerlexikons. Dr. Klunzinger's Arbeit ist freilich so schwach, daß ich sie gar nicht erwähnen würde, diente nicht die ganz besondere Fehlerhaftigkeit dessen was er über Saraceni beibringt, hier als Bestätigung des eben Gesagten.*

Es wäre mir eine Freude gewesen, irgendwo eine wenn auch entfernte Andeutung nur aufzufinden, Saraceni selbst habe Freude erlebt an seinem Werke. Aber keine Spur zu finden daß er bei seinen Lebzeiten oder später jemals anerkannt worden sei. Nur das vielleicht ließe sich so auffassen, daß er nach Venedig berufen ward, um im Saale des Consiglio, an sehr ehrenvoller Stelle also, seine Kunst zu zeigen.

In Venedig wahrscheinlich malte er außer diesen Anfängen der Malereien im Saale des Consiglio, von deren weiterem Schicksale ich nichts weiß, die beiden, ihrem äußeren Umfange nach sehr bedeutenden Gemälde: die Entzückung des heiligen Franciscus, und den heiligen Hieronymus mit seinen beiden Standesgenossen Antonius und Magdalena: dieses ohne allen Reiz, ein ärmliches Decorationsstück, jenes dagegen mehr die Eigenthümlichkeit des Meisters zeigend: der Heilige liegt in Verzückung auf einem ärmlichen Lager ausgestreckt, während ein die Geige spielender Engel aus den Wolken herabsteigt, als wolle er seine Seele mit den Tönen hinauflocken. Dies sind die beiden letzten Werke, die ich von Saraceni anzuführen im Stande bin.

Ich hatte damit begonnen, den Verfall der Kunst aus dem politischen Herabsinken des Volkes zu erklären. Suchen wir von einer anderen Seite her noch einmal dieses Phänomen zu betrachten.

Bereits Rafael's Thätigkeit, wenn wir die Anfänge mit den Arbeiten der späteren Jahre vergleichen, zeigt einen Fortschritt vom Ueberwiegen des Innerlichen zu dem des Aeußerlichen. Rafael lernte den menschlichen Körper immer genauer kennen, und dessen Darstellung an sich reizte ihn. Die Stellung einer Figur war jetzt nicht mehr dadurch allein bedingt, daß sie so schlicht und so deutlich als möglich die Bewegung einer Seele zeigte: Rafael fühlte immer mehr, wie sehr eine Figur in der Gesammtheit ihrer Bewegungen sowohl als in der Lage der einzelnen Glieder die Stel-

* Diesem Artikel zufolge hätte Saraceni Rom verlassen müssen, um dem Unmuthe der römischen Künstler zu entgehen, da er ein ihm zum Retouchiren übergebenes [illegible] verdorben. Er habe in Venedig gemalt u. s. w.



lung der übrigen bedinge, welcher Unterschied es sei, ihr scharfe oder runde Umrisse zu geben, wie Verkürzungen wirkten, kurz er lernte das Metier kennen, und indem er bei seinen Compositionen mit immer wachsender aber auch immer bewußter werdender Kunst verfahrend dieses wählte und jenes verwarf, hatte er vieles zu berücksichtigen was mit dem geistigen Inhalt des Bildes nicht in directer Verbindung stand. In Betreff der Verkürzungen leistete nach Rafael Michelangelo das höchste, in Farbe und Helldunkel aber Correggio und Tizian soviel als irgend ein Anderer je zu erreichen, geschweige denn zu überbieten wagen durfte. Was blieb den später Kommenden übrig zu thun? Alle die Werke jener Meister standen da und wirkten fort. Die Ansprüche, welche das Publicum zu machen gewöhnt und berechtigt war, nahmen ihnen den Athem noch bevor sie den ersten Schritt gethan. Das Neue, das verlangt ward, sollte jenen Werken nicht nachstehen, noch weniger aber sie wiederholen. Nur zwei Wege gab es einzuschlagen: das Publicum zu befriedigen, oder, sich dem Geschmacke des Marktes widersetzend, ihm etwas ganz Neues, Eigenes aufzudrängen.

Das erstere wollten die Caracci. Sie suchten ihren Schülern als allgemeine Grundlage die Kenntniß des Vorhandenen einzuimpfen. Dagegen ist nichts zu sagen. Aber sie gaben mehr, sie erfanden ein System der Nachahmung, demzufolge jedem der großen Meister das ihm Eigenthümliche, Allervortrefflichste entnommen, und, indem so die Essenz verschiedener Genien zusammenkam, daraus etwas Neues hervorgebracht werden sollte. Etwa wie wer heute lateinische Verse machen will, dies nur dadurch erreichen kann, daß er Virgil, Ovid, Horaz und die Uebrigen seinem Gedächtnisse so gründlich als möglich einprägt. Der höchste Erfolg wird dann immer doch nur der sein, daß eine ächt ovidische Wendung so angebracht werde, daß sie, das völlige Ansehn einer eigenen annehmend, gleichsam zum zweiten Male zu entstehen scheine. So in der Schule der Caracci. Früher hatte jeder Maler seine eigenen Trauben gekeltert, und auch das dünnste Getränk war doch immer rein und naturwüchsig gewesen; von jetzt an aber wurde gebraut, ein bekannter italienischer Spruch enthält das allgemeine Recept, nach welchem man apothekerte:

Wer malen lernen will, der sei bemüht
Nach röm'scher Art im rechten Schwung zu zeichnen,
Sich venetiansche Schatten anzueignen,
Dazu lombardisch edles Colorit.

Die Furchtbarkeit von Buonarroti's Geist,
Des Tizian frei natürliche Gestaltung,
Correggio's reine, edle Stylentfaltung,
Und Symmetrie wie Rafael sie weist.

Tizian's Farbe, Domenichino's ächte
Gelehrsamkeit im Ordnen und Erfinden,
Und etwas Grazie des Parmigianino.

Doch wer auf einmal Alles lernen möchte,
Der braucht nachahmend das nur zu ergründen,
Was das Genie erschuf des Niccolino.

Niccolino war einer der Nachahmer Rafael's.

Als Triumph aber schwebte den Leuten endlich sogar nicht einmal mehr das vor, dem so gewonnenen Getränke den trügerischen Anschein natürlichen Wachsthums zu geben, sondern es sollte erkannt werden, daß bei diesem oder jenem Bilde nach bestimmter Richtung hin nachgeahmt worden sei! etwa wie, um bei dem Vergleiche zu bleiben, ein Weinhändler seinen Kunden eine Mischung eigener Fabrik vorsetzte und voll Siegesbewußtsein zu probiren und mit dem ächten Weine zu vergleichen bäte. Man forderte sich heraus. Man discutirte die Eigenthümlichkeiten der großen Meister und jeder Schüler eignete sich deren an, je nachdem seine Natur es ertrug. Der eine viel Rafael, weniger Michelangelo, etwas Correggio, der andere weniger Rafael, mehr Correggio, gar nichts von Michelangelo, der dritte wieder anders. Man könnte Guido Reni chemisch so zerlegen in $^3/_{11}$ Correggio, $^1/_{11}$ Giorgione, $^1/_{11}$ Tizian, $^1/_{11}$ Rafael, $^3/_{11}$ Giulio Romano, $^1/_{11}$ Michelangelo, und so weiter. Geistiger eigener Gehalt meistens = 0. Seine Gemälde, so überraschend sie zuweilen wirken, werden kaum jemals einen bestimmenden Einfluß auf eine große Natur ausgeübt haben. Dasselbe gilt von Domenichino und den Geringeren. Allein sie erfüllten dennoch ihren Zweck. Den geistigen Gehalt supplirte das genießende Publicum.

Denn auch das ist zu bedenken: das Publicum bleibt nicht das gleiche in den verschiedenen Epochen. Rafael und Michelangelo hatten die bedeutendsten Männer Roms befriedigt; die Frage ist, ob dieser Schlag Männer hundert Jahre später überhaupt noch zu denen gehörten, welche von der Kunst etwas erwarteten. Hierüber müssen Untersuchungen stattfinden. Es ist auf anderen Gebieten ein solcher Wechsel mehr als einmal erlebt worden. Die Leute schon, welche Racine's Tragödien erhoben, waren andere als die denen Corneille seinen Ruhm verdankte, und wie ständen zu diesen die, denen Alexander Dumas sein Renommé schuldig ist? Oder uns näher liegend: zu Goethe's Zeiten suchten und fanden Persönlichkeiten ihre Befriedigung in der deutschen schönen Literatur, die in unseren heutigen Tagen gar nichts mehr von ihr wollen. Weder die äußere Stellung der Autoren, noch die abgesetzte Quantität ihrer Werke können über die Qualität derer belehren, welche die Bewunderer und die Leser sind. Weder



die gefüllten Theater heute, noch die Preise welche für die Bilder mancher Künstler gezahlt werden, geben Kenntniß über die Beschaffenheit derer, welche die Theater besuchen oder die Bilder kaufen. Im Jahre 1847 noch war der Zustand der Berliner Theater eine Angelegenheit, an welcher der Gebildetste theilnahm, die Ansprüche welche das Publicum an die Aufführung Shakspearischer Stücke machte, waren eine so wichtige Sache, daß man darüber einen Paragraphen in die Verfassung hätte setzen mögen; heute dürfen Goethe, Kleist und Shakspeare dargestellt werden so selten und so schlecht sie wollen: Niemand regt sich mehr darum. Romane können producirt werden, unbedeutende Machwerke, die dennoch in Masse abgesetzt, in allen Zeitungen als classisch gepriesen werden: diejenigen, die auf der Höhe der Bildung stehen, hören und lesen diese Reclame mit unbeweglicher Gleichgültigkeit. Die Bilderausstellungen, die man früher als etwas Seltenes erwartete, denen man heute aber aus dem Wege geht weil sie kein Ende nehmen, mögen strotzen von Mittelmäßigkeit: kein Kunstfreund, den das erstaunte oder beleidigte; man hat es voraus gewußt und geht darüber hin. Will man wahre Befriedigung, so bieten die Museen genug Werke aus besseren Epochen. Ihre Fülle ist zu groß, als daß man der eigenen Zeit irgend zumuthen möchte, neuen Zuwachs zu schaffen.

Ich bin zu wenig zu Hause im römischen Leben der Tage, in denen Saraceni arbeitete, um die Kämpfe genauer zu kennen, welche damals zwischen den verschiedenen Richtungen der ausübenden Künstler durchgekämpft wurden, und wie sich das Publicum dazu verhielt. Ein Umschwung aber war eingetreten. Die überschwängliche Bewunderung, die man Meistern ohne allen geistigen Gehalt, wie Zucchero z. B. noch im sechszehnten Jahrhundert zu Theil werden ließ, beweist, wie rasch die Verschlechterung des öffentlichen Urtheils kam. Die alte classische Bildung, welche hundert Jahre früher in beneidenswerther Fülle und Reinheit Eigenthum der höchsten Gesellschaftskreise gewesen war und den Boden bildete dem die großen Männer der Epoche entwuchsen, war verschwunden. Was davon übrig geblieben war, gehörte jetzt einem Theile der Nation an, der weder mit der bildenden Kunst, noch mit deren vornehmen Consumenten in lebendigem Zusammenhange stand. Das gesammte geistige Gebiet hatte sich gesenkt in Italien. Deshalb zumeist entbehrte die Anstrengung derer, welche der eingerissenen Oberflächlichkeit und Lüge sich zu widersetzen suchten, der rechten Weihe. Michelangelo Caravaggio, der, wenn er als ein Mann aufgetreten wäre mit wissenschaftlicher Tiefe wie Lionardo, Michelangelo, und, ich nenne auch diesen Namen: Rafael, denn es ist merkwürdig zu sehen, wie dessen Laufbahn immer mehr zu wissenschaftlichem Umfassen der Dinge hingetrieben ward, Großes vielleicht hätte leisten kön-

nen, selbst unter dem geistigen Drucke der römischen Verhältnisse, hat bei dem offenbar niedrigeren Stande seiner inneren Bildung nichts Gehaltreiches zu schaffen vermocht.

Caravaggio ging die geistige Feinheit ab. Es giebt Menschen, deren überströmende Gesundheit fast auf geistige Rohheit schließen läßt: etwas derartiges, renommistisch Kräftiges spricht aus Caravaggio, und da seine Erlebnisse diesen Zug bestätigen, erscheint ein Abglanz desselben in den Werken natürlich. Caravaggio verachtete die Abhängigkeit der Caracci und ihrer Schule. Ihre wohlfeile Eleganz, ihre auswendig gelernte Idealität durchschaute er. Aber wissenschaftlich stand er nicht hoch genug ihnen gegenüber. Weniger, scheint mir, ächte Wahrheitsliebe als das Gefühl roher Kraft ließ ihn seine Wege wählen. Seine ganze Anlage war der Darstellung geistiger Dinge nicht gewachsen. Seine Wildheit aber erschien als Charakter, seine Inhaltslosigkeit als Verschmähen der Heuchelei, sein Vermögen in kolossalen Dimensionen zu arbeiten (welch ein Stück Arbeit sein prachtvoller Apostel Matthäus im Berliner Museum) als Größheit, seine derbe Raschheit als Kraft. Daß ein solcher Mann aber ein oberflächliches Publicum, nachdem er es zuerst erschreckt, endlich gereizt habe und sich in Einzelnen fanatische Anhänger erziehen konnte, erscheint natürlich. Man betrachte die wenigen aber vortrefflichen Gemälde die das Berliner Museum von seiner Hand besitzt, bedenke daß diese Darstellungen in eine Zeit geschleudert wurden, die durch die Nachahmung der großen Meister wie in einem Banne gehalten ward, erwäge welch einen Zauber ein unabhängiger, derber Mann auszuüben im Stande ist, der in Tagen, wo Niemand den Muth eigener Originalität besitzen darf, sich losreißt vom Hergebrachten und wirklich etwas Neues zu schaffen beginnt: eine solche Erscheinung hat etwas Befreiendes, Unwiderstehliches. Sie nimmt das unerträgliche Gefühl, zu spät gekommen zu sein mit der eigenen Arbeit, und ließe höhere Ansprüche und Vergleichungen als Undankbarkeit erscheinen.

Unter denen die so dachten erblicken wir nun Saraceni. Eine kindliche Nachahmung seines Meisters ist der einzige Charakterzug seines Wesens, der uns überliefert ward. Allein seine innerste Natur rebellirte gegen diese Abhängigkeit, ohne daß er es wußte vielleicht. Seine Seele war zu tief für die Schule der Beschränktheit in die er eintrat. Alles was Caravaggio fehlte besaß er; Zartheit des Gefühls, Liebe zu seinen Arbeiten, zögernde bedächtige Vollendung waren ihm von der Natur mitgegeben worden. Wie vielleicht würde Saraceni sich gefühlt haben hundert Jahre früher als Schüler Lionardo's! die Zeit in der er lebte verlangte Anderes von den Künstlern. Er wußte sie weder durch rasche Arbeit, noch durch effectvolle Kunststücke auf sich aufmerksam zu machen, und sie

rächte sich indem sie ihn gänzlich übersah. Nirgends hat er sich zu geistlichen Paradestücken verstiegen, zu denen er kein Herz hatte: wo er Kirchliches malte, giebt er es menschlich natürlich, mit sorgsamem Studium der Natur die er höher stellte als Alles. Seine Thätigkeit zeigt, daß wenn auch die Zeitströmung nichts in sich trug, was ihm, um das Wort zu brauchen, Stoffe geliefert hätte zu Gemälden, die Darstellung der Natur dem Künstler unter allen Umständen Gelegenheit biete, schöne und ergreifende Darstellungen zu liefern; allerdings aber auch, daß ein solches Streben zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Erfolg habe. Wir erkennen Saraceni, der in einem Jahrhundert, das der ächten Kunst nicht günstig sein konnte während es dem scheinbaren Glanze der Oberflächlichkeit übermäßige Triumphe bereitete, als einen Mann, der sich nicht irre machen ließ und sein einfaches Gemüth in wenigen, aber guten Gemälden niederlegte, deren Werth zuletzt doch nicht unbemerkt bleiben kann. Ich zweifle nicht, lenkt uns einmal ein bedeutendes Buch zu schärferer Betrachtung der gesammten Kunst des Verfalls, wird man auf Saraceni's an vergessenen Stellen übersehene Werke aufmerksamer, entführt ein glücklicher Zufall die beiden Gemälde der Anima der ungünstigen Stelle, an der sie beide stehen, und wird durch eine kundige Hand auch die Verdunkelung von ihnen und anderen Kirchengemälden entfernt, die durch zwei Jahrhunderte voll Staub und Kerzenrauch in ziemlichem Maaße darüber gelegt wurde, findet sich schließlich vielleicht noch sein Name auf Gemälden die Anderen zugeschrieben worden sind, so wird Saraceni eine seiner würdigere Stellung in der Kunstgeschichte einnehmen. Was Deutschland anlangt, so ist zu bedauern, daß das Berliner und die beiden Münchener Gemälde die am wenigsten anziehenden seiner Hand sind. Ich würde sie, verglichen mit den römischen Arbeiten des Meisters, Saraceni weder zugeschrieben noch überhaupt nur mit Interesse betrachtet haben.

Nun aber finde ich in Boni's Künstlerbiographie eine Verzückung des heiligen Franciscus angeführt, von Saraceni für die Kirche al Redentore in Venedig gemalt und in deren Sacristei heute noch befindlich. Der Güte des Herrn Carl Blaas, Professor der Malerei an der Akademie zu Venedig, verdanke ich genauere Auskunft über dieses Gemälde, welches mit dem Münchener identisch zu sein scheint. Gut erhalten und nur wenig nachgedunkelt ließ es sich genau untersuchen und stellte sich im Colorit als „im Ganzen monoton braun, schwer und ledern in der Betonung, jedoch ohne die schwarzen Schatten des Caravaggio dar. Saraceni zeigt sich darnach als einen Eklektiker, der zugleich Naturalist sein wollte mit ziemlich viel Talent."

Welche von beiden Arbeiten ist das Original? Konnte Saraceni,

nachdem er in seinen römischen Malereien, wie wir annehmen zu dürfen glaubten, sich zu selbständiger idealer Auffassung in Farbe und Charakteristik aufgeschwungen, zu Venedig später in die Manier Caravaggio's zurückfallen? Leider ist auch hier weder Namen noch Jahreszahl vorhanden, doch dürften die Archive der Kirche vielleicht Auskunft geben. Wir stehen hier derselben Frage gegenüber, die bei dem Tode der Maria in Santa Maria della Scala sich aufdrängte.

Ueberhaupt aber, sind die von uns aufgezählten Arbeiten Alles was Saraceni gethan hat? Existiren keine Portraits seiner Hand? keine kleineren Staffeleibilder? Schon daß es schwer hielt, die Nachrichten über die größeren Werke des Meisters zusammenzufinden, läßt die Annahme natürlich werden, es müsse mehr von ihm vorhanden sein. Wie wichtig dies zu wissen. Möge es Manchem auch gerade hier nicht allzuwichtig vorkommen, wie nothwendig aber bei vielen andern, deren gesammte Thätigkeit ebenso wenig, weder ihrem blos äußeren Umfange nach, noch gar was Aufeinanderfolge der Arbeiten anlangt, übersichtlich irgendwo zusammengestellt worden ist.

Ich sprach von einer „Geschichte des Verfalls." Wie aber soll ein solches Buch geschrieben werden heute, wo überhaupt aller wissenschaftlichen Behandlung der modernen Kunstgeschichte die wahre Grundlage fehlt? Erste Bedingung ist hier, wie überall, Vollständigkeit des Materials. Weder gelegentliche persönliche Rundreisen, noch Sammlung der Kataloge und bildlicher Reproductionen reichen aus: es muß Vollständigkeit erreicht werden. Man muß den Gang der gesammten Thätigkeit der bedeutenderen Künstler vor Augen haben, wenn man ein begründetes Urtheil über sie abgegeben werden soll.

Wem diese Voraussetzung und Forderung zu groß erscheinen möchte, für den bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die übrigen Wissenschaften: überall sucht man durch erschöpfende Sammlung des Materials die vorhandene Grundlage theils zu verlassen, theils ganz von neuem zu schaffen.

Mein erster Gedanke war, es könne durch das mitwirkende Interesse aller europäischen Kunstvereine und Kunstliebhaber an irgend einem zu vereinbarenden Orte ein internationaler Katalog aller überhaupt vorhandenen Kunstwerke, vorerst nur der vorzüglicheren Meister, in genauen Beschreibungen gesammelt werden. Parthey hat in seinem „Bildersaal" einen Katalog der in Deutschland befindlichen Gemälde von der Hand verstorbener Künstler, und dadurch eine Grundlage geschaffen, auf der sich fortarbeiten ließe. Sein Buch, ein rühmliches Denkmal deutscher Kunstliebe und Arbeitsamkeit, ist für einstweilen ein unentbehrlicher Anfang.

Allein es genügt nicht. Es läge außerhalb der Kräfte eines Einzelnen mehr zu thun als er gethan hat, aber man erfährt daraus zu wenig. Es bedürfte einer Menge genauerer Angaben bei den einzelnen Werken, etwa in der Art wie W. Burger einige Sammlungen beschrieben hat, allein selbst das genügte nicht. Die Erwägung, daß solche Beschreibungen, wäre es nun daß sie durch die rigurösefte Umständlichkeit, wäre es daß sie durch die genialste Schriftstellerei ein Bild des Bildes zu liefern suchten, doch immer nur bis auf einen gewissen Punkt brauchbar sein und eine Abbildung nebenbei unentbehrlich erscheinen lassen würden, hat mich diesen Gedanken als ungenügend erkennen lassen: für den einzigen Weg, ein einigermaaßen genügendes erstes Material für die Geschichte der Kunst zu schaffen, halte ich eine Sammlung von Photographien aller vorhandenen Gemälde, begleitet jedes einzelne Blatt von Angaben über Größe, Herkunft, allgemeinen Zustand und besondere Eigenheiten des Werkes.

Eine solche Sammlung zu begründen, wenn nur Einzelne sich dafür interessiren, ist unmöglich; sobald ihr hoher Zweck jedoch von den Regierungen, den Künstlern, den Kunstvereinen und Kunstliebhabern einmal anerkannt worden ist, ohne weiteres ausführbar. Eine mächtige Hülfe würde sein, wenn eine Reihe von Städten für die Niederlagen solcher Sammlungen in Europa bezeichnet, und durch die unumgängliche Reciprocität alle Länder für das Unternehmen gewonnen würden. Daß dasselbe kein unbedeutendes sein könne, sondern daß es sich hier um Bibliotheken handelt, welche sogut wie andere öffentliche Institute ihren Plan, ihre Fonds, ihre Aufsicht und ihre systematische Fortführung haben müssen, versteht sich von selbst, und daß hierüber viel zu sagen wäre, liegt auf der Hand. Ich unterlasse dies, da es sich von selbst finden wird. Zunächst handelt es sich darum, daß der Gedanke ausgesprochen und aufgenommen werde. Findet er Verständniß, so ergiebt sich das Uebrige mit Leichtigkeit.

Daß dieses Verständniß bei denjenigen welche sich mit dem Studium der Kunstgeschichte beschäftigen nicht fehlen werde, nehme ich mit Sicherheit an. Was die ausübenden Künstler dagegen anlangt, so könnte diesen das Unternehmen vielleicht in minderem Grade wichtig erscheinen.

Die Geschichte des Verfalls, könnte eingewandt werden, lehre ja, wie alle Anstrengung, sich durch Nachahmung des bisher geleisteten zu etwas zu bilden, vergeblich gewesen: erst seit der französischen Revolution eben, wo die alte fortvegetirende Tradition völlig versiegt und auf neuen Grundlagen ganz wie von frischem begonnen worden sei, habe sich wieder neues Leben in der Kunst und die Möglichkeit originaler Arbeit gezeigt. Daran müsse festgehalten werden. Es sei eine Errungenschaft sich vom Alten gänzlich losgemacht zu haben, und besser erscheine es fort und fort

zu probiren, bis etwas Ordentliches erreicht werde, als sich in die alte unfruchtbare Knechtschaft zurück zu begeben. Sowohl die Künstler, welche mehr auf die Linie sahen, wie Carstens, Cornelius, Overbeck und deren Nachfolger, hätten nur dadurch etwas aus sich gemacht, daß sie die lange Thätigkeit des Verfalls völlig ignorirt und einzig mit den alten großen Meistern und der Natur sich in Verbindung erhalten, als auch die der übrigen entgegengesetzte Richtung, die Künstler welche die Natur (was sie so nennen, denn jeder begreift etwas anderes unter dem Worte) und die Farbe verehren, gleichfalls nur indem sie sich allein auf ihre gesunden Augen verlassen, das Viele oder Wenige so erlangt, was sie jetzt ihr Eigenthum nennen. Und deshalb: bleibe man dabei und schaffe und arbeite vorwärts und kümmere sich nicht um die, welche vergangen und überwunden und todt sind und nichts zu Stande brachten.

Darauf diene zur Antwort: so wenig als Rafael und Michelangelo durch ihre Vorgänger verhindert wurden, Neues und Großes zu schaffen, so wenig werden sie selbst die heutigen Künstler darin verhindern. Nicht die ungemeinen technischen Kenntnisse, welche den Künstlern des Verfalls zu Gebote standen, waren Schuld daran, daß nichts Großes geschaffen wurde, sondern der allgemeine Zustand des Volkes und des Publicums machte dies unmöglich. Niemand aber wird verkennen wieviel trotzdem wirklich geleistet worden ist, und daß diese Leistungen nur darum möglich waren, weil ihre Schöpfer alle die Vortheile sich aneigneten, die bis zu ihrer Zeit errungen worden waren. Es hat große Meister gegeben nach den Zeiten Rafael's und der Anderen. Ihre ganze Kunst beruhte auf dem Studium des Vorangehenden. Ich nenne nur Rubens. Wer will sagen, daß er nicht original sei? Wo eine Spur von Nachahmung? Und dennoch verdankt er seine Bildung völlig Italien, wo er alles Geleistete sah, sich danach übte, seine Vortheile sich zu eigen machte, und, indem er endlich die eigene überwältigende Kraft hinzutreten ließ, aus dieser Schule als ein neuer Genius hervorging. Rubens ist gar nicht denkbar ohne die ungeheure Erbschaft die er ausbeutete. Und wie er gesehen und studirt habe, zeigen nicht nur seine Gemälde, sondern das auch was er schriftlich darüber hinterlassen hat. Was umfaßte der Geist Rubens nicht Alles! Wie fühlte er, daß die Blüthe der Kunst aus Allem was menschlich ist ihre Kräfte ziehen müsse. Oder um ein noch eclatanteres Beispiel zu geben: Rembrandt; der doch gewiß die Natur so unmittelbar und absichtlich unbekümmert nachahmte (so scheint es), als nähme er von nichts Notiz was um ihn und vor ihm gethan wurde. Ohne den umfassenden Besitz sämmtlicher technischer Mittel aber, den die Malerei seiner Zeiten darbot und deren er sich bemächtigte, hätte er das nicht zu Stande ge-



bracht was er leistete. Man vergleiche mit Rembrandt's Werken die auf ähnliche frappante Lichteffecte sowohl als auf Nachahmung der unschönen Natur gerichteten Versuche neuerer Maler: wie kalt und todt diese modernen Farben, wie ungelenk die Gestalten. Sie glänzen, aber sie leuchten nicht. Die Technik fehlt, und die Kunst den menschlichen Körper beweglich darzustellen. Allen neueren Naturalisten fehlt diese Kraft. So überraschend oft ihre Farben erscheinen, sie werden kahl und erdig und undurchsichtig, wenn man ein Bild aus den Zeiten des Verfalls unter sie bringt, und die kühnsten, lebendigst erscheinenden Stellungen ihrer Figuren erstarren neben der Leichtigkeit, mit der in den Werken des tiefsten Verfalls noch die Gestalten ihren Platz zu ändern und sich nach Belieben dahin und dorthin wenden zu können scheinen. Und nur dies beides ist es was heute neu zu gewinnen ist; nichts anderes. Keine Spur von Nachahmung soll verlangt werden, wieder gewonnen dagegen die alte ungeheure Kenntniß der Farbenbehandlung, der Vertheilung von Licht und Schatten, die Macht, lebendiges Gehen und Stehen darzustellen. In allem Uebrigen blicke man in die Zukunft und vergesse, oder verachte wenn man will, die ohnmächtigen Versuche der Vergangenheit. Für diese beiden wichtigsten Punkte aber sind sie eine unentbehrliche Schule, und kein Mittel darf gescheut werden sie so genau als möglich auszulernen.

Niemand kennt die Entwickelung der Dinge die uns vorbehalten ist, und die, zu welcher die bildenden Künste vielleicht wieder berufen werden können. Nicht wahrscheinlich ist es, aber weder unmöglich noch undenkbar, daß ein Umschwung zu ihren Gunsten eintrete im Leben der Völker. Was war der innerste Grund der Blüthe der griechischen und der italienischen Kunst? Der Drang, Dinge darzustellen, nach denen das Volk begehrte und die ihm auf keinem anderen Wege nahe gebracht werden konnten. Kein Geschichtschreiber und Dichter hätte zu den Zeiten Lionardo's, Rafael's und Michelangelo's in Worten sagen können, was deren Gemälde geben. Ich will die Wiederkehr solcher Zeiten nicht prophezeien. Aber man betrachte die Sprachen, wie diese heute allmächtigen Werkzeuge des geistigen Verkehrs abgenutzt und ausgenutzt sind, und wie sie in immer geringerem Maaße brauchbar werden, die tiefsten Gedanken des Menschen vollwichtig in sich aufzunehmen. Große Gebiete unseres Seelenlebens bedürfen neuer Gestaltung und neuer Worte. Man ringt danach. Man sehnt sich vergebens nach dem Munde der sie ausspricht. Man traut keiner Silbe mehr, weil die Sprache zuviel eingebüßt hat von ihrer jungfräulichen Macht und kaum mehr im Stande ist das Geheimnißvolle zu bergen und zu bewahren. Wenn nun der bildenden Kunst bestimmt wäre,

Herman Grimm.



Politische Correspondenz.

Berlin, Ende Mai 1864.

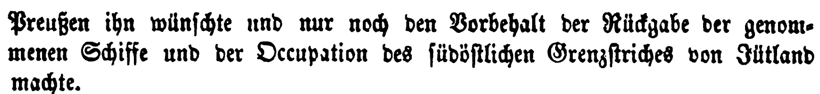
Als im Anfang dieses Monats auf die Nachricht von dem Seetreffen bei Helgoland und von dem Brande des Schwarzenberg das englische Unterhaus in jenen unschicklichen Jubel ausbrach, forderten österreichische Blätter, es solle die Conferenz von London hinweg auf neutrales Gebiet, nach Brüssel, verlegt werden. So gerecht die Entrüstung war, diese Forderung war falsch. Es ist eine härtere Züchtigung für die Engländer, daß das diplomatische Gebäude, das ihre Selbstsucht und ihr Unverstand aufgerichtet hatte, in ihrer eigenen Hauptstadt wieder zertrümmert wird; daß es zertrümmert wird in dem Augenblick, wo sie in ihrer Presse die Franzosen zum Rheinkrieg einladen und in ihrem Parlament feierlich versichern, es gebe in England keine deutsche Partei. Um so klarer wird es vor der Welt constatirt, wie ohnmächtig sie sind, wenn sie nicht die Stütze Frankreichs oder einer anderen continentalen Militairmacht haben; um so sicherer wird der Beweis geführt, daß ihr Anspruch, die leitende Rolle in Europa zu spielen, in großem Mißverhältniß zu ihrer Kraft steht. Es giebt doch eine Nemesis auch in der politischen Welt. Für alle die uns angethane Unbill, für die Propaganda, die sie in dem Eifer unser Recht zu zertreten in Europa machten, wird den greisen englischen Staatsmännern die Sühne auferlegt werden, — als letzte politische That, ehe sie in's Grab gehen, — das Friedenswerk zu unterzeichnen, welches unser Recht anerkennt.

Denn dahin sind wir — vorzugsweise durch die Schritte, welche Preußen in diesem Monat über die Personalunion, wie über die Annexion hinaus gethan — nun endlich gekommen: das Londoner Protokoll ist beseitigt, die dänische Integrität ist abgethan, die Gründung eines unabhängigen Staats Schleswig-Holstein ist gesichert. Wir wissen nicht ob, wenn diese Blätter unseren Lesern zu Gesicht kommen, jenes Ergebniß auf der Conferenz schon offenbar geworden ist; aber wir wissen, daß es vorbereitet wird und daß kaum mehr ein Zwischenfall eintreten kann, der es verhindert. Ueber die wesentliche Richtung, in welcher die nordische Krise auslaufen soll, herrscht zwischen Preußen, dem Bundesbevollmächtigten und Frankreich heute Einverständniß. Oesterreich hat es nicht gewagt, diesem Gang der Dinge sein Veto entgegenzusetzen; indem es zur Lossage Preußens vom Londoner Protokoll schwieg, hat es seine Position untergraben. Auch England fühlt, daß seine Stellung verloren ist, es wird sich mit der pfiffigen russischen Combination nicht mehr hervorwagen, es wird eine Wendung zur französischen Politik machen, um nicht jeden Einfluß bei der schließlichen Lösung zu verlieren. Vereinigung des deutschen Schleswig mit Holstein unter dem Augustenburger ist in der Hauptsache das Programm, in dem sich die vorherrschenden Mächte geeinigt haben.

Ehe wir zu diesem Endpunkt kommen, der zwar eine gründliche Lösung, aber doch auch eine nicht geringe Einbuße uns bringt, ist es nöthig auf die **Verhandlungen** zurückzublicken, die seit dem 25. April in London gepflogen

sind. Seit der Eröffnung der Conferenz bis zum 17. Mai sind bekanntlich fünf Sitzungen gehalten, von denen die drei ersten mit der Waffenruhe, die beiden anderen mit der Vorberathung der Friedensbasis sich beschäftigten. Die Parteistellung der Mächte erwies sich dabei ungefähr so, wie sie von uns und anderwärts vorher dargelegt ist. Die erste Sitzung, am 25. April, begann mit dem Antrag der Neutralen auf vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten zu Lande und zur See. Für das englische Whigministerium war die Erreichung dieses Resultats eine Lebensfrage; für Preußen war die kurze Waffenruhe, die den Operationen des Heeres keinen Raum zur Wiederentwickelung ließ, nicht erwünscht, doch war es principiell nicht entgegen; die Dänen schwankten zwischen der Furcht vor dem Fortschritt der deutschen Waffen und zwischen der Lust, nachdem zu Lande das Meiste verloren gegangen, durch den Seekrieg zu schädigen und zu ermüden. Sie erklärten, zur Waffenruhe nicht instruirt zu sein, und bezeichneten sofort die Fortdauer der Blockade als die Bedingung, ohne welche ihre Regierung den Antrag nicht werde annehmen können. Es scheint, daß England und Rußland diese dänische Insolenz nun wirklich in Schutz nahmen. Lord Clarendon soll die kühne Ansicht ausgesprochen haben, die Blockade sei keine kriegerische Action; und Baron v. Brunnow schreibt man die feine Unterscheidung zwischen blocus etabli und blocus à établir zu, die wohl in der Absicht gemacht wurde, die erstere Gattung für die Dänen zu retten. Es versteht sich, daß die Forderung den lebhaften Protest der Deutschen hervorrief; beide [illegible] die Gelegenheit zu dem Nachweis, wie keck Dänemark den völkerrechtlichen Grundlagen des Pariser Vertrages von 1856 entgegenhandele, denen es doch zum Schein sich unterworfen hatte.

Die dänische Bedingung ward von den Deutschen wiederholt verworfen, und wir wissen nun nicht, auf welche Hoffnungen gestützt die Neutralen nach dem Scheitern der Waffenruhe in der zweiten Sitzung (4. Mai) mit dem schwierigeren Antrag auf Waffenstillstand hervortraten. Sie mochten denken, daß der Austausch von ganz Jütland gegen die schleswigschen Inseln, der neben der Aufhebung der Blockade als Basis des Waffenstillstandes gelten sollte, für Dänemark ein vortheilhafterer Handel sei, als die Waffenruhe auf Grund des status quo. Preußen verlor, wenn es auf die totale Räumung Jütlands einging, das Pfand, welches es für die Kriegskosten und die Schädigung seines Handels besaß, und die Dänen gewannen ein Terrain von über 600,000 Menschen als Rekruten- und Steuerquelle. Aber in Kopenhagen rechnete man anders, man wollte die Scheidung zwischen Schleswig und dem eigentlichen Dänemark nicht zulassen, die in dem Antrage lag; man machte auch Weiterungen wegen des Bereichs der zu Schleswig gehörigen Inseln; und man mochte insbesondere nicht für die Dauer des ganzen Sommers die Caperei und Blockade aufgeben. Noch war der Trotz der Kopenhagener nicht gebrochen; noch dachten sie an Fortsetzung des Seekriegs, und die Erregung, die in England bei dem Erscheinen der österreichischen Schiffe entstand, die Berufung der Canalflotte nach den Dünen, die Einziehung der beurlaubten Officiere weckte wieder die Illusion, daß Europa für die dänische Integrität in Brand gerathen werde. So stieß der Waffenstillstand bei dem Kopenhagener Cabinet auf hartnäckigen Widerstand, während



Preußen ihn wünschte und nur noch den Vorbehalt der Rückgabe der genommenen Schiffe und der Occupation des südöstlichen Grenzstriches von Jütland machte.

Aber Dänemark bedurfte des guten Willens der Neutralen, die den Stillstand der Feindseligkeiten dringend verlangten; und die Hoffnung, den Fortbestand der Blockade zu retten, zerrann in Nichts, seitdem auch Frankreich erklärte, das Seerecht von 1856 aufrecht erhalten und die dänische Scheinblockade nicht dulden zu wollen. So wählte unser Gegner von zwei Uebeln das kleinste und acceptirte in der dritten Sitzung (am 9. Mai) den Vorschlag einer Waffenruhe unter dem status quo auf vier Wochen. Preußen verzichtete gegen Aufhebung der Blockade auf fernere Contributionen und Requisitionen im feindlichen Lande. Die Frage wegen der genommenen Schiffe blieb unerledigt; nach der Behauptung der officiösen Presse boten die in Jütland eingetriebenen Gelder dafür vorläufig Ersatz. Seit dem 12. Mai ruhten die Waffen.

Nach diesem Resultat ging die Diplomatie an die schwerere Aufgabe, die Friedensbedingungen zu discutiren. Fürwahr, wenn die Logik der Thatsachen nicht stark genug wäre, tiefeingewurzelte Meinungen zu beseitigen, so würde die Conferenz gleich bei dem ersten Gedankenaustausch auseinandergefallen sein. Man erinnere sich nur: Noch im Monat März hatte Lord J. Russell sich an der Personalunion geärgert und den Dänen das Versprechen gegeben, als Verhandlungsbasis nicht nur das Londoner Protokoll, sondern selbst die Stipulationen von 1851--52 zu befürworten; noch im April nannte Lord Palmerston König Christian IX. den legitimen Wortführer der Herzogthümer; und wenig Wochen vorher hatte ein Circular des Grafen Rechberg rund heraus bekannt, daß Oesterreich den Krieg unternommen habe, um die radicalen Tendenzen des Bundes zu vereiteln und die Zerstückelung Dänemarks zu verhüten; hatte Fürst Gortschakoff der Conferenz die Aufgabe zugeschrieben, die deutsche Politik unter Controlle zu nehmen und die etwas lose gewordenen Fäden, welche das Berliner Cabinet an die Verabredungen von 1851—52 bänden, wieder zu befestigen. Aber der dänenfreundlichen Diplomatie war der Glaube an ihre Sache genommen; was sie vor nicht langer Zeit als extreme Forderung der kriegführenden deutschen Mächte betrachtet, erschien ihr jetzt als ein glücklicher Compromiß; sie versuchte nur noch den äußersten Posten, das Protokoll, zu vertheidigen. Aber Preußen that jetzt endlich den ersten Schritt über das Protokoll hinaus. In der vierten Sitzung am 12. Mai verlas Graf Bernstorff eine mit Oesterreich verabredete Erklärung, daß die Verträge von 1851—52 durch den Krieg aufgehoben seien. Er fügte mündlich hinzu, auch der Vertrag vom 8. Mai 1852 sei darunter begriffen, und Graf Apponyi schwieg zu diesem Zusatze. Es war klar, daß hier eine innere Differenz nur mühsam verdeckt werde, aber auch daß Oesterreich nicht den Entschluß fand, sie zu enthüllen. Auf der Gegenseite war Baron von Brunnow der eifrigste Vertheidiger der Ansicht, daß das Protokoll den Verhandlungen zu Grunde gelegt werden müsse. Es war gutentheils seine diplomatische Schöpfung, die er vor dem Einsturz zu retten hatte. Er wird viel Erbauliches von dem Werth dieses Friedenswerkes, von der Bedeutung der dänischen Monarchie, von der seltenen Selbstverleugnung des auf seine Ansprüche verzichtenden Rußland

gebrochen haben. Aber die Leidenschaft [illegible] — [illegible] jener [illegible] der späteren Sitzung — noch weiter [illegible]: er hat vielleicht [illegible] der englischen Luft, die ihn umgab, mit der hohlen Phrase eines [illegible] [illegible] — eine Unvorsicht, die um so unverzeihlicher war, als die Worte, die Fürst Gortschakow vor dem englischen Gesandten über die [illegible] Dänemarks fallen ließ, bereits längst im Blaubuche gedruckt standen. [illegible] [illegible] jedenfalls nur als ein persönlicher Meinungsaustausch; die [illegible] Depesche, die drei Tage später am 15. Mai unterzeichnet wurde, [illegible] [illegible] die Stellung der deutschen Mächte zum Protokoll noch als eine Frage, die in den nächsten Sitzungen zur Erörterung kommen werde, und enthält [illegible] mit dem Fürsten Gortschakow die officielle Weisung zur völligen Lossage. Indessen war das Ergebniß der zweiten Sitzung doch schon, daß die aprioristische Geltung des Vertrags von 1852 verworfen und der freie Raum für andere Combinationen gewonnen wurde. An die deutschen Mächte erging jetzt das Ersuchen, eine Grundlage für die weiteren Verhandlungen zu entwerfen. Sie seien die Sieger und hätten demnach ihre Forderungen zu stellen. Diese Einladung [illegible] sich nicht ablehnen.

Es mag die russisch-englische Berechnung gewesen sein, daß an diesem Punkt die [illegible] zwischen Oesterreich und Preußen auseinanderbrechen werde. Und allerdings waren kurz vor und nach dem 12. Mai die Kämpfe hart und der Bruch stand nahe bevor. Zwei schwere Niederlagen erlitt die Rechberg'sche Politik in diesen Tagen. Ihre Angriffe auf die Autonomie des Zollvereins waren durch die Separatabschlüsse Preußens mit Sachsen und Thüringen, mit Braunschweig, Oldenburg und Baden definitiv zurückgeschlagen; und jetzt wurden die Berechnungen, die sie zur Theilnahme an dem Kriege gegen Dänemark bewogen, durch die preußische Wendung in ihr Gegentheil verkehrt. Es gelang nun doch nicht, die schleswig-holsteinische Sache in den Schranken einer Verfassungsfrage zu halten; die Lösung führte, wenn auch nicht zu einer directen Vergrößerung Preußens, doch zu einer Verstärkung des deutschen Nordens. Aber die Sorge, daß das Berliner Cabinet, sobald Oesterreich abfiele, sich geraden Weges mit Frankreich verständigen werde, und auch wohl der Wunsch, bei künftigen Verlegenheiten an Preußen einen Anhaltspunkt zu haben, hielten den Grafen Rechberg an unserer Seite. Die Verhandlungen zwischen Wien und Berlin führten zur Einigung über eine Formel, die zwar weit und vieldeutig genug war, die aber immerhin verrieth, daß sich Oesterreich über die Personalunion hatte hinausschleppen lassen. In der fünften Sitzung vom 17. Mai forderten die deutschen Vertreter als Ausgangspunkt für die Friedensverhandlungen die „staatliche Unabhängigkeit“ (indépendance politique) der verbundenen Herzogthümer; in der Successionsfrage wurden die Rechte des Bundes in Betreff Holsteins erwähnt, auch scheint Preußen, dem Inhalte der Depesche vom 15. Mai gemäß, darauf hingewiesen zu haben, daß die Mitwirkung der Stände bei der Ordnung der Succession erforderlich sei. Die Dänen erklärten diese deutsche Basis für unannehmbar und die Conferenz wurde hiernach bis zum 28. Mai vertagt. Damit ist nun freilich nicht ausgeschlossen, daß sie jetzt scheinbar nachgeben und



etwa zum Eingehen auf die Personalunion in der russischen Form sich bereit finden. Aber solche Concessionen sind heute nicht mehr gefährlich.

„Staatliche Unabhängigkeit" bedeutet nicht dasselbe wie „unabhängiger Staat," wenn man jedoch ein Verhältniß wie die Personalunion ausdrücken will, so wählt man selbstverständlich eben dieses Wort und diesen Begriff und nicht jene vieldeutige Bezeichnung. Es mag sein, daß ein Theil der Neutralen den Sinn der Personalunion in die Formel hineinzulegen suchte; was denn auf der einen Seite Herrn von Beust Gelegenheit gab, sich gegen jede Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark zu erklären, auf der anderen Seite den dänischen Bevollmächtigten, die Personalunion zu verwerfen. Graf Apponyi verhielt sich passiv und die österreichischen Organe brachten Telegramme über die Conferenz, die den Glauben verbreiten sollten, als ständen die deutschen Forderungen vom 17. Mai noch immer auf dem alten Boden. Man suchte den Fortschritt Preußens, so lange man über die eigenen Entschlüsse noch nicht völlig im Reinen war, möglichst zu verkleinern; die Erklärung, hieß es, daß das Londoner Protokoll Preußen nicht mehr verpflichte, sei sehr verschieden von einer förmlichen Lossage. Es war klar: Oesterreich wartete noch, ehe es eine bestimmte Richtung nahm, auf die Entscheidung Englands; es wollte die dänische Integrität keinen Moment früher aufgeben, als bis sie rettungslos verloren war, aber es wollte sich für den allgemeinen Rückzug vom Londoner Protokoll auch den Weg nicht verlegen. Sobald der Rückzug nicht mehr zu vermeiden ist, wird es die Fahne des Augustenburgers hochheben und den Süddeutschen versichern, daß es mit der Forderung des vollen deutschen Rechts nur klug gezögert habe, um dasselbe ohne europäischen Krieg durchzusetzen.

Der Sieg des Princips der Trennung über jede Form der Union ist — abgesehen von der Hülfe, welche das Verhalten Frankreichs und der Starrsinn der Dänen gewährten — lediglich durch Preußen entschieden. Nach der Waffenthat von Düppel mußte jede Zwischenstufe, jede halbe Lösung verworfen werden, und das ist nunmehr geschehen. Und nicht minder bedeutsam für den sicheren Fortgang der nationalen Sache war es, daß fast gleichzeitig Preußen die Annexionsgedanken von der Hand wies. Wir haben diese Gedanken, als sie noch praktisch gefährlich waren, sehr bestimmt bekämpft; heute, wo sie einen Schaden nicht mehr bringen können, möchten wir doch auch die andere Seite herauskehren. Denn der Lärm, der sofort auch in Deutschland über „die im Dunkeln schleichenden Pläne Preußens" erhoben wurde, die tugendsame Entrüstung, in welche sich die Stammeseifersucht kleidete, verdienen doch eine klare und runde Antwort. Um also die Sache sogleich in ein Princip zu fassen: die deutsche Nation zerfällt unserer Meinung nach in einen als Staatsmacht bereits organisirten und einen noch nicht organisirten Theil; die Incorporation in Preußen heißt nichts anderes, als die Fortsetzung der deutschen Organisation, und mag jene Einfügung schrittweise, mag sie auf einmal geschehen, immerhin werden die neuen Glieder auf die alten einwirken und nach dem Maaße ihrer Kraft und Bedeutung das Leben des Ganzen mit bestimmen. Wer bei dem Gedanken eines Anschlusses an Preußen in Paroxysmus verfällt; wer sich einbildet, daß der nationalen Einheit die Zertrümmerung aller deutschen Staaten

[illegible] zur deutschen Flotte gegeben haben. Speciell aber die großen maritimen Vorzüge der Elbherzogthümer kamen der Kriegsmacht und dem Handelsverkehr der Nation erst dann recht zu Gute, wenn sie mit den Hülfsmitteln eines großen Staates ausgebeutet würden. Die Häfen von Kiel und Eckernförde, von Flensburg und Sylt werden öde liegen, so lange sie die Besitzthümer eines Kleinstaates sind, und wenn die friesische Bevölkerung warten soll, bis eine schleswig-holsteinische oder eine hannoverisch-holstein-hanseatische Bundesflotte geschaffen ist, so werden die trefflichen Matrosen für deutsche Kriegsschiffe wohl verloren sein. An diesen Punkten kann durch Marine- und Zollverträge viel nachgeholfen werden, aber die volle Freiheit der Bewegung, welche der eigene Besitz giebt, wird damit nicht erreicht. Mit einem Wort: wir behaupten, an sich war die Annexion ein nationaleres Ziel, als die Schöpfung eines Kleinstaats, und wir halten, was zum Heil der Nation förderlich und nothwendig ist, auch für ein sittliches und ein gerechtes Ziel. Aber für politische Ideen genügt es nicht, daß sie wünschenswerth sind, sie müssen auch ohne unverhältnißmäßige Opfer ausführbar sein, und ihre Conception muß einigermaaßen zu der Lage der Dinge passen, in welche man sich vielleicht durch die Schuld der eigenen Politik versetzt hat. Wenn Preußen 1854 oder 1860 die nordische Frage anfaßte, so durfte sein Zweck der Erwerb der Herzogthümer sein; von den Rechten der Augustenburger war zu jener Zeit wenig die Rede. Auch 1863 war das Ziel vielleicht noch möglich; nur hatte Preußen dann sofort zuzugreifen, seine befreienden Thaten mußten den Werth der augustenburgischen Succession bei den Holsteinern zurückdrängen, und da es nicht allein gegen Europa ankämpfen konnte, so mußte — wenn dies ohne Preisgeben deutschen Bodens thunlich war — die französische Allianz gesucht werden. Wir wagen es nicht zu entscheiden, ob dieselbe unter der beigefügten Bedingung erreicht werden konnte. Preußen dauernd von Oesterreich und von England zu trennen, eine sichere continentale Allianz in ihm zu gewinnen, wog für Frankreich vielleicht einen Landerwerb auf; indessen was uns von dieser und jener Seite zu Ohren gekommen ist, hindert uns doch, in jenem Punkt eine zu starke Zuversicht zu hegen. Genug — die französische Allianz und eine rasche Action war die Bedingung zum Annectiren. Aber Preußen zögerte und schien der Feind der schleswig-holsteinschen Sache werden zu wollen, weil die Demokratie und die Fortschrittspartei ihr Freund war; so

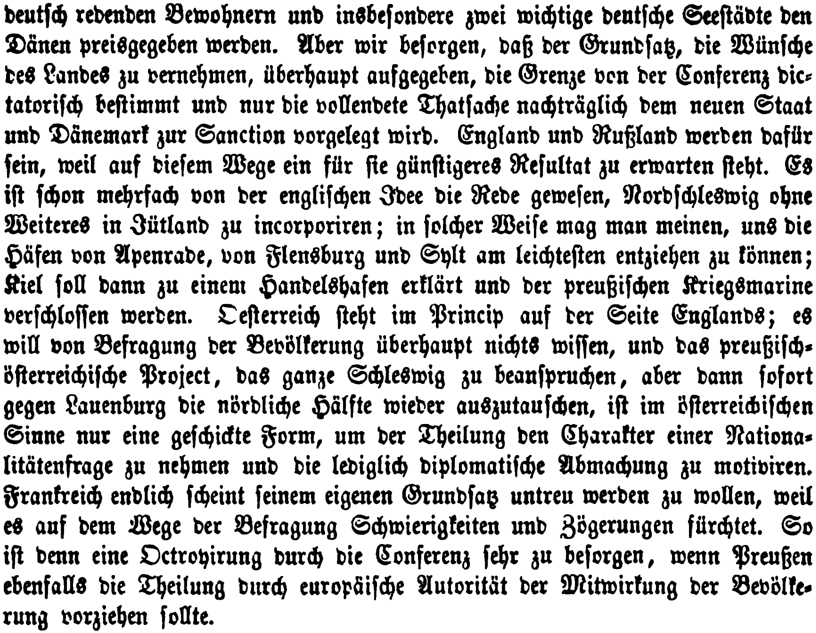


entzogen wir uns bei den Holsteinern selbst den Boden; ihr Rechtsbewußtsein verwuchs sofort mit dem Recht des Herzogs Friedrich. Preußen schloß dann die österreichische Allianz; es mochte tausend Gründe dafür haben, nur wird selbst der sinnreichste Kopf nicht nachweisen können, daß dieser Zug in eine Politik der Annexion paßte. Die Oesterreicher schlagen sich doch nicht, um für uns Provinzen zu erobern, und einmal mit 20,000 Mann im schleswig-holsteinschen Lande, würden sie die Bevölkerung mit ihrem Herzog, den Bund und halb Europa gegen uns aufgewiegelt haben, um unsere Vergrößerung zu verhindern. Mit einem Wort: man erwirbt große und wichtige Landstriche nicht durch sporadische Einfälle; und ein wenig Agitiren und Intriguiren mit Adressen und Volksversammlungen ersetzt nicht die nachhaltige politische Combination. Jenes Beiwerk mag man in Scene setzen, wenn die Grundlage gesichert ist; so lange sie fehlt, ist es ungeschickt sich darauf einzulassen. Bei uns aber mangelte die erste Voraussetzung zu einem großen politischen Plan — der Wille nämlich mit den Traditionen zu brechen, die von der Zeit der heiligen Allianz her leider nur zu fest in Preußen eingewurzelt sind.

Den äußern Anlaß zur Desavouirung der Annexionsideen gab die Arnim'sche Adresse, von der man in der diplomatischen Welt annahm, daß sie nicht ohne Verabredung mit den ministeriellen Kreisen entstanden sei. Sie stellte als einzig würdige Lösung das Princip der Trennung hin, ließ aber die Frage offen, ob die Herzogthümer ein Schutzstaat unter einem eigenen Fürsten oder ein Theil Preußens werden sollten. Darauf erfolgten Interpellationen von Sir A. Buchanan und Graf Karolyi und die formelle Erklärung, daß die Regierung den gefürchteten Plänen fremd sei. Dieses Verdienst der Arnim'schen Adresse war unfreiwillig; höher schätzen wir das andere, daß sie einen Riß in die Kreuzzeitungspartei, eine Scheidung der gesunderen von den unheilbar kranken Elementen der Conservativen hervorgebracht hat. Das Schlimmste an der Kreuzzeitungspartei waren nicht eigentlich ihre Principien der inneren Politik, sondern die Unterwerfung aller auswärtigen Verhältnisse, aller Fragen der Macht und Ehre des Vaterlandes, aller nationalen Bedürfnisse und Interessen unter jene inneren Principien. Leute, welche deutsches Land lieber den Dänen lassen möchten, damit es nur nicht unter einem deutschen Fürsten eine liberale Verfassung erhalte; Leute, welche Fragen, in denen alle Parteien als Kinder eines Landes Hand in Hand gehen, nicht verstehen und nicht verstehen wollen, welche den Kampf um ihre Theorien für etwas viel Wichtigeres halten, als die Erwerbung von Provinzen, — solche Leute sind eben nicht mehr Preußen und Deutsche, sondern vaterlandslose Doctrinäre. Sie kennen keinen Staat, sondern nur Parteien, und Krieg oder Frieden, Trennungen und Bündnisse berechnen sie nicht danach, ob sie der Macht des Staats, sondern ob sie der Doctrin nützlich oder förderlich sind. Zu streiten ist mit ihnen nicht; denn es fehlt der Anknüpfungspunkt, der eben nur in dem natürlichen Gefühl der Gemeinschaft des Blutes, des Staates, der Nation gefunden werden kann. Wem der Ausgang des dänischen Krieges 1850, wem Olmütz mit seinen Folgen in Kurhessen und Schleswig-Holstein nicht wie ein Feuer im Herzen brannte, wer sich mit Bußpsalmen über die Schande hinweghelfen konnte, wer als Bürger, als politischer Mann die Tilgung der

[illegible] nicht so leicht nehmen, wie man in schweren Krankheiten die [illegible] [illegible], es fehlt ihm die Kraft, das Vaterlands[illegible] [illegible] Einfluß auf die Politik unseres Landes gewinnt, ist es zum Glück. [illegible] sämmtliche deutsche Parteien Preußens der Regierung [illegible], daß die [illegible], wenn sie auch ohne die Regierung [illegible] ihre Wurzeln schlagen will, von einem mächtigen [illegible] muß, die [illegible] des [illegible] von der [illegible] deutschen [illegible] zu [illegible]. —

Seit der Depesche vom 15. Mai war es also mit allen Combinationen auf dem Boden des Londoner Protokolls vorbei, und die deutsche Krise war in das Stadium getreten, welches Frankreich im Januar voraus verkündigt und schon dadurch gefördert hatte. Die Politik, mit welcher Napoleon III. uns secundirt hat, verdient um so mehr unsere Anerkennung, als sie nur durch seine dominirende Autorität Frankreich aufgezwungen ist. Die Legitimisten, die Orleanisten wünschten das Bündniß mit England und eine gemeinsame Kriegserklärung, um den europäischen Frieden zu erhalten; die demokratischen Führer wollten für den dänischen Vertrag das Schwert ziehen; die Lehre von der Befreiung der unterdrückten Nationalitäten kam ihnen sofort abhanden, als es galt, sie auf einen deutschen Volksstamm anzuwenden. Die täglichen Versicherungen der Engländer, daß sie die Ausdehnung der französischen Grenze bis zum Rhein ohne [illegible] sehen würden, gingen im Volk doch nicht spurlos vorüber, seine gelesensten Organe mahnten daran, die günstige Gelegenheit zu benutzen. Gleichwohl hat Napoleon III. mit ruhiger Beharrlichkeit das deutsche Nationalgefühl geschont, auch dann noch als an einen Conflict zwischen Preußen und den Mittelstaaten und einen neuen Rheinbund nicht mehr zu denken war. Indem er England neutralisirte, gab er uns leichtes Spiel; indem er die Frage sofort in ihrem Kern als einen Conflict unversöhnlicher Nationalitäten faßte, half er über die halben Lösungen hinweg. Aber eben diese gerechte und unparteiische Stellung giebt ihm auch den Anspruch, von uns gehört zu werden; und da jede andere europäische Macht uns ungünstiger ist als Frankreich, so läßt sich sein Programm, die Theilung Schleswigs nicht absolut bestreiten. Was wir fordern können, ist nur: daß dieses Programm nicht den Schleswigern aufgezwungen, daß nicht von der Diplomatie eine Theilungslinie gezogen und vielleicht ganze Landstriche wider ihren Willen in Dänemark incorporirt werden. Diese Gefahr ist aber um so größer, da nunmehr England und Rußland genöthigt sind, zu dem französischen Programm überzulenken und da sie auch in dieser neuen Stellung sich natürlich bemühen werden, für die Dänen zu retten, was irgend zu retten ist. In dem ersten dänischen Kriege schlug der Minister Hall einmal die Linie Rendsburg-Eckernförde vor; und jene beiden Mächte werden versuchen, uns mit der Landschaft abzufinden, welche südlich von der Schlei und Schleswig-Husum liegt. Daß diese Versuche gelängen, fürchten wir nun zwar nicht; wenn einmal nach der Sprache abgetheilt werden soll, so wird leicht nachzuweisen sein, daß die Grenze über Hoyer, Tondern und Bau an das nordwestliche Ufer des Flensburger Hafens läuft und daß auch durch diese Linie noch Tausende von



deutsch redenden Bewohnern und insbesondere zwei wichtige deutsche Seestädte den Dänen preisgegeben werden. Aber wir besorgen, daß der Grundsatz, die Wünsche des Landes zu vernehmen, überhaupt aufgegeben, die Grenze von der Conferenz dictatorisch bestimmt und nur die vollendete Thatsache nachträglich dem neuen Staat und Dänemark zur Sanction vorgelegt wird. England und Rußland werden dafür sein, weil auf diesem Wege ein für sie günstigeres Resultat zu erwarten steht. Es ist schon mehrfach von der englischen Idee die Rede gewesen, Nordschleswig ohne Weiteres in Jütland zu incorporiren; in solcher Weise mag man meinen, uns die Häfen von Apenrade, von Flensburg und Sylt am leichtesten entziehen zu können; Kiel soll dann zu einem Handelshafen erklärt und der preußischen Kriegsmarine verschlossen werden. Oesterreich steht im Princip auf der Seite Englands; es will von Befragung der Bevölkerung überhaupt nichts wissen, und das preußisch-österreichische Project, das ganze Schleswig zu beanspruchen, aber dann sofort gegen Lauenburg die nördliche Hälfte wieder auszutauschen, ist im österreichischen Sinne nur eine geschickte Form, um der Theilung den Charakter einer Nationalitätenfrage zu nehmen und die lediglich diplomatische Abmachung zu motiviren. Frankreich endlich scheint seinem eigenen Grundsatz untreu werden zu wollen, weil es auf dem Wege der Befragung Schwierigkeiten und Zögerungen fürchtet. So ist denn eine Octroyirung durch die Conferenz sehr zu besorgen, wenn Preußen ebenfalls die Theilung durch europäische Autorität der Mitwirkung der Bevölkerung vorziehen sollte.

Die Partei der Kreuzzeitung wird in dieser Richtung ihren Einfluß aufbieten; nach ihr ist die Rücksicht auf den Willen eines deutschen Volksstammes, in welcher Form er sich auch äußern mag, ein revolutionäres Princip; während die Entscheidung der russischen, englischen u. s. w. Bevollmächtigten über das Schicksal deutscher Länder höchst legitim und der Ausdruck der göttlichen Weltordnung ist. Die ministerielle Presse hat jedoch bisher daran festgehalten, daß die Wünsche der Schleswiger gehört werden müßten. Das gesetzliche Organ derselben sind die Stände; wenn man aber nicht zulassen will, daß in der Ständeversammlung die deutsche Majorität über die dänische Minorität verfüge und so vielleicht ganz Schleswig von Dänemark losgelöst werde, so giebt es einen anderen Weg, auf dem die billige Rücksicht auf die deutschen oder dänischen Sympathien der Bevölkerung mit den geographischen und militärischen Interessen, die bei einer Grenzregulirung ebenfalls zu beachten sind, vereinigt werden kann. Es ist unbestreitbar, daß die Feststellung einer Grenze nicht ohne weiteres der Abstimmung einzelner Gemeinden überlassen werden darf. Leicht würden hier die wunderlichsten Linien herauskommen, welche die Verwaltung und Vertheidigung auf jeder Seite außerordentlich erschwerten. In einem gewissen Umkreise also muß die Minorität der Majorität sich fügen, mag sich die letztere nun für Dänemark oder für den Staat Schleswig-Holstein herausstellen. Man kann aber zugeben, daß dieser Umkreis von vorn herein beschränkt wird, daß also die Theile von Schleswig, in denen unzweifelhaft dänisches oder deutsches Wesen herrscht — der äußerste Norden und der äußerste Süden — von der Befragung ausgeschlossen und dazwischen eine mittlere Zone gebildet werde, in welcher die Mehrheit der Grund- und Hausbesitzer über die Zugehörigkeit des ganzen

[illegible] geordneten
[illegible]
[illegible] Herr Preußen
[illegible]
[illegible] über Hesse
[illegible]
[illegible] Reichs

[illegible] Frieden
[illegible]
[illegible] Acten,
[illegible] Schles-
[illegible] wahr-
[illegible] den Krieg noch
[illegible]
[illegible] Flotte
[illegible] aber
[illegible] die Ein
[illegible] Schiffe
[illegible] 1852
[illegible] Ruß-
[illegible] Dänemark [illegible]
[illegible] schwe-
[illegible] Insbeson-
[illegible] Belagerung der [illegible] vom 12.
[illegible] für seine
[illegible] Werth [illegible] alle Nachtheile
[illegible] vergüten zu können. Preußen wird also wahr-
[illegible] einem [illegible] Waffenstillstand mit geordneter
[illegible] mit seinem Antrage durchdringen. —

[illegible] für Preußen, für Deutschland war dieser Krieg —
[illegible] Acten seit 1815, die erste Meinung deutscher Macht
[illegible] möge unsere Diplomatie dafür sorgen, daß nicht
[illegible] Erinnerungen am Strudel zurückbleibe, daß man ihr nicht vor-
[illegible], sie habe [illegible] nicht mit Zähigkeit ausgebeutet, sie habe von dem,
[illegible] wieder preisgegeben. Auch nachdem über
[illegible] gebrochen, ist es nicht so gleichgültig für die Interessen
[illegible] Vaterlandes, ob die deutsche Grenze näher der Eider oder der
[illegible] unser europäisches Gewicht, welches man an dem Aus-
[illegible] kann, was unsere künftige Kriegsarbeit wird leichter oder schwerer
[illegible] Düppeler Höhen und Alsen behalten oder fahren lassen.
[illegible] wird ein unabhängiger Staat werden, aber seine Lage wird es
[illegible], sich als ein zweites Hannover spröde und selbstsüchtig gegen uns abzu-
schließen. Wir geben zwar in politischen Dingen auf die Tugend der Dankbar-



keit nicht viel, und unsere wackeren schleswig-holsteinschen Brüder stehen in dem Rufe, einen Zug zum Particularismus zu haben. Aber sie sind klug und bedächtig genug, um zu wissen, daß in jeder europäischen Krise die Rache der Dänen sie bedroht, und daß, wie unsere Waffen ihren Staat geschaffen haben, so auch nur unsere Waffen ihn erhalten können. In diesem fortdauernden Bedürfniß liegt die Bürgschaft, daß sie eine enge militärische und maritime Verbindung mit uns suchen werden; und so haben wir doppelte Ursach, ihre Inseln und Häfen auf der Conferenz so zäh festzuhalten, als handelte es sich um Mehrung oder Minderung unseres eigenen Gebiets.

Notizen.

Die in Paris kürzlich herausgegebenen: „Schriften und Reden des Herzogs von Broglie" rufen uns die politische Thätigkeit eines der ausgezeichnetsten und besonnensten französischen Staatsmänner, eines Freundes und Gesinnungsgenossen von Guizot, in's Gedächtniß.

Enkel des Marschalls von Broglie, welcher die französischen Armeen im siebenjährigen Kriege befehligte und von Maria Theresia für sich und seine Nachkommen in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben wurde, Sohn jenes Herzogs von Broglie, der als Deputirter des Adels von Colmar in den Generalstaaten für die Abschaffung der Privilegien stimmte und guillotinirt wurde, weil er die Decrete nicht anerkennen wollte, die Ludwig XVI. suspendirten, wurde er von Napoleon zum Auditeur des Staatsraths ernannt und zu mehreren diplomatischen Missionen verwendet.

Nach der Rückkehr der Bourbonen von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich ernannt, vermählte er sich mit der Tochter der Frau von Staël, der Enkelin Necker's. In der Pairskammer stimmte er gegen den Tod des Marschalls Ney.

Seine erste bedeutendere Rede in der Pairskammer hielt er im Jahre 1819 für die Preßfreiheit. „Die Zeitungen," sagte er, „haben seit einem halben Jahrhundert für die Politik das gethan, was die Buchdruckerkunst vor zweihundert Jahren für die Wissenschaften und die Literatur gethan hat: sie haben den Geschmack an den öffentlichen Angelegenheiten und die Beschäftigung mit denselben populär gemacht. Das ist jetzt ein Bedürfniß, welches nichts ersetzen kann. Wenn ihre Freiheit Gefahren hat, so hat ihre Unterdrückung größere Nachtheile: sie macht die Freiheit der anderen Schriften illusorisch."

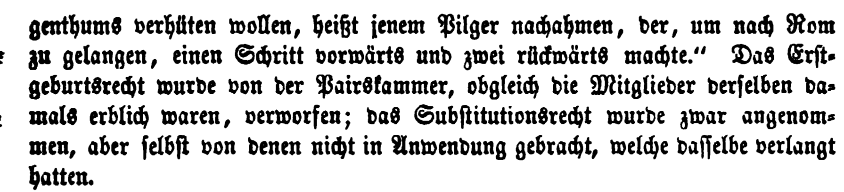
In diesem Sinne arbeitete er in Gemeinschaft mit seinen Freunden, Royer Collard und Guizot, an den damaligen Preßgesetzen: für das wichtigste derselben, über die Bestrafung der Verbrechen und Vergehen, welche auf dem Wege der Presse oder durch irgend ein anderes Mittel der Veröffentlichung begangen worden, war er Berichterstatter in der Pairskammer. Durch diese Gesetze wurde jede präventive Censur abgeschafft und die Gerichtsbarkeit über Preßvergehen den Schwurgerichten übertragen. Die einzigen Beschränkungen, welche

den Zeitungen auferlegt wurden, waren die Stellung einer Caution, welche im voraus für die verhängten Geldstrafen haftete, und die Nennung eines verantwortlichen Herausgebers.

Als die Regierung Ludwig's XVIII. in Spanien den Absolutismus Ferdinand's VII. mit Waffengewalt wiederherstellen wollte, gehörte der Herzog von Broglie zur Opposition. Er bekämpfte die klägliche Ansicht der Reaction, welche das dem Könige verfassungsmäßig zustehende Recht des Krieges und Friedens als ein unbeschränktes und absolutes hinstellte: die Minister sahen sich genöthigt, diesen Anspruch fallen zu lassen. „Fortan," sagte er, „wird Niemand mehr sagen, daß wir ein Anleihegesetz unter einem rein finanziellen Gesichtspunkt zu betrachten haben. Wir sind nicht dazu da, um den Krieg jedesmal hinzunehmen, wenn es der Regierung gefällt ihn uns aufzulegen; wir sind nicht dazu da, um Menschen zu liefern, Steuern zu bewilligen; stupide, ohne zu deliberiren, wie Steuererheber oder Recrutirer." Zur Sache wies er nach, daß der beabsichtigte Krieg das Princip der Unabhängigkeit der Nationen verletze. Man fürchtete damals die moralische Ansteckung einer so nahen Revolution für Frankreich; aber diese Gefahr existirte nur dann, wenn die französische Regierung ihre Pflichten nicht erfüllte. „Wenn diese Regierung," sagte der Herzog von Broglie, „gewissenhaft unsere Verfassung beobachtet, wenn sie zum Vortheil unserer Institutionen den Ordnungssinn, den Trieb der Erhaltung und Ruhe befördert, der bei uns herrscht, wenn sie der öffentlichen Meinung ihre Herrschaft, der individuellen Sicherheit ihre Garantien, den Wahlen ihre Unabhängigkeit, der Rechtsprechung ihre Unparteilichkeit läßt oder vielmehr zurückgiebt, so hat sie von der Cortesverfassung nichts zu fürchten. Wenn sie vor derselben zittert, so spricht sie ihre eigene Verurtheilung aus."

Die vereinigten Cabinette wollten damals das Princip geltend machen, daß nur die Fürsten, nicht aber die Völker Rechte besitzen. „Wie!" sagte der Herzog von Broglie, „ist die Macht, den Völkern politische Institutionen zu geben, sie zu vernichten, sie zu verweigern, beständig und ausschließlich bei den Königen? Ist ein König zu jeder Zeit und durch seinen Willen befugt, das öffentliche Recht seines Landes abzuschaffen, an die Stelle desselben ein anderes oder gar keins zu setzen? Sollen seine Räthe für jeden Gebrauch, den sie von der königlichen Gewalt machen, für alle Ausschreitungen, die sie begehen, für alle Thorheiten und Gewaltthätigkeiten, deren sie sich schuldig machen, nur Gott verantwortlich sein? Ist denn das Recht des Widerstandes gegen die Tyrannei von der Erde verschwunden?"

Das Recht der Erstgeburt und der Substitutionen bekämpfte der Herzog von Broglie in der Pairskammer als widersprechend dem Princip der bürgerlichen Gleichheit und den gesunden Ideen der Volkswirthschaft. „Dieses Recht," sagte er, „hemmt nicht die Zersplitterung des Vermögens, sondern befördert dieselbe. Wenn ein Familienvater vier Kinder und ein Vermögen von 100,000 Francs hinterläßt, so würde bei gleicher Erbtheilung jedes Kind 25,000 Francs, nach dem Erstgeburtsrecht aber das älteste 40,000 Francs und jedes der drei andern 20,000 Francs erhalten: der eine der vier Theile würde also größer, die drei andern würden kleiner. Durch ein solches Mittel die Theilung des Ei-


genthums verhüten wollen, heißt jenem Pilger nachahmen, der, um nach Rom zu gelangen, einen Schritt vorwärts und zwei rückwärts machte." Das Erstgeburtsrecht wurde von der Pairskammer, obgleich die Mitglieder derselben damals erblich waren, verworfen; das Substitutionsrecht wurde zwar angenommen, aber selbst von denen nicht in Anwendung gebracht, welche dasselbe verlangt hatten.

Auch die damals zuerst auftretenden Credit-Uebertragungen oder Virements verwarf der Herzog von Broglie. Es handelte sich um den Speisesaal des Herrn v. Peyronnet, für welchen dieser Minister ohne vorgängige Autorisation der Kammer 179,865 Francs verausgabt hatte. Er hatte nicht das Gesammtbudget für sein Ministerium, sondern nur das Specialbudget für die Unterhaltung des Ministerhotels überschritten, also eine einfache Uebertragung sich erlaubt. Der Herzog von Broglie nahm die Civilverantwortlichkeit des Ministers in Anspruch und die Deputirtenkammer theilte seine Ansicht. Die Pairskammer machte jedoch Einwendungen und die Sache wurde damals durch eine Transaction erledigt.

Bei der Julirevolution war es das Hauptaugenmerk des Herzogs von Broglie, den Widerstand gegen die Ordonnanzen in möglichst engen Grenzen zu halten, die Revolution möglichst wenig revolutionär zu machen. Das Princip der Volkssouveränetät hat er bekämpft. Er weigerte sich, die Wahl eines neuen Königs Urversammlungen des Volkes zu überweisen. „Die Berufung von Urversammlungen," sagte er, „die Eröffnung von Registern in den Gemeinden, sind schlechte Possen, lächerliche Ziererein, verächtliche Gaukeleien, welche nur beweisen, daß derjenige, welcher diesen Zeitvertreib sich macht, sich für stark genug hält, um seinen Gegnern zu trotzen und über seine Anhänger sich lustig zu machen." — „Der Herzog von Broglie," sagt Guizot in seinen Memoiren, „war mehr liberal als Demokrat und ebenso feiner als erhabener Natur: die unzusammenhängende und revolutionäre Politik mißfiel ihm ebenso als mir."

In dem ersten Ministerium Louis Philipp's, welches nur vier Monate dauerte, leitete der Herzog von Broglie den öffentlichen Unterricht; nach dem Tode Casimir Perier's übernahm er am 11. October 1832 in dem Cabinet Soult das Ministerium des Auswärtigen.

Die Beziehungen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten waren damals sehr gespannt. Nur England zeigte für die neue Monarchie einige Sympathien; die eng verbundenen drei nordischen Höfe beobachteten eine finstere und drohende Zurückhaltung. Der Kaiser von Rußland insbesondere verletzte durch sein insolentes Gebahren das französische Nationalgefühl.

Besondere Schwierigkeiten bot die im Gefolge der französischen entstandene belgische Revolution. Der König von Holland weigerte sich vertragsmäßig Antwerpen an Belgien auszuliefern. England nahm Anstand Gewalt anzuwenden. Aber der Herzog von Broglie bestand auf sofortiger Action und die französische Armee belagerte und nahm Antwerpen. Der König von Holland rechnete auf die Hülfe Preußens, aber die preußische Armee stand unbeweglich nur einen Tagemarsch von Antwerpen entfernt. Die Einnahme von Antwerpen hat die belgische Frage entschieden.

Der Kaiser von Rußland bekundete seine Mißachtung der Julimonarchie dadurch, daß er gegen allen diplomatischen Brauch den französischen Botschafter niemals nach dem König fragte. Den im Januar 1833 zum Botschafter in Petersburg ernannten Marschall Maison wies der Herzog von Broglie an, Petersburg sofort am Tage nach seiner Ankunft zu verlassen, wenn der Kaiser in seinem Benehmen verharren würde, und aus dieser seiner Instruction, von welcher der Herzog auch dem russischen Botschafter in Paris Kenntniß gab, kein Geheimniß zu machen. Bei dem ersten Empfang des Marschalls Maison erkundigte sich der Kaiser Nicolaus nach dem Befinden des Königs Louis Philipp.

Auf die identischen Noten der drei nordischen Mächte, welche der Kaiser Nicolaus auf der München-Grätzer Conferenz zu Wege brachte und welche Drohungen gegen Frankreich aussprachen, wenn es fortgesetzt den „Störern der Ordnung in allen Ländern ein Asyl gewähren würde," gab der Herzog von Broglie eine so entschiedene Antwort, daß keins der drei Cabinette seine Versuche fortsetzte. „Ich führte gegen Oesterreich," sagte er in einem Circular an die Vertreter Frankreichs im Auslande, „eine strenge und stolze Sprache, ich zeigte mich wohlwollend und freundschaftlich gegen Preußen und etwas hochfahrend gegen das Petersburger Cabinet. Aus meinen Worten ging klar hervor, daß wir trotz mehr oder weniger verhüllter Drohungen bei jeder Gelegenheit thun werden, was wir unsern Interessen entsprechend erachten."

Als im März 1834 die Deputirtenkammer mit einer Majorität von acht Stimmen einen Credit von 25 Millionen Francs verwarf, welchen das Ministerium forderte, um eine Schuld an die Vereinigten Staaten von Nordamerica zu bezahlen, forderte der Herzog von Broglie seine Entlassung, übernahm aber bereits am 12. März 1835 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und vereinigte mit demselben den Vorsitz im Ministerrath. Die Deputirtenkammer bewilligte mit großer Majorität den abermals geforderten Credit von 25 Millionen. Als Ministerpräsident betrachtete er es als seine Aufgabe, „dem Ministerium das Zusammenwirken, die Einheit in den Gesichtspunkten, in den Grundsätzen und in der Haltung zu geben, ohne welche die wahre, die collective ministerielle Verantwortlichkeit nur ein leeres Wort ist und welche die Stärke und die Würde der Regierungen ausmacht."

Nach dem Attentat Fieschi's beantragte er die September-Gesetze, von denen das erste die acht Stimmen der zwölf Geschworenen, welche zur Verurtheilung in Schwurgerichtsprocessen nothwendig waren, auf sieben herabsetzte; das zweite die Schwurgerichte ermächtigte, die nicht erscheinenden Angeklagten zwangsweise vorführen zu lassen oder in contumaciam gegen sie zu verfahren; und das dritte verbot, die Person und die Rechte des Königs in der Presse anzugreifen, jede Aufforderung zum Aufstande aber, als ein Attentat gegen die Sicherheit des Staats, vor den Pairsgerichtshof verwies. Die September-Gesetze wurden votirt, aber die gereizte Stimmung, welche namentlich wegen des dritten zurückblieb, führte den Rücktritt des Herzogs von Broglie herbei. Die Veranlassung zu demselben war eine unbedeutende. Der Conseilspräsident sprach in der Kammer gegen die von Humann beantragte Rentenconversion. Man behauptete, er habe sich nicht deutlich ausgedrückt. Er präcisirte darauf seine Beweisgründe und

schloß mit der Frage: „Ist das deutlich?" Die Kammer war sehr empfindlich über diese Apostrophirung; mehrere Stimmen entfielen dem Ministerium und es blieb in der Minorität.

Der Herzog von Broglie trat nicht wieder in das Ministerium ein. In der Pairskammer hatte er mehrfach Veranlassung, die auswärtige Politik seines Ministeriums zu vertheidigen. Nachdem er später im Auftrag der Regierung mit England eine Convention abgeschlossen hatte, welche das gegenseitige Durchsuchungsrecht der Schiffe, die verdächtig waren Sklaven nach America überzuführen, abschaffte, dafür aber neue Mittel zur Unterdrückung des Sklavenhandels einführte, wurde er im Jahre 1847 zum Botschafter in London ernannt. Als solcher war er nicht in die Verbannung mit einbegriffen, welche gegen die Minister Louis Philipp's verhängt wurde. Er blieb in Frankreich, wurde 1849 zum Deputirten für das Eure-Departement in der legislativen Versammlung erwählt und stimmte in dieser Eigenschaft allen Maaßregeln zu, welche die erschütterte Ordnung wiederherstellten.

Als ein Hauptfehler der Constitution von 1848 wurde betrachtet, daß neben einander ein Präsident und eine Versammlung bestanden, welche beide aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen waren und nothwendig mit einander in Conflict gerathen mußten. Man begriff, daß der Prinz-Präsident, dessen Wiederwahl die Constitution für unzulässig erklärte, dieser Bedingung sich nicht fügen und darin von der Armee so wie von den Volksklassen, die ihn gewählt hatten, unterstützt werden würde. Es wurde deshalb der Antrag gestellt, die Constitution durch eine neue constituirende Versammlung revidiren zu lassen. Der Antrag wurde zur Vorberathung einer Commission überwiesen und von dem Herzog von Broglie als Vorsitzendem derselben entschieden befürwortet. „Die Constitution," sagte er, „giebt einem Manne die Verfügung über die Gesammtheit der Kräfte einer großen Nation und umgiebt ihn mit dem vollen Glanze der königlichen Gewalt; sie setzt ihn in eine Lage, in welcher er einem König gleich ist und giebt ihm die Mittel Alles zu wagen; nach Ablauf von vier Jahren aber nöthigt sie ihn, seinen Hut zu nehmen und ein Miethshotel zu beziehen. Sie stellt ihn zwischen das Nichts und die Usurpation, und sie wundert sich, daß er das Nichts nicht will." Der Herzog von Broglie wünschte die Revision der Verfassung, damit diese Bedingungen der Präsidentenwahl geändert, damit die Fehler der Verfassung, welche diese traurige Situation herbeigeführt hatten, verbessert würden.

Das geschah am 28. Juni 1851. Der Antrag auf Revision der Verfassung erhielt in der Versammlung die Majorität, aber nicht die drei Viertel der Stimmen, welche die Verfassung vorschrieb. Am 2. December folgte der Staatsstreich, welchen der Herzog von Broglie vorausgesehen hatte. Er leistete Widerstand; er gehörte zu den Deputirten, die auf der Mairie des zehnten Arrondissements zu diesem Zweck sich versammelten und welche durch die bewaffnete Macht verhaftet wurden.

Hiermit schließt die politische Laufbahn des Herzogs von Broglie. Fortan widmete er sich wissenschaftlichen Arbeiten. Bereits unter der Restauration hatte er in der Revue française schätzenswerthe Aufsätze aus dem Gebiet der Philo-

sophie, Literatur, der Rechts- und Staatswissenschaft veröffentlicht. Seine Betrachtungen über das Strafrecht und die Todesstrafe, über die befreiten Galeerensklaven und die infamirenden Strafen sind von großem criminalistischen Werth. Die Todesstrafe hielt er im Princip aufrecht, aber nur als eine traurige Nothwendigkeit, die so selten als möglich anzuwenden sei; die infamirenden Strafen verwarf er durchaus. An der Reform des Strafgesetzbuchs hat er hervorragenden Antheil genommen: die Brandmarkung der Galeerensträflinge ist abgeschafft und die Verhängung der Todesstrafe durch das Gesetz ist eingeschränkt worden. Im Jahre 1856 wurde er von der französischen Akademie zum Mitglied erwählt. Seine Antrittsrede machte den tiefsten Eindruck. Am Schlusse derselben wies er auf den Kaiser Severus hin, wie er auf seinem Todtenbette sich erhob und mit starker Stimme ausrief: „Laboremus." Dieses Wort bezeichnet auch die Lebensrichtung des Herzogs von Broglie. Gegenwärtig arbeitet er an einem Werke: „Ansichten über die französische Regierung."

Wir überschätzen das Interesse unserer Leser an schleswig-holsteinischen Dingen sicherlich nicht, wenn wir ihnen heut ein Buch empfehlen, das weit zurückgreift. Wir meinen die „deutsch-dänische Geschichte (1189—1227) von Rudolph Usinger, Privatdocent an der Universität Göttingen." (Berlin, 1863, Mittler und Sohn XVI. und 447 S. 8.) Denn mag auch die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit des schleswig-holsteinischen Landes augenblicklich der Nation mehr am Herzen liegen als die Geschichte früherer Jahrhunderte, so darf doch auch die alte Zeit nicht vergessen werden. Das vorliegende Buch, geschrieben kurz vor dem Ausbruche der jetzigen Bewegung (die Vorrede ist vom Mai 1863 datirt), versetzt uns in eine Periode zurück, die zwar mehr als sechs Jahrhunderte hinter uns liegt, aber an Kraft des Gegensatzes der beiden Nationen der heutigen nicht im Geringsten nachstand. So lange die gewaltige Hand Heinrich's des Löwen im Norden und Osten Deutschlands herrschte, konnten die Dänen allerdings nichts erreichen, nach seinem Sturz aber fehlte es nicht an günstiger Gelegenheit zur Ausbreitung der Macht, da das große Reich sich splitterte. Dazu kam dann der unselige Streit zwischen den Gegenkönigen, der die deutschen Kräfte mehr als je dem Auslande gegenüber lähmte. Eine Zeit lang ist König Waldemar von Dänemark im Bunde mit Otto IV., aber über den Vergewaltigungen deutschen Landes in Nordalbingien lockerte sich der Bund, die Auflösung desselben wurde durch das Verhältniß Otto's zu den deutschen Fürsten nach Philipp's Tode eine Nothwendigkeit. Friedrich II. erkaufte sich die Unterstützung Waldemar's, indem er 1214 Slavien, die Sprengel der Bisthümer Lübeck, Ratzeburg, zum Theil auch von Schwerin, die Grafschaften Holstein Ratzeburg und Schwerin, Ditmarschen, Lübeck, Hamburg an ihn überließ. Der Kampf um die zugesprochenen Lande dauerte jedoch trotzdem fort, aber erfolglos; 1218—1219 erkannten die Gegner Waldemar im Besitz an. Mitten in der auch über die ferneren Ostseeküsten ausgedehnten Siegeslaufbahn hemmte ihn Graf Heinrich von Schwerin, persönlich vom Könige beleidigt, ein Freund der Welfen, der 1223 Waldemar und seinen



Sohn durch einen Gewaltstreich in seine Hand brachte und erst Ende 1225 trotz aller Verwendungen des Papstes und vieler Fürsten frei ließ. Damals mußte der König auf das abgetretene Land an der Elbe verzichten: auch der Versuch, im Bunde mit Otto dem Kinde von Braunschweig das Verlorene wiederzugewinnen, scheiterte in der Schlacht bei Bornhöved, die den Herzog Otto in Gefangenschaft brachte. So ging die Herrschaft Dänemarks über Nordalbingien und Slavien zu Ende, nicht durch die Kraft des Kaiserthums, sondern durch die kleinen Fürsten und Herren der Nachbarlande. — Es ist die klare Darstellung dieser Ereignisse und ihres Zusammenhanges, durch sorgfältige Forschungen in den Archiven ermöglicht, was das Usinger'sche Buch werthvoll macht. Weiter jedoch wird auch die innere Entwickelung Nordalbingiens, Mecklenburgs, Pommerns, Dänemarks, bis nach Livland und Esthland hin in anschaulichem Bilde vorgeführt. Viele überraschende Resultate sind so gewonnen und eine Reihe früherer Annahmen, die noch in jüngster Zeit in den Tagen des jetzigen Streites über die Grenzmarken deutschen Landes nachgesprochen und nachgeschrieben werden, sind beseitigt und auch aus diesem Grunde muß auf das Werk hingewiesen werden. In dieser Beziehung mag endlich auch der Anhang über Rendsburg als deutsche Stadt (ein bekanntlich mehrfach erörterter Punkt) ganz besonders den Freunden der Geschichte empfohlen sein.

Wir haben bei einer früheren Gelegenheit einmal den Wunsch ausgesprochen, daß der Herausgeber der „Novae Epistolae obscurorum virorum“ in ähnlicher Weise wie in der genannten Veröffentlichung seine lateinischen Prosasatiren, so auch alle übrigen zerstreuten Kinder seiner Muse und seines Humors sammeln möge. Vielleicht nicht ohne den Einfluß der Freundschaft, vielleicht auf Grund eines persönlichen Geschmacks haben wir die meisten der kleinen Flugblätter, die zu verschiedenen Zeiten Gustav Schwetschke ausgehen ließ, mit herzlichem Behagen gelesen. Wir können jetzt die Probe unseres Geschmacks an dem Urtheil des Publicums machen, denn da liegt nun wirklich ein stattliches Bändchen, eine Sammlung aller dieser theils ernsten, theils heiteren Gelegenheitsproductionen vor uns: G. Schwetschke's ausgewählte Schriften; Deutsch und Lateinisch; Halle 1864. Wir sagen: Gelegenheitsproductionen; denn ein bestimmteres ästhetisches Fachwerk möchte schwerlich für alle einzelnen Stücke der Sammlung aufzustellen sein; der Verfasser ist nicht am glücklichsten in den reinen Gattungen und am wenigsten in denen, welche, wie das Drama und die epische Erzählung, einen längeren Athem der poetischen Begeisterung und der planenden und gliedernden Technik erfordern. In dem Erhaschen der Gelegenheit, in der ernsten oder humoristischen Laune, mit der dieselbe ergriffen wird, liegt der Reiz dieser Stücke; ihr Genuß ist bedingt durch den Sinn für die Kleinigkeit. Mit diesem Sinn, dünkt uns, geht der Humor Hand in Hand und ohne denselben ist er undenkbar. Nur zu oft geht uns Deutschen der Humor über dem Pathos aus, oder er verirrt sich jetzt in's Sentimentale, jetzt in's Kaustische. Hier in der That sind wir sicher vor Beidem; Witz und Poesie benehmen sich auf's Liebenswürdigste gegen einander und weder

der Stachel des Epigramms noch die Schneide der Satire mag die Angegriffenen ernstlich beleidigen. Woher das? die Gelegenheiten, an welche in Prosa und Poesie, in deutscher und lateinischer Sprache unser Schriftsteller anknüpft, sind fast durchaus die öffentlichen Zustände, Momente des politisch-kirchlichen Lebens während unserer letzten fünfundzwanzig Jahre. Von der Oppositionsstimmung der ersten vierziger Jahre werden wir durch die Revolution bis zu den Wunderlichkeiten der neusten Aera hindurchgeführt; wir finden uns in die Paulskirche und wieder in das preußische Herrenhaus versetzt; wir machen den ganzen langen Weg von Excellenz Eichhorn bis auf Herrn von Mühler durch. Wie vertragen sich diese ernsten Dinge mit dem Geiste der Harmlosigkeit, ja, wenn wir das Wort brauchen dürfen, der Gemüthlichkeit, welcher in den Versen und zum Theil selbst in den Ansprachen und offenen Briefen dieser Sammlung waltet? In das Verbitterte, Unruhige, Leidenschaftliche einer politischen Epoche ragt hier, wenn wir nicht irren, ein Stück von dem Geiste einer früheren Epoche; in das öffentliche Interesse spielt der alte deutsche Zug nach dem Behagen an einer privaten Existenz hinein. Nur spielend gleichsam und doch mit dem Gefühl seines guten Rechts greift der Verfasser in die politischen Cirkel ein, jedenfalls fest entschlossen, seine poetischen Cirkel sich nicht stören, seine Laune sich nicht verkümmern zu lassen. Die Muße ist seine Muse. Wer will ihm die Freude an zierlicher Darstellung, an feinfühliger Sprach- und Versbildung rauben? Und wer, fügen wir hinzu, thut es ihm auf diesem Gebiete formeller Virtuosität gleich? Mit der dichterischen Ader verbindet sich die philologische, und wenn man diese fließenden Jamben, diese klingenden Stanzen liest, so bleibt einzig das Bedauern, daß sich der Verfasser bei so großer Begabung nicht einmal zu der Durchführung einer größeren Uebersetzeraufgabe die Geduld genommen hat.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.



